Die Grenzboten




Dei
Sub Numine
Viget


[redacted]

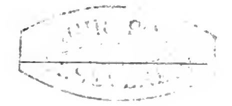
Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.



45. Jahrgang.

Viertes Quartal.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1886.

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1886. Viertes Vierteljahr.

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege, Unterrichtswesen.

Geschichtliches und Biographisches.

Länder- und Völkerkunde.

Literaturwissenschaft.

Kunst- und Altertumswissenschaft. Kunstpflege.

Verschiedenes.

Erzählung.

Notizen.

Litteratur.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden.)



Deutsche und englische Politik in Bulgarien.

Die letzten Berichte, welche aus Bulgarien eintrafen, lauteten nicht befriedigend. Die Führer der Partei, welche den Fürsten Alexander nach seiner Wegführung ins Land zurückrief, setzen, nachdem derselbe sich unter Verzicht auf die Regierung freiwillig entfernt hat, dessen Politik nach Möglichkeit fort. Sie suchen Bulgarien, soweit es die Umstände zulassen, dem Einflusse Rußlands zu entziehen, und sie unterhalten die Unruhe, indem sie auf Maßregeln bestehen, welche zunächst Vergangenes rächen und strafen sollen, während ihnen die Versöhnung für die Zukunft notwendiger erscheinen sollte. Die jetzigen Gewalthaber sind eine Parteiregierung mit allen Fehlern einer solchen. Sie begreifen die wirkliche Lage der Dinge nicht. Sie überschätzen ihre eigne Bedeutung und die der bulgarischen Nation überhaupt, sie geben sich falschen Hoffnungen hin, sie beeilen sich, durch die Volksvertretung Thatsachen schaffen zu lassen, von denen sie meinen, sie würden vollendete Thatsachen sein, während sie doch nur den mäßigen Wert von Kundgebungen dessen haben können, was die jetzt am Ruder befindliche Partei erstrebt. Alles das verheißt für die nächste Zeit nichts Gutes. Aber zum Glück kommt es im großen und ganzen schließlich nicht auf die Interessen, den Willen und den Verstand dieser Politiker an, sondern auf die Stellung, welche die zunächst beteiligten Großmächte zu der Frage einnehmen, und hier sind die Aussichten trotz allem, was in den letzten Wochen in Leitartikeln und Korrespondenzen behauptet und befürchtet worden ist, durchaus nicht entmutigender Art. Eine Verständigung Österreich-Ungarns und Rußlands über eine Wahrung ihrer beiderseitigen Interessen auf der Balkanhalbinsel war immer eine Möglichkeit, wenn der gute Wille, die eignen Ansprüche unter Anerkennung der Rechte

und Bedürfnisse des andern Teiles zu beschränken, wenn billiger Sinn und Liebe zum Frieden vorhanden waren, und wenn ein nicht direkt beteiligter Vermittler zur Auffindung des Ausweges aus der Gefahr von Konflikten seinen Beistand lieh. Die Parteien, immer unbillig, immer übertreibend und überstürzend, die Moskauer Panslawisten, die magyarischen Heißsporne und andre „Volkspolitiker" besaßen jenen guten Willen nicht, wohl aber die Regierung auf beiden Seiten, und der Vermittler fehlte auch nicht. So wurde der Weg zu einer Verständigung gefunden und betreten, und wenn er in manchen Teilen noch zu ebnen ist, wenn noch Schwierigkeiten hinwegzuräumen sind, im Prinzip ist man, wie wir Grund zu glauben haben, in der Sache einig. Auf Grund gegenseitiger Zugeständnisse wird Rußland einen großen Teil dessen haben, was es zu bedürfen glaubt, und das Gleiche wird mit Österreich-Ungarn der Fall sein. Dieses wird seine Machtsphäre allmählich über die westliche Hälfte der Balkanländer, jenes die seine über die östliche ausdehnen dürfen. Das Wie? wird von den Verhältnissen abhängen, aber wenig oder garnicht von dem Willen der Winkelpolitiker, welche unter diesen Barbaren oder Halbbarbaren Agitation für Hirngespinnste treiben und dafür von unsern demokratischen Blättern gefeiert werden. Rußland wird zunächst sein, was Österreich-Ungarn in Serbien, dann mit der Zeit, was dieses in Bosnien und der Herzegowina ist. Über spätere Ziele dieser Entwicklung, solche, welche außerhalb des Rahmens, der mit dem Berliner Frieden geschaffen worden ist, hinausliegen, brauchen wir uns vorläufig keine Gedanken zu machen, wenn wir wissen, daß sie Zug um Zug, immer mit Ausgleichung der Bedürfnisse und Anforderungen beider Parteien, erstrebt werden sollen. Auch der Gedanke eines Vordringens der Russen nach Konstantinopel und einer Festsetzung derselben am Bosporus, dessen Bedeutung für die Welt und somit auch für uns überhaupt bis zum Aberglauben übertrieben worden ist — das Interesse der Welt war hier im Grunde fast nur das englische —, hätte nichts Ungeheuerliches, wenn bei seiner Verwirklichung die Fahnen Österreichs über Salonik und seinen Hinterländern wehten. Das sind aber dämmernde Dinge, über die wir uns nicht erhitzen, sondern zu einer näherliegenden Betrachtung, zu der Stellung übergehen, welche die deutsche und englische Politik zu der bulgarischen Frage eingenommen hat. Blicken wir auf die Entwicklung derselben zurück, so gewahren wir, so wenig tief und genau sich auch auf solchem Gebiete von dem Nichteingeweihten sehen läßt, unverkennbar den klaren Blick und die glückliche Hand, mit welchen der deutsche Reichskanzler in der politischen Welt waltet. Wenn irgend eine von den an diesen Angelegenheiten interessirten Mächten einen bestimmten Zweck vor Augen hatte und mit Konsequenz durch alle Wandlungen der Verhältnisse verfolgte, so war es die, für welche Fürst Bismarck die Geschäfte betreibt und das Wort führt. Keinerlei Einflüsse, am wenigsten die, welche von der sogenannten öffentlichen Meinung ausgingen, vermochten ihn von dem abzulenken, was ihm zu allen Zeiten das erste und

oberste Ziel seiner Berechnungen und Bestrebungen war: die Wahrung und Sicherstellung der Interessen des deutschen Reiches durch Erhaltung des Friedens, die wiederum in der Erhaltung des Bündnisses mit Österreich-Ungarn und in der Verhütung einer Annäherung Rußlands an Frankreich besteht, welche letztere ihrerseits nur durch Vermittelung der Interessen unsrer Verbündeten an der Donau mit denen unsrer Freunde an der Newa verhindert werden konnte. Ohne jemals zur Seite zu blicken und sich beirren zu lassen, sorgte er für den Weltfrieden, indem er sich zu verhüten bemühte, daß die unselige Verwicklung in Bulgarien als zersetzende Kraft auf das gute Einvernehmen der drei europäischen Kaisermächte wirkte, welches die Abmachungen des Berliner Friedens ergänzte, und welches man — nicht recht zutreffend — als Tripelallianz bezeichnet. Zu gleicher Zeit wußte er die Interessen des geeinigten Deutschlands in andern Richtungen zu sichern und zu fördern, jenes aber stand ihm stets in erster Reihe. Die vielfach mit Befremden aufgenommenen Äußerungen der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung über die bulgarische Sache können als vollkommen offener und echter Ausdruck der Meinung des Kanzlers angesehen werden, und wenn sie nicht sofort als richtige Auffassung der Lage erschienen, würde man sie als solche an dem heftigen Widerspruche erkennen, den sie vonseiten der reichsfeindlichen demokratischen und ultramontanen Presse erfuhren. Es war nicht das erstemal, daß der Kanzler hier bei seinem Spiele die Karten aufgedeckt auf den Tisch warf. Was auch in Bulgarien jetzt vorgehen möge, so lesen wir da, es kümmert Deutschland nicht. Dasselbe hat vielmehr seinen Blick fest nach Westen zu richten, von wo ihm vor allem Gefahr droht. Den Franzosen, die den Krieg mit uns vorbereiten, aber noch nicht damit fertig sind und überhaupt nicht wohl daran denken können, einen so verhängnisvollen Schritt wie den Angriff auf uns ohne Bundesgenossen zu wagen, ist damit wieder einmal deutlich gesagt worden, daß der leitende Staatsmann Deutschlands vorzüglich sie als das friedensfeindliche Element in Europa betrachtet, gegen das deshalb vor allen andern Vorsicht und Wachsamkeit geboten ist, und dem anderseits nach wie vor die Möglichkeit entzogen werden muß, sich den ersehnten und in der That zu einem Kriege mit uns unentbehrlichen Beistand von andrer Seite zu gewinnen. Dieser könnte, wie die Dinge zu liegen scheinen, nur von Rußland kommen, wo eine rührige Partei in unklarem, aber gerade deshalb nur heftigerem Hasse gegen die Deutschen sich mit der französischen Stimmung begegnet und auf ein Bündnis mit Frankreich hindrängt. Der Einfluß dieser Partei könnte einmal stärker werden, als er gegenwärtig ist, und er würde gewiß stärker werden, wenn es der Regierung erscheinen sollte, als verträte die Partei wirkliche Interessen des Reiches. Anlässe hierzu sind also nach Möglichkeit zu beseitigen, und dies ist bisher gelungen, ohne daß berechtigte Ansprüche Österreich-Ungarns darunter zu leiden gehabt hätten, und wird, wie zu hoffen, der diplomatischen Kunst unsers Kanzlers, welcher das Vertrauen in ihre Aufrichtigkeit in den

maßgebenden Kreisen sowohl Petersburgs als Wiens zur Seite steht, auch ferner gelingen. Die Tripelallianz (sit venia verbo) wird forbestehen, wie viel Mühe man sich auch vonseiten eines andern Kabinets geben möge, sie zur Auflösung zu bringen, und wie laut auch Agitatoren in Pest und Moskau direkt und indirekt gegen sie peroriren und demonstriren. Damit ist aber jenes ominöse französisch-russische Bündnis gegen die deutsch-österreichische Allianz, die Hauptstütze des Weltfriedens, bis auf weiteres abgewehrt und vielleicht für lange Zeit zur Unmöglichkeit gemacht. Die Politik des Reichskanzlers ist also Rußland gegenüber eine vorsichtige und behutsame, darum aber nicht, wie behauptet worden ist, von Furcht beeinflußt. Wenn es sich um wirkliche deutsche Interessen oder derartige Interessen unsers Verbündeten im Donaubecken handelte, über die man sich in Petersburg nicht in Güte mit uns verständigen wollte und über die deshalb das Schwert entscheiden müßte, so würden wir, sobald sich dem durchaus nicht mehr ausweichen ließe, den Kanzler sicherlich nicht kleinmütig, vielmehr bereit sehen, zu beweisen, daß der Appell an die Furcht in Berlin auch heute keine Statt findet, und zwar umso weniger, als, wie wir neulich zeigten, ein Krieg mit Rußland, vom militärischen Standpunkte aus betrachtet, für uns nicht aussichtslos wäre. Ein solcher Bruch zwischen den beiden Nachbarn war 1879 mehr als möglich, er war bereits wahrscheinlich. Läge er jetzt nahe, träte er ein, so würden die französischen Kanonen zwar vermutlich von selbst losgehen, aber auch diese Aussicht dürfte uns nicht abschrecken, wenn es sich um ein ernstes Bedürfnis oder Recht unsers Staates und unsrer Nation handelte und dasselbe von Rußland unmittelbar oder auch nur mittelbar bedroht oder verletzt wäre. Unverständig aber und gewissenlos, ein Frevel würde es sein, ohne einen solchen Anlaß, also ohne unbedingte sachliche Nötigung die Deutschen in einen solchen ungeheuern Krieg zu stürzen, der nur dem Revanchebedürfnisse der Franzosen zu Gute kommen oder im günstigen Falle einer andern Macht die Kastanien aus dem Feuer holen würde, die sie selbst sich nicht zu nehmen wagte. Wir haben ähnliches vor dem letzten russisch-türkischen Kriege erlebt, wo die englische Politik sich mit allen Mitteln bemühte, Deutschland zum Einspruche gegen denselben zu bewegen. Kurz, wir dienen nicht andern, sondern uns selbst und uns allein. Ein Bündnis zwischen Rußland und Frankreich besteht nicht, es ist, wie das Blatt des Kanzlers sagt, nicht wahrscheinlich und schließlich auch nicht notwendig, um Frankreich zum Wagnis eines Angriffes auf uns zu bestimmen, wenn wir einen andern, ungefähr ebenbürtigen Gegner vor uns sehen sollten. Die Balkanfragen sind in der Gestalt, die sie jetzt angenommen haben, wie oben angedeutet wurde, nebensächlicher Art, ja das genannte Organ versichert, gewiß nicht ohne gute Gründe zu haben, daß die drei Kaisermächte in ihrer Auffassung derselben in keinem Augenblicke uneinig gewesen seien, was allerdings wohl nur von den letzten Jahren gelten dürfte.

Was man also auch von dem Standpunkte der oder jener Partei innerhalb

oder außerhalb Deutschlands über die Politik des Reichskanzlers sagen mag, sie ist, unbeeinflußt von Furcht oder andern Gefühlen, auf Erhaltung der Ruhe Europas durch Vermittlung auf Grund von Billigkeitsrücksichten gerichtet gewesen und bis jetzt mit Erfolg und Aussicht auf ferneres Gelingen. Man sollte ihr dafür danken, statt sie kurzsichtig und im Hinblick auf demokratische Theorien und Vorurteile zu tadeln. Man darf sich aber zugleich daran erinnern, daß sie in dem trefflichen deutschen Heere, der Schöpfung unsers Kaisers, die stets auf dem Niveau höchster Vollkommenheit erhalten wird, einen mächtigen Rückhalt und Stützpunkt hat, welcher heutzutage wohl eigentlich der eherne Fels ist, der in dem Drang und Schwall einander bekämpfender Interessen von Nationen und Staaten, von Parteien und Faktionen die Zuversicht auf einen guten Ausgang aufrecht erhält.

Was wir hier sagten, gilt selbstverständlich nur von der Gegenwart und der nächsten Zukunft. Weiterhin sehen nur Propheten. An der langen Grenzlinie zwischen den Donaumündungen und Krakau und innerhalb dieser weitgestreckten Kurve liegen in Nebel und Dämmerung allerlei Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, die zu Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten zwischen den beiden Nachbarstaaten werden können, sodaß es niemals an Gefahren fehlen wird. Österreich-Ungarn ist ein Doppelstaat, und die Zwillinge können einmal in Lebensfragen verschiedner Ansicht sein und dem Folge geben. Österreich (wir meinen die Regierung) beobachtet jetzt wie Deutschland eine gleichgiltige Haltung gegen das, was an der untern Donau vorgeht, es überläßt die Ordnung des Geschickes der dortigen Völker bis zu gewissen Schranken der slawischen Macht, die ihre Augen nach Süden richtet. In Ungarn empfinden weite Kreise Besorgnis darüber, aber wir glauben, ohne ernsten Grund für die Gegenwart und die nächsten Jahre. Niemand weiß, welche Schwierigkeiten sich in Zukunft nach den jetzt im wesentlichen beseitigten dort erheben werden, und welche Konflikte die Zukunft in ihrem Schoße bergen mag. Gewiß scheint nur, daß der deutsche Kanzler der Mann sein wird, der sich in die Mittel findet, sie zu bemeistern, und Wege zur Lösung zu entdecken wie bisher. So lange er lebt und sein Rat vertrauensvoller Beachtung begegnet, ist nichts zu befürchten. Die spätere Welt wird für sich zu denken und zu sorgen haben, und wenn ihr sein Genie fehlt, wenigstens den Bahnen desselben zu folgen, von ihm zu lernen und darnach sich einzurichten.

Die englische Politik namentlich könnte von ihm lernen, billig und folgerichtig zu verfahren. Sie hat in Bulgarien nicht glücklich gespielt, nur Unfrieden gestiftet und Unheil geerntet. Bismarck ist nicht, wie viele Engländer meinen, ein Gegner Englands, der Rußlands Interesse gegen das britische unterstützt. Wohlwollend gegen England, konnte er mit demselben nur auf dem festländischen Gebiete nicht arbeiten, einmal, weil er nie wissen konnte, welche Politik es in der nächsten Zukunft verfolgen würde, dann, weil es zwar eine

große Geld- und Seemacht ist, aber keine Armee hat, die bei kontinentalen Kriegen im Ernste mitzählen würde. Das erstere ist das wichtigere. Hätte er es nicht von Anfang an gewußt, so hätten es ihm die letzten Jahre zeigen müssen. Er unterstützte England auf dem Berliner Kongreß, wenn auch in vermittelnder Weise, mit Berücksichtigung der berechtigten Ansprüche Rußlands, immerhin aber so, daß dessen Absichten beschränkt wurden. Jene Unterstützung erfolgte, weil die englische Politik damals in den Händen eines energischen Staatsmannes lag, welcher genau wußte, was er wollte, und wie es zu erreichen war. Es wurden Linien gezogen, welche die englischen Interessen am Balkan berücksichtigten, ohne die russischen unbillig hintanzusetzen, und von welchen einige noch existiren. Infolge des parlamentarischen Systems fiel Beaconsfield, allgemeine Wahlen entfernten ihn und mit ihm seine Politik im Orient vom Ruder. Gladstone, sein Nachfolger, that in diesen wie in andern Beziehungen ungefähr das Gegenteil, teils aus Unklarheit und Ungeschick, teils auf Grund liberaler und theologischer Velleitäten. Er suchte sich Rußland zu nähern, er schwärmte für die Freiheit der Balkanvölker. Als Lord Salisbury ins Amt kam, ereignete sich die ostrumelische Revolution, und er fand es für gut, sie, die ein Bruch des Berliner Friedens war, zu billigen und deren Urheber nach Möglichkeit gegen Rußland zu unterstützen. Lord Roseberry setzte diese Politik unter den Augen Gladstones, der wieder an die Gewalt gelangt war, fort, und mit welchem Erfolge, wissen wir. Wie man auch über diesen Ausgang denken möge, die Thatsache liegt auf der Hand, daß die auswärtige Politik Englands von dem Belieben der Parteien, von den wechselnden und nie vorher zu berechnenden Mehrheiten der Wähler abhängt, die nur zum kleinsten Teile von ihr etwas verstehen, daß man sich also niemals auf sie verlassen kann. Mit vollem Rechte darf der deutsche Kanzler sagen: Ich kann immer mit ziemlicher Bestimmtheit Rußland und Österreich in meine Berechnungen einstellen, weil ich weiß, was ihre auswärtige Politik ist und in der Zukunft — ganz außerordentliche Fälle abgerechnet, die sich menschlichem Ermessen entziehen — sein wird. Mit England ist mir dies nicht möglich, weil hier die Parteien regieren, die heute obenauf und morgen unten sind. Wir wissen selbst jetzt nicht mit Sicherheit, ob nicht irgendwelcher Gedanke, der nichts mit den wirklichen Interessen Englands zu schaffen hat, die Mehrheit der Wähler für oder gegen die Politiker um sich vereinigen wird, die mit uns zu gehen geneigt sind. Wenn die Staatsmänner Großbritanniens von anderm Schlage wären, als sie jetzt sind, wenn das englische Volk den Blick fest auf seine auswärtigen Interessen gerichtet hielte, wenn es dabei einen streng nationalen Standpunkt einnähme, wenn Leute wie Gladstone, der als Leiter der auswärtigen Politik halb demokratischer Schnelldenker, halb bornirter Missionär war, dort unmöglich wären, ließe sich ein Zusammengehen mit den Herren überm Kanal wenigstens überlegen.

Der Eid vor Gericht.

n einem „Die Meineidpest“ überschriebenen Aufsatze, welchen Nr. 34 und 35 dieser Zeitschrift gebracht haben, ist die Frage erörtert worden, ob nicht durch die Art und Weise, wie man zur Zeit von dem Eide bei Gericht Gebrauch macht, der Meineid wesentlich gefördert werde. Der Verfasser jenes Aufsatzes glaubt diese Frage bejahen zu müssen und gelangt dahin, daß den bestehenden gesetzlichen Vorschriften gegenüber mehrfache Abänderungen sich empfehlen.

Zur Grundlage seiner Ausführung nimmt der Verfasser die von ihm als feststehend angesehene Thatsache, daß das Verbrechen des Meineids erheblich zugenommen habe. Es ist das eine Frage, die schon längere Zeit die öffentliche Meinung beschäftigt hat. Unzweifelhaft ist, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte die Verurteilungen wegen Meineids häufiger geworden sind. Und diese häufigen Verurteilungen haben auch die natürliche Folge gehabt, daß weit öfter Anzeigen wegen Meineids an die Strafbehörden gelangen. Hat eine Partei ihren Prozeß in allen Instanzen verloren, so betrachtet sie es gewissermaßen als ihr letztes Rechtsmittel, daß sie den Gegner wegen „Meineids“ zur Anzeige bringt und dadurch ihren Prozeß noch zu gewinnen hofft. Natürlich fährt sie in unzähligen Fällen ab. Aber jede dieser Anzeigen vermehrt doch wieder die Zahl der wegen Meineids eingeleiteten Untersuchungen. Die Frage nun, ob die heute vorkommenden häufigen Verurteilungen wegen Meineids und die sich daran anknüpfenden noch häufigeren Anzeigen eine Folge davon seien, daß wirklich heute mehr Meineide geschworen werden, oder nur davon, daß heute der Beweis des Meineids viel leichter angenommen wird als früher, das ist eine Frage, die schwer zu beantworten ist. Der Verfasser dieses Aufsatzes, der mit seinen persönlichen Erinnerungen auf eine lange Reihe von Jahren zurückblickt, in welchen noch ein Strafprozeß in Übung war, der es mit dem Beweis des Meineids weit schwerer nahm, kann seine persönliche Überzeugung nur dahin aussprechen, daß früher Meineide nicht weniger geschworen wurden als jetzt, wenn auch eine Verurteilung wegen dieses Vergehens weit schwieriger zu erlangen und deshalb weit seltener war.

Gleichwohl kann man es der nun einmal vorliegenden Thatsache gegenüber, daß viele Meineide geschworen werden, für gerechtfertigt halten, die Frage zu stellen: Ließen sich nicht Mittel finden, um diesem Übel zu steuern und auf eine größere Heilighaltung des Eides hinzuwirken? Insofern kann man sich mit der Tendenz des gedachten Aufsatzes wohl einverstanden erklären.

Auch dem, was der Verfasser in dieser Richtung vorschlägt, können wir in manchen Beziehungen bereitwillig zustimmen. Gleich ihm würden wir es vorziehen, wenn die Zeugen erst nach Abgabe ihrer Aussage vereidigt würden, weil dann bedenkliche Punkte leichter vor der Vereidigung berichtigt, auch manche Eide wohl ganz erspart werden könnten. Ebenso sind wir darin einverstanden, daß auch das unbeschworene unwahre Zeugnis mit einer, wenn auch geringeren, Strafe bedroht sein sollte.

Für einen Irrtum aber halten wir es, wenn der Verfasser meint, dem Verbrechen des Meineids könne auch dadurch begegnet werden, daß man im Zivilprozeß an die Stelle des Parteieneides „die Vernehmung der Parteien als Zeugen" setzte. Der Gedanke ist ja an sich nicht neu, hat vielmehr eine gewisse Geschichte. Der englische Prozeß — beiläufig bemerkt, eines der kläglichsten Rechtsverfahren, welche die Welt aufzuweisen hat — kannte ursprünglich den Parteieneid garnicht. Da ist man denn aus Not darauf gekommen, denselben in der Form einzuführen, daß man „die Partei als Zeuge vernimmt." Natürlich hat es nun auch sofort deutsche Juristen gegeben, welche sich für diesen Gedanken begeisterten. In der Reichsjustizkommission wurde ein hierauf bezüglicher Antrag gestellt. Obgleich die Verteidiger dieser Neuerung dieselbe als die „letzte Konsequenz des Prinzips der freien Beweiswürdigung" und als die eigentliche „Krönung des Neubaues" anpriesen, vermochten sie doch nur sieben Stimmen für sich zu gewinnen. Seitdem nun auch die neue Prozeßordnung in ihrer praktischen Bethätigung so manche zur Zeit ihres Erlasses bestehende Illusionen beseitigt hat, durfte man glauben, daß auch dieser Gedanke wohl der Vergessenheit anheimgefallen sei. Wenn derselbe jetzt in der verführerischen Form eines sich empfehlenden Mittels wider die „Meineidpest" wieder auftaucht, so fühlen wir uns berufen, demselben umsomehr entgegenzutreten, als wir überzeugt sind, daß gerade aus dieser Neuerung die Meineide erst recht emporwuchern würden.

Da diese Zeitschrift nicht ausschließlich für Juristen bestimmt ist, so wollen wir versuchen, die Sache, die ja in ihrer ethischen Bedeutung auch für den Laien großes Interesse hat, in einer möglichst allgemein verständlichen Weise darzustellen.

Parteien und Zeugen unterscheiden sich in ihrer Stellung zum Prozeß dadurch, daß jene bei den Thatsachen, auf welche es ankommt, beteiligt, diese in der Regel unbeteiligt sind. Daran knüpft sich für den Eid beider die natürliche Folge, daß der Zeugeneid in der Regel unbedenklich ist, der Parteieneid dagegen nur allzuoft die Versuchung in sich trägt, Unwahres eidlich zu erhärten und so zum Meineid zu werden.

Diese Natur des Parteieneides hat in allen verständigen Prozeßgesetzgebungen dahin geführt, möglichst sparsam damit umzugehen und ihn nur da zu verwenden, wo alle übrigen Beweismittel nicht ausreichen. Eben deshalb wird sich dann aber auch an diesen Eid, als das letzte Mittel der Wahrheitserforschung, in der Regel der Ausgang des Prozesses knüpfen. Und diese schwer-

wiegende Bedeutung des Parteieneides hat dann auch dahin geführt, daß in dem wichtigsten Falle, nämlich in dem Falle des zugeschobenen Schiedseides, die Frage, welche Partei den Eid zu leisten habe, nicht von richterlicher Willkür abhängt, sondern von bestimmten Regeln.

Diese Regeln stehen in genauer Verbindung mit der Frage der Beweislast. Diejenige Partei, welcher die Beweislast obliegt, kann nicht verlangen, daß, bei dem Mangel aller übrigen Beweismittel, durch ihren eignen Eid über ihr Recht entschieden werde, sondern sie muß in erster Linie es geschehen lassen, daß der Gegner ihre Behauptung abschwöre. Nur wenn dieser nicht schwören will, muß auf dessen Verlangen die beweispflichtige Partei selbst die Wahrheit ihrer Behauptung beschwören, wodurch dann sich die Beweisfrage zu ihren Gunsten entscheidet. Wenn also z. B. A wider B ein diesem angeblich gegebenes Darlehn einklagt, B aber ein solches empfangen zu haben leugnet, so liegt es in der Natur der Sache, daß A beweisen muß, das Darlehn an B gegeben zu haben. Zu diesem Zwecke darf er aber nicht sagen: „Ich will beschwören, daß ich das Darlehn an B gegeben habe." Sonst wäre ja jeder dem Eide jedes gewissenlosen Menschen, der gegen ihn einen Prozeß erhöbe und bereit wäre, die Wahrheit seiner Behauptungen eidlich zu erhärten, preisgegeben. Vielmehr muß A zunnächst dem B „den Eid zuschieben," d. h. geschehen lassen, daß B schwört, das Darlehn nicht empfangen zu haben. Schwört er dies, dann wird A abgewiesen. Will aber B den Eid nicht schwören, dann kann er ihn dem A „zurückschieben," und dann muß A schwören, daß er das Darlehn gegeben habe. Schwört er dies, so wird B verurteilt. Diese gesetzliche Regelung hat dann auch die weitere Folge, daß immer nur eine Partei zum Eid über eine Thatsache zugelassen wird, und daß es nicht zu dem widerlichen Schauspiel kommen kann, daß beide Parteien sich mit ihren Eiden einander gegenüberstehen.

Neben diesen festen Regeln, welche über die schwurberechtigte Partei Bestimmung treffen, bestehen in unsern Prozeßgesetzen noch weitere Vorschriften in der Richtung, daß auf den Eid der Parteien immer erst im äußersten Notfalle, d. h. wenn alle übrigen Beweismittel versagt haben, dann aber unter genauer Erwägung, was und wieviel zu beschwören sei, und unter einer dem entsprechend genauen Formulirung des zu leistenden Eides erkannt wird. Den Parteien wird dieses Erkenntnis zeitig mitgeteilt, sodaß die schwurpflichtige Partei sich genugsam überlegen kann, ob sie den Eid schwören könne und wolle. Gegen das auf Eid lautende Erkenntnis dürfen die Parteien Rechtsmittel erheben und so die Frage, ob der Eid richtig regulirt sei, zur Entscheidung der höhern Instanz bringen. So ist in allen Richtungen dafür gesorgt, daß nicht unnötigerweise Parteieneide gefordert werden, und daß die Partei nur dasjenige zu beschwören braucht, worauf es wirklich im Prozeß ankommt.

Wenn man nun vorschlägt, statt des solchergestalt in genaue Regeln gebannten Parteieneides „die Vernehmung der Parteien als Zeugen" zu setzen,

was will man damit eigentlich? Zunächst ist doch wohl so viel unzweifelhaft, daß dadurch, daß man den Parteien sagt: „Ihr werdet hier nicht als Parteien, sondern als Zeugen vernommen," die Parteien nicht wirklich „Zeugen," d. h. unbeteiligte Dritte werden, sondern immer „Parteien," d. h. unmittelbar Beteiligte bleiben. Auch daran, daß etwa die als „Zeuge" vernommene Partei garnicht wisse, worauf es ankomme, und deshalb in aller Unschuld stets die Wahrheit sagen werde, ist doch wohl nicht zu denken. Mit einem solchen Hokuspokus läßt sich also die Gefahr, welche naturgemäß in dem Parteieneide liegt, nicht beseitigen.

Die Bedeutung jener Änderung könnte also nur die sein, daß man die gesetzliche Regelung, welcher zur Zeit der Parteieneid unterliegt, abwerfen und statt dessen denselben in die losen und willkürlichen Formen der Zeugenvernehmung einkleiden will.

Da fragt es sich denn zunächst, wie weit man in dieser Richtung gehen will? Sollen auch die Regeln, nach welchen sich jetzt die schwurberechtigte Partei bestimmt, zerstört werden? Soll also der Richter das Recht haben, etwa beide Parteien als „Zeugen" über die nämliche Thatsache zu vernehmen? Das wäre in der That die natürlichste Folge der Lehre. Denn wenn die eine Partei die Befugnis hat, sich ihr Recht selbst zu bezeugen, warum sollte die andre Partei nicht auch die Befugnis haben? Würden doch sicherlich beide Teile sich begierig darnach drängen, als „Zeugen" vom Richter vernommen zu werden. Dann aber würde es sehr häufig dahin kommen, daß Eid und Eid einander gegenüberstünden, und der Richter würde nach der Vernehmung beider Teile so klug sein wie vorher, wenn er nicht etwa sagen wollte: „Ich glaube dem Eide der einen Partei, dem der andern aber nicht." Natürlich die reine Willkür! Oder soll der Richter beliebig eine Partei auswählen, die er als „Zeugen" vernehmen will, die andre aber ungehört lassen? Dann würde er also auch die beweispflichtige Partei in erster Linie über die ihr Recht bedingenden Thatsachen eidlich vernehmen und ihr auf Grund ihres eignen „Zeugnisses" das beanspruchte Recht zuerkennen können. Das hieße nichts Geringeres, als die ganze Lehre von der Beweislast über den Haufen werfen, was eine Revolution von ganz unabsehbaren Folgen in unserm Rechtsleben herbeiführen würde. Schwerlich aber würde daraus das Gefühl einer höher waltenden Gerechtigkeit erwachsen, wohl aber sehr häufig das Gefühl größter, vom Richter geübter Willkür.

Gesetzt aber auch, man wollte nicht so weit gehen, man wollte weder beide Parteien als „Zeugen" vernehmen, noch die zu vernehmende Partei willkürlich auswählen, sondern in der That nur diejenige Partei als Zeuge vernehmen, der auch nach dem bestehenden Rechte der Eid zufiele; dann würde der Gegensatz noch immer darin liegen, daß der Richter von allen oben angeführten, die vorsichtige Behandlung des Parteieneides bezweckenden Vorschriften entbunden wäre.

Das Gericht würde also frischweg die Vernehmung anordnen können, ohne Rücksicht darauf, ob noch andre Beweismittel vorhanden seien. Es würde auch den Gegenstand dieser Vernehmung nur im allgemeinen beschließen, während die Ausführung derselben in die Hand des die Vernehmung leitenden Richters gelegt wäre. Dieser könnte innerhalb des allgemein bezeichneten Gegenstandes beliebig hin und her fragen. Er könnte die Partei mit dieser und jener Frage überraschen. Und bei diesem Inquisitorium stünde die völlig unvorbereitete Partei stets zwischen der Alternative, durch eine ungeschickte Antwort einen Meineid zu begehen oder ihren Prozeß zu verlieren. Träte der vernehmende Richter — wie dies doch auch zu Zeiten vorkommen kann — mit einer gewissen Voreingenommenheit an die Sache, so könnte er in dem Gewissen der Partei förmlich herumwühlen. Schlimm genug, daß schon jetzt mitunter Personen, die in Wahrheit als Zeugen vernommen werden, aber durchaus nicht unbeteiligt bei der Sache sind, sich ein solches, sie verletzendes Inquisitorium gefallen lassen müssen. Die Parteien aber einem solchen unterwerfen, würde der Willkür vollends die Krone aufsetzen und unter Umständen auf eine Grausamkeit hinauslaufen, die sich nur mit der frühern Folter vergleichen ließe.

Als durchaus irrig müssen wir dann auch bezeichnen, wenn man glaubt, durch diese Einrichtung dem Meineid entgegenzuwirken. Muß es denn nicht einleuchten, daß bei einer solchen ungeordneten, lediglich durch die Individualität des Vernehmenden bestimmten eidlichen Vernehmung der Partei die Gefahr, daß dieselbe sich zu wahrheitswidrigen oder ungenauen Angaben verleiten lasse, weit näher liegt, als wenn ihr nach sorgfältiger Erwägung dasjenige, was sie beschwören soll, in knappster Form vor Augen geführt wird? Es ist unzweifelhaft, daß alle gedachten Vorschriften unsrer Gesetze, welche die Auflage des Parteieneides regeln, keinen andern Zweck haben als den, die Parteien möglichst wenig in die Versuchung des Meineids zu führen. Und nun sagt man uns, es würde besser um die Wahrheit der Eide stehen, wenn man alle jene Regeln beiseite würfe. So schwer hat man doch nicht bei Aufstellung jener Regeln geirrt.

Wir halten hiernach das vorgeschlagene Mittel, um den Meineiden entgegenzuwirken, für verfehlt. Die Frage, ob nicht doch etwas in dieser Richtung geschehen könne, würde sich nur beantworten lassen mittels einer juristischen Ausführung, zu welcher wir diese Zeitschrift nicht für geeignet halten. Nur mit einem Worte wollen wir das Mittel bezeichnen, welches vorzugsweise dazu dienen würde. Es bestünde darin, daß die Richter mit größerer Umsicht und Vorsicht bei der Eidesregulirung zu Werke gingen, auch sich die Mühe nicht verdrießen ließen, bei der Eidesabnahme in genügender Weise die Parteien über Sinn und Bedeutung des Eides aufzuklären. Daß dadurch eine Menge falscher Eide vermieden werden könnten, ist uns nach vielen gemachten Erfahrungen nicht zweifelhaft.

Der Entwicklungsgang des englischen Parlaments.


udolf Gneist ist unzweifelhaft derjenige Gelehrte in Deutschland, der sich um die Erforschung und Darstellung der englischen Verfassung die größten Verdienste erworben hat. Indem er die Eigenartigkeit der englischen Verhältnisse untersuchte und ins Licht stellte, hat er den Wahn zerstört, als ob diese Verhältnisse ohne weiteres auf andre Länder und Völker übertragbar seien und als ob uns das Heil davon kommen könne, daß wir einfach das Vorbild des englischen Musterstaates sklavisch nachahmen; er hat der allein richtigen Ansicht zum Durchbruch verholfen, daß jedes Volk nach seiner Façon frei und glücklich werden muß. Zuerst hat Gneist das englische Selfgovernment dargestellt (dritte Auflage 1871), dann das englische Verwaltungsrecht (dritte Auflage 1883/84); den dritten Hauptteil der Gesamtausgabe, die Parlamentsverfassung, wollte er längere Zeit jüngern Kräften zur Behandlung überlassen, für welche die Bausteine bereit lagen. Da sich aber diese jüngern Kräfte nicht zur Arbeit einstellten, so entschloß er sich, die Aufgabe zunächst in kurzer, übersichtlicher Form selbst zu lösen, und er hat dies in einem Bande von 407 Seiten gethan, welcher vor kurzem in dem Verlage des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur" als Nr. 53 unter dem Titel: „Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom neunten bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts" erschienen ist.

Wenn man das heutige englische Parlament ins Auge faßt, so hat man freilich Mühe, es in seinem Ahnherrn wiederzuerkennen. Ursprünglich, so lange die Angelsachsen eine bloß kantonale Verfassung hatten, bestand auch bei ihnen die volle Volksversammlung, wie sie Tacitus in der Germania beschreibt; sobald aber die Kantone zu einem Volksganzen verschmolzen, hörte auch die Möglichkeit einer Volksversammlung auf. Eine solche hat auch bei den Gothen, Franken u. s. w. niemals bestanden, und konnte nicht bestehen, da schon aus Mangel an geeigneten Wegen, an Transportmitteln, an Gelegenheit, sich mit ausreichendem Mundvorrate zu versehen, solche Zusammenkünfte von Hunderttausenden zur Beratung von Gesetzen, Friedensschlüssen u. dergl. sich von selbst verbieten mußten. Auch von der streng republikanischen Verfassung der Sachsen ist nur bezeugt, daß sie durch eine kleine Zahl von abgeordneten Boten von Zeit zu Zeit gemeinsame Angelegenheiten besprachen. Die Natur der Sache zwang dazu, die Volksversammlungen in der einen oder andern Weise zu Delegirtenversammlungen umzugestalten. Und wiederum brachte es die Sitte mit sich, daß die von fern Herkommenden nicht anders als mit einem

größern Gefolge und Troß erscheinen konnten. Die großen Versammlungen der karolingischen Monarchie beschränkten sich demgemäß auf eine Heerschau über einen Teil der bewaffneten Macht und eine damit verbundene Versammlung von Magnaten. In etwas verkleinertem Maßstabe gelten alle diese Grundverhältnisse auch für England seit der Vereinigung der Kleinstaaten zu einer nationalen Monarchie. In einem Lande, bedeckt mit Waldungen, durchschnitten durch tiefe Ströme oder durch ausgedehnte Sümpfe und nur schlecht versehen mit Verkehrsmitteln, muß der Dienst sogar bei der Grafschaftsversammlung mit den notwendigen Geschäften des Ackerbaues schwer vereinbar gewesen sein; völlig unausführbar erschien es, eine Versammlung des Gesamtvolkes zu stande zu bringen und jeden freien Mann an einen möglicherweise von seinem Wohnsitze sehr entfernten Ort zu laden. So geschieht es mit Naturnotwendigkeit, daß auch die angelsächsischen Landesversammlungen ein aristokratisches Gepräge tragen, daß nur die höhern Klassen an ihnen teilnehmen können, und daß auch hier der Besuch dieser Versammlungen, der „Witenagemote," der conventus sapientum (witan angelsächsisch = sapiens) oder consilia magnatum, procerum u. s. w. nicht sowohl als ein kostbares Recht aufgefaßt wird, sondern als eine lästige Pflicht. Deshalb sind die Landesversammlungen auch nicht zahlreich besucht gewesen; beispielsweise ergiebt eine volle Landesversammlung, welche 934 zu Winchester gehalten wurde, als anwesend: den König, vier Häuptlinge von Wales, zwei Erzbischöfe, siebzehn Bischöfe, vier Äbte, zwölf Ealdormen, zweiundfünfzig Thane, zusammen also zweiundneunzig Personen. Das Volk übte bei diesen Versammlungen so gut wie keinen wirklichen Einfluß; aber wie man auch bei der Kaiserwahl in Deutschland den zustimmenden Zuruf der versammelten Volksmasse zur Wahl der Kurfürsten nicht entbehren mochte, so bestand diese rein formelle Einwirkung des Volkes auch in England fort; der „Umstand," die Corona der freien Männer, welche beim Witenagemot zugegen war, ließ es sich schwerlich nehmen, populäre Beschlüsse der „Weisen" mit Beifall zu begrüßen, mißliebigen aber auch Zeichen des Unmuts entgegenzusetzen. Als Gegenstände der Beratung dieser Versammlungen lassen sich bezeichnen: 1. die etwa notwendig werdenden Änderungen des überkommenen Volksrechtes, d. h. der Grundsätze über Vermögens-, Familien- und Hausrecht, der Besetzung des Gerichts, der Rechtspflege; 2. die wichtigsten Einrichtungen des weltlichen Gemeinwesens, namentlich Anordnungen über das Heerwesen, über die Aufrechthaltung des Friedens, die Verwaltung des Gerichts u. s. w.; 3. die Gesetzgebung über die kirchlichen Angelegenheiten. So sind die Einführung des Kirchenzehntens, die Heilighaltung des Sabbats, die strengere Beobachtung von Festtagen und Fastengeboten, die Zulassung des Mönchtums von den Witenagemoten behandelt worden. Wir vermissen dabei, daß die Landesversammlung auch über finanzielle Dinge gehört worden wäre; dies erklärt sich aber daraus, daß das Staatswesen dieser Zeit noch ganz auf Naturalwirtschaft beruht und daß es ein

Besteuerungssystem noch nicht kennt. Die Ladung zur Versammlung ging vom Könige aus, dem sehr oft viel daran liegen mußte, seinen Absichten durch die Zustimmung der Magnaten Recht und Nachdruck zu verleihen und ihre Durchführung dadurch zu erleichtern; aus dieser Erwägung erklärt es sich, daß die Könige auf Berufung der Witenagemote Gewicht legen und in dieser Einrichtung mehr eine Förderung ihres Ansehens erblicken als eine Beschränkung.

Die Zerrüttung des angelsächsischen Volkes, die Spaltung der Königsfamilie selbst durch die Verschwägerung mit der dänischen Familie des Earl Godwin, die Zerklüftung der Magnaten in nationale und kirchliche Parteien führten den Sieg eines fremden Eroberers herbei. Nach einer von Sismondi mitgeteilten Erzählung hatte Robert der Teufel, Herzog der Normandie, bei Gelegenheit eines Besuches bei dem Grafen von Flandern Gefallen an dessen Tochter gefunden und nach einem mittelalterlichen Brauche massivster Art sich als Gastgeschenk erbeten, daß diese Tochter nächtlicher Weise zu ihm komme. Um die Ehre der jungen Gräfin zu retten, wurde die schöne Kürschnertochter Harlot untergeschoben, an welcher der Herzog so großes Gefallen fand, daß er nicht nur die Täuschung verzieh, sondern die Kürschnertochter zeitlebens als Beischläferin behielt. Aus diesem Verhältnis entsproßte Wilhelm der Eroberer, ein Mann, der in seltener Weise die bösen Charakterzüge der menschlichen Natur mit den großen Eigenschaften eines Herrschers verbunden hat. Niemand liebte ihn, niemand hoffte etwas von seinen Tugenden; das scheinbar Gute an ihm war niemals wirklich gut, sondern irgendwie mit einem persönlichen Interesse verquickt. Indem der Heerbann von Meria und der größte Teil der weltlichen Magnaten sich in treuloser Neutralität von Kampfe zurückhielten und König Harald lediglich auf den bäuerlichen Heerbann von Wessex sowie auf zahlreiche Gefolgsmänner und Söldner angewiesen war, siegte Wilhelm der Eroberer im Oktober 1066 bei Hastings oder Senlac, wodurch nicht bloß König Harald, sondern die angelsächsische Nation überhaupt überwältigt wurde. Wilhelm hat sich indes selbst nicht als Eroberer angesehen, sondern als rechtmäßigen Herrn, dem Harald entgegen feierlichen Verheißungen den Thron habe vorenthalten wollen; demgemäß behandelte der Sieger alle Angelsachsen, die gegen ihn das Schwert gezogen hatten, als Rebellen, die Leib und Leben, Hab und Gut im Grundsatz verwirkt hatten und bloß durch Begnadigung fernerhin im Besitze ihrer Güter bleiben konnten. Die Folge war, daß die aus der angelsächsischen Zeit überkommenen Befugnisse der Krone zu thatsächlich absoluten Staatshoheitsrechten erweitert wurden; beispielsweise wird für alle Grundbesitzer im domesdaybook oder „Rechtsgrundbuch" — in welchem aber durchaus nicht die Zahl der Ritterlehen auf 60215 festgesetzt worden ist — genau bestimmt, wie viel schwer bewaffnete Krieger sie auf Grund ihres Besitzes zu stellen haben, und so eine stramme Lehnsdienstpflicht — mit schweren Bußen für mangelhafte Erfüllung — begründet; ebenso wird der König durch den persönlichen Diensteid

der Kron- und Untervasallen befähigt, nach eignem Ermessen Krieg anzufangen oder Frieden abzuschließen, während früher hierzu ein Beschluß der Landesversammlung erforderlich gewesen war. An Stelle der Landesversammlung treten periodische Hoffeste an den drei großen christlichen Festtagen, aber mit ganz verändertem Charakter; die Normannenkönige regieren das Land durch Kabinetsbefehl und Gnadenbriefe, ohne ihren Mannen (barones) einen andern Einfluß zu gestatten als in widerruflichen Ämtern und Kommissionen. Es giebt in der That im ersten Jahrhundert der Normannenherrschaft keine Gesetze, die aus der freien Beratung von Ständen hervorgegangen wären; die sogenannten „Gesetze“ dieser Zeit sind Proklamationen, Charten, Amtsanweisungen, wie schon der Stil ergiebt: überall heißt es kurz und gut: Der König will, befiehlt, verordnet. Das ständische Wesen ist nicht vollständig erloschen, aber es fristet nur ein Scheindasein; die Stände sinken zu beratenden Hoftagen und Notabelnversammlungen herab. Gefördert wurden die Rechte der Könige namentlich auch durch den Gegensatz der beiden Elemente des Volkes, der eingebornen Angli und der eingedrungenen Francigerae; wenn auch den Proklamationen Wilhelms I. nach beide Stämme gleichberechtigt sein sollten, so betrachteten sich die siegreichen Francigerae doch thatsächlich als die Herren, und da sie die Großvasallenschaft ausmachten, so fehlte es ihnen an einem festen Halt nach unten in der angelsächsischen Bevölkerung, wie dieser anderseits es an führenden Männern in der Umgebung des Königs gebrach. Wenn also Allen im 35. Bande der Edinburgh Review behauptet hat: „Der Name und wahrscheinlich auch die Zusammensetzung der angelsächsischen Reichsversammlung wurde bei Ankunft der Normannen geändert; ihre Thätigkeit aber blieb dieselbe und setzt sich ins heutige Parlament fort,“ so ist diese aus parlamentarischem Übereifer gemachte Behauptung ersichtlich falsch; vielmehr mußte sich als Ersatz für die gesetzgebenden Magnatenversammlungen später in völlig neuer Weise eine parlamentarische Körperschaft bilden, da selbst die alten Hoffeste seit 1139, unter der Regierung des leichtsinnigen Stephan, allmählich verschwunden sind.

Über hundert Jahre hatte die Herrschaft der Normannenkönige gedauert, bis ihre Gewalt einen ersten harten Stoß erlitt. König Heinrich III. sah sich genötigt, in dem mit Thomas a Becket und weiterhin mit Papst Alexander III. geführten Kirchenstreit am Ende nachzugeben (1171) und auf einige seither von der Krone geübte Rechte zu verzichten. Die damit in das System der absoluten Krongewalt gelegte Bresche konnte nie mehr geschlossen werden, und als König Johann ein in jedem Betracht abscheuliches und schädliches Regiment führte, kam es zu einer allgemeinen Erhebung, welche dadurch unwiderstehlich wurde, daß sie von einer einheitlich gewordenen Nation ausging. Fünf Geschlechter hatten jetzt unter einer Kirche, einem Königtum, einem Verwaltungssystem in gleichem Frieden und gleichem Druck miteinander gelebt; das Gemeindeleben hatte die Verheiratungen der Angli und Francigerae zu einer täglichen Er-

scheinung gemacht; es war allmählich ein neues insulares Volkstum entstanden mit ganz überwiegend angelsächsischem Gepräge: wie oft ist von sprachkundiger Seite hervorgehoben worden, daß das verwälschte Normannentum trotz seiner Jahrhunderte hindurch hervorragenden gesellschaftlichen Stellung in die heutige englische Sprache nicht ein Zehntel seiner Wörter, in das englische Vaterunser nur drei Worte einzuführen vermocht hat. Die ganze Vasallenschaft erhob sich 1215 gegen den erbärmlichen König, und unter zweitausend Rittern, welche auf Ostern zu Stanford sich versammelten, begegnet lehrreicherweise kaum ein Name aus den im ersten Jahrhundert nach der Eroberung hervorragenden normannischen Familien, wohl aber zahlreiche Barone aus den nördlichen Grafschaften und besonders viele Angehörige des seit Heinrich I. in den Großämtern emporgekommenen Amtsadels. Die Prälaten unter Führung des Primas Stephan Langton, eines Mannes von festem, reinem Charakter, und die Bürgerschaft von London schließen sich an den Adel an, und so wird der König gezwungen, auf der Wiese von Runnimede vom 15. bis zum 19. Juni 1215 über Frieden zu verhandeln und seine Unterschrift unter die Magna Charta zu setzen. Es ist erstaunlich, wie wenig diese Verfassung, welche die einzelnen Stände vor königlicher Willkür schützen soll, an eigentlich parlamentarischen Rechten enthält; kein Zustimmungsrecht zum Erlaß königlicher Verordnungen, keines zur Ausschreibung von Steuern, keine Zusicherung periodischer Versammlungen zur Verhandlung von Landesbeschwerden, sondern nur ein Versprechen, daß bei zwei positiven Abänderungen der rechtlichen Bedingungen des Lehnbesitzes die Kronvasallenschaft versammelt und gehört werden und ihre Zustimmung geben soll; diese zwei Fälle sind erstlich Geldforderung statt Kriegsdienst, zweitens außerordentliche Erhebung von Hilfsgeldern. Mehr als dies hat die englische Vasallenschaft in Waffen, verbunden mit der Kirche, getragen von der lauten Sympathie des Landes, auf dem Höhepunkte ihrer Erfolge nicht beansprucht! Im 61. Artikel der Magna Charta wurde zwar ein Widerstandsausschuß für den Fall bestellt, daß der König sich von der Verfassung sollte losmachen wollen, und fünfundzwanzig Barone, unter ihnen bezeichnenderweise der Mayor von London, wurden ermächtigt, nötigenfalls den König durch Auspfändung und Wegnahme seiner Burgen zur Einhaltung seiner Pflicht zu zwingen; aber dieser Artikel, auf Grund dessen der Ausschuß 1216 einen französischen Prinzen gegen Johann herbeirief, wurde schnell unpopulär und deshalb auf dem „Concilium“ zu Bristol unter Heinrich III. bald wieder fallen gelassen. Die Magna Charta enthält demnach an formellen Verfassungsrechten überraschend wenig; aber sie enthält dafür bereits die größten Züge der englischen Staatsentwicklung; sie sichert allen Engländern gleichmäßigen Rechtsschutz für Person und Vermögen zu und gründet darauf die Verfassung; es liegt darin, daß dieser Schutz allen ohne Ausnahme zu Gute kommen soll, ein Pfand für die Versöhnung der Stände; die höheren Klassen haben das Gefühl, daß sie auf die Dauer keine

„Freiheiten" behaupten können, wenn nicht den schwächeren Klassen die persönliche Freiheit verbürgt wird. Alle Kämpfe nehmen fortan die Richtung auf sichere Schranken gegen die persönliche Regierung, und solange der Streit sich darum dreht, stehen Geistlichkeit und Volk fortwährend zum Adel. Um die Magna Charta zu sichern, wurde beständig das Verlangen laut, daß sie bei jedem Anlaß bestätigt werde, und es ist dies bis zum Ende des Mittelalters auch achtunddreißigmal geschehen. Unter Heinrich III., der 1216 erst ein neunjähriges Kind war, folgen nun die „Concilien" rasch aufeinander, Reichsversammlungen, wie sie Heinrich II. im Kirchenstreite wieder berufen hatte, um sich gegenüber dem Papste mehr Rückhalt zu schaffen, so wurde zu Bristol, wie erwähnt, der Artikel 61 vom Concilium gestrichen, 1227 der König zu Oxford für großjährig erklärt. Eine große Versammlung zu London vom Jahre 1246 wird von den Geschichtschreibern zuerst als parliamentum bezeichnet, und von da an wird dieser Ausdruck immer häufiger gebraucht, ohne daß aber die älteren Bezeichnungen concilium, colloquium, curia verdrängt würden. Am 11. Juni 1258 ladet Heinrich III. selbst zu einem parliamentum nach Oxford ein, wo die Prälaten, Grafen und „nahezu hundert Barone" erschienen. In den Wirren der nächsten Zeit geschah es zuerst im Januar 1265 auf Antreiben des Grafen Simon von Montfort, daß nicht bloß Prälaten, Grafen und Barone, sondern auch zwei Ritter aus jeder Grafschaft, aus einigen Städten je zwei Bürger und aus den fünf Höfen je vier Männer zur Reichsversammlung geladen wurden, alle im Namen des Königs, durch Ausstellung von Geleitsbriefen (writs). Der Zweck ihrer Beteiligung war mit den Worten: Nobiscum tractaturi et super praemissis auxilium impensum noch vieldeutig ausgedrückt, und es war auch noch keine Rede davon, daß man diese einmalige Berufung von Rittern und Bürgern ins parliamentum als einen Vorgang von bleibender Bedeutung angesehen hätte. Aber gleichwohl ist er dies geworden. Die Krone selbst erkannte, daß gegenüber der immer trotziger und selbstbewußter auftretenden Baronie es notwendig war, die besitzenden Klassen zur Reichsstandschaft zuzulassen, wenn das königliche Regiment sich behaupten wollte; und so hat sich in England eben jene Einheit der Interessen von Königtum und Bürgertum gezeigt, welche wohl auch in der deutschen, aber noch vielmehr in der französischen Geschichte hervortritt. In dem Parlamente von 1265 läßt sich bereits das sich allmählich gestaltende house of commons erkennen, wenn auch erst in schwachen Umrissen; auch der Großadel mußte begreifen, daß er allein durch seine Beteiligung an der Regierung kein Gleichgewicht der Gewalten zustande brachte und die Parlamentsverfassung nur durch Aufnahme der Mittelstände, der communitates, Halt und Gleichgewicht erlangte.

Unter den drei Eduarden hat die angelsächsische Monarchie wieder ein aufsteigendes Zeitalter gehabt; der Initiative dieser Monarchen, von denen Eduard I. der größte war, welcher nur mit König Älfred verglichen werden kann, ver-

dankt England die positiven Grundlagen seiner freien Verfassung, nämlich die Verbindung aller Funktionen der Landesverwaltung mit den größern Kommunalverbänden, d. h. das später sogenannte Selfgovernment, und dann die Fortbildung der Reichsstände zu den beiden Häusern des Parlaments. Das Selfgovernment erzeugt z. B. eine Verbindung der Kriegsverwaltung mit der Grafschaft, welche die trefflichsten Früchte getragen hat; da die Lehnsmiliz allmählich sich mehr und mehr in Zahlung von „Schildgeldern" aufgelöst hatte, so tritt als Ersatz die Grafschaftsmiliz ein; alle liberi homines vom fünfzehnten bis zum sechzigsten Jahre wurden für wehrpflichtig erklärt, und der römischen Centurienverfassung entsprechend wurden fünf Stufen von liberi homines gebildet von fünfzehn, zehn, fünf, fünf bis zwei und weniger als zwei Pfund Silber Einkommen; das Heer bestand von nun ab aus Lehnsleuten, welche mit ihrem Gefolge die Reiterei bilden, und aus den Grafschaftsmilizen, welche das drei- bis achtmal stärkere Fußvolk liefern; das letztere bestand aus Pikenmännern und Streitaxtmännern, aus schweren und leichten Bogenschützen, und hat seine Disziplin und Tüchtigkeit in dem hundertjährigen Kriege gegen die Franzosen glänzend bewährt. Was aber die Bildung der Reichsstände angeht, so gewinnt zunächst das Magnum concilium feste Gestalt, d. h. ein periodischer Reichsrat, der als erweiterter Staatsrat dient und an die Stelle des Versuchs der Magna Charta tritt, die gesamte Kronvasallenschaft als landständischen Körper zu berufen. Diese an den polnischen Reichstag erinnernde Körperschaft hatte sich als unhandlich erwiesen; aber eine Auswahl der Kronvasallen zum Zwecke von Geldbewilligungen und zur Abhaltung von Staatsberatungen hatte Heinrich III., wenn auch widerwillig, bei jeder Verlegenheit einberufen müssen. Eduard I. gab diesen Versammlungen die geregelte Gestalt eines weitern Staatsrates zum Dienste der Krone, indem er die hervorragenden Magnaten in gewissen Zwischenräumen berief; er erreichte damit, daß der Großadel, welcher zweihundert Jahre lang trotz aller Lehnseide die stetige Gefahr für die Krone gebildet hatte, fortan in normalen Zeiten eine Stütze des Thrones wurde. Die Befugnisse des Magnum concilium, an welchem Prälaten, Magnaten und auch nicht lehntragende Vertrauensmänner des Königs teilnahmen, erstreckten sich auf das höchste Gericht über Pairs, königliche Beamte u. s. w., auch Steuerbewilligung und Beratung von Gesetzen; ohne sein Verordnungsrecht aufzugeben, hat Eduard I. doch alle wichtigen Gesetze dem Magnum concilium unterbreitet und damit die alte Idee, welche auch den Witenagemoten zu Grunde gelegen hat und alle Abänderungen des jus terrae an den consensus meliorum terrae bindet, aufs neue belebt. Naturgemäß pflegten sich die Ladungen an die Vertreter der großen Geschlechter zu wiederholen, und so bildete sich allmählich, aber viel langsamer als anderswo, die Erblichkeit der weltlichen Pairie; nicht schon nach sechs Menschenaltern, wie sonst, hat sich diese Erblichkeit festgestellt, aber gekommen ist sie doch umso mehr, als die Mitglieder des Magnum concilium

auch eine gewaltige lokale Stellung hatten; sie sind die kriegserfahrenen Leiter der Grafschaftsmiliz und die Spitzen der Polizeiverwaltung gewesen. An den so konsolidirten Reichsrat schlossen sich nun die commoners an. Eduard I. fand wiederholt die Berufung von Vertretern der „Gemeinschaften“ (communitates), d. h. der Grafschaften und der Städte, geraten, wenn es galt, „gemeinsame Gefahren mit gemeinsamen Kräften zu tragen“; so wurden 1295 bei ernsthafter Kriegsnot zwei Ritter aus jeder Grafschaft und zwei Bürger aus nicht weniger als 115 Städten und Burgen (cities and boroughs) entboten, und zwar galt es vor allem der finanziellen Bedrängnis abzuhelfen und dem Könige, welcher mit den Hilfs- und Schildgeldern der Kronvasallen nicht ausreichte, die tallagia oder carucagia, die Grundsteuern der Städte, Freisassen und Domänenbauern, zur Verfügung zu stellen und auch das bewegliche Vermögen mit einem Bruchteile des Einkommens, einem Zehntel, Fünfzehntel u. s. w., heranzuziehen. Im Zusammenhange mit diesen Steuervorlagen steht es, daß Eduard I. — freilich nach sehr stürmischen Szenen — im November 1297 vom Lager in Gent aus ein von seinem Sohne, dem Prinzregenten, gemachtes Zugeständnis gut hieß und den Ständen, der communitas, ein allgemeines Recht der Steuerbewilligung einräumte. Weiterhin erwarben die commoners auch einen Anteil an der Reichsregierung; unter den demütigsten Formen, als vos humbles, pauvres communs, nahen sie sich dem Throne mit ihren Bitten, aber das Steuerbewilligungsrecht giebt denselben solchen Nachdruck, daß sie meist gehört werden. In Fragen der Gesetzgebung steht den commoners anfänglich bloß ein Petitionsrecht zu, aber dieses entwickelt aus sich allmählich das Recht der Zustimmung, und nachdem erst die Formel aufgekommen war: „Der König verordnet auf Antrag der Gemeinen mit Beistimmung der Lords und Prälaten,“ so wird allmählich zu der feierlichen Anerkennung fortgeschritten, daß die Zustimmung der Gemeinen erfolgen muß, ehe eine Verordnung förmliches Gesetz wird; ja die Sprache fängt jetzt erst an, zwischen Verordnungen und Gesetzen scharf zu scheiden.

Dieser Entwicklungsgang der Rechte der Gemeinen führte stillschweigend zur Trennung des Gesamtparlaments in zwei Häuser. Eine solche war zunächst schon Folge des weiten Vorsprungs, welchen die Lords bereits gewonnen hatten, als die commoners, anfangs in sehr bescheidener Stellung, hinzutraten. Die Thätigkeit des „großen Rats“ (Magnum concilium) schloß sich an als ein Mitsprechen an einer Staatsregierung in ihrer ganzen Machtfülle. Nach ihrer Berufung ad ardua negotia regni zogen sich naturgemäß die Magnaten mit dem königlichen Rate zurück und ließen die Vertreter der Kommunen für sich. Unter Eduard III. finden die Versammlungen der Gemeinen in einem ihnen überlieferten Raume statt; unter Richard II. treten sie als geschlossene Körperschaft auf, und bei der Absetzung dieses Königs handeln sie als anerkanntes Glied der jetzigen „Stände des Reiches“; der usurpirte Thron der Lancaster stand nicht mehr bloß auf Geburtsrecht allein, sondern auch auf Anerkennung durch das Parlament.

Die Wahlen der Gemeinen geschahen anfänglich ziemlich regellos, und es kommt vor, daß die Sheriffs über Leute als gewählt berichteten, über welche in Wahrheit garnicht abgestimmt war; wenn ein Sheriff gewaltthätig und hart genug vorging, so konnte er die Wähler überrumpeln und erst noch behaupten, der ihm genehme Mann sei nemine contradicente gewählt. Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts aber entwickelte sich ein Parteileben und eine Parteiorganisation; man nimmt jetzt allgemein Anteil am Ausfall der Wahlen und umgiebt sie mit Bürgschaften: der Wahlakt soll vierzehn Tage vorher bekannt gemacht, sein Ergebnis soll in voller Versammlung verkündigt, das Protokoll förmlich untersiegelt werden u. s. w.; ein Sheriff, welcher das Gesetz verletzt, soll mit einer Strafe von hundert Pfund Sterling belegt und die ungehörig ernannten Mitglieder ihrer Tagegelder für verlustig erklärt werden. Wählen darf nur ein Freisasse, qui 40 solidos et ultra per annos expendere possit, d. h. welcher vierzig Schillinge Jahreseinkommen hat. Gewählt werden können für die Grafschaften nur Ritter oder Esquires, milites rem alii de comitatu, welche zwanzig Pfund Grundeinkommen haben, für die Städte nur solche, welche am Stadtregimente persönlich Anteil nehmen; es bestand in den Städten ersichtlich eine Richtung auf die Oligarchie. Die Gesamtzahl der commoners beläuft sich schließlich auf 74 Ritter als Vertreter der 37 Grafschaften, und reichlich 200 Bürger als Vertreter von über 100 Städten und Burgflecken. Charakteristisch ist, daß kleinere boroughs sich Befreiung vom Parlament als Wohlthat zusichern lassen, weil sie die hohen Tagegelder nicht zahlen mochten; von dem Flecken Tayton heißt es sogar, er sei aus Bosheit mit einer Berufung belastet worden — malitiore ad mittendos homines ad Parliamentum oneratus!

Dergestalt hat sich bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das englische Parlament in einer Weise gebildet, welche vierhundert Jahre Bestand gehabt hat und in nachhaltiger Art erst durch die drei Reformbills des neunzehnten Jahrhunderts, von 1832, 1867 und 1884, umgestoßen worden ist. Wir verzichten darauf, all den Entwicklungen im einzelnen zu folgen, durch welche die Rechte, namentlich des Unterhauses, bald beeinträchtigt, viel häufiger jedoch vermehrt worden sind. Selbst unter dem selbstherrlichen Regimente der jungfräulichen Königin hat das Unterhaus z. B. 1586 das Recht erkämpft, über bestrittene Wahlen selbst zu entscheiden; die Vorrechte seiner Mitglieder sind stetig gewachsen, und heute steht das Oberhaus vor der Frage seines weitern Bestandes; das Unterhaus dagegen hat die Regierung, wenigstens in allen innern Fragen, in völlige Abhängigkeit von sich gebracht. Dieses Unterhaus aber ist gleichzeitig demokratisirt; es geht seit 1885 hervor aus einer Abstimmung, an welcher etwa fünf Millionen Wähler beteiligt sind. Das ist noch nicht einmal sehr viel im Vergleiche zu den Großstaaten des westlichen festländischen Europas; noch ist das Wahlrecht an den Besitz einer Wohnung oder Mietswohnung von 200 Mark Mietswert geknüpft; aber es ist mehr als genug gewesen,

um den organischen Fehler sichtbar und fühlbar zu machen, welcher sich allmählich im englischen Staatskörper ausgebildet hatte. Dieser Fehler besteht darin, daß der innere Zusammenhang der alten communitates, der Grafschaften und Städte, mehr und mehr gelockert worden ist. Vom englischen Selfgovernment kann man heute nur noch mit Unrecht reden; an Stelle der alten Ehrenämter sind nach und nach Ortsparlamente der Steuerzahler getreten, local parliaments nach dem Ausdruck von John Stuart Mill, wodurch die persönliche Verpflichtung und Verantwortlichkeit im Kommunalverbande beseitigt und die Wurzeln des ganzen Baues der Parlamentsverfassung abgegraben sind; die alten angesehenen Ämter der Schulzen (constable) u. s. w. sanken zu bloßen mißachteten Polizeibedienstungen herab, welche von den bessergestellten Einwohnern durch Stellvertreter versehen werden; das Kommunalwesen ging durch die Aufhebung der persönlichen Bürgerpflichten in das System von Aktiengesellschaften über; an Stelle der persönlichen Leistungen der Mitglieder trat ein kleines besoldetes Beamtentum, welches unter staatlicher Aufsicht steht und also auch staatlichen Einfluß übt; die Zentralisation ist heute in England so ziemlich so groß wie in Frankreich, das System der Ministerialkommissionen und Ministerialerlasse greift immer mehr um sich, alle Welt klagt über das Erlöschen des Gemeindegeistes, parochial mind, und die bessern Klassen ziehen sich von den kommunalen Ehrenämtern, welche nichts Wichtiges mehr zu thun haben, allmählich ganz zurück. Man kann nicht leugnen, daß seit der ersten Parlamentsreform vom Jahre 1832, welche die middle classes, die Mittelklassen, ans Ruder brachte und die Zahl der Wähler von 400 000 auf etwa 900 000 erhöhte, sehr viel für soziale Reform auf allen Gebieten geschehen ist und schwere Unterlassungssünden des aristokratischen Englands gut gemacht worden sind; es ist Unrecht, wenn man das nicht anerkennen will und nicht daran denkt, daß England z. B. die Aufhebung der Sklaverei mit einem Opfer von 400 Millionen Mark aus Staatsmitteln erkauft hat. Aber diese Fortschritte werden durch die Zersetzung der alten Grundlage der Parlamentsverfassung, der communitates, aufgewogen, und nur wenn sich die englische Nation entschließt, die Grafschaftsverfassung umzubilden und die persönlichen Bürgerpflichten im Selfgovernment herzustellen, d. h. nur wenn sie ein schweres Opfer auf sich nimmt, das etwa der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland gleichkommt, nur dann wird England die furchtbaren Krisen überstehen, denen es langsam, aber sicher entgegengeht. Daß die Engländer das staatliche Pflichtbewußtsein wiederfinden und die verloren gegangenen Grundlagen ihres freien Staatswesens erneuern werden, das darf man auf Grund der englischen Geschichte wenigstens hoffen, und sehr wahrscheinlich ist es, daß bei diesem Herstellungsprozesse die englische Monarchie, die so lange nur eine Zierde am Staatsbau bildete, wieder zu wirklicher Bedeutung gelangt wie in den schöpferischen Zeiten König Älfreds und der Eduarde.

Goethes Lila.

Von Eugen Reichel.

Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Thoren.
Goethe.



ine der sonderbarsten „Eigenheiten" Goethes war seine Neigung zum Geheimnisvollen. Er, der mit besondrer Vorliebe sich an die Natur hielt und ihr mit nüchternem Forschungseifer auf den Leib zu rücken suchte, konnte sich, so lange er lebte, dem Zauber des Unklaren, des Geheimnisvollen nicht entziehen; das „Unerforschliche" zu „verehren" war ihm ein Bedürfnis. Aber er war nicht nur geneigt, vor dem „Unerforschlichen," dem Rätselhaften verehrend oder auch Tiefsinniges ahnend auszuruhen, sondern er liebte es auch, seinem Publikum, für das er nur wenig Achtung hegte, selbst solche Rätsel aufzugeben. Vielleicht that er das, um dieses geringgeschätzte Publikum zum Besten zu haben; vielleicht aber auch, weil es ihn reizte, von der Welt gelegentlich nicht nur für einen schwer zu übersehenden, sondern auch für einen unerforschlich tiefsinnigen Dichter gehalten zu werden. So entstand das „Märchen," das beschäftigungslose Forscher schon vielfach in unfruchtbarster Weise beschäftigt hat; so entstand vieles im „Faust," der ja in einer Menge von Einzelheiten den Menschen „ein Rätsel geblieben ist und ihnen fort und fort zu schaffen gemacht hat"*); so entstand außer manchem andern, woran wir uns die Zähne zerbeißen, auch die „Lila," mit der wir uns hier ein wenig beschäftigen wollen.

Die erste Fassung der Dichtung ist verloren gegangen, sie wurde wahrscheinlich im Dezember 1776 niedergeschrieben; am 30. Januar 1777, dem Geburtstage der Herzogin Louise, fand die erste Aufführung des Werkes statt. Gründe persönlicher Art scheinen Goethe die Gelegenheitsarbeit wertvoll gemacht zu haben; wenigstens wissen wir, daß er im Februar 1778 mit einer Umarbeitung derselben beschäftigt war, die aber ebenfalls abhanden gekommen ist. Als er dann in Italien die Arbeiten für die erste Ausgabe seiner Werke beendete, nahm er seltsamerweise das unbedeutende Werk nochmals vor und berichtete darüber am 1. Februar 1788 von Rom aus, daß „das Werk so um- und ausgearbeitet werde, daß man es nicht mehr kennen solle." In dieser letzten, dritten Gestalt

*) Goethe schrieb mit Beziehung auf den „Faust" an Zelter, daß es „keine Kleinigkeit sei, dem fertig hingestellten noch einige Mantelfalten einzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Rätsel bleibe und den Menschen fort und fort zu schaffen mache."

ist es auf die Nachwelt gekommen und für diese, soweit sie nicht bloß mit den Augen liest, ein Rätsel geblieben.

Etwas Widerspruchsvolleres läßt sich auch kaum denken. Im ersten Aufzuge befinden wir uns in der alltäglichsten, plansten Wirklichkeit, im Saale eines Gutshauses, unter leibhaftigen Menschen, die über die Gemütskrankheit Lilas und ihre verschiednen Heilungsversuche sprechen; im zweiten, dritten und vierten Aufzuge befinden wir uns dagegen in einer Märchenwelt, die zum größten Teile in einem „rauhen Walde“ ihr Wesen treibt; Feen, Dämonen und tanzende „Gefangene“ gehen aus und ein, und Lila spricht wie eine auferstandene Griechin vom Acheron, vom Nachen des Charon und schwört zu verschiedenen malen bei den Göttern, was sich doch weder mit der Neuzeitlichkeit des ersten Aufzuges, noch mit der Mittelalterlichkeit der Geister der drei andern Aufzüge vereinbaren läßt. Obwohl äußerlich der Stil von Anfang bis zu Ende derselbe bleibt, so ist doch von einem einheitlichen Stil des Vorganges keine Rede, und selbst die Prüfungen Lilas und was damit zusammenhängt, alle diese Vorgänge bleiben schattenhaft; und wenn schließlich die Gatten sich wiederfinden, so weiß man kaum, wie es eigentlich gekommen ist.

Diese Widersprüche und Unklarheiten, mit einem Worte dieses Geheimnisvolle, Rätselhafte des Ganzen hängt nun offenbar mit der letzten Umarbeitung zusammen, bei der das ursprünglich wohl rein medizinische Verfahren gegen Lila in eine mystische Seelenkur umgewandelt wurde. Um aber die hieraus sich ergebenden wunderbaren Vorgänge zu begründen, mußte auch der erste Aufzug etwas verändert werden; und diese Veränderungen oder vielmehr Zusätze lassen sich sehr leicht erkennen. Nachdem nämlich im ersten Aufzuge immer nur von medizinischen Kuren die Rede gewesen ist, berichtet der aus dem Pferdestall zurückkehrende Graf Altenstein, daß das Kammermädchen Lilas ihm soeben verraten habe, daß Lila an einer fixen Idee leide, daß sie glaube, ihr Gemahl sei nicht tot, sondern werde von bösen Geistern gefangen gehalten, und sie müsse unaufhörlich herumwandern, bis sie Gelegenheit und Mittel finde, ihn zu befreien. Und nun besinnt sich auch plötzlich der Baron, daß seine Gattin „der Nette“ weitläufige Geschichten von Zauberern, Feen, Ogern und Dämonen erzählt habe, und was sie auszustehen habe, bis sie den Gatten wiedererlangen könne. Daraufhin unternimmt dann der Arzt Verazio die Kur, welche eben die drei letzten Aufzüge ausfüllt. Diese „Besessenheit“ Lilas tritt ganz unerwartet auf; denn Sophie und Friedrich sprechen zwar am Anfange des Stückes auch von einer Besessenheit der Kranken, aber diese besteht hier nur darin, daß Lila ihre Freunde und selbst ihren Mann „für Schattenbilder und von den Geistern untergeschobene Gestalten hält.“*)

*) Man könnte meinen, daß auch dieses ein Zusatz sei; aber ich glaube, daß dann schon bestimmter auf das Gefangenschafts- und Wanderungsmotiv hingedeutet worden wäre. Goethe machte sich ohne Zweifel nicht die Mühe, die Sache so weit zurückzuverfolgen.

Was mag nun Goethe um 1788 veranlaßt haben, dieses neue Motiv ganz äußerlich in den ersten Aufzug zu bringen, und anknüpfend daran das fertige Stück so vollständig umzuarbeiten, daß es unkenntlich für die mit dem Stücke bekannten werden mußte?

Die Beantwortung der Frage ist glücklicherweise nicht schwer. Zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts feierte eine Oper große Erfolge in Deutschland — Schikaneders „Zauberflöte" mit der Musik Mozarts. Wir wissen, wie mächtig Goethe von dem Stoffe angezogen wurde, wie sehr das Unding von Text, die seltsam unsinnige Zusammenschweißung von Freimaurersymbolik, possenhafter Plattheit und märchenhafter Abgeschmacktheit seiner Neigung zum Unbegreiflichen, Mystischen entgegenkam, ja daß er selbst eine Fortsetzung, einen zweiten Teil der Zauberflöte zu schreiben sich nicht versagen konnte. Dieser „Zauberflöte" nun verdanken wir die Umarbeitung der „Lila." Alle Nebel lösen sich in wenig erbaulicher Weise auf, sobald wir uns hierüber klar geworden sind. Die Motive, welche die „Zauberflöte" lieferte, sind zwar etwas umgeordnet; aber sie sind dieselben geblieben. Während in der Oper Pamina von einem „Bösewicht" gefangen gehalten wird, ist es hier der Gatte Lilas, der „in der Gewalt eines neidischen Dämons ist, der ihn mit süßen Träumen bändigt und gefangen hält"; dem entsprechend wurde aus dem suchenden, die Befreiung Paminas erwirkenden Tamino eine weibliche Gestalt, nämlich Lila selbst, welche „allein auf dunklem Pfade" und „düsterm, rauhem Wege" wandeln muß,*) um den Gemahl zu erlösen. Aber wie Tamino seine Zauberflöte bekommt, damit ihm die Sache nicht zu schwer falle, so erhält Lila ein Fläschchen mit Balsam und wird von Almaide auf einen „gestickten Schleier" hingewiesen, der sie „vor aller Gewalt des Dämons schützen" solle. Nachdem sie die Mühen der Wanderung überstanden hat, erkennt sie dann ihren Gemahl wieder, und die Vereinigung wird von dem „Chor" mit Gesängen gefeiert, in denen zwar nicht vom „Glück und der Weihe der Isis," aber doch von der Wiedervereinigung des Paares in ähnlicher Weise gesungen wird, wie von dem Chor in der Oper. Der „Priester" in der Zauberflöte lieferte das Vorbild für den Magus, während zugleich einige seiner Wendungen an andre Personen übergingen;**) auch das „Tischlein deck dich" der Oper finden wir in artiger Verwandlung wieder, nämlich als eine „schön erleuchtete Laube, worin ein Tisch mit Speisen sich

*) „Der, welcher wandert diese Straße voll Beschwerde." Gesang der geharnischten Männer in der „Zauberflöte."

**) Priester. Wo willst du kühner Fremdling hin? Was suchst du hier im Heiligtum?

Friedrich. Wer ist die Verwegene, die sich dem Aufenthalt der Angst und der Trauer nähern darf?

Priester. Dir dies zu sagen, teurer Sohn, ist jetzo mir noch nicht erlaubt — die Zunge bindet Eid und Pflicht.

Almaide. Ich kann dich nicht begleiten, dir nicht helfen.

zeigt"; und wenn Verazio davon spricht, daß Lila den Gemahl „durch Geduld und Standhaftigkeit wieder erwerben könne," so hören wir Sarastro singen und die Götter darum bitten, daß sie die Wandrer „mit Geduld in Gefahr stärken" mögen.

Ein Hauptmotiv der „Zauberflöte," die gemeinsame Wanderung der Liebenden, ist nicht benutzt worden, wie ja überhaupt von einer eigentlichen Durcharbeitung des Überkommenen ebensowenig gesprochen werden kann, wie von einer kunstvollen Durchführung der Idee; das Ganze ist in Anlehnung an die Vorgänge in der „Zauberflöte" (einiges, namentlich das vorgebliche Kämpfen mit den bösen Geistern, erinnert auch an Glucks „Orpheus") äußerlich und ohne Zweifel sehr schnell und flüchtig zusammengestellt worden.

Es wäre gewiß höchst lehrreich, wenn wir die erste Fassung des Stückes mit der vorliegenden vergleichen könnten. Für das Stück selbst wäre daraus nichts zu gewinnen, und ich wüßte auch nicht, was uns an dieser Gelegenheitsarbeit in ästhetischer Beziehung reizen könnte; aber es wäre doch lehrreich, zu verfolgen, wie Goethe zu arbeiten pflegte, und wie er sich nicht scheute, Fertiges, aus ganz andern Beziehungen Erwachsenes zu verstümmeln, um das Verstümmelte dann durch Ergänzungen zu einem neuen, nur äußerlich zusammenhängenden Ganzen zu machen.

Auf jeden Fall ist die hier mitgeteilte Entdeckung sehr geeignet, uns über das „Geheimnisvolle und Unverständliche" in manchen Werken Goethes unerwartete Aufschlüsse zu liefern, wie sie auch eine Mahnung für uns enthält, allem Dunkeln, wo immer wir es finden, rücksichtslos aus dem Wege zu gehen und nicht an die Ergründung des Unergründlichen, weil Unsinnigen, unsre Zeit zu verschwenden. Denn so leicht es ist, den Geheimnisvollen zu spielen, ein Geheimnis, ein Rätsel herzustellen, wenn man in den Mitteln nicht gerade wählerisch ist, so schwer, so unmöglich ist es, ein solches „Geheimnis" zu ergründen, wenn man nicht zufällig „dahinter kommt."

Im übrigen sehen wir auch hier, daß Goethe das „Gute" nahm, wo er es fand, und er hat außerordentlich viel genommen. Je mehr man die mit Goethe gleichzeitige und unmittelbar vorhergehende Literatur in Beziehung auf ihn studiren und Parallelen sammeln wird, desto mehr wird dies offenbar werden. Dadurch wird natürlich die Bedeutung und Größe Goethes nicht geschmälert, sondern nur begreifbarer gemacht werden, und alles Begriffene bildet.



Still-Leben in einer böhmischen Landstadt.

ar viele, die über öffentliche Dinge schreiben und reden, können darum keine rechte Ansicht von diesen haben, weil sie immer nur die Verhältnisse der großen Stadt, in der sie leben, vor sich sehen: diese allein ist ihnen maßgebend, ihre Bedürfnisse, ihre Meinungen, ihre Bildung ist es, die sie ohne weiteres einem ganzen Lande zuschreiben möchten. Nirgends ist ein solcher Schluß falscher als in Österreich, wo nicht nur die städtische Bevölkerung überhaupt gering ist, sondern wo auch so viele kleine Städte nichts sind als große Dörfer, deren Interessen ganz mit denen des flachen Landes zusammenfallen. Wir wollen damit nicht etwa jenem etwas städtefeindlich klingenden Ausspruche eines österreichischen Ministers beipflichten, der vor zwei Jahren in der hauptstädtischen Presse so lebhaft zurückgewiesen worden ist, wir wollen nur sagen, daß es vor allem notwendig sei, das flache Land kennen zu lernen, wenn man den eigentlichen Kern eines Staates ergründen wolle. Die großen Städte haben heute alle ein mehr oder minder internationales Gepräge, auf dem Lande aber wohnt noch volkstümliche Eigenart, da sprudelt der Quell, in dem sich die Staatskraft erneut, da sind noch die Fäden deutlich sichtbar, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verbinden. Und so wird es vielleicht kein ganz undankbares Geschäft sein, aus diesem Lebenskreise dem Leser ein Bild hier vorzuführen.

Das Landstädtchen, das wir schildern wollen, liegt an dem innern Rande des Böhmerwaldes, dort, wo Gebirge und Ebene sich scheiden, an der Grenze deutschen und slawischen Sprachgebietes. Von der Eisenbahn ist es vierthalb Fahrstunden entfernt, von der Landeshauptstadt eine volle Tagereise weit. Seine historische Entwicklung ist ebenso typisch für eine Reihe böhmischer Städte, wie sein Leben und Treiben in der Gegenwart. Im Mittelalter lag es am Endpunkte einer wichtigen Straße, die übers Gebirge hinüber nach Passau führte, blühte so als Handelsemporium und erfreute sich — obwohl nur kurze Zeit eine freie königliche Stadt — stets einträglicher Privilegien. Noch zeugen Reste der Stadtmauer, die gothische Kirche, einzelne stattliche Giebelhäuser aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von dem alten Glanze. Heute treiben die Bewohner weder Handel noch Gewerbe — nur die Strumpfwirkerei ist von einiger Bedeutung —, sie nähren sich vom Ackerbau. Aus dem einst so reichen Besitztum hat die Stadt nur die Wälder gerettet, die sie umgeben. Die Leute glauben, wenn sie nur einmal die Eisenbahn hätten, so müßte sich ihnen ein ergiebiger Holzhandel eröffnen und ihrer Armut abhelfen. Denn sie sind arm,

und die Gemeinde ist, da sie vor zehn Jahren eine Kaserne erbaut hat und vier Schulen fast allein erhalten muß, schwer verschuldet. Auch sind einzelne Wohlhabende kaum vorhanden. Eine allgemeine Klage ist, daß es von Tag zu Tag schlechter werde: die Väter brachten es vorwärts, die Söhne wirtschaften ab oder fristen sich nur so fort. So ist auf die Eisenbahn die Hoffnung aller gesetzt. Erhält sich die Gemeinde bis dahin den Waldbesitz, so wird mit ihr der Bürger Wohlstand sich freilich wieder heben, auch den armen Leuten Verdienst zufließen. Denn die Bäume dieser Wälder liefern wirklich ein ausgezeichnetes Bauholz, es kommt vor, daß einzelne Stämme, trotz der niedrigen Holzpreise, die eben eine Folge der geschilderten Verkehrsverhältnisse sind, für vierzig bis fünfundvierzig Gulden verkauft werden. Kohle kennt man hier nur dem Namen nach, die Bürger erhalten jährlich ein bestimmtes Quantum Brennholz unentgeltlich, die Inwohner ohne Bürgerrecht dürfen jeden Montag und Freitag in den Wäldern der Gemeinde ihren Wochenbedarf sammeln: nicht nur Reisig, sondern auch lebendes Holz, drei Schuh vom Boden aufwärts. Dafür bezahlen sie im Jahre zwei Gulden, die Armen leisten dafür an sechs Tagen Arbeiten zur Forstkultur.

Grund und Boden, Pacht und Miete sind äußerst billig. Für 2000 Gulden kann man hier ein kleines, einstöckiges Häuschen erwerben, für 3000 Gulden sich eine Villa bauen. Eine Wohnung im ersten Stock, bestehend aus drei Stuben und Küche, Boden und Keller kostet jährlich 100 bis 120 Gulden, Stube und Küche allein im Erdgeschoß erhält man für das Drittel.

Auch die Preise der Lebensmittel müssen in Österreich, wo man teuer zu leben gewohnt ist, überraschen; namentlich Geflügel und Wildpret ist billig. Doch die Leute sind an die größte Einfachheit gewöhnt, auch in Bürgerhäusern wird nur zwei- oder dreimal in der Woche Fleisch gekocht, und die Händler bringen meist nur den knappen Bedarf zu Markte, sodaß der Fremde bisweilen kaum etwas erhalten kann und ins Gasthaus zu gehen gezwungen ist. Hier reichen die Beamten noch mit ihrem Gehalte aus — auch eine Seltenheit in Österreich, hier kann eine Familie von fünf Personen mit 1500 Gulden im Jahre noch ein leidlich bürgerlich einfaches, aber noch nicht dürftig eingeschränktes Auskommen finden.

So wie die Häuser noch so stehen, wie sie Urväter vor zwei- und dreihundert Jahren erbaut haben, so ist auch unter den Bewohnern jenes Wesen noch zu finden, das man in der Gegenwart so oft vermißt und der Vergangenheit bisweilen mehr als billig nachrühmt: Frömmigkeit, schlichter, gerader Sinn, bei rauher Außenseite warme Teilnahme für den Nächsten. Wenn man des Abends durch die schlecht erleuchteten, holprigen Straßen geht, hört man, wie die Leute in den Häusern drinnen laut ihr Gebet sprechen, in der Nacht schließt man die Thüren kaum, so sicher fühlt man sich. Unter den Bürgern giebt es noch jene typischen Gestalten, die wir aus alten Erzählungen kennen: den wür-

digen Schulmeister, den behenden, lustigen Barbier, der alle Stadtgeschichten kennt, den im Gefühl seiner Amtswürde stolz einhergehenden Gemeindewaibel — in Österreich „Wachter“ genannt. Es giebt aber auch erfreuliche Beispiele, wie alte Tüchtigkeit mit modernem Bildungstrieb vereinigt werden kann: da ist ein Gastwirt, der in den Mußestunden eines langen Winters eine treffliche, auf urkundlichem Material aufgebaute Geschichte seines Städtchens geschrieben hat, der — obwohl gelernter Schlosser — doch Latein versteht, dessen Erholungslektüre Freytag oder Scheffel bildet. Ein gutes Zeugnis für die geistige Rührigkeit ist es auch, daß die Bürger etwa allmonatlich eine Theatervorstellung im großen Saale des Gemeindehauses veranstalten; wir sahen den „Trompeter von Säckingen“ als Schauspiel mit Gesang in sieben Bildern. Alle Rollen wurden von Stadtangehörigen gespielt, mit großer Naivität, in den groben Strichen der Hans Sachsschen Bühne, wie sie uns vor Jahren H. Laube durch die Inszenierung des „Heiß Eisen“ vorgeführt hatte. Einige, wie jener Gastwirt als alter Freiherr, ragten darüber hinaus, doch nicht so, daß die Einheit des Ganzen gestört worden wäre. Sehr possirlich wirkten einige von dem „Bearbeiter“ neu eingeführte komische Figuren. Der Ertrag solcher Vorstellungen fließt in die Kasse des deutschen Schulvereins oder kommt auch unmittelbar den Schulen des Städtchens zu Gute.

Die Erziehung der Kinder ist streng, Schläge werden nicht gespart, von der Freiheit, welche auch die halbwüchsige Jugend in den großen Städten heute so oft genießt, ist hier keine Spur. Aber um wieviel gesitteter ist sie dafür auch! Sie grüßen auf der Straße Fremde wie Einheimische, und wenn sie ein lärmendes Spiel spielen, so halten sie inne und weichen aus. Das Gymnasium des Städtchens ist auffallend reich an guten Schülern, die meist Söhne von blutarmen Waldbauern sind. Aber die Lehrer vom Lande führen nur ihre Besten der Mittelschule zu, solche, von denen sie wissen, daß sie ihnen Ehre machen werden.

Die Bürgerschaft ist ihrem Kerne nach deutsch, und seit Jahren schon fühlt sie sich als solche. Doch thut auch Zusammenhalten not, denn die Neuansiedler sind alle tschechisch, und deutlich ist das Bestreben, die Sprachgrenze nach Süden hinab ins Gebirge zu verschieben. Die Regierung scheint dies zu unterstützen, denn alle Beamten, vom Bezirkshauptmann bis zum letzten Schreiber, sind tschechisch, ebenso die vom Gericht, der Notar, der Advokat, die Geistlichkeit, selbst einige Lehrer an deutschen Schulen. Und so war denn die Gemeinde auch genötigt, eine tschechische Schule zu errichten und muß sie erhalten. Auch besteht eine Bešeda, in welche die Beamten zu gehen sich nicht scheuen, während doch an Orten, wo deutsche Beamte sind, diese es mit Recht als unpassend ansehen und vermeiden, national gefärbten Vereinen beizutreten oder ihre Versammlungen zu besuchen. Die Garnison dagegen ist zur Hälfte deutsch, die Offiziere fast durchaus. Die gesellschaftliche Scheidung der beiden

Nationalitäten war noch bis vor kurzem keine feindliche, es kam vor, daß deutsche Eltern ihre Kinder auf einige Zeit in eine tschechische Ortschaft zu Leuten schickten, die ihnen wieder ihre Kinder dafür überließen; man nannte das: sie auf den „Wechsel“ geben. Die Kinder lernten dabei in einer fremden Wirtschaft sich zurecht finden und zugleich die Sprache der Landesgenossen. Jetzt hat dies aufgehört. Doch ist es hier immer noch besser als z. B. in Prag. Deutsche und Tschechen beobachten doch noch gegenseitig gewisse Artigkeitsformen: man grüßt sich, lädt sich zu den Festen ein, wenn man auch weiß, daß die Geladenen nie kommen, und zeigt Teilnahme bei Familienereignissen. Heiraten zwischen deutschen und tschechischen Familien kommen freilich kaum mehr vor. Nur die kleinern Kinder, die noch nicht die Schule besuchen, spielen mit den Altersgenossen der andern Nation und verständigen sich, so gut es geht; später sondern sie sich bald ab. Aber meist werden doch beide Landessprachen erlernt: ein Vorteil für die einen, ein großer Vorteil für die andern. Im ganzen darf man sagen, daß die Spannung zwischen den beiden Nationalitäten künstlich erzeugt ist, Zeitungsblätter und Agitatoren nähren sie, aber noch sind Elemente vorhanden, die zu einer Versöhnung führen könnten. Ein nicht unberechtigter Wunsch der Bürgerschaft müßte freilich erfüllt werden: daß — da ja die Gemeinde deutsch ist — ein Teil der Beamtenschaft auch ihrer Nation angehören möge.

Das Territorium der Stadt ist fast ganz von dem Besitze einer der reichsten Adelsfamilien Böhmens umschlossen. Das ehrwürdige Haupt der Familie ist, wie man heute sagt, „verfassungstreu“ oder „deutsch-österreichisch“ gesinnt, bezeichnender wäre: zentralistisch und altösterreichisch. Die Söhne dagegen sind alle föderalistisch, mitunter sogar mit stark tschechischen Allüren; die Enkel werden in diesem Sinne erzogen. Es ist dies nicht etwa eine vereinzelte Erscheinung, sehr häufig halten die Älteren und Ältesten in den adlichen Geschlechtern Österreichs mit der heutigen Opposition — freilich haben sie sich meist schon vom öffentlichen Leben zurückgezogen oder dürften dies bald thun —, während die Jüngeren zum nationalen und klerikalen Banner schwören. Es bedarf dies kaum einer Erklärung. Jene kannten eben nur das alte Österreich, den Einheitsstaat, in welchem eine Nationalitätenfrage nicht bestand. Der Staatskanzler Fürst Metternich pflegte zu sagen — Gentz berichtet es uns —, die Föderalisten seien ihm ebenso verhaßt wie die Liberalen. Die jüngere Generation des Hochadels meint aber die konservativen Interessen — die Sache des großen Grundbesitzes gegenüber dem mobilen Kapital und der Börse — besser zu vertreten, wenn sie es mit den erwachten slawischen Nationen und Natiönchen hält, weil diese vom modernen Liberalismus und Manchestertum weniger angekränkelt sind. Dabei verschmähen sie — mit Ausnahme einiger Exaltados — die deutsche Bildung nicht, gehen in Prag lieber ins deutsche Theater als ins tschechische, weil sie tschechisch oft nur sehr mühsam verstehen und garnicht

sprechen. Man kann ihren Standpunkt begreifen, obwohl der phrasenhafte Liberalismus der Jungtschechen gewiß seltsamere Blüten treibt als der deutsche auch in seinen schlimmsten Jahren, und die sind — in Österreich wenigstens — vorbei.

Aber kehren wir in unser Städtchen zurück. Der jetzige Besitzer des großen Gebietes, in welchem es nur eine Enklave bildet, gehört der föderalistischen Partei an, stimmt also in den wichtigsten Fragen mit den Tschechisch-Nationalen. Um nun die deutschen Bauern des Böhmerwaldes einigermaßen aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit, in der sie sich dem Fürsten gegenüber befinden, zu lösen, hat sich vor mehreren Jahren ein Verein gebildet, der mit beschränkten Mitteln schon Ersprießliches geleistet hat. Der Hauptsitz dieses deutschen „Böhmerwaldbundes" — denn es giebt auch einen tschechischen, obwohl im eigentlichen Gebirge, mit Ausnahme der Freibauern von Stachau, gar keine Tschechen wohnen — ist Budweis; ein wichtiger Vorort ist auch unser Städtchen. Der Verein ist zunächst darauf bedacht, den Bildungsstand und die ökonomischen Verhältnisse der Bevölkerung zu heben. Denn der Fürst macht in neuester Zeit die Unterstützung der Bauernschaften von ihrer politischen Haltung abhängig, und im vorigen Jahre geschah es, daß der Gemeinde von Kalsching der Zuchtstier, den sie sonst von der herrschaftlichen Verwaltung zu entlehnen pflegte, versagt wurde, weil sie — bei den Reichsratswahlen ihre Stimme einem Kandidaten der deutschen Partei gegeben hatte. Ein solches Argument wirkt aber bei armen Gemeinden sehr, und viele lassen es sich gesagt sein. Dazu kommt die alte Anhänglichkeit der konservativen Bauernschaft an ein Geschlecht, dem sie bis vor einem Menschenalter unterthänig war und das ihr länger als ein Jahrhundert hindurch nur Gutes erwiesen hat. Aber die Kämpfe der letzten Jahre haben doch auch den nationalen Sinn in diesen Bergen erweckt und gekräftigt, und so ist ein Widerstreit der Interessen unvermeidlich geworden, der keinem Teile zum Vorteil gereichen wird. Gerade hier kann heute der konservativen Sache nur gedient werden, wenn sie sich nicht als Gegnerin des Volkstums zeigt, wenn sie aufhört, das Vordringen des Slawentums gegen Süden und Westen auf jede Art zu begünstigen. Schon weiß der Bauer auch des abgelegensten Dorfes, um was es sich handelt, und wenn ihm heute noch des Lebens Not so manches Zugeständnis abzwingt, der Tag dürfte bald kommen, wo er dem anstürmenden Gegner ein selbstbewußtes: „Dies ist unser!" entgegenrufen wird. Und das wird zum guten Teile auch das Verdienst der tüchtigen Bürgerschaft sein, von deren Leben und Treiben wir hier ein flüchtiges Bild zu zeichnen unternommen haben.





Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

n einer so trüben Zeit war der Besuch des Potsdamer Kadetten, der zum erstenmale seine Ferien in Siebenhofen zubringen durfte, eine wahre Erfrischung. Anton, dieser Musterknabe, war bei Kameraden und Vorgesetzten gleich beliebt. Er erfreute sich eines sichern Taktgefühls, welches ihn, ohne daß er sich über das Warum Rechenschaft ablegte, stets zu rechter Zeit das Rechte thun und sagen ließ. Diese ausgezeichnete Gabe machte den Knaben zum erklärten Liebling seines Vaters. Aber auch die übrigen Hausgenossen konnten nicht umhin, den schönen und liebenswürdigen Knaben etwas zu verziehen.

Eines Abends, als Therese ihre Kinder zu Bett brachte, was sie seit Mademoiselle Adelines Abreise stets selbst that, brach Valerian in ein halbverbissenes Weinen aus, das die Mama sehr wohl kannte. Sie beugte sich über des Knaben Bettchen, strich sanft mit der Hand über das dichte Haar und fragte so freundlich nach der Ursache seines Kummers, wie es eben nur eine Mutter kann. Valerian riß mit den Zähnen eine Ecke aus seinem Taschentuch und schüttelte den Kopf, aber sie ließ sich nicht abweisen, bis der Junge unter Thränen bittern Ärgers sagte: Alle haben ihn lieber als mich, und du auch.

Therese tröstete ihn mit leiser Stimme, da Anton bereits schlief. Als sie aber am nächsten Morgen hereinkam, um die Söhne zu wecken, lagen diese friedlich zusammen in einem Bett. An der Wand über dem Bettchen hing in altem Goldrahmen der bekannte Kupferstich der Söhne Edwards von Hildebrandt. Therese, deren Blick dies Bild streifte, sah mit einem Gefühl innigster Dankbarkeit

auf ihre beiden Söhne zurück. Euer Onkel ist kein Richard von Glocester! dachte sie.

Trotz Valers eifersüchtiger Anwandlungen waren die zwei Brüder ein Herz und eine Seele. Einmal nur kam es während Antons Ferienzeit zu ernstem Streit zwischen ihnen. Es war dies bei Gelegenheit einer Valerianschen Aufführung, in welcher nicht zum erstenmale der Papa eine etwas lächerliche Rolle spielte. Sobald sich Anton von seinem Lachanfall erholt hatte, überfiel er entrüstet seinen Bruder. Die beiden jungen Helden wälzten sich in wildem Handgemenge auf dem Teppich Trakelbergs, dessen Zimmer zum Schauplatze ihrer Thaten erlesen war. Sie stießen ihre Köpfe gegen Tisch- und Stuhlbeine und schlugen mit den Fäusten, wohin sie trafen, und hätte Julie nicht mit aller Macht Widerstand geleistet, so wäre die herabhängende Tischdecke mit samt dem Tintenfasse und sonstigen Gerätschaften ein Opfer der Kampfeswut geworden. Mathilde, der diese Szene ernste Besorgnis erregte, eilte nach Trakelbergs Schlafgemach, schleppte dessen Wasserkrug herbei und leerte ihn über den Köpfen der Streiter, ein Verfahren, dessen Anwendung sie bei Hühnerhunden, die in einander verbissen waren, gesehen hatte. Das Mittel wirkte auch hier. Unsre Helden ließen einander los und brummten unter Pusten und Schütteln die arme Mathilde an, die, den geleerten Krug in der Hand, trotz ihres Erfolges etwas betroffen dastand.

Aber um alles in der Welt, Mathilde, sagte Anton, während er sich von der lachenden Julie abreiben ließ, was machst du denn nur?

Valer zog seine Bluse aus und hing sie in den Sonnenschein. Du hättest uns wenigstens auf die Douche vorbereiten sollen, damit wir uns in Kostüme hätten werfen können! Du, Julie, könntest auch etwas besseres thun als wie ein Kobold zu grinsen.

Aber warum hiebt ihr denn nur wie toll auf einander los? fragte Mathilde.

Weil Valer es dem Papa nicht nachmachen soll, antwortete Anton, das ist furchtbar ungezogen und schickt sich nicht. Danke, Julie, jetzt bin ich schon trocken. Nein, Mathilde, das ist wirklich sehr unrecht von Valer.

Du willst uns wohl imponiren, alter Philister? rief Valer vom Fenster her, wo er seine trocknende Bluse bewachte.

Sei doch nicht so abscheulich, Valer! wandte sich Mathilde an diesen.

Natürlich, fuhr Valer in dem geringschätzigen Tone fort, du mußt ja gleich seine Partei nehmen. Ist mir aber ganz egal, und du bist auch nicht viel wert, Mathilde.

Mathilde war dem Weinen näher als dem Lachen. Zum Glück rief jetzt Julie aus: Es ist schon zwölf Uhr! Herr Trakelberg wird gleich kommen. Schnell, helft mir Ordnung machen.

Augenblicklich war aller Streit vergessen, und alle Hände rührten sich. Der Krug verschwand; ein paar reine Handtücher, die Tante Cäcilie erst heute herausgegeben hatte, wurden dazu benutzt, den Teppich abzureiben, Tische und

Stühle an die alten Plätze gerückt, die Bücher zurechtgelegt und der eine Rohrstuhl, der im Getümmel der Schlacht ein Bein verloren hatte, mit Kunst von Julien so zusammengestapelt, daß man den Schaden übersehen konnte.

Sieh mal, Valer, ich stelle ihn hier in die Ecke. Wenn er nicht benutzt wird, hält er noch zwanzig Jahre.

Ei freilich. Ebenso gut ohne wie mit dem Bein. So, nun ist alles in bester Ordnung.

Dies war auch gut, denn schon erscholl draußen Trakelbergs etwas unsicherer Schritt. Valerian nahm geschwind seinen Rock vom Fensterkreuze und fuhr eben hinein, als der Lehrer eintrat. Trotz seiner Zerstreutheit blickte er forschend umher, denn sein Zimmer dünkte ihn nicht ganz normal.

Was macht ihr denn, meine lieben Freunde? Es erscheint mir, das heißt, es will mich bedünken —

Wir haben eben noch mal unsre Aufgaben repetirt, schrie Valer, und fuhr dann leiser fort: Sieh doch mal, was dahinten los ist, Julie, ich komme nicht in den verwünschten Rock!

Eure Aufgaben, wiederholte Trakelberg befriedigt, obwohl niemand zu lernen schien; dann rieb er sich die Hände und wanderte im Zimmer auf und ab, während Mathilde seinen Hut forttrug.

Ach, da ist etwas gerissen, Julie.

Sie war noch kopfschüttelnd mit des Bruders Kittel beschäftigt. Ja, ich weiß nicht, da hat sich etwas verdreht.

Herr Trakelberg aber schritt dem verhängnisvollen Stuhle zu; denn dieser war der einzige, der nicht mit Büchern belastet war.

Herr Trakelberg! rief warnend das Quartett; aber zu spät. Schon hatte er sich niedergesetzt, und mit Krachen ging der Stuhl auseinander. Trakelberg sah sich zu seiner Überraschung in einer höchst sonderbaren Position, die denn auch unsre Jugend dergestalt begeisterte, daß sie trotz ihres Schreckens in ein brüllendes Gelächter ausbrach.

Schon wollte Herr Trakelberg in dasselbe einstimmen, da öffnete sich die Thür und — Cäcilie stand, sprachlos wie Lots Weib, auf der Schwelle. Aber nicht lange ließ sie das vernichtende Feuer ihrer Blicke allein wirken. Was ist denn das? Stühle und Tische zerbrochen! Und meine Handtücher! Herr Trakelberg, ist denn hier alles von Sinnen?

Das Ende vom Liede war, daß unsre Jugend verdammt wurde, das Mittagsmahl im Gesindezimmer einzunehmen, wobei ihnen Herr Trakelberg gern Gesellschaft geleistet hätte. Cäcilie aber entzog seit jenem Tage dem unglücklichen Kandidaten ihr Vertrauen dermaßen, daß sie ihm nur noch Handtücher von ganz grobem Gespinnst gab, um ihn zu demütigen. Schade nur, daß Trakelberg den Unterschied garnicht merkte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eines Tages trat der Hofmarschall bekümmert zu den Damen, die im roten Eckzimmer bei ihrer Arbeit saßen. Er hatte eben seine Vierteljahrsrechnungen abgeschlossen.

Ich weiß nicht, woran es liegt, seufzte er, es ist mir, als arbeitete ich unter einem bösen Stern. Alles, alles geht schief.

Georg sollte wirklich zurückkommen! brummte Cäcilie.

Bohemund fragte sie ziemlich scharf, ob sie ihm vielleicht nicht zutraue, ohne den Gescheiten fertig werden zu können. Die Schwester murmelte eine unverständliche Antwort und verließ verdrießlich das Zimmer.

Therese ließ die Arbeit ruhen und sah nachdenklich auf. Wenn du dich nur nicht überarbeiten wolltest, Bohemund!

Der Hofmarschall sah seine Frau mißbilligend an. Das ist weiter nichts als eine Redensart, Therese. Du weißt ebensogut wie ich, daß ich nicht mehr als das notwendigste thue.

Er glaubte hiermit diesem ihm peinlichen Gesprächsgegenstande ein Ende gemacht zu haben; aber Therese ließ sich diesmal nicht einschüchtern.

Wenn dein Inspektor tüchtiges leistete, so würde weniger Last auf dich fallen.

Ach, thu mir den Gefallen, liebe Frau! Was willst du denn davon verstehen! Ich bin froh, daß ich endlich Herr auf meiner eignen Scholle bin, und das ist mir mehr wert, als wenn Alarich so übereifrig wäre, wie der eigenmächtige Klee.

Und mit sauersüßem Lächeln griff Bohemund nach der Zeitung.

Therese beugte sich über ihren Nähtisch, wo ein Haufe zu stopfender Kinderstrümpfe ihrer harrte. Sie hatte Johanna, ihr Kammermädchen, entlassen. Die hierdurch ihr zufallende größere Arbeitslast empfand sie als eine Wohlthat und begriff selbst nicht mehr, wie sie bisher so anspruchsvoll hatte sein können. Jetzt fielen freilich Thränen auf die fleißigen Hände.

Auf der Parkwiese tanzten die Augustsonnenstrahlen, und die Kinder verzehrten dort heiter ihre mächtigen Butterbrote. Dann kam Mathilde als Abgesandter in die rote Stube gelaufen, um Mama und Papa zu bitten, heute einen freien Tag zu gewähren, damit man der Kirschernte unterhalb des Dorfes beiwohnen könne.

Als das kleine Mädchen ihre Bitte vorgetragen hatte, bemerkte sie die Thränen in den Augen der Mutter. Sie legte den braunen Lockenkopf liebkosend an Theresens Schulter.

Du liebe, liebe Mama! Wenn du es lieber magst, wollen wir bei dir bleiben und arbeiten, wenn du nur den Brüdern erlauben willst, zu gehen, weil die ja doch nicht stopfen können.

Der Hofmarschall wandte sich der Kleinen zu. Was sagst du da für Weisheiten, Schatz? Komm einmal her, du Schneck!

Mathilde hüpfte erfreut auf seine Kniee und ließ sich die väterlichen Liebkosungen bereitwilligst gefallen. Bohemund aber erinnerte sich einer Bemerkung Daïdas. Sie wird eine Schönheit, hatte der Graf von der kleinen Mathilde gesagt. Riffelshausen sah nach seiner Frau hinüber, deren sanfte Augen den seinen begegneten, und er sagte leise zu der Kleinen: Werde nur so wie deine Mutter, Kind.

An diesem Tage empfing der Hofmarschall den Besuch des Dorfschulzen, der die jungen Herrschaften höflichst zu dem am nächsten Sonntag stattfindenden Kindertanze einlud. Ein solches Kinderfest feierte das Dorf alljährlich, und es bereitete Jung und Alt besondres Ergötzen.

Der Hofmarschall, gegen den sich die Bauern in der letzten Zeit geradezu feindlich gestellt hatten, fand es ganz rätlich, seinerseits einmal freundliche Gesinnung an den Tag zu legen. Er gab darum dem verlegenen Ortsvorstande den Bescheid, er werde seine Kleinen mit besonderm Vergnügen in die Schenke hinüberschicken.

Ich meine, du solltest die Kinder selbst in den Tanzsaal begleiten, sagte der Hofmarschall zu seiner Frau, als diese ihm die tägliche Arzenei bereitete. Die Leute wissen so etwas sehr zu schätzen, und mir liegt viel daran, sie jetzt bei günstiger Stimmung zu erhalten. Ich habe die Berechnungen Friedrichs, des Geometers, eingeschickt und muß sie mir am Sonntag in Erfurt wieder abholen. Sonst würde ich selbst mit euch hinüber in den Schenksaal gehen. Du findest dort aber die Schulzin, die Kantorn, die Günthern und andre dir bekannte Frauen. Auch ist es ja nicht notwendig, daß du dich lange dort aufhältst.

Therese dachte nicht ohne Grauen an Hitze und Tabaksqualm in dem niedrigen, überfüllten Schenksaal. Der Kopf schmerzte sie, und sie fühlte sich recht unwohl, wagte indessen nicht, dem Gemahl zu widersprechen.

Die Kinder dagegen freuten sich über das in Aussicht gestellte Fest wie die Kobolde. Sie besaßen treue und ergebene Freunde unter der Dorfjugend und zogen die Gesellschaft der jungen Siebenhofer sogar dem Verkehr mit dem wohlerzogenen Lieschen Scheffslingen vor. Wenn man von Zeit zu Zeit in Sonntagskleidern und in den großen Wagen gepackt nach Trübensee hinüberfuhr, so war man genötigt, so artig zu sein, daß an Spaß garnicht gedacht werden konnte. War vollends der widerwärtige Emil anwesend, so hörte die Gemütlichkeit ganz auf. Hinter dem Rücken der gestrengen Frau Mama ärgerte und tückte er ohne Unterschied seine geduldige kleine Schwester und deren Freundinnen. Je mehr dann die Mädchen sich ärgerten, desto größer war sein Vergnügen. Einmal hatte deshalb eine erbitterte Prügelei zwischen ihm und dem um mehrere Jahre jüngeren Valer stattgefunden, sodaß beide Kämpfer braune und blaue Flecke davontrugen. Seitdem sah es Frau von Scheff-

lingen nicht gern, wenn der lose Kleine, wie sie Valer nannte, seine Geschwister nach Trübensee begleitete, wogegen sie für den liebenswürdigen und bescheidnen Anton eine ausgesprochene Zuneigung faßte.

Anton seinerseits teilte die Vorliebe der Geschwister für die Dorfkinder durchaus nicht. Die allerliebsten Manieren des gesitteten Lieschen Schefflingen waren ihm entschieden sympathischer, als die derbe Schlichtheit der jungen Siebenhofer. Ich kann mir nicht denken, daß die Jungens hier sehr nett tanzen, äußerte er gegen seine Schwestern, erhielt aber die beruhigende Versicherung, daß dies doch der Fall sei.

Besonders der Otto Schmidt, sagte Mathilde.

Nein, mir ist Schafmeisters Heinrich lieber, entgegnete Julie.

Nun ja, weil der überhaupt so nett ist und dir Versteinerungen und Vogeleier bringt.

Er bringt mir überhaupt alles, was ich will, prahlte die Gefeierte. Und, Anton! herrliche Schlitterbahnen macht er uns im Winter!

Ich habe aber mit Kantors August verabredet, einen Ländler zu tanzen, triumphirte Mathilde.

Herr Trakelberg empfand bei derartigen Unterhaltungen schmerzlich, daß die Lust an dem eiteln und thörichten Treiben der Welt sich gar früh in den jungen Herzen zu regen beginne. Er berief an dem Sonnabend, der dem Tanzfest voranging, seine kleine Herde auf sein Zimmer zu einem Stündlein ernster Betrachtung. Wie groß der Nutzen war, den die jungen Seelen aus selbiger zogen, muß dahingestellt bleiben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die warme Morgenluft war erfüllt von dem Dufte der Sommerblumen, unter denen Abel, der Gärtner, in der Sonntagsjacke einherwandelte, um bedächtig zwei schöne Sträußchen abzuschneiden, die er später auf die Gesangbücher der Frau Hofmarschallin und des gnädigen Fräuleins legen wollte. Heute Abend zum Tanze, dachte er bei sich, mache ich dem Julchen und dem Mathildchen ein paar schöne Kränzchen, wie es sich für unsre Fräuleins schicken will. Dann wandte er sich liebäugelnd nach einem mächtigen Busch dunkelroter Nelken, deren köstlicher Blütenreichtum sein größter Stolz war.

Da kam die gnädige Frau den Gartenweg herauf.

Guten Morgen, Abel, sagte sie freundlich. Ihr freut euch an euern schönen Blumen?

Es ist auch ein herrlicher Morgen, der dazu verlockt.

Abel rückte die Mütze. 's Wetter bleibt auch so für heute, gnädige Frau.

Welche prachtvollen Nelken! Das sind wohl besondre Lieblinge, Abel?

Ja, gnädige Frau. Damit mein' ich nicht von mir, sondern von unserm Baron; vom Baron Georg sind sie's gewesen. Sehen Sie, gnädige Frau, der hat zu mir gesprochen: Abel, Alter — wir kennen uns eben schon gar lange, der Baron und ich; hab' ich doch die Frau Mutter noch gesehen, ach, war das eine schöne, feine Dame, du lieber Gott! Ja, was ich noch wegen der Nelken sagen wollte, närrische Einfälle konnte Ihnen unser Baron haben, und am meisten, wie er noch laufen konnte. Da sagte er mal zu mir, wie ich vor so einem Nelkenbusche stehe — damals hatt' ich sie dort unten auf der Rabatte —: Abel, sagte er, die roten Blumen haben mirs angethan, als hätte eine jede eine Seele, wie du und ich. Sieh doch selbst! Schaun Sie nicht ganz anders drein als die ausdruckslosen Blumen umher? Und dann lachten die Augen so übermütig, und ehe ich mir's versah, tanzte er mit mir den Weg hinunter, und der alte Baron, der mit der Nachtmütze auf dem Kopfe zum Fenster heraussah, lachte, daß er sich nur so schüttelte und daß die Pfeife herunterfiel, wobei der schöne Porzellankopf mit dem alten Fritz darauf in tausend Stücke sprang. Späterhin nach dem Unglück freilich ist's anders geworden! Da hat sich der Baron Georg geradeweg umgedreht, daß man ihn nicht hätte wiederkennen sollen.

Wie kam es denn, Abel? Wie geschah das Unglück?

Ach, gnädige Frau, wie es kam, weiß ich so recht selbst nicht mehr. Aber ganz genau ist mir's noch gegenwärtig, wie der Herr Doktor kam und wie das ganze Haus sagte: Das ist auch das erstemal, daß der an unserm Baron was 'rumzudoktern hat. Nachher, da gab's einen Spektakel zwischen unserm Herrn Doktor und dem alten Baron, der auch was Heftiges in sich hatte — 's liegt wohl so im Blute. Sie waren oben im Saale, und die Fenster waren auf, und ich stand im Hofe beim Unkrautjäten; aber ich versichere Ihnen, mir war's angst und bange vor dem Lärm, den der alte Baron da oben machte. Abends kommt der Schmidt zu mir 'rüber in die Gärtnerwohnung — gnädige Frau kennen doch Schmidten, der mit dem Baron nach Tirol gegangen ist?

Jawohl!

Na, sag' ich, wie Schmidt zu mir 'rüber kommt und sich so auf die Bank hinfallen läßt, als hätte er Schnaps im Kopfe, Schmidt, sag' ich, was ist dir denn, und wie geht's Baron Georgen? Hol' der Teufel den Doktor, sagt der, gar nicht wieder gehen soll der junge Herr! Weiß wie die Wand ist er geworden, wie er's gehört hat, und hernach, wie die andern fort waren, hat er mich ganz erbärmiglich gebeten, ihm das Schlafpulver zu bringen, das er in seinem Schreibtische stehen hat, er wollte nicht als Krüppel weiter leben, und — sagte der Schmidt — wär' ich noch 'ne Minute länger bei ihm geblieben, weiß Gott, ich hätt's gethan. Und da fing Ihnen der Schmidt zu heulen an, wie ich mein Lebtag nicht gehört habe, und immerzu sagte er mir: Mein ganzes Leben durch will ich bei ihm bleiben und für ihn sorgen! Das hat er auch gethan, gnädige Frau, bis heute.

Der alte Abel seufzte tief auf und ging, ohne seinen Strauß zu vollenden, neben der gnädigen Frau her.

Ach, Frau Hofmarschallin, wie ich ihn hernachmals wiedergesehen habe, Baron Georgen, dacht' ich doch, es wäre ein Geist. So ernst waren die Augen, und so alt war er in den paar Wochen geworden, daß mir der Jammer die Kehle zuschnürte. Es kam ihm gar zu hart an. So scheu war er geworden, daß seine Freunde ihn garnicht mehr zu sehen kriegten. Dem schönen Rappen, seinem Lieblinge, gab er ein giftiges Pulver ein. Alle Lust war aus, es kam eine ganz andre Zeit für Siebenhofen. Ja, gnädige Frau, der liebe Gott schickt, was er will, und weiß, warum; aber ich kann mir nicht helfen: unserm Baron hätt' ich ein andres Leben ausgesucht.

Guter Abel! — Aber er hat auch später erfahren, daß man ein tüchtiger Mensch sein kann —

Auch ohne wie so ein Wasserfall herumzutoben. Ja ja, der Mühlbach wird auch eingezwängt, ehe er die Räder treiben lernt! Die roten Nelken, von denen er nie litt, daß eine abgeschnitten wurde, bevor sie welk war, haben auch 'reingemußt ins Glas, das in seinem Zimmer stand, und der gnädigen Frau will ich nur mal eine abschneiden nach der langen Geschichte; Baron Georg hätte sicherlich nichts dagegen.

Therese dachte, als sie sich dem Hause zuwandte, daß solche Anhänglichkeit „ihn" doch beglücken müsse.

Die alten Bäume rauschten leise in der Morgenluft; sie hemmten den Blick nach oben; durch die Zweige aber sah hie und da ein Stückchen des blauen Sommerhimmels, und die Töne der Kirchenglocken zogen klar und weich über das stille Dorf.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine Viertelstunde später wandelte die gesamte Hausgenossenschaft zu der alten Kirche. Voraus der Hofmarschall mit Frau und Schwester, hinterher Trakelberg mit den Kindern, dann die Dienerschaft. Sie verteilten sich in den mit Holzschnitzerei verzierten Kirchenständen, um ihre Aufmerksamkeit einer donnernden Predigt des von Trübensee herübergekommenen Andermütz zu widmen. Aber dem besten Willen zum Trotze geschah es, daß Riffelshausen darüber nachsann, ob wohl Karl Grün mit dem ihm durch die Separation zufallenden Stück Sumpfboden sich zufrieden geben würde oder nicht, daß Cäcilie sich gewaltig an den Worten des Predigers ärgerte und zum Schluß bedauerte, nicht ein Strickzeug mit in die Kirche nehmen zu können, und daß Valer die Schändlichkeit soweit trieb, scheinbar über das Gesangbuch gebeugt einen heimlich aufgestöberten Roman zu lesen. Therese allein folgte mit Andacht des Redners

Worten, und auch sie nur, indem sie denselben ihren eignen demütigen und liebevollen Sinn unterlegte.

Als man mit den Scharen der festlich gekleideten Dorfbewohner die Kirche verließ, bemerkte Therese, die Predigt sei doch recht schön gewesen.

Gewiß, sagte der Hofmarschall; das heißt, deine Tante Leontine pflegte zu sagen, daß man auch aus der schlechtesten Predigt etwas Gutes mit nach Hause nehmen könne.

Da bin ich durchaus nicht Ihrer Meinung, eiferte Cäcilie; ich habe mich heute wieder recht über den alten Schreier geärgert. Soll das eine Auslegung des Wortes Gottes sein? Wir sind doch keine Verbrecherkolonie! Aber glaubt es mir nur, er wird die Leute noch aus der Kirche predigen, wie er es in Trübensee schon gethan hat; denn nicht einmal schlafen können sie bei dem Lärme. So alt wie er ist, wäre er gewiß längst den Weg alles Fleisches gegangen, wenn nicht Wut und Jähzorn ihn ans Leben klammerten!

Aber beste Cäcilie!

Ja, beste Cäcilie! Es ist doch, wie ich sage. Doch nun werde ich dir rasch zu einem kräftigen Frühstück verhelfen, Bohemund; der Wagen wird gleich da sein. Der gute Andermütz konnte einmal wieder kein Ende finden.

Als bald darauf des Hofmarschalls Wagen davonrollte, kam Herr Trakelberg zu Therese.

Ich kann nicht leugnen, sagte er, daß es meinem Herzen wohlthun würde, meinen in dem Herrn geliebten Bruder, den Pastor Kübelak in Moosdorf, einmal wieder mit Augen zu schauen.

Aber der schattenlose Weg nach Moosdorf wird heute angreifend sein! meinte Therese.

Sollte ich mich scheuen, der Freundschaft einige Schweißtropfen zum Opfer zu bringen? O, gnädige Frau, wie oft, wie sehr oft werden erbärmlichen Zwecken weit größere Opfer gebracht!

Hiergegen ließ sich nichts sagen, und Herr Trakelberg ging davon, von den Kindern ein Stück Weges begleitet.

Kaum aber hatte sich Therese ans Klavier gesetzt, als die Crispine hereintrat.

Ach gnädige Frau, das gnädige Fräul'n hatten mir erlaubt, heute nach Dettemb (Niederdettenheim) zu gehen zu meiner Muhme, der ihr Andergeschwisterkindsvetter Hochzeit macht, und ob die gnädige Frau was dawider hätten?

Dies war nicht der Fall. Crispine machte sich fröhlich auf den Weg. Schade, sagte sie zu Minna, daß ich unsre Fräuleins nicht tanzen sehen kann! Wenn's eben nicht der Andergeschwisterkindsvetter wär', ich bliebe hier.

Ach du! lachte die Minna, meinst wohl, ich wüßte nicht, daß dein Schatz auch in Niederdettemb ist?

Andermütz erfreute bei Tische die Damen dadurch, daß er wenig redete und viel aß. Er hatte in Trübensee die Nachmittagspredigt zu halten und fuhr, nachdem er den letzten Bissen gegessen hatte, davon. Die andern unternahmen einen gemeinschaftlichen Spaziergang auf die Kirschberge, wobei Herr Trakelberg lebhaft vermißt wurde. Therese und Cäcilie empfanden, daß sie den hundert Fragen nicht gewachsen waren, die trotz des eifrig betriebenen Kirschenschmauses ihre Unterhaltung fortwährend unterbrachen.

In welche Familie gehört diese Blume, Mama?

Ist das Glimmerschiefer?

Wie heißt das Dorf dort hinten? — man sieht nur den Kirchturm — nein, du siehst ja nach dem falschen Fleck; den spitzen mein' ich.

Aber Kinder, so laßt uns doch ein wenig in Ruhe!

Da ertönte der Chor vorwurfsvoll: Herr Trakelberg kennt alle Blumen! Herr Trakelberg will, daß wir Steine suchen! Herr Trakelberg weiß die Namen von allen Dörfern und wer dort Pfarrer ist! Herr Trakelberg will nie in Ruhe gelassen werden!

Therese riet den unruhigen Geistern, recht schöne Blumensträuße anzufertigen, von denen der gelungenste dem Papa bei dessen Heimkehr überreicht werden sollte. Dieser Vorschlag fand Anklang, und die Kinder zerstreuten sich auf dem Abhange.

Die Hofmarschallin strich mit der Hand über die Stirn. Was meinst du, Cäcilie, kann ich die Minna mit den Kindern auf den Tanzboden schicken? Mein Kopf schmerzt recht sehr.

Aber Cäcilie schlug entsetzt die Hände zusammen. Um alles in der Welt nicht! Du weißt ja, daß die gute Schefflingen uns zwei große Körbe Johannisbeeren geschickt hat; die dürfen nicht länger stehen, ich muß die Früchte noch heute mit der Minna einmachen.

Therese schwieg, und Cäcilie beklagte im Stillen die Charakterschwäche der Schwägerin. Sie selbst hatte Kopfschmerzen nie gekannt.

Als die Gesellschaft nach dem Dorfe zurückkehrte, vernahm man bereits das Getön der Fideln aus dem Schenksaale, das Lachen und Lärmen der Bursche und Mädchen auf dem Platze und dazwischen das wohlbekannte Rollen und Poltern in der Kegelbahn, wo auch heute die allsonntäglichen Spielgenossen sich versammelt hatten.

Bald darauf wanderte auch die Hofmarschallin mit den vier geputzten Kindern, vom alten Abel geleitet, nach der Schenke hin, deren Thür mit einem schönen bunten Kranzgewinde verziert war.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Zur Kulturgeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts. Je weiter wir in der Reihe der Jahrhunderte zurückgehen, desto wichtiger wird es uns für die Kulturgeschichte, zu wissen, wie sich der herrschende kirchliche Glaube durch Unterricht und ähnliche Veranstaltungen fortpflanzt und die Jugend heranzieht. In der Art, wie dies geschieht, spiegelt sich die ganze Zeit genau ab. Wir wollen dies Gebiet (nach Gefffens Forschungen) in den wesentlichen Zügen einmal kurz schildern.

Man könnte das, was wir meinen, unter den Namen „Katechismusunterricht" bringen. Aber als Buch ist der Katechismus erst durch Luther geschaffen worden. Der Sache nach ist der Katechismus schon vorreformatorisch, auch die Frageform kommt schon vor, aber diese Katechismusvorläufer sind zunächst für die Geistlichen, nicht für die Hand der Schüler bestimmt. Bald aber wurde auch in der katholischen Kirche das Beispiel Luthers nachgeahmt, wie man aus der Moufangschen Sammlung katholischer Katechismen ersehen kann.

Es ist längst bekannt, daß das fünfzehnte Jahrhundert nicht den geringen Bildungsgrad zeigt, den man früher dem Mittelalter schlechthin zuschrieb. Bei einem nicht unbedeutenden Wohlstande im deutschen Volke war auch die geistige Bildung im Fortschreiten, trotz der abscheulichen Hexenprozesse. Auch die Literatur tritt ganz respektabel auf. Schon vor 1500 gab es über 16000 gedruckte Bücher, die zum Teil drei bis vier Bände umfaßten. Es gab darunter achtundneunzig Ausgaben der lateinischen Bibel, siebzehn Ausgaben der deutschen Uebersetzungen. Und wenn sie auch nicht so viel gelesen wurden, wie hundert Jahre später, so ist es doch nicht richtig, so zu thun, als wäre die Bibel dem Volke unbekannt gewesen.

Freilich ist die Bibel nicht so geeignet für kindliche Unterweisung wie die mündliche Mitteilung. Diese war nun hauptsächlich in der Beichte wirksam. Sie umfaßte damals das ganze Leben der Menschen, vom siebenten Jahre bis zum Tode. Niemand, auch nicht der gewaltigste Herrscher und nicht der größte Gelehrte, durfte sich ihr entziehen.

Nun waren die vielen Seelenschäden, die sich in der Beichte bei den beiden Geschlechtern, bei den verschiednen Lebensaltern, Ständen 2c. zeigten, so mancherlei Art und ihre Heilung so schwierig, daß man den Seelsorgern gern mit Not- und Handbüchlein zu Hilfe kam. Diese Bücher zeigten, wie der Geistliche benutzen sollte: 1. die allgemeinen Glaubensbekenntnisse, 2. die zehn Gebote, die sieben Todsünden, die sieben Haupttugenden, 3. das Ave Maria und einige andre Stücke. So sollte die ganze Glaubenslehre popularisirt werden für die Geistlichen. Auch deutsche Anweisungen waren darunter, selbst so praktische, daß die Seelsorger sie in die Hand nehmen konnten, um sie in der Beichte stückweise den kleinen Sündern gegenüber anzuwenden und ihnen bei allerlei Stücken vorzuhalten, ob sie vielleicht dergleichen gethan und zu beichten hätten. Natürlich wurde gerade auf die noch jungen, empfänglichen Gemüter der größte Fleiß gewandt. Und man muß bedenken, daß es sonst Schulen für die meisten Kinder nicht gab, am wenigsten für die Mädchen. Desto mehr mußte neben dem Hause das Beichtinstitut thun, um das Kind wenigstens mit den Geboten Gottes und der Kirche völlig vertraut zu machen, auch durch populäre Anwendungen. Auch den Taufpaten wird die Pflicht christlicher Belehrung ihrer Paten zur Gewissenssache gemacht, wenigstens den

Glauben und das Vaterunser sollen sie ihnen bei Strafe beibringen. Das thaten sie auch. Wer bis zum vierzehnten Jahre das nötigste nicht gelernt hatte, trotz der vereinten Bemühungen, der sollte für geistesschwach, für idiot gelten.*)

Es gewährt nun einen interessanten Einblick in die damalige Zeit, wenn wir den Beichtfragen der Geistlichen etwas näher treten. Die Kinder wurden bei Gelegenheit der zehn Gebote gefragt, ob sie gelogen, geflucht, die Messe versäumt, die Eltern verunehrt, ob sie sich gezankt und geschlagen, Eltern und Lehrern etwas entwendet, ob sie fleischliche Sünden, die, wie es in dem Buche heißt, „heutzutage so zahlreich sind," begangen hätten, doch wird mit Recht Vorsicht anempfohlen, damit die Kinder nicht durch das Beichtverhör eine Schlechtigkeit erst lernten, die ihnen in ihren Jahren verborgen gewesen. Diese Vorsicht ist, wie Zeitgenossen versichern, nicht selten außer Acht gelassen worden, und das ist leider sehr begreiflich. Noch spezieller sind folgende Fragen, ob die Knaben mit Schnee, Steinen u. dergl. geworfen, ob sie Karten- und Würfelspiele getrieben, ob sie durch Schwimmen und Reiten sich Todesgefahren ausgesetzt hätten. Sonderbarerweise sind die Schulgesetze bis gegen 1600 gegen das Baden und Schwimmen sehr eingenommen. Die Knaben werden gefragt, ob sie Aecker, Weingärten oder Obstgärten bestohlen, ob sie den Mädchen durch Briefe, Boten, Geschenke und Serenaden nachgestellt haben, ob sie sich maskirt und in Weibskleider gesteckt, ob sie zu lange geschlafen haben. Um diesem endlos langen Beichtverhör möglichst bald zu entrinnen, sagten die Buben zu allem ja. Die Gedankenlosigkeit der Sünder fiel den Beichtvätern auf, und so sannen sie auf Mittel, die Knaben durch absonderliche Fragen auf ihre Stumpfheit aufmerksam zu machen und sie derb aus ihrem Geistesschlafe aufzurütteln. So in interessanter Weise ein Buch eines Kaplan Wolf von Frankfurt (1478). Er sagt dem Buben zum Nachsprechen vor: „Ich han den Lüden ihre Hühner, Enten, Gänse geworfen." Der Junge sagt das nach; wahrscheinlich hatte er dergleichen wirklich begangen. Dann fährt aber der Priester fort: „Ich han den Kaiser mit einer Streitaxt zu Tode geschlagen." Wie der Bube stutzt, sagt der Priester: „Merk, daß du wahr sagest." Ein andrer Fall: der Priester sagt vor: „Ich fand einen Heller, den gab ich nicht zurück." Das war sehr wahrscheinlich einmal vorgekommen. Dann fährt der Geistliche fort: „Ich han dem Rat zu Frankfurt 10000 Gulden gestohlen," und setzt nach einer Pause hinzu: „Betracht dich gar wohl und lüge nicht."

Bei dem Feiertagsgebot sagt der Beichtvater dem Jungen vor: „Ich han zweimal an dem Sonntag geschnitzt, Vogelkörbe gemacht, Vögel gefangen, han sechs Feiertage nicht Messe gehört, dreimal während der Messe Kränze gemacht." Dann heißt es auf einmal, weil der Junge so mechanisch ja sagt: „Ich han acht Feiertage getanzt und eine ganze Mauer aufgeführt." So schlimm hatte es der Junge doch nicht gemacht.

Bei dem neunten Gebot, dem bedenklichsten, sagt der Beichtvater: „Ich han unkeusch begierig hin und her gesehen, ich han getastet mit den Händen und Armen." Der Bub will die Schuld auf ein Mädchen schieben: „Katrin hat mich unkeusch angesehen." Aber der Beichtvater donnert ihn an: „Sage deine Sünde und sei in der Beichte kein Verräter der andern." Hier kommt eine schwache Seite der Sache zu Tage.

Wir wollen noch zwei verwandte Stücke betrachten, wie man damals einmal

---

*) Man sol es an einfalt legen wird gelesen werden müssen, nicht an ein feld, wie Geffken meint.

durch Beispiele und Anekdoten und sodann durch Bilder dem Religionsunterricht wirksam zu Hilfe kam.

Eine Menge von Geschichten mußte diese Hilfe leisten. Wenn motivirt werden soll, daß man geistliche Schriften und nicht schlechte Bücher lesen möge, so wird der heilige Hieronymus vorgeführt, wie er vor Gottes Gericht steht und gegeißelt wird von den Knechten Gottes, bis er endlich verspricht, die jüdische Bibel ins Lateinische zu übersetzen, statt den Virgil und Plato zu lesen.

Bei dem ersten Gebot erscheinen als Uebertreter desselben auch die Juden. Der Jude heißt oft „der verfluchte Hund“; es wird verboten, mit Juden zusammen zu wohnen, die Fürsten werden aufgefordert, sie nicht im Lande zu dulden. Nicht der Glaube der Juden erregt diesen Haß, sondern ihr Wucher. Statt zu sagen: Du sollst nicht Wucher treiben, hieß es damals: „Du sollst nicht mit dem Judenspieß laufen.“ Bei demselben Gebot wird auch gegen den Aberglauben gekämpft, aber wie es auch noch jetzt manchmal geschieht, man glaubt an den Aberglauben, indem man ihn bekämpft. Herolt z. B. verbietet, durch Aufschlagen der Bibel die Zukunft zu erforschen, Schlangen zu beschwören, daß sie nicht stechen, Schwerter, daß sie nicht verwunden können, mit Toten Aberglauben zu treiben. Er hält das alles für möglich, denn Gott gebe dem Teufel zuweilen solche Macht, aber man solle keinen Gebrauch davon machen. Einmal ließ, so wird naiv erzählt, eine Frau eine Hostie in ihr Tuch gleiten, um damit zu wahrsagen. Als ihr die Hostie nichts offenbarte, warf sie dieselbe ins Feuer. Da sprang der in der Hostie enthaltene Christus aus dem Feuer in den Busen der frechen Frau und rief: „Wenn du mich nicht haben willst, so will ich dich haben.“ Da stürzte das Weib reuig auf ihre Knieen.

Bei dem Gebot vom Mißbrauch des Namens Gottes wird sehr eingeschärft, daß man gute Gelübde zu erfüllen nicht verschieben soll. Ein Pfaffe, so wird als Warnung erzählt, führte ein wüstes Leben. Es kam ein andrer Geistlicher, um ihn zu bekehren. Der Bösewicht gelobte es, hielt es aber nicht. Er wurde krank, und als der Amtsbruder wiederkam, sagte er: „Bitte für mich, ich sehe zwei schwarze Bären stehen, die mich fressen wollen.“ Das Gebet des Kollegen half zwar, als er aber dennoch das Gelübde nicht hielt, sah er ein Feuer, das ihn verbrennen wollte. Endlich rief er: „Da kommen zwei Teufel mit einer glühenden Pfanne und wollen mich darin braten,“ und so gab er den Geist auf. Das Buch fügt hinzu: „Das lasse dir eine Warnung sein.“

Wie wirksam das Ave Maria ist, wird in folgender Weise veranschaulicht: „Eine gute Frau bringt ihrem Manne das Essen, ihr Kind in der Wiege bleibt ohne Aufsicht daheim. Ehe sie es verläßt, segnet sie es mit einem Ave Maria. Als sie nach Hause kommt, ist die ganze Bude verbrannt, das Kind aber im Feuer unversehrt geblieben.“

Um die Messe zu empfehlen, wird die Geschichte vorgetragen, die wir aus Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ kennen. Nur ist es hier kein Eisenwerk, sondern ein Kalkofen. Schillers Jäger Robert heißt nur der falsche Ritter, Fridolin heißt Wilhelm. Der König, nicht ein Graf fragt Wilhelm, wo er so lange gewesen. Er sprach: „Ich habe Messe gehört.“ „Ja, sprach der König, die Messe hat dir den Leib und dein Leben erhalten.“

Was die Bilder betrifft, so waren dies sehr mangelhafte grobe Holzschnitte, aber sie drangen bei ihrer Wohlfeilheit in die Häuser der Aermsten und schmückten die Wände als Bücher für die einfältigen Leute und Laien. In wirksamer Weise stellen sie gern die Gegensätze von Tod und Leben, Teufel und Engel dar. Wir

sehen ein Bild, welches zeigt, wie unsicher es sei, die Buße bis zum Totenbett zu verschieben. Da liegt ein Sterbender, der Priester und sein Meßbube stehen neben dem Kranken. Gerade will der Priester dem Manne eine Hostie in den Mund stecken, wodurch er gerettet worden wäre. Aber es ist schon zu spät. Die Seele kommt schon als eine kleine nackte Puppe aus dem Munde, und der Teufel, der am Kopfende des Bettes steht, hat die Seele schon gefaßt, es ist vorbei. Auf einem ähnlichen Bilde geht es eben noch gut ab. Ein Engel faßt die Seele und geht mit ihr an das Fußende des Bettes, wo das Fegefeuer schon lodert.

Eine Reihe von Bildern entspricht den zehn Geboten. Auf dem ersten Bilde sehen wir Gott Vater, der das Gebot giebt; ein Engel steht hinter einem Knieenden und schärft das Gebot ein, aber links steht ein Teufel mit entsetzlichem Gesicht, der sagt in Reimversen:

Was hast du (Wackerer) zu schaffen,
Laß beten Mönche und Pfaffen.

Aehnlich sehen wir zum zweiten Gebote einen Engel hinter einem Schwörenden. Der Engel sagt seinen Vers:

Den Namen Gottes nicht in Meineid
Verschwöre, noch in Eitelkeit.

Aber der Mensch schwört doch auf das Kruzifix vor dem Richter, zum Nachteile einer Frau, die im Hintergrunde steht. Er schwört falsch. Da sagt der Teufel, weil er so eilig gewesen zu schwören, lasse er ihn nicht mehr umkehren zum Guten. Beim dritten Gebote sieht man links einen Mönch auf der Kanzel predigen, oben hört ein Engel zu, unten die Gemeinde, fünf Personen, unter ihnen vier Frauen und nur ein Mann, ein Zeichen der bekannten größern Kirchlichkeit des weiblichen Geschlechts. Rechts auf demselben Holzschnitte ist eine Trinkstube abgebildet. Zwei Männer zechen und würfeln. Ein großer Teufel ist oben hilfreich geschäftig, ein kleiner bringt von unten noch einen Würfel. Die beiden entgegengesetzten Grundsätze stehen oben. Der Engel sagt:

Du sollst feiern den Sonntag,
Denn Gott dirs wohl gelohnen mag.

Der Teufel ist Fatalist und spricht:

Spielt und trinkt und gehabt euch wohl,
Es kommet, was da kommen soll.

So geht es weiter. Der Teufel ist sehr abschreckend dargestellt, damit das Laster nicht reize. Die Einfälle des Teufels sind zuweilen anzuerkennen. Zu einem Diebe, der einen Rock stehlen will, sagt er, er solle lieber statt des Rockes das daneben befindliche Geld stehlen, dann habe er hundert Schock Röcke. Interessant ist auch, daß die Diebe und Mörder der Holzschnitte die Uniform von (burgundischen) Soldaten tragen. Offenbar war der Soldatenstand im fünfzehnten Jahrhundert nicht sehr respektabel.

Sibirische Zustände. Sibirien umfaßt ein Areal von etwa 13 Millionen Quadratkilometern, es ist doppelt so groß wie das ganze europäische Rußland, größer als ganz Australien, ein einziges seiner Gouvernements, Tomsk, ist $2^1/_2$ mal so groß als Preußen. Ein so gewaltiger Bruchteil der Erdoberfläche verdiente wohl, den Geographen genau bekannt zu sein. Es giebt aber kaum einen andern, über den so unbestimmte Vorstellungen herrschen, als über dieses von den Russen doch schon vor drei Jahrhunderten eroberte Land, und es hat nur wenig Nutzen gehabt,

daß in der letzten Zeit zahlreiche gelehrte Reisende, wie Humboldt, Ehrenberg, Cotta, Gmelin, Middendorf, Klaproth und Castrén, es nach verschiednen Richtungen hin studirt und beschrieben haben. Infolgedessen heißen wir einen neuen Beitrag zu seiner Kenntnis willkommen, der soeben unter dem Titel: Sibirien. Geographische, ethnographische und historische Studien von N. Jadrinzew (Jena, Costenoble) erschienen ist. Der Verfasser, ein geborner Sibirier, ist eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, der Bearbeiter seines Werkes, Professor Petri in Bern, hat dasselbe in dankenswerter Weise vervollständigt, und die beigegebnen Illustrationen können gleichfalls als Bereicherung unsers Wissens bezeichnet werden. Besondres Interesse beanspruchen die Kapitel über die Sibirier der Gegenwart, über die Deportation, über die ökonomischen Zustände und über die mögliche Zukunft Sibiriens. Sibirien ist nicht bloß ein großes, sondern auch ein in vielen Beziehungen von der Natur reich gesegnetes Land, dessen Entdeckung für die Russen dieselbe Wirkung hätte haben sollen wie für die Westeuropäer die Entdeckung Amerikas. Dies ist aber nicht der Fall. Die Schätze Sibiriens sind lange nicht so energisch ausgebeutet worden wie die des transatlantischen Weltteils, und die Auswanderung nach Nordasien betrug nicht den zwanzigsten Teil derjenigen nach Amerika, sodaß jenes noch heute nicht mehr als 4 Millionen Einwohner hat. Das Land besitzt sehr bedeutende mineralische Schätze, darunter umfangreiche Steinkohlenlager, es eignet sich im Süden und in der Mitte in vorzüglicher Weise für die Landwirtschaft, es hat herrliche Wälder und schiffbare Ströme von bedeutender Länge, Jagdtiere mit kostbarem Pelzwerk in Menge und Fische in ungeheuern Massen. Aber bis jetzt werden diese Vorteile nur wenig benutzt, und viele haben fast noch gar keine Berücksichtigung gefunden, während andre dem Raubbau verfallen und rasch erschöpft worden sind. Die moralischen und intellektuellen Kräfte der Russen reichten eben nicht hin, um Sibirien auch nur annähernd auf die Stufe wirtschaftlicher Entwicklung zu heben, auf der es stehen könnte, und auf die es gelangt sein würde, wenn es der englischen oder der deutschen Nation gehörte. Die Erforschung und Gewinnung der Naturschätze wurde weder mit Kenntnis und Geschick, noch mit System betrieben. Bis auf die neueste Zeit hatten die sibirischen Goldsucher ihre Entdeckungen nicht der Wissenschaft, sondern den Angaben der Tungusen zu verdanken. Das Gold in Gestalt von Goldsand wurde erst vor etwa vierzig Jahren aufgefunden. Auf die Erze des Altai wiesen erst die Spuren des Bergbaus hin, den die Tschuden hier getrieben hatten. Der Zobel wurde fleißig gejagt, aber niemand gab sich die Mühe, seine Lebensweise zu studiren, und jetzt ist er fast ausgerottet. Wenig ist für die Hebung der Schafzucht, nichts für die Ziegenzucht geschehen. Der Ackerbau hat sehr langsame Fortschritte gemacht. Tabak wurde lange Zeit garnicht gepflanzt, obwohl er im Süden prächtig gedeiht. Sibirien ist das Vaterland des Rhabarbers, aber die Sibirier schenken seiner Kultur keinerlei Beachtung. Westsibirien besitzt nach offiziellen Nachrichten, die hinter der wahren Ziffer zurückbleiben, an Pferden 2, an Rindern $1^1/_2$, an Schafen 3, an Schweinen $^1/_2$ Millionen Stück, aber trotz dieser bedeutenden Zahlen sind verhältnismäßig Ackerbau und Viehzucht ungenügend entwickelt. Man treibt hier die Landwirtschaft in ganz irrationeller Art. Reiche Weiden bleiben ein totes Kapital. Herden von Schafen und Pferden gehen ohne Pflege auf der Steppe durch Seuchen und Wetterunbilden zu Grunde. Im Gouvernement Tobolsk stürzten in einem Zeitraume von nur fünfundzwanzig Jahren über 57 000 Pferde und 290 000 Rinder, im Gouvernement Tomsk von 1860 bis 1866, also in sieben Jahren, 177 145 Stück Vieh. Zahlreiche tierische Produkte weiß der sibirische Bauer garnicht zu verwenden. Die Vieh-

treiber mieten beim Transport ihrer Herden Schafscherer und lassen die Wolle an Ort und Stelle unbenutzt liegen. Der Viehdünger sammelt sich, da er nicht benutzt wird, an manchen Orten in so unermeßlichen Massen an, daß die Bewohner ganzer Dörfer auswandern und sich anderswo niederlassen, weil sie „gar zu sehr vermistet sind.“ Die Landleute wissen den Ueberfluß an Fett, den ihnen ihr Vieh liefert, nicht zu verwerten, es nicht auszuschmelzen und zu reinigen; sie brennen statt Talglichter Kienspäne, sie waschen sich statt mit Seife mit einem Aufguß von gesäuerten Därmen, sie verstehen nicht zu gerben und verschicken die Häute roh. Das Getreide, das sie bauen, bringt so wenig ein, daß man vielfach Schweine damit mästet, noch mehr aber wird seit einigen Jahren in Schnaps verwandelt. Die Branntweinbrennerei nimmt jetzt unter den Industriezweigen Sibiriens eine der ersten Stellen ein, aber nicht zum Vorteile des Landes: sie bietet Absatz für das Getreide, befördert aber die Trunksucht. Nach Jadrinzews Bericht gab es 1873 in Sibirien 1262 Fabriken und andre gewerbliche Unternehmungen, und diese erzeugten Waaren im Werte von fünfzehn Millionen Rubeln, wovon aber mehr als acht Millionen auf Schnaps kamen. Die Hauptrolle in der westsibirischen Industrie spielen nach den Brennereien die Gerbereien und Talgsiedereien. Höhere Industriezweige, die sich nicht bloß mit einfacher Bearbeitung von Rohstoffen befassen, giebt es erst in kleinen Anfängen. 1886 hatte man nur eine Fabrik grober Wollenstoffe, drei Hüttenwerke und drei Eisengießereien. Die ganze industrielle Thätigkeit Sibiriens beschäftigte 1879 nur 10,109 Mann. Es erzeugte also bis heute von Manufakturen fast garnichts und bezog beinahe seinen ganzen Bedarf an solchen aus Rußland, das ihm nicht bloß Tuch und Zitz, Eisenwaaren und Möbel, sondern sogar Töpfergeschirr liefert. Den Handel in Sibirien charakterisirt Schmolensky, der Sekretär des statistischen Komitees in Tobolsk, folgendermaßen: „Die Manufakte gelangen aus Rußland nach Ostsibirien vom Nischegoroder, nach Westsibirien vom Irbiter Jahrmarkte. Die sibirischen Kaufleute nehmen die Waaren auf Kredit und bekommen daher stets Ladenhüter; namentlich giebt es auf den kleinen Märkten im Gouvernement Tobolsk viel Schundwaaren. Die Wanderkrämer reisen sehr wohlfeil, sie werden von den naiven Sibiriern als Pilger betrachtet und gratis gefüttert. Betrug und Ueberteuerung sind die Regel, dabei vergreifen sich die Sachen aber doch. Die Spezereihändler versichern, daß sie 35 bis 40 Prozent verdienen.“ Die Fabrikate vom Irbiter Markte sind sprichwörtlich geworden. „Taugt es nicht, dann fort damit nach Sibirien,“ sagen die Fabrikanten. An einem Hause in Irbitj befand sich noch vor kurzem ein Schild mit den Worten: „Hier werden Madeira, Xeres und andre Traubenweine für Sibirien angefertigt.“ Ueber den Handel am Amur schreibt ein Marineoffizier: Unsre Kaufleute nehmen Prozente nach Gutdünken; denn es giebt deren hier nur fünf oder sechs, und die haben sich zu unsrer Ausplünderung vereinigt. Sie gewinnen 200 bis 500 Prozent an ihren Artikeln und bisweilen mehr. Eine Lampe, die bei euch einen Rubel kostet, wird hier mit fünf Rubeln, eine kleine japanische Schatulle, die man an Ort und Stelle ihres Ursprungs für einen Dollar bekommt, mit zehn Rubeln bezahlt. In Kamtschatka befindet sich das Volk ganz in der Gewalt der lokalen Monopolisten. Ein Pud ($16^1/_3$ Kilogramm) Mehl kostete in letzter Zeit hier fünf, ein Pfund Pulver vier Rubel. Das Geld ist hier außerordentlich selten, der Wucher infolge dessen in Blüte. Ein Mann der besseren Klasse wünschte für ein geerbtes Heiligenbild einen geschnitzten Goldrahmen und wurde mit einem Händler über einen solchen einig. Der Preis sollte siebzig Rubel sein. Im nächsten Jahre war der Rahmen fertig, und der glückliche Empfänger gab dem Händler 56 Felle von weißen Füchsen, die ebensoviele Rubel wert waren,

sodaß er jenem noch vierzehn Rubel schuldete. Nach sieben Jahren, in denen der arme Besitzer des Bildes seinem Gläubiger neunzig Fuchsfelle für Kapital und Zinsen gegeben hatte, bemächtigte sich letzterer mit Gewalt des gemalten Heiligen, für welchen er nun einen Wechsel von 1200 Rubeln erpreßte; denn hätte ich, sagte er, die vierzehn Rubel in Jakutsk im Geldhandel anlegen dürfen, so würde ich damit im ersten Jahre einen Gewinn von 150 Prozent haben machen und das Geschäft dann mit Zins und Zinseszins sechs Jahre ebenso einträglich weiter treiben können. Derartige Dinge ergeben sich aus der sibirischen Art zu wirtschaften fast allenthalben.

Literatur.

Ein Beitrag zur Lösung des Währungsproblems. Von J. Meyer. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1887.

Gold und Silber in der Weise neben einander als Münze zirkuliren zu lassen, daß beide Metalle in den Stücken der Einheit und ihrer Mehrheit unbeschränkte Zahlkraft haben und denselben volle Prägefreiheit eingeräumt ist, führt in der Regel zu wirtschaftlichen Uebelständen, auch sind dabei thatsächlich doch nur die Münzen des einen der beiden Metalle im Lande das Hauptzahlmittel. Zweckmäßiger erscheint es, jene Unbeschränktheit nach beiden Richtungen hin auch gesetzlich nur einem derselben zuzuerkennen und dieses als Basis des Münzsystems aufzustellen, und zwar empfiehlt sich dazu das Gold, weil es sich auch zu Zahlungen an das Ausland besser verwenden läßt als das Silber. Aber radikal wird die Frage hierdurch, wie der Verfasser nachweist, nicht gelöst, und so muß, wie er meint, „die Annahme des Goldstandard auf gewisse, in wirtschaftlicher Beziehung höher entwickelte Gebiete beschränkt, und selbst in diesen von der Forderung, daß schon die Münzeinheit ein Goldstück sein müsse, abgesehen werden." Also weder einfache, streng durchgeführte Goldwährung, noch Doppelwährung, sondern ein Kompromiß, nach welchem jedes der beiden Edelmetalle in der Sphäre, welche die wirtschaftliche Natur des Verkehrs ihm zuweist, überwiegend als allgemeines Tauschmittel funktionirt. Es giebt zwei Gebiete des Verkehrs: dem einen gehört weit überwiegend Gold, dem andern Silber als Uebertragungsmittel an, jenes legt infolge der bestehenden internationalen Beziehungen des Großbetriebes Gewicht auf den Besitz des zum Weltgelde vorzugsweise sich eignenden Goldes, dieses dagegen begnügt sich mit Silber, es will ein Geld für rein inländische Zahlungen und nimmt deshalb, damit dasselbe dem Lande auch bei Wertänderungen des Silbers erhalten bleibe, bis zu einer gewissen Grenze selbst an der Höherbewertung der Silbermünze keinen Anstoß. Aus diesem Grunde wird sogar der etwa eintretende Fall, daß der Großbetrieb seine inländischen Zahlungen mit Silber vornimmt, letzteres also über die gesetzliche Schranke hinaus als Zahlungsmittel fungirt, keine Besorgnis hervorrufen können. Der Großverkehr zeigt dann eben durch direkte, nicht weiter auf Gold reflektirende Verwendung des Silbers, daß ihm dasselbe für seine nächsten Zwecke an und für sich genügt, und die Sache steht dann ebenso, wie wenn auf den höhern Verkehrsstufen Banknoten zirkuliren, welche eine Einlösung garnicht verlangen.

Die Schrift ist also ein Plaidoyer für das Silber, was an ihrem Schlusse besonders deutlich wird, wo der Verfasser sagt, das Bestreben, dem Golde eine größere Herrschaft einzuräumen, erhalte die Furcht vor stärkerer Demonetisirung und daraus folgender Entwertung jenes Metalls, lasse die unsichere Preislage des-

selben selbst bei Bewegungen nach aufwärts fortbestehen, vermehre hierdurch die Abneigung dagegen und schaffe einen Zustand, bei welchem dieses immerhin zu Geldzwecken sehr taugliche Edelmetall die ihm naturgemäß zukommende Rolle nicht zu spielen vermöge. Es muß daher, so schließt der Verfasser seine Erörterung, die bisherige Situation des Silbers zunächst in der Richtung geändert werden, daß eine verhältnismäßig weit größere Stabilität, womöglich auch eine Erhöhung seines Wertes über den jetzigen tiefen Stand eintritt. Dieses Ergebnis kann aber mit Aussicht auf Dauer nach dem Dafürhalten des Verfassers nur durch gemeinsame Maßregeln der wirtschaftlich hervorragendsten Staaten erzielt werden, und da diese Staaten sich über solche Maßregeln schwerlich bald verständigen werden — namentlich von England, dem wichtigsten, ist dies nicht zu erwarten —, so haben die Betrachtungen unsrer Schrift nur den Wert einer akademischen Leistung.

Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Weltteilen. Von Max Strack. Zweite Sammlung: Adria; Bilder aus Palästina und Syrien; Aegypten. Bearbeitet und herausgegeben von Professor Dr. Hermann L. Strack. Karlsruhe und Leipzig, Reuther, 1868. 346 S.

Der in weitern Kreisen wohlbekannte, erst jüngst verstorbene Prorektor der königlichen Realschule in Berlin, Max Strack, hat das otium cum dignitate, welches ihm ein verhältnismäßig frühzeitiger Austritt aus dem Schuldienste gewährte, dazu benutzt, auf drei langen Reisen die alten Kulturländer an den glücklichen Gestaden des Mittelmeeres zu besuchen. Nicht nur um schreibend noch einmal zu genießen, sondern um liebe Freunde, die daheim geblieben, an seinen Genüssen Teil nehmen zu lassen, machte er auf der Reise selbst ausführliche tagebuchartige Aufzeichnungen. Aber diese Reisefrüchte schienen allen, denen es vergönnt war, sie kennen zu lernen, so dauernden Wertes, daß sie ihn überredeten, dieselben nach einer entsprechenden Umarbeitung durch den Druck einem größern Kreise zugänglich zu machen. Indem sich Max Strack an diese Arbeit machte, nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Der Sohn des Dahingeschiedenen, Professor Hermann Strack, hat nicht nur ein teures Vermächtnis erfüllt, sondern sich auch den Dank des lesenden Publikums dadurch erworben, daß er jene Reisefrüchte dennoch veröffentlichte. Während die erste Sammlung uns den Aufenthalt Stracks in Italien, Griechenland und Kleinasien schilderte, hat die zweite, uns vorliegende, die Aufgabe, über die Reise zu berichten, welche er im Winter 1881/82 von Triest über Alexandria und Port Said nach Jaffa, Jerusalem, Beirut, Damaskus und von da zurück über Port Said nach Ismailia, Kairo und den Nil aufwärts bis Assuan unternahm. Strack hatte schwerlich die Absicht, wissenschaftlich neues zu bieten. Was seine Schilderungen so anziehend macht, ist die feine Humanität, der edle Enthusiasmus und die unaffektirte Herzensfrömmigkeit, welche aus jeder Zeile derselben hervorleuchtet. Insbesondre gehört das Kapitel über Jerusalem und seine Umgebung zu dem schönsten, was wir jemals über das gelobte Land gelesen haben.

Zur Beachtung.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Quartal ihres 45. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist. Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im September 1886. Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.





Zwei Minderer des Reichs.



Zu allen Zeiten Mehrer des Reichs nannten sich die römischen Kaiser und Könige in Germanien; zu allen Zeiten Minderer des Reichs wird Gladstone einmal von den Nachkommen getauft werden, wenn einige seiner Zeitgenossen vor langen Jahren und sehr viele in der Gegenwart richtig prophezeit haben. An Palmerstons Ausspruch ist neuerdings erinnert worden: wenn Gladstone einmal Premier sei, so werde er seine Partei ruiniren, England durch den Kot ziehen und schließlich einer sorglichen Obhut zu überweisen sein. Schwerer als dieser boshafte Witz, wiegt, was der nüchterne Graf Russell, bekannter unter dem Namen Lord John Russell, kurz vor seinem Tode geschrieben hat: daß Gladstones Maßregeln dahin gewirkt hätten, das große und ruhmvolle Reich, welches ihm anvertraut war, zu einer Baumwollenfabrik, einem Stapelplatze billiger Waaren herunterzubringen, Heer und Flotte durch knauserige Sparsamkeit schwach und nicht leistungsfähig zu machen, und daß seine auswärtige Politik den britischen Namen erniedrigt und die britische Ehre befleckt habe.

Man weiß allerdings nicht, in welchem Kopfe des damaligen englischen Ministeriums der Gedanke entstanden war, zu Gunsten der Griechen, damit sie hübsch artig wären, auf das Protektorat über die Jonischen Inseln zu verzichten; aber man könnte eine Vorbedeutung darin sehen, daß gerade Gladstone als Lord High Commissioner Extraordinary diese Entäußerung mit selbstgefälliger Beredsamkeit in Corfu vollzog. Sieben Jahre später erschien sein Name in Verbindung mit einer eventuellen Abtretung Gibraltars. Sir Hardinge Giffard, Mitglied des Unterhauses, behauptete, daß Gladstone 1871 im Prinzip bereit gewesen sei, die Feste an Spanien zurückzugeben, und später veröffentlichte Aufzeichnungen eines in Tours anwesenden Beobachters haben diese

Behauptung bestätigt und ergänzt. Gambetta, so heißt es darin, der in den südlichen Departements eine erhebliche Truppenmacht stehen lassen mußte, um die Unzufriedenheit niederzuhalten, kam auf den Gedanken, dieselbe mittels Ersetzung durch 50000 Mann spanischer Truppen für den Felddienst frei zu machen, und sondirte in Madrid. Die Antwort lautete, der Preis für den verlangten Dienst sei die Erwerbung Gibraltars. Anstatt darin eine fast spöttische Ablehnung zu sehen, versuchte er die englische Regierung zu dem Opfer zu bewegen durch das Anerbieten, das ganze französische Interesse an dem Suezkanal an England abzutreten, unter Entschädigung der französischen Aktionäre durch die französische Regierung. Daß Gladstone zu diesem Geschäfte geneigt gewesen ist, sieht ihm ähnlich bei der Gesinnung, welche er gegen Deutschland hegt und durch die absonderliche Neutralität seiner Behörden bethätigte.

Was daran wahr ist, muß dahingestellt bleiben; kommen wir zu Dingen, die beglaubigt sind. Nicht in der Hitze einer Erörterung, nicht in dem Rausche eines Trinkspruches oder einer Wahlrede, sondern in einem Artikel, den er für das Nineteenth Century geschrieben, erklärt Gladstone, daß, „abgesehen von unbedeutenden Einzelheiten, die Größe Englands unabhängig sei von aller und jeder Art politischer Herrschaft außerhalb des Flächenraumes des Vereinigten Königreiches." Dies Zitat wurde ihm vorgehalten, als er im Herbste 1881 in Leeds es als ein Verdienst seiner Partei gerühmt hatte, gegen den Widerspruch der Tories den Kolonien dieselbe Selbstregierung, deren England sich erfreue, verliehen, sie dadurch fest an den Namen und den Thron von England geknüpft und ihren Beistand in Zeiten der Gefahr gesichert zu haben. Es wurde ihm nachgewiesen, daß die Verfassungen der Kolonien nicht als Parteisache behandelt, durch Zusammenwirken der Liberalen und Konservativen zu stande gebracht worden seien, daß er selbst in der Regel bei den Abstimmungen gefehlt und nur in einem Falle die Initiative ergriffen habe. Und dieser Vorgang ist sehr merkwürdig. Mit der Bill über die Verfassung der australischen Kolonien, welche Lord John Russell 1850 einbrachte, erklärte Gladstone sich anfangs einverstanden. Im Laufe der Beratung verlangte er, daß den Synoden daselbst die ihnen in England versagte Befugnis beigelegt werde, Beschlüsse mit Gesetzeskraft zu fassen; und als dieser Antrag abgelehnt ward, schlug er eine völlige Umarbeitung der Bill in dem Sinne vor, daß das Veto der Krone gegen Beschlüsse der Vertretungskörper in Australien abgeschafft werde, drang aber nicht durch.

An auffallende Gedächtnisfehler, an grelle Widersprüche, an plötzliche Sprünge ist man bei Gladstone gewöhnt. So erklärte er im August 1855 in einer Rede, welche die Times als die unpatriotischste und unenglischste, die je in Westminster gehört worden sei, bezeichnete, den Krieg gegen Rußland für „unprovozirt" und die Fortsetzung desselben nach dem Scheitern der Wiener Konferenz für „pure Mordlust," verbreitete sich aber im März des folgenden

Jahres auf dem Bankett des Lordmayors über die „Reinheit der Motive“ des Krimkrieges, die Aufrichtigkeit der Allianz mit Frankreich und die Schnelligkeit, mit welcher die politischen und moralischen Ziele des Krieges erreicht worden seien. Unzählig sind seine Deklamationen für „Freiheit“; und doch verfocht er in einer seiner frühesten Reden das Eigentum an Sklaven und nahm während des amerikanischen Bürgerkrieges öffentlich in Manchester Partei für die Südstaaten. Der Süden, sagte er, hat sich ein Heer gemacht, hat sich eine Flotte gemacht und wird sich zu einer Nation machen.

Für sein widerspruchsvolles Wesen sind von Freund und Feind Erklärungen gegeben worden. Morning Chronicle, damals Eigentum der Peeliten, entschuldigte eine seiner verfehlten Finanzvorlagen damit, er sei too clever, zu gescheit, und versicherte ein andermal in vollem Ernst, sein Gedankenflug gehe so hoch, daß er selbst zuweilen demselben nicht zu folgen vermöge. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dieser Verteidigung hat die epigrammatische Charakteristik Gladstones, welche Disraeli am 27. Juli 1878 in einer Tischrede gab: „Ein sophistischer Rhetor, trunken von seinem überströmenden Wortschwall und begabt mit der selbstsüchtigen Einbildungskraft, die jederzeit über eine endlose und in sich unverträgliche Reihe von Argumenten verfügt, um einen Gegner boshaft herunterzureißen und sich selbst zu verherrlichen.“ Unangenehme Belege für diese Schilderung muß Disraeli hinterlassen haben, denn sein Testamentsexekutor Lord Rowton hat erklärt, den politischen Nachlaß nicht bei Gladstones Lebzeiten herausgeben zu wollen.

Die merkwürdigsten und die anscheinend am tiefsten gehenden Widersprüche finden sich in seiner Kirchlichkeit, in der Frage, wie sein innerliches Verhältnis zu Rom sein mag — Widersprüche, welche ihm, dem nie fehlenden Besucher des anglikanischen Gottesdienstes, immer wieder die Vermutung zugezogen haben, daß er nach Sankt Peter gravitire, sogar Gerüchte, daß er übergetreten sei. Diese Vermutung datirt von seiner Jugendfreundschaft mit Francis Newman, der übertrat und es zum roten Hut brachte, und seiner Verbindung mit dem Oxforder Professor Pusey, dem Haupt der Schule, von welcher der Kardinal Wiseman 1841 schrieb: „Es ist unmöglich, die Schriften der Oxforder Theologen zu lesen und namentlich sie chronologisch zu verfolgen, ohne eine täglich wachsende Annäherung an unsre heilige Kirche wahrzunehmen, in den Dogmen sowohl als in den Gefühlen. Unsre Heiligen, unsre Päpste sind ihnen nach und nach teuer geworden, unsre Gebräuche, unsre Kirchenämter, ja unsre ganze Liturgie sind in ihren Augen kostbare Güter, weit kostbarer noch als vielen von uns; unsre klösterlichen Institute, unsre Schulen und milden Stiftungen sind mehr und mehr Gegenstände ihres ernsten Studiums geworden. Es ist kein Zweifel, daß die Sehnsucht nach der Rückkehr sich tiefer und tiefer in die Seelen gräbt. Es sind Beweise vorhanden, die freilich nicht namentlich detaillirt werden können, daß katholische Gesinnungen viel tiefer in die Gesellschaft eingedrungen sind, als

man auf den ersten Blick glauben sollte. Ganze Kirchspiele haben den Sauerteig aufgenommen, und er gährt; und zu Stellen, wo man es am wenigsten erwarten sollte, ist er auf verborgnen und geheimnisvollen Wegen gebracht worden."

Als Pius IX., ohne die englische Regierung zu fragen, das Land in Bistümer, wie man sich damals ausdrückte, parzellirt hatte und Lord John Russell der Entrüstung John Bulls über diese papal aggression eine schwächliche Genugthuung durch die (1870 wieder aufgehobene) Titelbill zu geben suchte, war es Gladstone, der mit der Bitte, nicht verraten zu werden, die Irländer zum Widerstande ermunterte; Sadleir, in dem Ministerium Aberdeen Lord des Schatzamts, hat dies 1852 öffentlich ausgeplaudert, einige Jahre bevor er, um den Folgen seiner Unterschleife zu entgehen, auf Hampstead Heath ein Kännchen Blausäure leerte.

Gladstone führte die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Irland durch, eine sehr gerechte Maßregel, setzte aber in seine Bill über die Dubliner Universität eine natürlich von dem Unterhause gestrichene Klausel, welche den protestantischen Professoren bei Strafe der Absetzung untersagte, „mündlich, schriftlich oder anderweitig" irgend etwas zu lehren, was den religiösen Überzeugungen irgend eines Papisten in der Universität Anstoß geben könnte.

Er begünstigte, wie er sich rühmt, die Einheit Italiens, die ohne Zerstörung des Kirchenstaates nicht herzustellen war; und als im Juni 1883 in dem Palast des Herzogs von Southerland ein Denkmal zur Erinnerung an den Besuch Garibaldis im Jahre 1864 enthüllt wurde, war es Gladstone, der die Rede dazu hielt und von freudigen Erinnerungen an jene Begegnung mit dem Helden überfloß. Freilich veranlaßte diese Feierlichkeit den Sohn Alexander Herzens, die Aufzeichnungen seines Vaters zu veröffentlichen (Camicia Rossa, Garibaldi à Londres en 1864; Lausanne, Benda), aus denen hervorgeht, daß Gladstone den Gefeierten, der gekommen war, um auf einer Rundreise durch England das Evangelium der Demokratie zu predigen und gegen die Kreuzspinne in Rom zu donnern, nach wenig Tagen überzeugte, daß das englische Klima seiner kostbaren Gesundheit nicht zusagen würde und ihn auf ein mit allem Komfort ausgestattetes Schiff beförderte, kurz gesagt, ihn auf den Schub brachte.

Das alte englische Staatsrecht untersagt bei schweren Strafen jeden diplomatischen Verkehr mit dem Papste, den es nur als Bischof von Rom kennt, wie umgekehrt der Papst von den Unionen mit Schottland und Irland keine amtliche Kenntnis hat, von einer Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland nichts weiß, sondern nur eine Königin von England kennt. Eine Akte von 1848 gestattete den amtlichen Verkehr mit „dem Souverän der päpstlichen Staaten." Aber nachdem der Papst aufgehört hat, Souverän irgend eines Staates zu sein, geht Mr. Errington zwischen Downing Street und dem Vatikan hin und her und hat in Rom seine Wohnung in dem Palast gewählt, in welchem

der letzte Gesandte Heinrichs VIII. residirte. Durch wiederholte Ansetzung aller Daumschrauben, welche der parlamentarische Gebrauch zuläßt, ist aus Gladstone, der anfangs von garnichts wissen wollte, nach und nach herausgequetscht worden, daß Errington, der als Tourist nach Rom gegangen war, von Lord Granville schriftlich ersucht worden sei, den Papst über die Zustände in Irland aufzuklären, auch ein Empfehlungsschreiben des Ministers mitgenommen habe, und daß über seine Thätigkeit ein record, eine amtliche Aufzeichnung, gemacht werden solle. Es war zu allen Zeiten gewagt für einen Laien, über einen englischen Rechtsfall zu urteilen, und seit den Prozessen, in welchen Sir Charles Dilke eine hervorragende Figur gemacht, wird auch ein Jurist sich scheuen. Jedoch möchten wir mit dieser Verwahrung die Vermutung äußern, daß Gladstone und sein Kollege im Auswärtigen Amt sich des Verbrechens des Prämunire schuldig gemacht haben.

Endlich ist zu erwähnen, daß Lord Ripon, der 1874 zum katholischen Glauben übergetreten war, von Gladstone 1880 als Vizekönig nach Indien geschickt wurde und daß seine Verwaltung nach der Ansicht hoher und erfahrener indischer Beamten einen Schaden, der nie wieder gut zu machen ist, angerichtet, die Fundamente der englischen Herrschaft untergraben hat.*) Die Größe Englands beruht freilich nach Gladstones Ausspruch auf keiner Art politischer Herrschaft außerhalb des Flächenraumes des Vereinigten Königreichs.

Aber, wird man fragen, was hat alles das zu bedeuten gegenüber der Schrift Gladstones über die vatikanischen Dekrete? Hat er nicht darin als Ergebnis seiner Untersuchung unter Nr. 3 den Satz ausgeführt, „daß niemand mehr römischer Konvertit werden kann, ohne auf seine sittliche und geistige Freiheit zu verzichten und ohne seine staatliche Treue und Pflicht der Gnade eines andern preiszugeben?“ Wir glauben, daß die Antwort in der Schrift zu suchen sei, durch welche Gladstone sich zuerst bekannt machte: „Der Staat in seinen Beziehungen zur Kirche.“ Dieselbe verdient nicht so viel Aufhebens, als davon gemacht wurde; sie ist unverkennbar die Ausführung — und sagen wir es gleich, die mißverständliche Ausführung — eines Ausspruchs von Hobbes. „Das Naturrecht, sagt derselbe, läßt sich teilen in das Naturrecht der Menschen und das Naturrecht der Staaten, gewöhnlich Völkerrecht genannt. Die Vorschriften beider sind dieselben. Da aber Staaten, wenn sie einmal errichtet sind, Persönlichkeiten werden, so wird das Recht, welches wir, wenn vom Individuum die Rede ist, Naturrecht nennen, Völkerrecht genannt, wenn es sich um seine Anwendung auf Staaten oder Nationen handelt.“ Gladstone führt aus: wie das Individuum verpflichtet sei, eine Religion zu haben, so auch der Staat,

*) Die Times vom 28. April d. J. zitirt aus dem Indian Spectator, den sie als das Organ der gebildeten öffentlichen Meinung der Eingebornen bezeichnet, einen Artikel, in dem ausgeführt ist, Indien werde durch eine ähnliche Entwicklung gehen wie Irland unter Gladstone.

der dem Individuum darin gleiche, daß er ein Ganzes sei. So wenig aber das Individuum eine doppelte Religion haben könne, so wenig der Staat. Der letztere müsse daher die Religion bekennen, die der Majorität zusage, und die Bekenner andrer Religionen zwar nicht verbrennen, aber entmutigen durch Ausschließung von allen Ämtern und ehrenden Auszeichnungen. Nun ist aber klar, daß Hobbes den Staat nur als das angesehen haben will, was die Juristen früher eine moralische Person nannten und seit Savigny eine juristische Person nennen, d. h. als einen Träger von Rechten und Verbindlichkeiten, und daß diese Fiktion oder dieser technische Sprachgebrauch dem Staate nicht eine Seele zuschreiben will, noch einflößen kann.

Wir denken freilich nicht daran, Gladstone in seinem siebenundsiebzigsten Jahre auf das festnageln zu wollen, was er geschrieben hat, als er nicht lange den scholastischen Dunstkreis von Christchurch College in Oxford verlassen hatte, aber eine Stelle seiner Schrift werden wir ihm heute noch vorhalten dürfen, weil er nie etwas gesagt, geschrieben oder gethan hat, worin ein Widerruf gefunden werden könnte. Welche Religion soll nach ihm der englische Staat bekennen? Natürlich die anglikanische. Aber wie faßt er die anglikanische Kirche auf? Die Antwort liegt in folgender Stelle seiner genannten Schrift, Teil II, S. 127: „Ich kann keine Spur der Ansicht finden, welche jetzt in dem Munde gedankenloser Personen so gewöhnlich ist, daß die römisch-katholische Kirche zur Zeit der Reformation in England abgeschafft und daß eine protestantische Kirche an ihre Stelle gesetzt worden sei; ebensowenig erhellt, daß in dem Geiste irgend eines der Reformatoren auch nur ein Zweifel darüber bestanden habe, daß die gesetzlich (legally) in England nach der Reformation aufgerichtete Kirche dieselbe Institution ist wie die vor der Reformation gesetzlich in England aufgerichtete Kirche."

Es leuchtet ein, daß jemand, der wie Gladstone angelegt ist, auf diesem Standpunkte, der übrigens von vielen Geistlichen und Laien geteilt wird, ganz überraschende dogmatische Kunststücke zur Rechtfertigung politischer Evolutionen ausführen kann. Es wäre nicht leicht, die Scheidelinie zu ziehen zwischen seiner Auffassung und der Darlegung, welche der Kardinal Manning in der Dublin Review vom Oktober 1885 in einer Anweisung, wie seine Herde sich bei den Wahlen verhalten solle, gegeben hat. Er bestreitet zwar, daß England katholisch sei, fährt aber fort: „Wir sind verpflichtet, die alte und katholische Konstitution des englischen Reiches aufrecht zu erhalten und fortzusetzen, die durch eine Vererbung von tausend Jahren auf uns gekommen ist. Ihre Grundlagen sind in dem ungeschriebenen Rechte des Sachsenvolkes, entstanden in der Zeit, da die katholische Kirche ihre freiesten und weitesten Gewalten ausübte in der Gestaltung von Freiheit und Recht in England. Die Traditionen und Rechtsgewohnheiten der Monarchie und des Gemeinwesens von England sind zwar Menschenwerk, aber sie entspringen aus den reinsten katholischen Zeitaltern unsers

Volkes und sind sieben Jahrhunderte lang mit Bewußtsein bewahrt worden, während der letzten dreihundert Jahre vielleicht unbewußt, aber dank den weisesten Instinkten der englischen Räte. In diesem Sinne muß jeder Katholik konservativ sein, konservativ in einem weitern, höhern und tiefern Sinne als der Konservatismus von Klassen, Privilegien oder persönlichen Interessen." Der Kardinal schließt mit der Weisung an seine Gläubigen, daß sie bei den Parlamentswahlen den Kandidaten fragen sollen, ob er die Schule in die Hand der Kirche geben wolle.

Nur wer sich gegenwärtig hält, daß Gladstone die englische Kirche vor und nach der Reformation als dieselbe Institution betrachtet, wird seine Schrift über die vatikanischen Dekrete in dem rechten Lichte lesen. Sie besteht aus der Verteidigung von vier Sätzen, deren dritter oben angeführt ist. Die andern lauten: 1. Daß Rom an Stelle seines stolzen Anspruchs, semper eadem zu sein, eine Politik des Zwanges und des Wechsels gesetzt hat; 2. daß es alle verrosteten Werkzeuge, die man gern außer Gebrauch gekommen dachte, wieder aufpolirt und von neuem zur Schau gestellt hat; 4. daß Rom ebenso „den modernen Geist wie die alte Geschichte von sich gestoßen hat." Es ist auffallend, daß der Verfasser nicht, indem er die Worte semper eadem niederschrieb, an seinem ganzen Gedankenwerke irre geworden ist. Freilich ist die Kurie immer dieselbe; ein so gelehrter Mann sollte sich doch erinnert haben, daß Rom nie auch nur einen einzigen seiner ungeheuerlichsten Ansprüche aufgegeben, daß es dieselben immer nur dann und da in Schweigen gehüllt hat, wo die Stimmung der Laien, des Klerus, der Regierungen, die politische Lage es unratsam machten, damit hervorzutreten. Und Gladstone hat sich dessen in der That erinnert; das beweist seine entschuldigende Berufung auf Aussagen, welche katholische Prälaten, als es sich um die Katholikenemanzipation handelte, 1825 vor dem Parlament gethan haben. Es ist möglich, daß die Zeugen glaubten, was sie gegen die Unfehlbarkeit und für die ungeteilte Unterthanentreue aussagten; und es ist sehr begreiflich, daß Rom, nachdem in so vielen Ländern die katholische Kirche eben erst mit Hilfe der Staatsgewalt sich aus den Ruinen des Revolutionszeitalters erhoben hatte, damals zu jenen Aussagen schwieg, durch welche die Aussagenden sich heute nach der Androhung des vatikanischen Konzils um ihre ewige Seligkeit bringen würden.

Es ist einmal bemerkt worden, daß in Gladstone zwei Personen steckten, ein Schriftsteller und ein Parlamentarier, und daß der erstere dem letztern zwar uweilen behilflich sei, zuweilen aber störend zwischen die Beine laufe. So ist es auch wohl in diesem Falle. Weshalb sagt er nur, es könne niemand mehr Konvertit werden, ohne auf seine Freiheit zu verzichten und seine staatliche Pflicht der Gnade eines andern preiszugeben? Weshalb sagt er nicht, was die logische Konsequenz seiner ganzen Auseinandersetzung ist, daß niemand mehr römisch-katholisch sein könne ohne diese Folgen? Jenes schreibt der Schriftsteller,

dieses verschweigt der Parlamentarier. Wie weit die beiden Seelen in der Praxis auseinandergehen, zeigt am schlagendsten die Ernennung des Konvertiten Ripon zum Vizekönig von Indien.

So scheint denn auch Gladstone seine schriftstellerischen Ansichten von 1875 völlig vergessen zu haben, als er dieses Jahr seine Bill über ein irisches Parlament entwarf, mit der die Grenzboten sich wiederholt beschäftigt haben. Bei Überdenkung dessen, was sich aus und mit einem irischen Parlament unter Umständen entwickeln könnte, muß, so sollte man meinen, dem Verfasser der Bill schwer ins Gewicht gefallen sein, daß die große Majorität der Irländer dem römischen Bekenntnis angehört. Schrieb er doch 1875: „Allzu häufig wird der Geist des Neubekehrten durch die berühmt gewordnen zwei Worte ausgedrückt: Zuerst Katholik, dann-Engländer! Worte, die im eigentlichen Sinne nichts als Gemeinplatz sind; denn jeder Christ muß suchen im Herzen seine Religion selbst seinem Vaterlande vorzuziehen; aber sehr verschieden von einem Gemeinplatz in dem Sinne, welchen wir gewöhnlich damit verbinden. Wir verstehen darunter, daß der Konvertit bei jedem Konflikt zwischen Königin und Papst dem Papste zu folgen und die Königin ihrem Schicksale zu überlassen gedenkt — was, setzt er hinzu, diese zum Glück ruhig hinnehmen kann." Ob sie es immer ruhig würde hinnehmen können, wenn die vier Millionen katholischer Irländer mit eignem Parlament und eigner Armee in einen Konflikt zwischen ihr und dem Papste dem letztern folgten, darf man bezweifeln.

Aber in der ganzen Schrift „Geschichte einer Idee," in welcher Gladstone vor einigen Wochen die Welt darüber erleuchtet hat, wie er ein Homeruler geworden sei und was er sich bei seiner Bill gedacht habe, wird die konfessionelle Seite der Sache, von welcher die blutigen Kämpfe in Belfast so vernehmlich sprechen, mit keiner Silbe berührt. Der Verfasser hat gefunden, daß die irische Frage reif sei, durch die Liberalen gelöst zu werden; er hat sich zwar für diesmal geirrt, rechnet aber heraus, daß die ihm feindliche Majorität in der That nicht so groß sei, wie sie erscheine, und hofft zuversichtlich darauf, daß die öffentliche Meinung das nächstemal umschlagen, Irland national selfgovernment erhalten (und Mr. Gladstone wieder Premierminister sein) wird. Dies der Gedanke der Schrift, die von den Wörtern Whig, Tory, konservativ, liberal wimmelt — ganz natürlich in einem Staate, in welchem das Additions- und Subtraktionsexempel des jeweiligen Unterhauses an einem jeweiligen Tage über die Ministerien entscheidet und die Politik bestimmt. Im Jahre 1868 beschenkte Gladstone die Welt mit ähnlichen Bekenntnissen unter dem Titel: „Ein Kapitel aus einer Selbstbiographie," um mit Aufwand vieler Druckerschwärze klar zu machen, welche erhabenen Motive ihn dazu bewogen hätten, den Antrag auf Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Irland zu stellen. Im Kreise der Wissenden war es kein Geheimnis, daß und warum ihm daran gelegen war, Disraeli durch diesen Antrag zu stürzen und an seine Stelle zu treten.

Nachdem die Gewährung eines Dubliner Parlaments einmal, wie geschehen, von einem englischen Ministerium befürwortet worden ist, werden andre Lösungen des schwierigen Problems, die man sich denken könnte, schwerlich durchzuführen sein, z. B. Landtage für jede der vier Provinzen der Insel. Man wird wohl nur die Wahl haben zwischen national selfgovernment und dauernder Gewaltherrschaft, und in beiden Fällen würden die Propheten Recht behalten, welche den Verfall des britischen Reiches an den Namen Gladstone, einst the people's William, knüpfen wollen.

Den Lesern dieser Blätter werden sich wie dem Schreiber derselben die Ähnlichkeiten Gladstones mit einem andern Minderer des Reiches, mit Herrn Windthorst, und wieder seine Verschiedenheiten von demselben aufgedrängt haben. Während jener die Umstände zur Befriedigung seines persönlichen Interesses benutzt, unbekümmert, ob er damit sein Vaterland schädigt, während er leidenschaftlich und leichtsinnig in dem letzten Wahlkampfe die Parole: „Die Massen gegen die Klassen“ ausgegeben hat, darf man von Windthorst sagen, daß er mit Bewußtsein an der Zertrümmerung des deutschen Reiches arbeite; denn er ist zu kaltblütig, um sich selbst zu täuschen, und zu gescheit, um sich täuschen zu lassen. Mag das Kompliment wahr sein oder nicht, was ein früheres, jetzt im Auslande lebendes Mitglied des Zentrums ihm gemacht hat, daß „er von alle dem Zeug nichts glaube“: man kann seiner Geschicklichkeit das größere Kompliment nicht vorenthalten, daß er nur zu lange einen großen Teil unsrer katholischen Mitbürger seinem Streben dienstbar gemacht hat. Der Papst bietet die Hand zur Beruhigung der Gemüter: Herr Windthorst bläst in die erlöschende Flamme. Sein Antrag, zuerst in Amberg vorgebracht und jetzt in Breslau wiederholt, daß Baiern sich an die Spitze eines Corpus Catholicorum stellen möge, schmeckt nach den Zeiten, da seine Freunde, die Väter Jesu, Deutschland dreißig Jahre lang mit Blut und Asche bedecken konnten. Man sollte seine Äußerung in der Landtagssitzung vom 19. Juni 1880 nicht vergessen: „Im allgemeinen ist ja die Lage der Katholiken in Preußen eine höchst bedenkliche und eine höchst schwierige. Sie sind in der Minorität, werden für lange Zeit in der Minorität bleiben, und sind dasselbe jetzt im deutschen Reiche.“ Seiner Presse kommt nicht wie dem Freisinn die Entschuldigung der Unzurechnungsfähigkeit zu statten für das Bemühen, Deutschland in einen Krieg mit Rußland und Frankreich zu treiben, weil ein halbdeutscher, halbpolnischer Prinz in Bulgarien die Warnung vor einem Militärkomplott in den Wind geschlagen hat.

Aber zu welchem Zwecke die Zerstörung des Reiches? Will er Zustände herbeiführen, in welchen die Katholiken in Preußen und im Reiche die Mehrheit sind? oder wünscht er nur das wiederhergestellte Welfenreich an der Spitze des Corpus Evangelicorum zu sehen? Bekenntnisse einer schönen Seele, wie sie Gladstone von Zeit zu Zeit von sich giebt, haben wir von ihm nicht zu erwarten. Zum Glück kann eine Majorität, welche an old parliamentary hand, wie Gladstone

sich einmal bezeichnet hat, d. h. ein alter Kammerintrigant für eine Abstimmung zusammenwirbt, bei uns nicht dasselbe ausrichten wie in dem Musterlande der parlamentarischen Regierung.



Die moderne Arbeiterbewegung.



Die ständigen Nachrichten über umfassende Arbeitseinstellungen, tumultuarische Kundgebungen der „Arbeitslosen" und damit verbundene Gewaltthätigkeiten aller Art, denen man seit geraumer Zeit in der Tagespresse jedes Industrielandes begegnet, lassen kaum einen Zweifel darüber, daß es sich hier um Anzeichen eines wirtschaftlichen Gährungsprozesses handelt, der die gesamte moderne Kulturwelt in Mitleidenschaft zieht. Erwägt man ferner, wie diese bedenklichen Erscheinungen seit einigen Jahren sich zeitlich und räumlich immer weiter ausdehnen, mit wie steigender Erbitterung die „Lohnkämpfe" ausgefochten werden, um nur noch größeres Elend über die schon Besitzlosen, wirtschaftlichen Ruin über die noch Besitzenden zu bringen, und wie diese Erscheinungen in allen Kulturländern denselben gleichartigen Grundcharakter zeigen, so glaubt man unwillkürlich schon das ferne Brausen einer sozialen Sturmflut zu vernehmen, welche, einmal zum Durchbruch gelangt, jedenfalls an Gewaltthätigkeit und Großartigkeit alle ähnlichen Vorgänge der Weltgeschichte weit hinter sich lassen würde.

Man wird kaum fehlgehen, wenn man den gleichen Wirkungen auch gleiche Ursachen zu Grunde legt, und diese vornehmlich in dem Entwicklungsgange des modernen Produktionsprozesses sucht. Solange noch ein gewisses Gleichgewicht zwischen Groß- und Kleinbesitz herrschte und der Nichtbesitz wenigstens „aus der Hand in den Mund" lebte, war der soziale Friede gesichert, und wenn einmal hie oder da eine Störung eintrat, so war sie doch stets zeitlich und räumlich begrenzt. Als aber die technische Entwicklung des modernen Industrialismus allmählich zu einem förmlichen Rollentausch zwischen Arbeiter und Maschine führte und in Verbindung mit den gleichzeitigen Errungenschaften auf dem Gebiete des Verkehrs- und Transportwesens dem fabrikmäßigen Großbetrieb gegenüber dem handwerksmäßigen Kleinbetriebe ein unnatürliches Übergewicht verlieh, da begann der Bau des sozialen Organismus sich in allen Fugen zu lockern, und es entwickelten sich Gegensätze, wie sie einerseits in den ungeheuerlichen, Staat wie Gesellschaft gleich gefährdenden Vermögensmassen eines Vanderbilt, anderseits in dem oft unmenschlichen Proletarierelend inmitten der Brennpunkte moderner Kultur zu Tage treten. Dazu kommt dann noch,

daß die früher jedem gebotene Aussicht, sich durch persönliche Tüchtigkeit auf der sozialen Stufenleiter allmählich emporzuarbeiten, mehr und mehr schwindet, und dumpfe Hoffnungslosigkeit oder tollkühnes Wagen immer weitere Kreise erfassen, ein Zustand, der für eine gesunde Entwicklung des Wirtschaftslebens auf die Dauer ebenso unfruchtbar als gefährlich ist.

Obgleich diese Anzeichen einer bevorstehenden sozialen Entscheidung seit einiger Zeit in allen Kulturstaaten immer stärker und drohender zu Tage treten, scheint die Gefahr von den besitzenden Klassen und insbesondre den maßgebenden politischen Parteien dennoch nicht ernst genommen zu werden; denn selbst da, wo man sich auf Repressivmaßregeln allein nicht mehr beschränken zu dürfen glaubt, hat man sich meist mit äußern Heilmitteln begnügt, die zwar die offenen Wunden des kranken Körpers verstopfen, die innere Ursache der Krankheit aber unberührt lassen. Im allgemeinen glaubt man wohl einen gewaltsamen Ausbruch der Volksleidenschaften noch nicht so nahe bevorstehend und schlimmstenfalls in den stehenden Heeren ein sicheres Bollwerk gegen die soziale Sturmflut zu besitzen. Dabei vergißt man freilich die demokratisch-nivellirende Wirkung der modernen Presse und der heutigen Verkehrsmittel, die steigende Intelligenz der breiten Klassen, die internationale Schrankenlosigkeit und Gleichförmigkeit des treibenden Elements, sodaß der erste beste Anlaß den vorhandenen Zündstoff zu einem allgemeinen Weltbrande entflammen kann. Und ob es der militärischen Disziplin gelingen wird, den fanatischen Haß gegen jedwede Autorität, mit dem die aufwachsende Generation durchseucht wird, mit dauerndem Erfolge zu überwinden, dürfte angesichts der Vorkommnisse in einzelnen Ländern, wo Soldaten mit Streikenden bereits fraternisirt, für sie Geld gesammelt und gegen sie vorzugehen sich geweigert haben, doch mindestens fraglich erscheinen.

Es ist begreiflich, daß die von den sozialen Mißständen zunächst und am härtesten betroffene Arbeiterschaft auch zuerst auf Abhilfe sann, und daß diese Bewegung von England, dem klassischen Boden des modernen Industrialismus, ihren Ausgang nahm. Nachdem die englischen Arbeiter sich die Koalitionsfreiheit erstritten hatten, suchten sie unter der Fahne des Manchestertums auf dem Wege der Selbsthilfe durch die Trades Unions, sodann unter Anlehnung an die Liberalen auch durch entsprechende Einwirkung auf die Gesetzgebung die zu Tage tretenden Schäden von Fall zu Fall zu beseitigen. Da die herrschende Stellung Englands auf dem Weltmarkte fortgesetzte Zugeständnisse an die arbeitende Klasse gestattete, und diese vermeintlichen Erfolge der englischen Arbeitervereine blendeten, war es ganz natürlich, daß die Arbeiter der übrigen Länder, je nachdem deren industrielle Verhältnisse zu weiterer Entwicklung gelangten, dem gegebenen Beispiele folgten.

So entstand die erste, *reformatorische* Richtung der modernen Arbeiterbewegung, welche die Schäden der heutigen Wirtschaftsordnung durch eine zeitgemäße Fortbildung zu beseitigen strebt, hierzu die korporative Selbsthilfe bei

entsprechender Einwirkung auf die Gesetzgebung als genügendes Mittel betrachtet und im Hinblick auf die vielfach beschränkten Wahlgesetze stets mit der fortgeschrittensten Partei oder der jeweiligen Oppositionspartei sich verbündet; so die französischen Chambres syndicales mit den Radikalen, die belgischen Ligues ouvrières mit den Progressisten, die deutschen Gewerkvereine mit den Fortschrittlern, die österreichischen Arbeitervereine mit den Liberalen, die dänischen mit der Linken, die italienischen Società operaie mit den Demokraten, die spanischen Sociedades obreras mit den Republikanern und die amerikanischen Trades and Labor Unions mit den Greenbacklern, Antimonopolisten und andern Oppositionsparteien.

Als aber bei dem steigenden Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkte das gepriesene Mittel der Selbsthilfe nach und nach versagte, die Zugeständnisse der Gesetzgebung immer spärlicher ausfielen und die nackte Selbstsucht der Bündnisparteien immer deutlicher zu Tage trat, da entsproß diesem Pseudoliberalismus als enfant terrible der Sozialismus, dessen Vaterschaft zu verleugnen er sich ebenso oft wie vergeblich bemühte. Die Arbeiterbewegung trat in ihre zweite Phase: das herrschende System wurde von Grund aus für unverbesserlich erklärt, im Gegensatz zu dem übertriebenen Individualismus der sozialistische Zwangsstaat zum Idol erhoben, und bezüglich der Mittel aus taktischen Rücksichten, um nach rechts und links keine Anhänger zu verlieren, die zweideutige Devise: Friedlich, wenn möglich, gewaltsam, wenn nötig! gewählt. Daraus folgte von selbst, daß die Beteiligung an den Wahlen nur aus agitatorischen Rücksichten zugelassen und jeder Vertrag mit andern Parteien grundsätzlich verworfen oder nur zu Gunsten der radikalsten gestattet wurde.

Wenn diese sozialistische Richtung der modernen Arbeiterbewegung ihre klassische Vertretung gerade in Deutschland gefunden hat, so dürften die bekannte deutsche Gründlichkeit, der höhere Bildungsgrad der deutschen Arbeiter, die überschnelle Abwirtschaftung des deutschen Manchestertums und nicht zum wenigsten der unter solchen Umständen auf Tod und Leben aufgezwungene Wettkampf mit rivalisirenden, zum Teil überlegenen Industriestaaten eine ausreichende Erklärung dafür bieten.

Da die Ziele dieser Richtung sich nicht von heute zu morgen erreichen lassen, vielmehr erst eine mühselige Bearbeitung der breiten Massen erfordern, um diese zu dem Entscheidungskampfe genügend vorzubereiten, so begannen die ungeduldigen und radikaleren Elemente sich alsbald auszusondern, um unter Beiseitesetzung jeglicher Rücksichten als letzte Konsequenz auf der abschüssigen Bahn die „Anarchie“ zu proklamiren, d. h. als absolute Nihilisten mit jedweder Autorität von Grund aus aufzuräumen und dazu an die unmittelbare Gewalt in jeder Gestalt zu appelliren. Daß diese dritte, anarchistische Richtung der heutigen Arbeiterbewegung sich vornehmlich in den romanisch-slawischen Ländern bemerkbar macht, kann im Hinblick auf den ungestümeren, phantasiereichen und konspirations-

süchtigen Volkscharakter und die darniederliegenden wirtschaftlichen Zustände dieser Länder nicht weiter befremden.

Die Verschiedenartigkeit der geschilderten drei Richtungen verkörpert sich gewissermaßen in ihren geistigen Leitern, die ebenso gut die Produkte dieser Verhältnisse sind, als letztere von ihnen beeinflußt werden, sodaß hier wie so oft Ursache und Wirkung durcheinanderlaufen. Während die erstgenannte, reformatorische Bewegung meist noch wirkliche Arbeiter aufweist, welche unter ihren Fachgenossen entsprechende Vertrauensstellungen einnehmen und die Berufsinteressen ernstlich zu fördern suchen, obgleich sie unter der Führung der Bündnisparteien meist zu „Geführten" werden, so finden sich in der sozialistischen Führerschaft fast gar keine „Arbeiter," aber desto mehr Literaten und sonstige bourgeoismäßige Erscheinungen, welche das Leithammeln und Verhetzen der Arbeitermassen sich zum Gewerbe machen und damit ein für ihren Ehrgeiz wie ihren Lebensbedarf gleich ergiebiges Gebiet erschlossen haben. In der anarchistischen Bewegung endlich begegnet man allen möglichen oder, besser gesagt, lauter unmöglichen Figuren, die insgesamt die Brücke hinter sich abgebrochen und allem Bestehenden den Vernichtungskampf geschworen haben. Da giebt es vor allem die Deklassirten (déclassés), d. h. schiffbrüchig gewordene Existenzen aus den sogenannten gebildeten Ständen, welche für ihr persönliches Fiasko die bestehenden Zustände verantwortlich machen und nun mit fanatischem Haß an deren Zerstörung arbeiten; sodann die Parias der modernen Gesellschaft, d. h. sittlich und geistig verwahrloste Gestalten, die, jeder höheren Regung bar, die allgemeine Annektirungs- und Zerstörungstheorie bei jeder Gelegenheit ins Praktische zu übersetzen suchen und bei diesen Vorstößen gewissermaßen das Kanonenfutter für jene abgeben. Sehr bedenklich aber ist es, wenn neuerdings diesen Irrlehren allmählich auch sittlich und wirtschaftlich tüchtige Kräfte des Arbeiterstandes zum Opfer fallen, weil sie unter dem Druck wirtschaftlicher Depression aller Anstrengungen ungeachtet den nötigen Verdienst nicht zu finden vermögen und schließlich in dumpfer Verzweiflung mit sich, der Menschheit und Gott zerfallend zu fanatischen Gegnern der bestehenden Ordnung werden.

Aus dem verschiednen Charakter der Arbeiterbewegung in ihren einzelnen Stufen und Richtungen erklärt sich, daß die reformatorische Bewegung ebenso öffentlich als die anarchistische im Geheimen sich abspielt, während die sozialistische ihrer Mittelstellung entsprechend mit beiden Momenten rechnet und je nach Umständen bald das eine, bald das andre stärker hervortreten läßt.

Erwägt man nach alledem, wie diese emporwachsende Arbeiterbewegung, insoweit sie eine Leitung gefunden hat, mißleitet worden ist und, soweit sie sich selbst überlassen geblieben ist, auf die gefährlichsten Irrwege geraten ist, anderseits wie die maßgebenden politischen Parteien zumeist durch wechselseitigen Parteihader sich zersplittern, in unfruchtbaren politischen Streitfragen Kraft und Zeit vergeuden, auch von den eignen Interessen für das Gemeinwohl kaum nennens-

werte Opfer bringen wollen und damit der immer drohenderen sozialen Frage gegenüber ihre Unfähigkeit und Ohnmacht offenkundig dargethan haben, so scheint sich zur Abwendung der herannahenden Katastrophe kaum ein andrer Ausweg mehr zu bieten, als daß die Staatsgewalt, wo sie noch so viel Kraft und Geschicklichkeit sich zutraut, mit starker Hand das Steuer selbst ergreift, um der sozialen Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen und so das Staatsschiff in den sichern Hafen des sozialen Friedens hinüberzuretten.

Nach dieser kurzen Analyse der modernen Arbeiterbewegung im allgemeinen sollen nunmehr die Verhältnisse in Deutschland einer genaueren Betrachtung unterzogen werden.

Sieht man von den ersten Anfängen einer spontanen Arbeiterbewegung zu Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre ab, welche trotz ihrer vorübergehenden Bedeutung gleichwohl schon die heutigen Forderungen des deutschen Arbeiterstandes im Keime enthielt, so dürfte die erste Phase der modernen Arbeiterbewegung in Deutschland erst zwei Jahrzehnte später in den sogenannten Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen zu deutlicher Erscheinung gekommen sein. Mit der liberalen Wirtschaftsära aus dem Füllhorn des Manchestertums hervorgegangen, sollten diese Vereine als Mittel zum Zwecke dienen, d. h. die Arbeiter unter die Fahne der Fortschrittspartei schaaren, um deren politische Zirkel nicht zu stören. So lange die Fortschrittspartei in diesem Bestreben noch ohne Mitbewerber blieb, glaubte sie die Arbeiter mit dem Köder der Genossenschaften à la Schulze-Delitzsch, welche anfänglich ebenso durch den Reiz der Neuheit wie durch die Hoffnung auf Erfolg zogen, abfinden zu können. Als aber Lassalle den Arbeitern die Unzulänglichkeit dieses Hilfsmittels nachwies und der Fortschrittspartei die Maske der Arbeiterfreundlichkeit abriß, auch die mehr und mehr erstarkende Sozialdemokratie nach offener Lossagung von jeder politischen Bevormundung den Arbeiterstand in sogenannten Gewerkschaften zu organisiren und mittels des inzwischen eingeführten allgemeinen Wahlrechts zu einer selbständigen politischen Partei heranzubilden begann, da glaubte die Fortschrittspartei dieser gefährlichen Konkurrenz gegenüber zu wirksameren Mitteln greifen zu müssen. Sie richtete daher ihre Blicke nach dem Musterlande des Manchestertums, und da sie dort die politische Fühlung zwischen Whigs und Trades Unions noch immer ungetrübt sah, hoffte sie in der Nachbildung dieser Organisationen das geeignete Mittel gefunden zu haben.

Dieser Versuch konnte umso weniger glücken, als Deutschland weder die erforderlichen Vorbedingungen bot, noch das Heilmittel selbst unverfälscht zur Anwendung kam.

Zunächst fanden die Trades Unions ihre historische Erklärung neben der Anknüpfung an die alten Zünfte in der lange Zeit dominirenden Stellung Englands auf dem Weltmarkte; denn gerade dieses Übergewicht hatte jenen Organisationen, deren Hauptziel auf die materielle Hebung der Arbeiterklasse durch

Kürzung der Arbeitszeit und Erhöhung des Lohnes gerichtet war, zu einer solchen Machtstellung verholfen, daß ihre Forderungen, sei es freiwillig oder gezwungen, bewilligt wurden, auch ihre Anliegen auf dem Gebiete der Arbeiter- und insbesondre der Fabrikgesetzgebung meist williges Gehör fanden. Dementsprechend war die Organisation dieser Vereine nur innerhalb der einzelnen Gewerke, d. h. zu wirksamen Streikverbänden derselben Branchen zentralisirt, im übrigen aber lediglich föderalistisch und ohne politischen Beigeschmack, indem die Vertretung der Gesamtinteressen nach außen einem aus Abgeordneten aller Gewerke zusammengesetzten „Gewerksrat“ oblag, zu dem erst später zur bessern Förderung der Arbeiterschutzgesetzgebung ein „parlamentarisches Komitee“ trat. Seitdem aber England sich von den jüngern Industriestaaten in seiner Stellung mehr und mehr bedroht sieht und die Zugeständnisse an die Arbeiterschaft immer dürftiger ausfallen, beginnen die Trades Unions diesen veränderten Verhältnissen gegenüber bereits zu versagen und ihrem finanziellen Ruin entgegenzugehen. So ist statistischen Nachweisen zufolge z. B. von den Einnahmen der letzten neun Jahre im Betrage von etwa drei Millionen Pfd. Sterl. fast die Hälfte zur Unterstützung arbeitsloser Mitglieder ausgegeben worden, und von den 6167 Friendly Societies (eingetragenen gegenseitigen Hilfsvereinen oder Unterstützungskassen) sollen aus gleichen Gründen nur noch 1537 zahlungsfähig geblieben sein. Daß diese Einsicht auch in den beteiligten Arbeiterkreisen immer mehr zum Durchbruch kommt, dürften die Beschlüsse der letzten Jahresversammlungen bestätigen, wonach (zumal im Hinblicke auf die neuen Wahlgesetze) die Bildung einer selbständigen Arbeiterpartei mit eignem Programm und eignen Kandidaten befürwortet und mehr oder minder sozialistisch gefärbte Beschlüsse, z. B. zu Gunsten einer radikalen Landreform und eines achtstündigen Maximalarbeitstages, gefaßt worden sind. Es dürfte daher nur noch eine Frage der Zeit sein, wann die Trades Unions, die überdies nur die Elite des Arbeiterstandes, die sogenannten skilled workmen (gelernte Arbeiter, im Gegensatze zu den unskilled oder ungelernten), d. h. kaum sechs bis sieben Prozent der industriellen Arbeiterschaft umfassen, die Führung an die radikalere Richtung verlieren werden und damit auch die englische Arbeiterbewegung in die Phase des revolutionären Sozialismus treten wird.

Deutschland, welches als einer der jüngsten Industriestaaten und zufolge der damaligen Wirtschaftspolitik in dem allgemeinen Wettbewerb auf dem Weltmarkte eine doppelt schwierige Stellung hatte, konnte jene günstigen Voraussetzungen für eine gedeihliche Entwicklung ähnlicher Organisationen umso weniger bieten, als hier auch die geschichtlichen Anknüpfungspunkte fehlten oder durch die Gewerbefreiheit beseitigt waren. Aber es war der Fortschrittspartei als Leiterin der Bewegung auch viel weniger um Schaffung einer zielbewußten und kampffähigen Arbeiterorganisation zu thun, welche ihre Spitze gar zu leicht gegen sie selbst hätte richten können, als vielmehr den bereits verblassenden Stern der manchesterlichen Selbsthilfe durch Hinweisung auf die großartigen Erfolge der eng-

lischen Arbeiter zu neuem Glanze zu verhelfen und die Arbeiter auch ferner an ihre Parteifahne zu fesseln. Deshalb wurden, um die Aufmerksamkeit der Arbeiter von den eigentlichen Brennpunkten der Arbeiterfrage möglichst abzulenken, vornehmlich allgemeine und gewerbliche Fortbildung, Arbeitsstatistik, Rechtsschutz und Schiedsgerichte — unter möglichster Verpönung der Streiks — Genossenschaftswesen und ähnliche unverfängliche Dinge auf das Programm gesetzt und, um auch etwas Greifbares zu bieten, die Gründung von Hilfskassen aller Art (darunter die so berühmt gewordene Verbands-Invalidenkasse) in Angriff genommen; dagegen wurde die Behandlung aller grundlegenden, insbesondre politischen Fragen der alleinigen Weisheit der Fortschrittspartei vorbehalten und die ganze Machtfülle der zentralisirten Gesamtorganisation trotz aller statutarischen Verklausulirung thatsächlich in die Hand des „Verbandsanwaltes“ gelegt, dem überdies noch die Redaktion des Verbandsorgans „Der Gewerkverein“ zufiel.

So kam eine in Organisation, Zweck und Mitteln mehrfach verfehlte Zwitterschöpfung zu stande, die trotz ihres liberal-manchesterlichen Glorienscheines und trotz der wohlwollenden Neutralität der Behörden, welche die Gewerkvereine nicht einmal den vereinsgesetzlichen Bestimmungen unterwarfen, zu keiner lebenskräftigen Entwicklung gelangen wollte. Die bisherige Statistik ihrer Ausbreitung ergiebt nämlich folgende Ziffern:

1869 . .	35 000	Mitglieder,						
1870 . .	10 000	»						
1873 . .	18 000	»						
1874 . .	22 000	»						
1878 . .	16 525	»	in	385	Ortsvereinen	und	14	nationalen Gewerkvereinen,
1880 . .	17 579	»	»	437	»	»	14	» »
1881 . .	19 893	»	»	521	»			
1882 . .	20 523	»	»	611	»			
1883 . .	25 581	»	»	710	»			
1884 . .	34 178	»	»	830	»			
1885 . .	55 150	»	»	953	»	»	17	» »
1886 . .	49 901	»	»	1027	»	»	21	» »

also noch nicht zwei Prozent der industriellen Arbeiterschaft, während die Trades Unions in ihrer Blütezeit weit über zehn Prozent zählten. Der starke Fall der Mitgliederzahl von 1869 zu 1870 ist auf den unglücklichen Verlauf des bekannten Waldenburger Streiks zurückzuführen, während der merkliche Aufschwung von 1884 zu 1885 der Einführung des Krankenversicherungszwanges und der Zwangskassen durch das Reichsgesetz vom 15. Juni 1883 zuzuschreiben ist, indem bei der grundsätzlichen Verwerfung jeder staatlichen Einmischung und jeden Zwanges allerorten für die den Arbeitern anscheinend sympathischeren sogenannten freien Kassen (eingeschriebene Hilfskassen nach dem Reichsgesetze vom 7. April 1876) eingetreten wurde. Gleichwohl ist auch das Kassenwesen zu keiner Blüte gekommen, denn die „Verbands-Invalidenkasse“ zählt trotz ihres fast achtzehnjährigen Bestehens nur 3770 Mitglieder bei 268 800 Mark Ver-

mögen, die Frauensterbekasse (seit März 1878) nur 883 Mitglieder und 11 534 Mark Vermögen, die im Dezember 1880 beschlossene Unterstützungskasse für Arbeitslose und Reisende hat bisher die statutarisch vorgeschriebenen 500 Mitglieder noch nicht finden können, und die freien Hilfskrankenkassen endlich haben insgesamt nur 44 839 Mitglieder und 394 550 Mark Vermögen.

Wenn hiernach das Gesamtergebnis trotz der legislativen Beschränkung der sozialdemokratischen Konkurrenz so überaus kümmerlich geblieben ist, so dürfte die eigentliche Ursache dafür eben in der falschen Grundlage der ganzen Bewegung zu suchen sein, welche freilich die leitende Partei, ohne sich selbst aufzugeben, nicht mehr zu ändern vermag. War doch schon die Proklamirung der genossenschaftlichen Selbsthilfe, zu der die sozialpolitisch so unfruchtbare Partei sich zu bekennen gezwungen wurde, eine Durchbrechung des ursprünglichen Grundsatzes der absoluten, d. h. individuellen Selbsthilfe und bereits eine Übergangsstufe zu der so sehr bekämpften Staatshilfe. Wenn daher diese Richtung der Arbeiterbewegung trotz der bisherigen Mißerfolge unter dem fortschrittlichen Bann nach wie vor jede staatliche Einmischung auf sozialpolitischem Gebiete, insbesondre jedweden Zwang (z. B. Versicherungszwang) verwirft und sich dadurch zu dem natürlichen Entwicklungsgange des sozialen Prozesses in einen unhaltbaren Gegensatz bringt, so charakterisirt sie sich eben als eine nicht mehr im Fortschritte, sondern im Rückschritte befindliche Bewegung, welcher keine Zukunft winkt und über welche die radikalere Sozialdemokratie auch bereits zur Tagesordnung übergegangen ist. Die Verbandsleitung hat diesen Mißerfolg schließlich selbst eingestehen müssen und deshalb vom 16. bis zum 22. Juni d. J. einen Generalkongreß in Halle a. S. abgehalten, welcher zu einer neuen Auferstehung führen soll — ob mit Erfolg, dürfte nach dem Vorausgeschickten und den gefaßten Kongreßbeschlüssen, wonach im wesentlichen alles beim alten bleibt, billig zu bezweifeln sein.

Da die Fortschrittspartei, deren politische Freiheit für die Arbeiter nur soziale Hilflosigkeit bedeutete, diesen nur Unzureichendes bieten konnte und durch die ihr eigentümliche Agitationsmethode das Vertrauen zur Staatsregierung stark erschüttert hatte, die andern Parteien aber sich für die Arbeiter ebensowenig ernsthaft engagiren mochten, so war es ganz natürlich, daß diese schließlich ihre eignen Wege gingen und alsbald den Locktönen der sozialdemokratischen Agitatoren anheimfielen. Dies war umso begreiflicher, als die Sozialdemokratie bekanntlich in der Kritik der bestehenden Verhältnisse ihre Hauptstärke besitzt und, ihrer sonstigen Schwäche sich wohl bewußt, über ihre Endziele und die dahin führenden Wege der großen Menge nur soweit Aufklärung giebt, daß sie ihr ein goldnes Zukunftsbild vorgaukelt und sie durch grelle Schlaglichter auf die Gegenwart desto sicherer unter ihren Heerbann zwingt. Dieses Anathema über die heutige Ordnung und das Evangelium des sozialistischen Zukunftsstaates bilden das A und O der gesamten sozialistischen

Agitation. Daher galt es zunächst, die Arbeitermasse über ihre Lage aufzuklären und zur herrschenden Gesellschaft in Gegensatz zu bringen, d. h. den Klassengeist zu erwecken. Zu diesem Zwecke wurden politische Organisationen wie der „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein“ (1863), die „Sozialdemokratische Arbeiterpartei“ (1869) und die „Sozialistische Arbeiterpartei“ (1875) ins Leben gerufen und, da diese bei der geringen geistigen Beweglichkeit der Massen sich nur langsam entwickelten, auch gegenüber der fortschrittlichen Konkurrenz dem praktischen Bedürfnis der Arbeiter Rechnung getragen werden mußte, so wurde mit der Gründung von Gewerkschaften und Unterstützungskassen aller Art begonnen. Während die letztern lediglich darauf berechnet waren, durch die unmittelbar gewährten Vorteile die Arbeiter überhaupt zu irgend welcher Organisation heranzuziehen, sollten die Gewerkschaften unter Benutzung des inzwischen gewährten Koalitionsrechtes vornehmlich zu Streikorganisationen ausgebildet werden, um die Arbeiterbataillone zunächst für den Lohnkampf, später Klassenkampf vorzubereiten und zu schulen. Als dann, zumal infolge der wirtschaftlichen Krisis zu Anfang der siebziger Jahre, diese sozialistischen Organisationen, bei denen die politische Parteibildung gewissermaßen die Linientruppe, die Gewerkschaften die Reserve und die Unterstützungskassen den Landsturm darstellten, eine nahezu gemeingefährliche Ausbreitung und Bedeutung gewannen, verfielen die meisten derselben auf Grund der vereinsgesetzlichen Bestimmungen der polizeilichen oder gerichtlichen Schließung, während der Rest bis auf vereinzelte Ausnahmen durch das Sozialistengesetz weggefegt wurde.

Nachdem der erste Schreck vorüber nnd die Lage wieder geklärt war, begann man aufs neue mit der Bearbeitung und Organisation der Arbeitermassen, und zwar im wesentlichen auf der nämlichen Grundlage wie früher, wenn auch den veränderten Umständen natürlich Rechnung getragen wurde.

Zunächst erschien, damit die Parteigenossen wieder Fühlung unter einander gewinnen konnten, die Wiederherstellung der politischen Organisation erforderlich, zumal dieser die Verbreitung der eigentlichen Parteiziele, insbesondre der nunmehr verbotenen Parteipresse, die Werbung von Vertrauensleuten, die Leitung der Agitation und vor allem die Beschaffung von Geldmitteln zufiel. Da jedoch ein offenes Hervortreten mit diesen Bestrebungen unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes nicht mehr möglich war, so entschied man sich für geheime Organisationen, welche den jeweiligen zeitlichen und örtlichen Verhältnissen angepaßt wurden; dieselben verdichteten sich immer mehr und mehr, bis sie schließlich ganz Deutschland mit ihrem Netze überzogen und regelrechte Verbindungen mit dem Auslande hergestellt hatten, wie dies neuerdings noch in den Verhandlungen des Freiberger Prozesses dargethan worden ist.

Mit welchem Erfolge diese Organisation selbst unter dem Drucke des Sozialistengesetzes thätig gewesen ist, ergiebt sich schon daraus, daß bei den Reichstagswahlen:

	1881:	311 961	sozial. Stimmen abgegeben und	12 (13)	Abgeordnete gewählt wurden,
	1884:	549 990	» » » »	24 (25)	» » »
während	1871:	101 927	» » » »	1	» » »
	1874:	351 670	» » » »	9	» » »
	1877:	493 447	» » » »	12	» » »
	1878:	437 158	» » » »	9	» » »

Parallel mit dieser geheim-politischen Organisation geht die offen-berufsgenossenschaftliche in sogenannten Zentralverbänden und -Kassen, welche erst zu Anfang dieses Jahrzehntes begonnen, aber schon in diesen wenigen Jahren eine solche Bedeutung gewonnen hat, daß sie eine ganz besondre Aufmerksamkeit verdient.

Zunächst führte das natürliche Bedürfnis der Arbeiter, sich zur Förderung der gemeinsamen Berufsinteressen zusammenzuschließen, aller Orten zur Bildung von „Fachvereinen,“ welche vornehmlich eine Regelung der lokalen Arbeitsverhältnisse in Bezug auf Lohnhöhe und Arbeitsdauer durch dementsprechende Einrichtungen (Normaltarife, beziehentlich Streiks, Unterstützung in Bedürftigkeitsfällen, Rechtsschutz bei gewerblichen Streitigkeiten, Arbeitsnachweis) bezweckten. Da diese rein materiellen Vereine sehr bald eine schnelle Ausbreitung gewannen, so konnte es nicht fehlen, daß die Sozialdemokratie ihnen alsbald ihre Aufmerksamkeit zuwandte und sie für ihre eignen Zwecke nutzbar zu machen suchte. Natürlich konnte dieser Partei die spießbürgerliche Begrenzung der Fachvereinsorganisation nicht genügen, vielmehr mußten die darin enthaltenen Keime zu entsprechender Entwicklung gebracht werden. Es wurde daher mit geschickter Auswahl dessen, was dem Verständnis der Arbeiter am nächsten lag, zunächst der Nachweis zu führen gesucht, daß bloß lokale Arbeiterorganisationen dem an sich schon natürlichen Übergewicht des immermehr konzentrirten Kapitals gegenüber doppelt ohnmächtig bleiben müßten, und daß irgendwie nennenswerte Vorteile nur dann zu erlangen wären, wenn die Genossen jedes Gewerkes sich zu einer kompakten Macht zusammenschlössen, die dann ihrerseits die Bedingungen vorzuschreiben und festzuhalten in der Lage wäre. Als unter Einwirkung solcher Einflüsse die Organisation der Fachvereine der einzelnen Gewerke zu regelrechten Streikverbänden gelungen und der Klassengegensatz so zur äußeren Erscheinung gebracht war, glaubte man sich mehr dem geistigen Gebiet zuwenden zu sollen, um nun auch den Klassengeist zu wecken und zu stärken. Darnach durften die Streiks nur als Palliativmittel betrachtet werden, welche höchstens vorübergehende, aber keine dauernde Erfolge bringen könnten; denn die Hauptfragen, welche die ganze Arbeiterklasse beträfen, ließen sich mit dauernder Wirkung nur durch die Gesetzgebung regeln, und lediglich zur Lösung der Einzelfragen innerhalb dieses Rahmens wären die Arbeitervereine berufen und fähig. Die Arbeiter müßten sich daher um alles, was ihre politische, wirtschaftliche und soziale Lage beträfe, eingehend kümmern und sich bei der gesetzlichen Regelung dieser Fragen das nötige Gehör verschaffen. An wen sie sich hierbei zu wenden hätten, konnte natürlich ebensowenig zweifelhaft bleiben, als der Zweck, der damit verfolgt

wurde; die Arbeiter sollten verleitet werden, mit unerfüllbaren Forderungen an die gesetzgebenden Körperschaften heranzutreten und aus der natürlich erfolgenden Ablehnung dann die Unhaltbarkeit der heutigen Ordnung entnehmen. Einen Beleg hierfür bietet der sozialdemokratische Entwurf des sogenannten Arbeiterschutzgesetzes, der neben manchen brauchbaren Einzelheiten im Grunde doch nur auf eine ganz unmögliche Organisation des Arbeiterstandes hinausläuft und bekanntlich in wenigen Monaten über 200 000 Unterschriften, darunter einen ganz erheblichen Teil vonseiten der Fachvereine, zusammengebracht hat. Machte sich anfänglich diese sozialdemokratische Einwirkung auf den Gang und die Entwicklung der gewerkschaftlichen Organisation nur versteckt geltend, um zaghafte Elemente nicht abzustoßen, auch die junge Organisation nicht zu gefährden, und wurden bezügliche Anspielungen stets im Tone sittlicher Entrüstung zurückgewiesen, so glaubte man doch nach und nach die Schleier mehr lüften zu sollen oder mochte sich auch von der ferneren Unhaltbarkeit dieses Maskenspieles überzeugt haben. So ist neuerdings als Ziel der Gewerkschaften die Wahrung der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Interessen ihrer Angehörigen, insbesondre die Regelung von Arbeitszeit und Lohn und sonstige Aushilfe auf Gebieten, wo die Gesetzgebung den Arbeiter im Stiche ließe, als ihr Hauptzweck aber die Ausbildung des Klassenbewußtseins mehr oder minder offen anerkannt worden, ja die ganze gewerkschaftliche Organisation als „das Rückgrat der Sozialdemokratie," als „ihre Reserve, welche die nötigen Rekruten liefere," und als „ein für den endlichen Emanzipationskampf des Proletariats unentbehrlicher Faktor" bezeichnet worden.

(Schluß folgt.)



Germanische Altertümer
aus den Bauerdörfern Nordungarns.

Von Karl Rhamm.

2. Von Kremnitz nach Krickerhäu.



Die Lage von Kremnitz (ungarisch Körmöcs banya, slowakisch Kremnica), von der Höhe des Bahnhofes aus gesehen, ist herrlich. Die alte Bergstadt liegt unten in einem Kessel, dessen Sohle sich jedoch nach Norden zu gegen das am Rücken der Wasserscheide gelegene Dorf Berg in ziemlich gleichem Anstieg hebt, sodaß die große Straße hier ohne zu künstliche Windungen verlaufen kann. Schon der sehr abschüssig liegende Ring bezeichnet den Anfang

dieses Aufstieges, auf der höchsten Erhebung desselben, sofern er noch in den Bereich des Kessels fällt, erhebt sich mit einigen Resten von Befestigungsmauern der alte Dom, häufig die letzte Zuflucht der Bürger in Kriegszeiten. Der obere Stadtteil, der ältere, schließt sich enger an Dom und Ring, der untere macht es sich mit seinen Gärten im Grunde bequemer. Die andern Seiten des Kessels steigen in Schutt- und Schlackenhalden oder Wiesenlehnen ziemlich steil empor. So malerisch die Stadt sich ausnimmt, so öde und verlassen ist der Eindruck, den sie im Innern macht, nur an Markt- und Sonntagen belebt sich der Ring mit den hohen, kräftigen Gestalten der Bauern in ihrer buntfarbigen Tracht aus den umliegenden, wenn nicht mehr durchaus der Sprache, so doch der Abstammung nach deutschen Dörfern. Obgleich die Stadt etwa 10000 Einwohner zählt, findet man doch in ihren Wirtshäusern, oder vielmehr im „Hirsch,“ dem ersten, wohl nach unsern Begriffen einzigen städtischen Gasthofe, in den man mich gewiesen hatte, kaum die Bequemlichkeiten, die man in den bessern Wirtschaften der reichern Dörfer meines engern braunschweigischen Vaterlandes genießt. Daß das Anwesen, wie es kastellmäßig in Wohn- und Wirtschaftsgebäuden den innenliegenden Hof umschloß, nach echt ungarischer Weise nur einstöckig war, darüber hätten mich meine Erfahrungen aus Szegedin und andern Orten trösten können, wo ich unter gleichen Verhältnissen sehr gut aufgehoben war; auch der anstoßende Garten war weit und geräumig, um der Küche alles Wünschenswerte zu liefern; aber das Ganze machte einen ebenso verkommenen Eindruck wie die Stadt selbst, woran die Erklärung, daß die Hausfrau nach dem Tode ihres Mannes den Geschmack am Wirtschaften verloren habe, für mich nichts besserte. Ich persönlich hatte noch das besondre Unglück, daß mein Geburtstag in die Tage meines Aufenthaltes fiel, und daß mich der Haber stach, denselben durch einen Nachmittagskaffee feiern zu wollen, gewiß, wird man meinen, ein bescheidener und leicht zu erfüllender Wunsch. Ich drückte mein Begehren dem Kellner aus, aber aus der Küche erscholl der Bescheid, daß vor Abends grundsätzlich kein Feuer auf dem Herde angezündet werde. Somit verließ ich das ungastliche Haus und begab mich innerhalb der Bannmeile der Stadt auf die Suche. Nachdem ich an zwei weitern Stellen — ich bitte, mir den Ausdruck „Wirtschaft“ erlassen zu wollen — vergeblich angeklopft, wurde ich endlich von einem ältern Herrn nach einer entlegenen Gasse gewiesen, auf der sich ein „Kaffeehaus“ finden sollte. Ich fand ein unscheinbares und verdächtig aussehendes Häuschen ohne Schild oder sonstiges Kaffeezeichen, trat indes, auf die Gerechtigkeit meiner Sache vertrauend, ein und wurde außer von einer ältern Vettel von einem jungen „Freilein“ bewillkommnet, die vielleicht nach K. Frenzels Urteil künstlerisch ansprechend, indes, wohl durch den hohen Thermometerstand entschuldigt, nicht recht zulänglich bekleidet war, eine Hebe, welche allerdings manches bei den obern und untern Göttern feil hatte, aber nicht den gewünschten Nektar, weshalb ich eiligst das Hasenpanier ergriff. Ich beschloß meinen Geburtstag ohne Kaffee.

Mit der deutschen Bürgerschaft der Stadt bin ich in keinerlei Berührung gekommen, habe indes vielleicht keinen Anlaß zum Bedauern, da, wie mir von slawischer Seite mit einer gewissen Geringschätzung bemerkt wurde, die Deutschen in Kremnitz, wiewohl deutsch von Sprache, Sitte und Gefühl, es doch für eine Grobheit ansehen, als Deutsche angeredet zu werden. Da ihnen außerdem durch die Politik der „forcirten Magyarisirung," wie ein Ungar mir gegenüber mit anerkennenswerter Aufrichtigkeit das Kind beim rechten Namen nannte, alle Mittel zur Pflege ihrer Muttersprache vorenthalten sind, so sind sie rettungslos dem Slawentum verfallen, und es öffnen sich auch für sie damit die Arme des Panslawismus, dessen geschäftiger Wühlarbeit man hier überall begegnet. In frühern Zeiten war das anders, damals, als die deutschen „Gäste", durch königliche Freibriefe geschützt, sich selbst regierten und allen Fremden hartnäckig die Niederlassung verwehrten, wie u. a. folgende Begebenheit zeigt. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts — ich folge einer urkundlichen Mitteilung des Herrn Stadtarchivars Krischko — ließ sich ein Slawe in der Stadt nieder, der durch Holzhandel auf der Gran, womit er den königlichen Hof wie die Ansitze der Magnaten versorgte, große Reichtümer erworben hatte. Zwölf Jahre lang hatte er unangefochten dort gewohnt, da fiel es den Bürgern ein, sich auf ihre Rechte zu besinnen und ihn aus der Stadt zu verweisen. Er mußte sich an den König wenden, an Ladislaus V., welcher ihm in einem auf seine Person ausgestellten Privileg — anders ging es ohne Verletzung der städtischen Freiheiten nicht — das Recht des Aufenthaltes in Kremnitz verlieh. In der beigefügten Begründung dieser Auszeichnung wurden neben den Verdiensten, die sich der Holzbaron um den König und den Staat erwerbe, den Kremnitzern auch seine Verdienste um ihre Stadt zu Gemüte geführt, die darin bestanden, daß er dieselbe zuerst mit einem palatium, d. i. mit einem Steinhause, geziert habe. Indes diese Verdienste leuchteten den Bürgern so wenig ein, daß sie ihn, den sie nicht ohne weiteres verjagen konnten, durch allerlei Auflagen, Steuern und Bräuche auszuräuchern suchten, bis er sich endlich durch ein neues Diplom vom König Mathias Corvinus Ruhe verschaffte.

Meine Hoffnung, auf dem städtischen Archiv urkundliche Zeugnisse über die fragwürdigen Verhältnisse der Hausgenossenschaften in den benachbarten Dörfern, die zum Teil in den Gerichtsbann der Stadt fielen, zu finden, erfüllte sich nicht, auch Krischko, heute Oberbuchhalter, der in seiner sechzehnjährigen Thätigkeit als Archivar das Archiv zu urkundlichen Studien über die Geschichte von Kremnitz durchstöbert hatte, erinnerte sich nicht, auf etwas bezügliches gestoßen zu sein. Ich sah mich vorderhand einzig und allein auf die lebendige Überlieferung angewiesen, die ich denn in Krickerhäu, als meinem Hauptquartier, eingehend zu studiren gedachte. Ich hatte von Anfang meiner Reise an sie als eigentliches Ziel ins Auge gefaßt. Krickerhäu war ja der Ort, der mir zuerst als Sitz jener merkwürdigen Hausgenossenschaften benannt war. Der Markt Krickerhäu,

der, obgleich er sich auch eine Stadt schelten läßt, und trotz seiner 3000 Einwohner und darüber, in Wirklichkeit nichts ist als ein gewöhnliches Bauerndorf, eignet sich insbesondre auch darum zum Sitze der Untersuchung, weil der Ort, von Anfang an groß genug, um selbständig eigenartige Zustände zu entwickeln, nie Bergbau getrieben hatte und sohin von jedwedem Verdachte ungehöriger Einflüsse knappschaftlichen Ursprunges durchaus freizusprechen war. Endlich war die „Stadt" Krickerhäu ein größerer Ort, in welchem schon eine gewisse Bequemlichkeit zu vermuten war, vor allem, es war der Wohnort des Postmeisters Woland, an den ich durch seinen langjährigen Freund G. empfohlen war, Wolands, der mir gefällige Auskunft gegeben, Wolands, dem ich mich schon zu längerem Aufenthalte angemeldet hatte. „Gehen Sie zum Postmeister Woland — hatte ja G. gesagt —, da werden Sie schon gut aufgehoben sein." Diese Worte klangen mir immer seitdem im Ohre, sie entzündeten meine Phantasie und malten mir eines jener behaglichen Postwirtshäuser hin, wie man sie in Österreich und Baiern auf dem Lande und in kleinen Städten so häufig antrifft, mit dem Komfort der Stadt, aber ohne deren Teuerung und Störungen bei ländlicher Beschaulichkeit. So erschien mir Krickerhäu während meiner ganzen Reise als ein Capua, in welchem ich mich von den Strapazen der slowakischen Wüsteneien erholen würde. „Gedulde dich nur bis Krickerhäu," so tröstete ich mich unterwegs. „Du wirst dort dein nettes Stübchen haben mit Kanapee und einem guten Bette. Die behäbige Wirtin wird sich nach deinen leiblichen Bedürfnissen erkundigen, und anstatt der groben und unsichtbaren bairischen Wirte steht der Freund Woland bereit, deine Arbeiten mit sachverständigem Rat und That zu unterstützen." Aber diese Fata morgana zerfloß, je mehr ich mich dem Orte meiner Sehnsucht näherte. Es mochte noch hingehen, daß man in entlegenen Orten, wie Gaidel, Deutsch-Praben, so schlecht unterrichtet war, daß man von einem Postmeister Woland nichts wußte. Aber in dem nur drei Stunden entfernten Kremnitz selbst begegneten meine Umfragen nach einem Postwirtshause nur Kopfschütteln und ungläubigen Gesichtern, kaum daß man den Namen Wolands kannte. Gab ich meiner Frage eine andre Wendung und erkundigte mich nach einem Nachtquartiere, so sagte der eine: „Nun, der Revierförster hat Betten"; der andre: „Vielleicht können Sie auch bei dem Juden bleiben"; ein dritter: „Auch der Lehrer hat ein Bett!" Herz, was willst du mehr? Aber von Woland kein Wort, er fing an, mir zu einer mythischen Person zu werden. Jetzt fielen mir aber meine Verpflichtungen gegen Woland bleischwer aufs Herz, und ich wurde tief betrübt. „Und wenn er nur ein Hundeloch mit einem Strohsack hat, sagte ich zu mir als gewissenhafter Mann, so mußt du dich wenigstens eine Woche lang zerstechen lassen." Ich verwünschte meinen Freund, den Bergingenieur G., ich verwünschte meinen Freund Woland und ganz Krickerhäu.

Indes, das Abenteuer mußte einmal bestanden werden, und so machte

ich mich, nicht in der besten Laune, eines schönen Tages bald nach Mittag auf den Weg nach der gelobten Stadt. Hat man die Schlackenhalden, welche diese Seite des Kessels bilden, erstiegen, so befindet man sich auf einer ziemlich offenen Hochebene, über der sich näher und ferner bewaldete Kuppen und Rücken, nach Osten zu, vor Neusohl, dräuende Bergeshäupter erheben. In etwa 1½ Stunden steigt man zu dem Querschnitt eines kleinen Baches hinab, an dem sich das Dorf Kuneschhäu, Kunos Häu, entlang zieht. Auch hier die zweistöckigen Geschlechtshäuser wie in Gaidel, meist mit Stroh gedeckt, der First nach dänisch-schwedischer und polnischer Art durch paarweise quer darübergehängte, oben durch einen Holznagel zusammengesteckte Dachreiter (hängeträ dänisch) befestigt. Ich hielt mich in Kuneschhäu nicht lange auf und wurde aus der Schenke, der ich einen Besuch abgestattet, nach kurzem Verweilen vertrieben durch die Unmöglichkeit, den mir für einige Kreuzer gereichten Schnaps, ein verblüffendes Maß verdünnten Spiritus, zu genießen, und das menschenfreundliche Bestreben, dem gutmütigen Wirte meine ihm und einem dabeisitzenden Bauer unbegreifliche Verschmähung als eine durch die Eile gebotene Entsagung darzustellen. Ich schenkte das herrliche Getränk dem Bauer, der, erst ungläubig, dann, als über den Ernst meines Schenkwillens kein Zweifel bestehen konnte, in ein seliges Entzücken geriet, und schied mit dem Bewußtsein, mir hier einen warmen Freund erworben zu haben. Wieder stand ich auf der Hochebene und setzte meinen Weg über die Felder fort. Dann mündete der Weg in einen Hochwald ein, wo er sich sofort teilte und mich in die Verlegenheit einer Wahl brachte, von der ich den denkbar schlechtesten Gebrauch machte. Nach einer halben Stunde Steigens befand ich mich am Ende eines Holzweges; Beweis und zwar ein schlagender: ein ausgedehnter Holzschlag von neben- und übereinander gestürzten mächtigen Bäumen, die sich dem Fortkommen auf Schritt und Tritt in den Weg stellten. Zum Glück fand ich ein paar slowakische Hirten, die mich wieder in die Richtung wiesen. Dann ging es einen ziemlich steilen Abstieg auf der andern Seite des Waldrückens hinab, bis sich endlich die Landschaft öffnete und die obersten Felder und Wiesen Krickerhäus sichtbar wurden. Jetzt galt es wieder weise Vorsicht zu gebrauchen, um nicht am falschen Ende des zwei Stunden lang in dem quer vorliegenden Thale gelegenen Ortes zum Vorschein zu kommen, denn die Wege teilten sich fortwährend, und der Ort wie der Zwiebelturm seiner Kirche blieb bis fast zuletzt vor den Unebenheiten des sich stetig senkenden Geländes versteckt. Doch gelang es mir, den Weisungen eines in einen langen Schafpelz gehüllten Bauers folgend, gerade in der Mitte abzukommen, die, wie es sich in Ungarn schickt, durch die Kirche und durch das Gewölbe des Juden bezeichnet wird. Da es schon Abend und keine Zeit zu verlieren war, fragte ich einige zusammenstehende Weiber nach der Wohnung Wolands, die, wie ich vernahm, am untern Ende des Dorfes lag. Wieder begann die Wanderung nach bekannter Weise thalab an hochstöckigen, von Stroh-

dächern beschirmten Geschlechtshäusern hin, bald den erst neuerdings vom Wildwasser mit Geröll beschütteten Bach entlang, bald auf sportsmäßig genommenen Steinblöcken hinüber, dann stand ich erstaunt vor einem stattlichen Hofe, dessen Vorderseite fast ganz durch ein langes, hochragendes, massives Wohngebäude eingenommen war. Es war das Ziel meiner Reise, das Haus des Postmeisters Woland. Ich trat durch das Thor in den Hof und fand nach einigem Suchen in einem Nebenhause eine stattliche Bauerfrau, die sich als Wolands Ehehälfte zu erkennen gab. Er selbst wäre augenblicklich nicht zu Hause, aber mir genügte die Hauptsache, die Versicherung, daß sie selbst zur Nachtherberge nicht eingerichtet wäre, um ohne Säumen meine Schritte zur Kirche zurückzulenken, denn dort waren nun meine letzten Hoffnungen verankert, dort wohnten der Förster und der Jude dicht beieinander — der Lehrer, den ich selbst eben in Kremnitz gesprochen hatte, kam als abwesend nicht in Betracht. Zuerst versuchte ich mein Glück bei dem Revierförster, fand aber nur eine slowakisch redende Magd zu Hause, aus der ich mit Mühe die niederschmetternde Nachricht herausbrachte, daß ihre Herrschaft über Land gefahren sei und erst gegen Mitternacht zurückerwartet werden dürfe. Mir blieb also nur „der Jude," dessen Schenke ich nun aufsuchte, aber nur um auch hier zu erfahren, daß er kein Bett für mich habe. Was nun? Ich ließ mir einen Wein geben und nahm auf einer Bank im Gastzimmer Platz, unter einem Haufen schafbepelzter Bauern, in fortwährender Gefahr, Zeuge einer Prügelei zu werden, mit welcher ein vollständig Betrunkener seinen gelassen dasitzenden Widersacher, vor dem er die Fäuste schüttelnd umhertobte, bedrohte. Das war also das gelobte Krickerhäu, in dem ich friedlich mein Zelt aufschlagen wollte. Eine Stadt von dreitausend Seelen, in der keine Unterkunft zu finden war, nicht etwa, weil alle Gasthäuser bis auf das letzte Zimmer besetzt gewesen wären, sondern einfach weil kein einziges solches Zimmer vorhanden war. Sollte ich etwa die Gastfreundschaft eines der Schafpelze in Anspruch nehmen müssen? Als ich so in Gedanken dasaß, öffnete sich die Thür, ein noch junger, städtisch gekleideter Mann mit angenehmem Gesicht trat herein und begrüßte mich herzlich. Es war kein andrer als Woland selbst, der auf die Kunde meiner Ankunft herbeigeeilt war, um mir aus der Not zu helfen. Bald darauf erfuhren wir, daß auch der Förster nun doch schon früher heimgekehrt sei, und machten uns beide auf den Weg hinüber. Die beiden jungen Leute, er ein Böhme, ein kleiner Mann mit schwarzem Vollbart, seine Gattin aus Preßburg, hießen mich willkommen und stellten mir sogleich ihre zwei besten Zimmer zur Verfügung.

Das Haus des Revierförsters Nachtnebel mußte mir in der That wie eine Oase in der Wüste erscheinen. Wenn auch von außen klein, einstöckig und unscheinbar, bot es doch mit seiner Veranda und seinen Blumenranken einen freundlichen Anblick und war im Innern durchaus behaglich modern eingerichtet. Meine beiden Stuben waren mit Mahagonimöbeln, offenbar den Hauptstücken

der Aussteuer, ganz besteckt und überfüllt mit einer Unmenge jener kleinen und zerbrechlichen Nippsachen, die das eine Geschlecht so sehr liebt und das andre am liebsten aus dem Fenster würfe. Schoner hier und Schoner da, Jagdtrophäen an den Wänden, Porzellanfiguren auf den Schränken und Kommoden u. s. w. — alles entzückend anzusehen für Gevattern und Basen, aber beim Arbeiten nicht eben förderlich. Auch die Verpflegung war so ausgezeichnet, daß kaum einige Lücken des Küchenzettels daran erinnerten, daß die Bedürfnisse unsers Tisches hauptsächlich aus den Erträgnissen des Hühnerhofes und des Gemüsegartens bestritten werden mußten, denn einen Metzger gab es natürlich in Krickerhäu nicht. Des Morgens vortrefflicher Kaffee mit ungewässerter Milch, Mittags mein Leibgericht, Paprikahähndel mit Nockerl, des Abends — aber hier läßt mich mein Gedächtnis im Stich, um sich indeß sofort wieder aufzufrischen und zu einem Hymnus auf die Hausfrauen von Preßburg zu ermannen bei der Erinnerung an die 90, sage neunzig, Kruken, Gläser und Töpfchen, die mir die kleine Försterin, als ich mich einmal in ihr Revier verirrte, triumphirend zeigte, alle gefüllt mit Fruchtsäften, Marmeladen, Gelees und Kompots, einen wahrhaften Hort der (Nacht)nebelungen, der dazu bestimmt war, in die ewige Teufe des für Süßigkeiten, wie es schien, fast unergründlichen hausväterlichen Magens versenkt zu werden, denn die liebe Frau — so gestand sie mir — rührte alle diese süßen Dinge nicht an, sie möchte nur Saures, aber ihr Mann wäre ein großer Liebhaber. Nur eines fehlte dem Horte: der Fluchring Andwaris, denn daß das eheliche Glück und der häusliche Friede durch die süße Begehrlichkeit des Gatten gestört worden wäre, wie anderwärts leicht zu befürchten, davon konnte keine Rede sein. Eine seltene Frau in der That, eine einzige Frau: eine Frau, die selbst Süßigkeiten verschmäht, eine Frau, die trotzdem ganz in Süßigkeiten webt — für ihren Mann; eine Frau, welche keinen Versuch macht, durch die unwiderstehliche Beredsamkeit ihrer Zunge den Gatten zu überzeugen, daß Süßigkeiten sehr schädlich für den Magen, sehr verderblich für die Zähne seien, und daß es gänzlich unmännlich und unwaidmännisch sei, dergestalt in einem Dickicht von Apfelkraut, Beeren, Nüssen u. s. w. zu pürschen und seiner zartern Hälfte zuzumuten, eine solche Hekatombe von Wohlgeschmack auf dem Altar des Eheglücks darzubringen und seinem Schwelgen bei einer sauern Gurke zuzusehen. Freilich, da sind unsre Männer besser gezogen: haben sie Geld, so können sie sich dergleichen kaufen; haben sie keins, so können sie sich mit dem Malerpinsel ihrer Frau den Mund wischen. Gewiß, ein beneidenswerter Mann, dachte ich, denn ich muß gestehen, ich fühlte mich selbst nicht gleichgiltig gegen diese Schätze. Aber leider waren sie für mich nur Schaugericht und blieben mir verschlossen wie der Berg Sesam. Natürlich, es war ja Hochsommer, und der Flieder reifte gerade seine schwarze Büschelfrucht, bei uns Keilcken genannt. Da war es nur zeitgemäß, den Gast mit Keilckenmus zu laben, einem Gericht, wie die Frau Försterin versicherte, höchst bekömmlich, aber allerdings, wie sie

liebenswürdig genug war, zuzugeben, nicht nach jedermanns Geschmack. So durfte ich meiner Galanterie gestatten, diese Hinterthür zu benutzen und bei einigen Anstandslöffeln zuzusehen, wie das Familienhaupt vergnügt einige Teller schmaußte, zu allem Überfluß durch den Umstand getröstet, daß ich Zeuge gewesen war, wie die zwei Ferkelchen des Hauses eine gelungene Razzia in den auf dem Boden der Veranda niedergesetzten Napf mit den frischgepflückten Neikeken ausführen konnten, bevor es den zur Bewachung aufgestellten Kindern gelang, sie zurückzuschlagen.

So gut ich nun im Forsthause aufgehoben war, so hatte der Aufenthalt doch für mich sein Unbehagliches dadurch, daß ich nicht wußte, wie weit die Aufnahme Sache der Gastfreundschaft, wie weit sie Sache des Geschäfts war. Da nun obendrein für die nächsten Tage zwei Beamte der Palffyschen Grundherrschaft angemeldet waren, die mich bei der Beschränktheit der Wohnung und der Bevorzugung, die ihnen gebührte, sehr in die Enge treiben mußten, beschloß ich, die Liebenswürdigkeit der Wirte durch entsprechende Rücksicht zu erwiedern und meine Untersuchung möglichst schnell abzuschließen, eine Aufgabe, bei der mir Woland bereitwillig an die Hand ging. Die drei Tage, welche mir im ganzen nur zu Gebote standen, verwandte ich einmal darauf, mich über die Verhältnisse der alten Hausgenossenschaft eingehender zu unterrichten. Dann lag mir am Herzen, einen recht alten, von Neuerungen so gut wie ganz unberührten Hof ausfindig zu machen und in allen seinen Teilen aufzunehmen. Hierbei stieß ich indes bei der Kürze der Zeit auf unüberwindliche Schwierigkeiten, da bald das Wohnhaus, bald die Nebengebäude in letzter Zeit mehr oder weniger einen Umbau erfahren hatten.

(Schluß folgt.)



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

I. Charlotte von Stein.



Es ist immer so: die Frauen machen die Geschichte anziehender, aber auch verwickelter, als sie sein würde, wenn sie allein von Männern handelte. Ohne Zweifel, weil sich ein großer Teil des weiblichen Einflusses hinter geschlossenen Thüren abspielt. Auch die Literaturgeschichte hat mit den Frauen zu rechnen, und hier sind es besonders die sogenannten klassischen Zeiten, denen die Frauen gewissermaßen Weihe und Glanz verleihen. Nicht als Schriftstellerinnen vom Hand-

werk, sonst wäre unsre Zeit eine mehr als klassische, sondern als anregende Vermittlerinnen zwischen den Dichtern und den Musen. Die Zeit der altdeutschen geistlichen Dichtung, die Reformationszeit und die Zeit des dreißigjährigen Krieges entbehren dieses Schmuckes, aber die Ritterdichtung und die Weimarer Blütezeit sind durchwebt von den lebenswarmen Fäden, welche geistreiche Frauen spannen. Doch ist ein Unterschied zwischen dem Frauenkultus der ersten und der zweiten Literaturblüte. Den Rittern waren ihre Damen die Herrinnen, denen sie ihre Gedichte zu Füßen legten, den Dichtern der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren sie mehr die Ministerien des Innern und Äußern. Die Heldinnen des Minnegesanges offenbarten und vertraten die hohe Weiblichkeit in sehr allgemeinen Umrissen, oft sind sie ihren Sängern wenig mehr als schöne Schatten in nebelhafter Ferne, immer aber haben sie nur zwei Eigenschaften: entweder sie lieben oder sie lieben nicht; daher drücken auch die Minnelieder in der Hauptsache nur zweierlei aus, die Freude über erhörte und die Klage über versagte Liebe. Unsre neuklassischen Dichter aber studirten ihre Freundinnen in allen Einzelheiten ihres Charakters und ihrer Begabung, fanden dabei in der Regel ein sehr bereitwilliges Entgegenkommen und vergalten dies damit, daß sie diese persönlichen Eindrücke zu Spiegelbildern der Welt gestalteten. Wie die Ritterdamen, so betrachteten auch die geistreichen Hofdamen des vorigen Jahrhunderts die Ehe häufig genug als einen geschäftlichen Vertrag, der mit der Liebe nicht viel gemein hatte; aber die freie Zuneigung, die sie den Geistesfürsten schenkten, war um vieles mehr eine geistige als die Minne des Mittelalters. Wie die Damen der Minnehöfe, so saßen sie gern über die Dichter und deren Werke zu Gericht, aber bei weitem nicht so anspruchsvoll, sie begnügten sich damit, daß sie von den mitteilungsbedürftigen Schriftstellern als die aufmerksamen Zuhörerinnen betrachtet wurden.

Die Damen im Freundeskreise Goethes, Schillers, Herders, Wielands, Jean Pauls, Wilhelm von Humboldts waren merkwürdigerweise meist Karolinen oder Charlotten, wenigstens waren diese die einflußreichsten, wenn wir von den fürstlichen Gönnerinnen Amalie und Luise von Weimar und einigen andern absehen wollen. Charlotte von Stein, Karoline und Charlotte von Lengefeld, Charlotte von Kalb, Karoline von Humboldt, Charlotte Diede, Humboldts Freundin, Karoline, Herders Gattin, Karoline, August Wilhelm Schlegels und später Schellings Gattin, sie alle sind mit den großen Dichtern und ihren Freunden zugleich unsterblich geworden. Aber nicht vom literargeschichtlichen Standpunkte, noch weniger vom philologisch-kritischen der Klassikerkommentare, sondern nur von der höhern Warte der Kulturgeschichte aus übersieht man sie in der vollsten und eigentümlichsten Beleuchtung, und sie verdienen es wohl, daß man bei ihrem Anblicke verweilt.

Am meisten hat Charlotte von Stein die Aufmerksamkeit der Literatur- und Kulturhistoriker auf sich gezogen. Die Aufsätze und die Werke, welche über

sie geschrieben worden sind, nehmen in dem Kataloge der Goetheliteratur ein besondres Kapitel ein. Die Gelehrten haben sich über der Beurteilung ihres Charakters und ihres Bildungsgrades förmlich erhitzt, so sehr ist sie Gegenstand der streitenden Meinungen geworden. Die einen, Düntzer voran, heben sie in den Himmel, preisen sie als die feingebildete, über alle irdischen Leidenschaften hoch erhabene Frau, als den sorgenden, schützenden Engel, welcher der Goethischen Muse beigegeben war, die andern, von den jesuitischen Schmähungen Baumgartners ganz abgesehen, werfen bedenkliche Seitenblicke auf ihre Moral, Adolf Stahr und Robert Keil nennen sie geradezu die kluge und selbstsüchtige Kokette, welche den Dichter um die schönste Zeit seines Lebens betrogen habe. Es ist ein häßlicher Streit, und fast möchte man wünschen, daß er unterblieben wäre, aber er ist doch eine kulturhistorische Notwendigkeit, denn zwei Fragen von der höchsten Wichtigkeit schließt er ein: Was waren die Frauen der klassischen Zeit ihrem innersten Wesen nach? und: Welchen Einfluß übten sie auf unsre größten Dichter aus? So lange diese Fragen nicht beantwortet sind, werden wir keine klare Anschauung von der großen Zeit und von ihren genialen Trägern haben. Das Verhältnis der Frau von Stein ist ein wissenschaftliches Problem geworden, und wenn der Streit zum Teil wirklich auf Skandalgeschichten hinausläuft, so ist dies in der eigentümlichen Natur der rätselhaften Verhältnisse jener Zeit begründet und darum verzeihlich.

Das Wunderbarste ist, daß sich ein Geist von so unermeßlicher Weite und Tiefe wie Goethe zehn Jahre lang mit seiner ganzen Innigkeit an eine Frau anschließen konnte, die, was sie ihm auch gemütlich darbot, nur als ältere Frau, als Gattin eines andern, als Familienmutter zu bieten vermochte und sich durch Begabung und Bildung nur wenig vor den übrigen Damen des Hofes auszeichnete. Mit welcher Leidenschaft aber Goethe an ihr hing, wissen wir aus seinen Briefen an sie, die uns wie ein elektrischer Lichtstrom das wundersame Verhältnis erleuchten, aber leider nur zur Hälfte, weil die Briefe der Frau von Stein an ihn nicht vorliegen. Die kluge Frau hat sie zurückgefordert und wahrscheinlich vernichtet. Welche Fülle warmen, rastlosen Liebeslebens pulsirt jedoch schon in den Goethischen Briefen, die in der neuen, von Fielitz besorgten Ausgabe zwei stattliche Bände füllen! Es sind Psalmen der Liebe: Bittpsalmen, Bußpsalmen, Freudenpsalmen und Trauerpsalmen, wie sie schöner nicht sein können. In tausend Abwandlungen, immer neu, immer treffend, klingt die innige Versicherung wieder: Ich liebe dich! Die meisten dieser traulichen Herzensergießungen könnten an Mutter oder Schwester gerichtet sein, so fromm, so demütig ordnet sich der Liebende den gestrengen Forderungen der Geliebten unter, aber zwischen den ruhigen Ansiedlungen der Betrachtung und Selbstbezwingung lodern die Flammen einer Leidenschaft empor, die mit der platonischen Freundschaft nichts gemein hat. Durch das Ganze zieht sich eine einfache, aber ergreifende Handlung. Nahezu fünf Jahre lang nichts als Werben

in unendlich mannichfaltigen Formen, nichts als Entsagen, Bezwingen, Entäußern, öfters unterbrochen von trocknen, verzweifelten Klagen über die kalte Zurückweichung oder den Groll der Geliebten, dann wieder fünf Jahre lang die helle Freude über erhörte Liebe, die innigste Hingebung, welche alles, was das innere und äußere Leben bietet, treulich mit der Genossin teilt. Aber hie und da schon zeigen sich Wölkchen am Liebeshimmel, zwischen die gewohnten Versicherungen der Treue und inneren Befriedigung drängen sich kleine dunkle Punkte stiller Verdrossenheit, leisen Fröstelns, und plötzlich ist der Liebhaber verschwunden, auf Jahre verschwunden. Unter den Kunstwerken und im Sonnenglanze Italiens sucht er Genesung, ohne Urlaub zu nehmen von der Geliebten. Noch immer kehren zwar Briefe bei ihr ein, die ihr die alte Treue versichern, neues Liebesleben hoffen lassen, aber sie kennzeichnen nur das Losringen des Herzens von dem lange gewohnten Anker, und nach der Heimkehr erfolgt plötzlich erschütternd der Bruch. In den Armen eines jungen Mädchens, eines naiven Naturkindes, wirft der Dichter die letzten Schlacken der erloschenen Liebe aus dem verjüngten Herzen, die verlassene Alte aber schmollt und grollt und schimpft über den „Ungetreuen“ bis an ihr Lebensende im hohen Alter.

Die Briefe Goethes an Frau von Stein sind eins seiner besten Werke, gelegentlich im Drange des Lebens entstanden, aber abgerundet und abgeschlossen in sich, sie sind in dieser Beziehung ein Seitenstück zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie, wie verschieden auch der Inhalt ist. Sie sind der große Minnegesang Goethes in Prosa, Variationen über das Werther- und Don-Juan-Thema zugleich, in das feste Gefüge des thätigen Lebens übertragen und mit einem tragikomischen Schlusse versehen.

Für das Verständnis des Weimarischen Genielebens und Goethes Lebens insbesondre sind diese Briefe eine der wichtigsten Quellen, aber man würde fehlgehen, wenn man sie Wort für Wort als den Ausdruck des Thatsächlichen betrachten wollte. Da ist denn doch vieles in Abzug zu bringen. Erstens dichtete Goethe, sobald er die Feder ansetzte; dies gilt unbeschränkt bei allen seinen Herzensangelegenheiten. Wie seine Dichtung unmittelbar aus dem Leben geschöpft und im besten Sinne Gelegenheitsdichtung ist, so sind ihm auch die Dinge und Menschen um ihn entweder poetisch brauchbar oder unbrauchbar, und wohin sich seine Liebe wendet, dahin wendet sich auch sein Genius. Dazu kommt, daß der Briefwechsel jener Zeit immer etwas von literarischer Produktivität an sich hat, die unserm geschäftlichen Treiben fremd ist. Selbst wenn der Schreiber wünscht, daß sein Brief verbrannt werden möge, giebt er der Form noch den gebührenden Aufschwung. Man schrieb, um zu schreiben, nicht bloß um zu benachrichtigen, daher die ungeheure Menge von Briefen, Zettelchen, Grüßen, daher die Sorgfalt, mit der man die Briefe sammelte, und der Stolz, mit dem man sie auch in weiteren Kreisen mitteilte. Die Briefe waren eben ein Teil der literarischen Erscheinungen, wenn auch nur für einen kleinen

Kreis oder für einen Einzelnen bestimmt, und Goethes Briefe machen davon keine Ausnahme. Die Objektivität der Briefe Goethes wird ferner beschränkt durch die Gegensätze in seinem Wesen. Fast grenzenlos erscheint die Weichheit seines Gemütes, die Gewalt seiner Empfindungen, und doch ist er ein scharfer Denker und energischer Handler; seine Aufrichtigkeit, der Ausfluß der Wahrhaftigkeit seiner hohen Natur, berührt sich oft fast mit kindlicher Naivität, und doch ist niemand zurückhaltender, vorsichtiger, weltkluger als er. Auch in seinem Tagebuche schneidet er sich selbst weitere Mitteilungen mit den Worten ab: „Es ziemt sich nicht, diese inneren Bewegungen aufzuschreiben" (6. September 1779), oder deutet nur sehr unbestimmt an oder bedient sich rätselhafter geheimsprachlicher Ausdrücke und Zeichen. Denn auch die Tagebücher wurden zuweilen vorgelesen, wie Goethe bezeugt, indem er sich notirt (vom 6. Dezember 1778): „Knebel las sein Tagebuch von vorm Jahr." Auch in den Briefen an die Frau von Stein treten diese Gegensätze in Goethes Wesen deutlich hervor. Im allgemeinen schreibt er wohl so, daß die Lebhaftigkeit der augenblicklichen Stimmung ihm die Worte diktirt; daher scheint es, wenn man eine längere Reihe von diesen Briefen rasch nacheinander liest, als ob er ganz und gar in der Liebe zu dieser Frau aufginge. Allein wenn man das Tagebuch dagegen hält, so findet man, daß ihn zu gleicher Zeit vieles andre mit derselben Lebhaftigkeit anzog, und die Einträge über seinen Verkehr mit der Stein sind nur selten durch einen innigeren Ton ausgezeichnet. Es heißt fast immer nur: „Zu ⊙ [das Sonnenzeichen als Bezeichnung für Frau von Stein] essen" oder „Abends bei ⊙." Goethes Trieb, sich zu bethätigen, war viel zu groß, als daß ihm der Umgang mit einer Frau, und wäre sie noch so ausgezeichnet gewesen, genügt hätte. Daneben verkehrt er fast ebenso häufig und vertraut mit Corona Schröter und mit manchen andern, die im Tagebuche durch mystische Zeichen verhüllt sind. Wenn man Coronas Nachlaß auffände, würde man wahrscheinlich ein interessantes Seitenstück zu den Briefen an die Frau von Stein erhalten. Und dabei waren diese Liaisons immer nur ein kleiner Teil von dem Lebensinhalte des in voller Kraft wirkenden jungen Goethe. Welche Forderungen stellte der Hof an ihn! Als der nächste Vertraute der herzoglichen Familie hatte er Sorge zu tragen, daß Ernstes und Heiteres einen erfreulichen Ausgang nahm. Der Herzog selbst hatte sich in seine treue Freundeshut begeben, mit ihm besprach er die höchsten Angelegenheiten des Staatslebens bei Tage und bei Nacht, die Herzogin erwartete von seiner klugen Vermittlung die Sicherung ihres Familienlebens, die Herzogin-Mutter rechnete auf sein Talent bei Veranstaltung aller Festlichkeiten; bei den Verwicklungen, die Prinz Konstantin durch sein unkluges, ausschweifendes Wesen am Hofe herbeiführte, mußte er den Knoten lösen. Welche Mannichfaltigkeit von Geschäften füllt allein seine Mußestunden aus! Theater, Parkanlagen, Zimmereinrichtungen, Bergwerke, Reisen, alles drängt auf ihn ein, nimmt ihn ganz in Anspruch. Und daneben häuft der Herzog ein Amt nach dem andern

auf seine Schultern bis auf die Kriegs- und Wegebaukommission. Mit welchem Ernst und Eifer sich Goethe diesen Verpflichtungen unterzog, darüber giebt sein Tagebuch den besten Aufschluß. Aber dies alles waren nur Nebenwege, sein innerster Beruf blieb doch Studium und dichterisches Schaffen. Jeder andre würde unter der Last dieser inneren und äußeren Anspannung bald erlegen sein, dem Riesendrange Goethes, sich thätig und lebend zu fühlen, genügte es kaum. Zum Überflusse belud sich der in Liebeskraft schwelgende junge Dichterheros mit Krüppeln und Waisen, mit Plessing, dem armen Kraft in Ilmenau, dem Schweizer Findling Peter im Baumgarten, den er ganz in sein Haus aufnahm, und bürdete sich die Erziehung des Sohnes der Frau von Stein, des kleinen Fritz auf! Seine Geschäftigkeit ist erstaunlich. Er ist hie und da und überall. In Belvedere, in Tiefurt, in Ettersburg, in Apolda, in Ilmenau. In den Abendstunden noch eilt er nach Tiefurt, von da nach Berka und um Mitternacht zurück. Starke körperliche und geistige Bewegung war ihm Bedürfnis. Solchem gigantischen Treiben gegenüber schrumpfen die Briefe an die Frau von Stein merklich zusammen. Wie leicht vergißt dies der Forscher, er klammert sich an eine Seite seines Helden an und verliert die Übersicht über den ganzen Menschen. Auch im Lichte des andern Gegensatzes verlieren die Briefe etwas von ihrem Quellengehalte. Die Wahrhaftigkeit des Goethischen Wesens tritt an vielen Stellen in überraschender Weise hervor, aber im ganzen ist der Briefsteller höchst vorsichtig und mußte es schon deshalb sein, weil er an eine höchst vorsichtige Dame schrieb, der nichts fürchterlicher war, als sich vor der Welt bloßzustellen. Wenn auch die Briefe nur für sie allein bestimmt waren, so konnten sie doch, bevor sie in ihre Hand gelangten, verloren gehen, von Unberufenen gelesen werden, und dann! Goethe wußte wohl, daß all sein Werben umsonst sein würde, wenn die Welt davon erführe. Viele Jahre hindurch mußte der Liebende das formelle „Sie" festhalten, erst nach langem Zögern gestand sie ihm das schriftliche „Du" zu. Von thatsächlichen Huldigungen durfte er nichts schreiben, nur allegorisch versteckt haben sich Kuß, Umarmung und Kniebeugung je einmal eingeschlichen, obgleich in den an sie gerichteten Gedichten von allen diesen Dingen sehr viel die Rede ist. Aber auch in solch diplomatischer Fassung erschienen der vorsichtigen Frau die Briefe noch zu gefährlich, mehrfach hat sie ganze Stellen abgeschnitten und mannichfache Lücken deuten darauf hin, daß sie ganze Briefe vernichtet hat. Aus alledem mag man ersehen, wie schwer es ist, aus dem schriftlichen Nachlasse das Verhältnis Goethes zu der angebeteten Frau klar zu erkennen.

In den Briefen tritt uns hauptsächlich Goethe entgegen, aber wer war Frau von Stein?

Charlotte von Stein, geborne von Schardt, war nach aller Zeugnis eine der anmutigsten Erscheinungen am Weimarer Hofe. Sie hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen und diese als Hofdame der Herzogin Amalie im

großen Stile verfeinert und erweitert. Zweiundzwanzig Jahre alt, hatte sie sich mit dem Stallmeister von Stein verheiratet, einem stattlichen, im Hofleben aufgehenden Kavalier, der freilich mehr am Hofe als zu Hause war und sicher sehr selten eine Berührung mit den Studien und ästhetischen Genüssen seiner Gattin suchte. Als Goethe (am 7. November 1775) nach Weimar kam, war die Frau Oberstallmeisterin dreiunddreißig Jahre alt, elf Jahre verheiratet und vor drei Jahren zum siebentenmale Mutter geworden, ihre vier Töchter waren im frühesten Alter gestorben, nur die drei Söhne Karl, Ernst und Fritz lebten noch, und von diesen war der zweite, Ernst, kränklich. Man sieht, des Lebens Sorge und Weh waren ihr nicht unbekannt geblieben und erhielten oft noch eine unliebsame Steigerung durch Kränklichkeit und die mühevolle Verwaltung des Familiengutes Kochberg, die dann besonders drückend sein mochte, wenn ihr Gemahl, durch Berufsgeschäfte abgehalten, sie ihr allein überlassen mußte. Daß sie dennoch eine Zierde des Hofes war, ist gewiß ein Zeichen von der Kraft und Frische ihres geistigen Lebens. Körperlich schön war sie wohl nicht, aber anmutig, interessant im höchsten Grade. Schiller, der sie 1787 in Weimar kennen lernte, nennt sie in einem Briefe an Körner „eine wahrhaft eigne, interessante Person" und fährt fort: „Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigne Offenheit." Ihre großen, geistig belebten Augen waren das, was jeden sogleich anzog und fesselte. Goethe preist dieselben oft in seinen Briefen. Er freut sich darauf, „in ihren Augen zu ruhen." Oder er hat auf der ganzen Redoute „nur ihre Augen gesehen," und da ist ihm die Mücke ums Licht eingefallen. Von sonstigen körperlichen Vorzügen ist wohl noch ihre schlanke, leichte Gestalt hervorzuheben, die in den Schilderungen ihres Wesens mehrfach angedeutet wird und aus einer in Lavaters Physiognomischen Fragmenten befindlichen Silhouette deutlich zu ersehen ist. Die noch vorhandenen größern Bilder der Frau von Stein stammen meist aus der Zeit des Alters; aus den Jahren ihrer innigen Verbindung mit Goethe (1775 bis 1786) ist nur die oben erwähnte Silhouette, ferner ein kleines Ölbild von Hader in der großherzoglichen Bibliothek — wenn es überhaupt die Stein darstellt — und ein sehr schönes von Heinrich Meyer im großherzoglichen Museum. Schon die beiden letzteren sind ohne Zweifel nach 1786 entstanden, noch später (1790) das von ihr selbst zwischen zwei Spiegeln gezeichnete und (1796) das von Dora Stock, von dem eine sehr gute Nachbildung dem zweiten Bande der von Fielitz herausgegebenen Briefe vorangestellt ist. Alle diese Bilder zeigen ein feines, regelmäßiges Gesicht und reiches, in Locken gekräuseltes und von Binden lose zusammengehaltenes Haar. Aus der Silhouette in Lavaters Physiognomik kann man wenig mehr ersehen als eine leichte, anmutige Gestalt, das Hadersche Bild zeigt Festigkeit, fast Kühnheit des Ausdruckes, das Meyersche sanfte Melancholie, die beiden spätern, besonders das von Dora Stock, etwas scharf verständiges, fast spitziges im Ausdruck der al-

ternden Züge. Im allgemeinen stimmen die Bilder mit dem überein, was wir von den ihr nahestehenden Personen über ihren Charakter und ihre Befähigung vernehmen. Alle finden in ihr eine interessante Mischung von Festigkeit und Milde, Klarheit des Denkens und sanfter Hingebung. In der Charakteristik, welche die Physiognomischen Fragmente im Anschlusse an die Silhouette geben, wird die Feinheit, ja Vergeistigung ihres Wesens, die Harmonie der Erscheinung, und als größter Vorzug die seltene Fähigkeit, ruhig zuzuhören, hervorgehoben. Goethe selbst deutet vorahnend, ehe er ihre persönliche Bekanntschaft gemacht hat, den von dem Hannöverschen Arzt Zimmermann erhaltenen Schattenriß in folgender Weise: „Festigkeit. Gefälliges, unverändertes Wohnen des Gegenstandes. Behagen in sich selbst. Liebevolle Gefälligkeit. Naivität und Güte, selbstfließende Rede. Nachgiebige Festigkeit. Wohlwollend. Treubleibend. Siegt mit Netzen.“ Und unter das Bild selbst schrieb er: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck.“ Knebel schreibt über sie an seine Schwester: „Reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser und leichter Disposition haben sie bei eignem Fleiße und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu stande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension und Ziererei, gerad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Anteil und an allem Menschlichen, ist wohl unterrichtet und hat feinen Takt, selbst Geschicklichkeit für die Kunst.“ Schiller findet in ihr „gesunden Verstand, Gefühl und Wahrheit.“ Über ihre geistige Befähigung und den Grad ihrer Bildung sind die Zeitgenossen alles Lobes voll: sie war wohlbewandert im Französischen, Englischen und Italienischen, zeichnete viel und fand in der Lektüre selbst schwierigerer wissenschaftlicher Werke Unterhaltung. Uns freilich erscheinen ihre Geistesprodukte, z. B. das berüchtigte Drama „Dido,“ dilettantisch, engherzig und trocken. Aber wir dürfen nicht den Maßstab unsrer erweiterten Bildung anlegen, wenn wir die durchschnittliche Leistungsfähigkeit jener Zeit beurteilen wollen, und dürfen uns nicht wundern, wenn die Geistesprodukte der Nebenpersonen von den Werken der Geistesheroen himmelweit abstehen. Für den geistigen Wert der Frau von Stein ist es immerhin bestimmend, daß sie zu den Besten im innigsten Verhältnisse stand. Nicht bloß Goethe, auch Schiller und Herder sind ihr befreundet, der Herzog schätzt sie hoch, und die edle Herzogin Luise betrachtet sie als ihre Vertraute. Eine Frau, die sich so vieler Hochachtung erfreute, kann nicht unedel gewesen sein.

(Schluß folgt.)

Herr von Hülsen

und die Zukunft des Berliner Schauspielhauses.



er Mann, den wir Montag den 4. Oktober zu Grabe geleitet haben, durfte mit einigem Rechte von sich sagen, daß er eine der meistgehaßten Persönlichkeiten Deutschlands gewesen sei. Er verdankte diese Ehre nicht gerade hohen, bewunderungswürdigen Geistesgaben oder einer nur auf das Ideale gerichteten Kunstanschauung; aber sie wäre ihm doch keinesfalls in dem auszeichnenden Grade zuteil geworden, wenn er nicht etwas gewesen wäre, was in der Welt immer selten ist: ein Charakter, eine festbestimmte, zielbewußt einhergehende Persönlichkeit. Man mochte den Mann bekämpfen, hassen, verhöhnen — aber man mußte zugleich anerkennen, daß er ein Mann war, über den man nicht hinwegschreiten konnte, wie über den ersten besten Theaterleiter. Mit einem Worte: er bedeutete etwas in der Kunstwelt, und diese Bedeutung wird ihm einen Namen in dieser Welt sichern.

Die Stimmen des Hasses waren übrigens allmählich schwächer und schwächer geworden; nur noch gelegentlich wurden sie in der Öffentlichkeit laut, und in Berlin selbst genoß Herr von Hülsen, wie sein Theater, einen guten Ruf, der ihm, wie dem Schauspielhause, von der Presse fast einstimmig bestätigt wurde. Vor fünfunddreißig Jahren, als er mit der Leitung der „königlichen Schauspiele" betraut wurde, war das ganz anders; ja vielleicht hat niemals ein Theaterintendant so sehr im Feuer gestanden, wie damals Herr von Hülsen. Varnhagens „Tagebücher" berichten darüber ziemlich ausführlich.

„Der neue Theaterintendant von Hülsen hat durch seine Bekanntmachung sich schon arge Händel zugezogen. Er hat nur den Zeitungen seiner Partei und den gleichgiltigern Blättern freie Plätze für ihre Berichterstatter zugestanden; die »Konstitutionelle Zeitung« ist die letzte zugelassene. Diese jedoch hat, weil er die »Nationalzeitung« ausgeschlossen, auch ihrerseits den Freiplatz nicht angenommen. Im Feuilleton bearbeitet Herr Kossack ihn schon aufs derbste. Dafür hat er befohlen, daß die Logenschließer und Billeteinnehmer im Amte eine Schleife auf der Achsel tragen sollen, von schwarz- und silbernem Band! Der wird noch was erleben!" So heißt es am 4. Juni 1851; am 14. Juni: „Der heutige »Kladderadatsch« macht sich über Herrn von Hülsen lustig. Unsre Zeitungen haben aufgehört, über das königliche Theater zu berichten. Auch die »Kreuzzeitung« und die »Vossische« haben ihre Freibillets zurückgeschickt"; und

am 17. Juni: „Herr von Hülsen will nun dem ganzen Publikum verbieten, im Theater Zeichen des Beifalls oder Tadels zu geben." Am 6. April 1852 schreibt Varnhagen: „Der Generalintendant von Hülsen führt das Theaterwesen ganz aristokratisch, als Sache des Hofes und der Vornehmen, besonders wird das Militär berücksichtigt, Offiziere bekommen Freibillets, Unteroffiziere und Gemeine ebenfalls. Gegen die Schauspieler und Schriftsteller ist er schroff. Das knechtische Gesindel im Publikum freut sich, und meint sich mitbeteiligt am Hofe und an den Vornehmen, wenn es in das Lob einstimmt, das die aristokratischen Kreise der Verwaltung geben"; am 8. März 1853: „Herr von Hülsen soll Hofmarschall werden, Graf Pfeil Oberintendant der Schauspiele. Die Unfähigkeit des ersten ist schon offenbar, die des zweiten wird es werden," und am 23. Mai: „Herr von Hülsen, von der Kritik schonungslos angegriffen, ist auch im vollen Streit mit den Schauspielern, sie wollen alle fort."

So wie es damals zuging, blieb es eine geraume Zeit. Aber der Intendant wußte, was er wollte, und errang sich schließlich eine Stellung beim Publikum, bei den Schauspielern und der Presse, die vielleicht nie ihres gleichen gehabt hat. Das Publikum (einige unzufriedne Kreise abgerechnet) war schließlich mit den Theatern zufriedner als je zuvor und nahm für den Intendanten Partei, wenn er von irgend einer Seite angegriffen wurde; die Schauspieler, und nicht nur die ihm unmittelbar untergebnen, schwärmten geradezu für ihn, weil er für die Hebung des ganzen Standes unausgesetzt arbeitete und armen Angehörigen desselben ein stets bereiter Wohlthäter war; und die hauptstädtische Presse schrieb im allgemeinen nur noch Gutes von dem „Chef" und seinen Instituten. Einen seiner Hauptgegner, den Dichter und Kritiker Titus Ulrich, wußte er dadurch unschädlich zu machen, daß er ihm einen wichtigen Posten im Theaterbüreau übertrug, den derselbe bis auf den heutigen Tag in würdiger Weise bekleidet; die andern wurden müde und sahen wohl auch ein, daß der Feind denn doch nicht nur schlechte Eigenschaften, sondern auch einige sehr gute, sehr selten zu findende besaß.

Ich sagte schon, daß der Verstorbene ein Charakter gewesen sei; aber er war noch mehr: ein Edelmann im besten Sinne des Wortes. Wer den Redensartenverkehr kennt, der den Schriftstellern gegenüber von den Theaterleitern gepflogen wird, kann nicht anders als rühmend die gerade und doch zugleich höfliche Art Hülsens anerkennen. Eine Zusage, die er gegeben hatte, wurde von ihm auch unter den schwersten Verhältnissen erfüllt; wo er seiner Macht nicht ganz gewiß war, da lehnte er lieber ab, um den Harrenden nicht zweckloserweise hinzuhalten. Ebenso hielt er es Bühnenkünstlern gegenüber — Zuverlässigkeit und Geradheit waren zwei seiner hauptsächlichsten Tugenden, und sie reichen schon allein hin, einen Mann in dieser Stellung zu zieren. Eine andre Tugend entzog sich dem Urteil der Fernerstehenden: seine unermüdliche, alles überwachende und selbständig ordnende Thätigkeit als Verwaltungsbeamter.

Alle, die ihm nahestanden und unter seiner Leitung arbeiteten, sind einig in der Bewunderung für diese Thätigkeit, welche eine außerordentliche Gewandtheit und Leistungskraft erforderte, da er fast während der Hälfte seiner Dienstjahre über fünf Theater zu wachen hatte. Aber er war nicht nur ein Charakter, ein außerordentlicher Beamter, sondern auch ein liebevoller, durchaus nicht engherziger Förderer der Schauspielkunst und der Bühnenliteratur. Er war unermüdlich im Aufsuchen von mimischen Talenten, prüfte alles, was ihm irgendwie bemerkenswert erschien, und führte einen großen Bildungsstrom in die Kreise der werdenden oder schon thätigen Bühnenkünstler durch die Gewährung des freien Eintrittes in die königlichen Theater; dieselbe Vergünstigung genossen die Schriftsteller — jedem, der sich, wenn auch in kümmerlichster Weise, als einen Jünger Melpomenes oder Thalias ausweisen konnte, wurde der freie Eintritt in das Schauspielhaus für Wochen, Monate, wohl gar für eine ganze Saison in zartester, feinfühligster Weise bewilligt; den Beamten war es offenbar vorgeschrieben, diese Almosenempfänger (zu denen ich selbst mehr als einmal gehörte) so rücksichtsvoll als möglich zu behandeln, sodaß der Empfänger die Vergünstigung fast für ein ihm zustehendes Recht halten konnte. Wer in Deutschland war und ist ihm in dieser Beziehung auch nur von ferne zu vergleichen? Soll man es ihm nicht danken? Aber er sättigte die deutschen Autoren nicht nur mit dem Steine der Freibillets, anstatt ihnen das Brot der Darstellungsgebühren zu reichen — kein Theaterleiter hat in dem Grade wie er die deutsche Theaterliteratur gepflegt, wenn er natürlich auch nicht für jede Blüte zum Gärtner werden konnte oder werden mochte. Ich übersehe eine Reihe von Theaterzetteln aus den letzten acht Jahren — was für eine Fülle von neuen Namen, abgesehen von den zahlreich vertretenen unsrer „Klassiker" und denjenigen älterer Dramatiker unsers Jahrhunderts: Auerbach, Spielhagen, Heyse, Wilbrandt, Jordan, Geibel, Redwitz, Putlitz, Schack, Lindner, Gottschall, Grosse, Bodenstedt, Dahn, Wichert, Bürger, Lindau, Eckstein, Zell, Genée, Moser, Schönthan, Gensichen, Wildenbruch, Voß, Herrig, Klapp, Wartenburg, Friedmann, Grünstein, Stahl, Hedwig Dohm, Gräfin Wickenburg, Wilhelmine von Hillern u. a. m. Wohl machte man dem Intendanten den Vorwurf, daß er die Benedixliteratur zu sehr begünstige; aber was hätte er dieser Hausmannskost vorziehen sollen? Was ihm an „poetischen" Dramen in die Hände kam, hat er, wenn es anging, zur Aufführung bringen lassen, und als er es einmal mit einem kühnern Stücke, der „Ehe von heute," von Hackenthal versuchte, da wurde dieses Stück (das von einer Dame herrühren soll und durchaus von Talent und Beobachtungsgabe zeugte) ausgepfiffen und zu Tode rezensirt; weil man in Deutschland zwar immer über die „Frauenzimmerliteratur" und den „Gartenlaubengeschmack" jammert, aber es nicht vertragen kann, wenn ein deutscher Autor etwas hervorbringt, was dem Philistertume „über den Kamm geht." Es ist eine Verleumdung, wenn man

behauptet, das Repertoire des Schauspielhauses sei schlecht gewesen; es war (zumal wenn man das ältere Repertoire mit betrachtet) das reichste in Deutschland in jeder Beziehung; das Schauspielhaus war das einzige Theater, das auch noch ältern, tüchtigen deutschen Stücken eine würdige Darstellung zu Teil werden ließ und selbst noch einem Töpfer, einem Iffland zu den glücklichsten Erfolgen verhalf. Während das Burgtheater von Übersetzungen aus dem Französischen und Spanischen überflutet wurde, während andre Bühnen sich mit den derbsten Possen und abgeschmacktesten Rührstücken zufrieden gaben, hielt Hülsen immer die Fahne der deutschen Literatur und des anständigen Geschmackes hoch; nur das Nobelste und Liebenswürdigste, was das Ausland bot, ließ er gelegentlich zu; und gewissen „deutschen" Autoren, denen selbst das Burgtheater die Arme weit öffnete, hat er die Thüren seines Hauses immer verschlossen gehalten. Ich will trotzdem dieses Repertoire nicht über Gebühr preisen; aber man zeige mir ein besseres und reichhaltigeres. Auch über die Darstellungskräfte hat man des öftern, und mit Unrecht, den Stab gebrochen. Freilich waren die Darsteller des Schauspielhauses, wenn man Döring und die Frieb-Blumauer abrechnet, keine Genies und sind es auch heute nicht; dem Schauspielhause fehlt ein Sonnenthal, ein Baumeister, ein Gabillon, ein Lewinsky, ein Meixner, eine Wolter, eine Hohenfels, vielleicht sogar eine Wessely. Aber sie fehlen ihm, weil sie überhaupt nur einmal da sind, und wer dürfte dem Intendanten des mit bescheidenen Mitteln ausgestatteten Schauspielhauses einen Vorwurf daraus machen, daß er diese Künstler nicht auch besaß? Und besaß er nicht einen Döring, einen Dessoir, einen Liedtke (den ich in seiner Glanzzeit nicht gekannt habe, von dem mir aber die alte Haizinger in den wärmsten Worten zu berichten wußte), einen Berndal, einen Krause, einen Vollmer, eine Frieb-Blumauer, eine Kirschner, eine Crelinger, eine Erhardt, eine Keßler, eine Meyer? Entwickelte sich nicht noch in letzter Zeit das Kleinod des Schauspielhauses, die köstliche Conrad, unter seiner Leitung? Welchen Sinn hatte es, wenn man kurzweg über eine solche Gesellschaft von hervorragenden und außerordentlichen Künstlern (die jetzt freilich sehr gelichtet ist) den Stab brach! Auch das Ensemble war, zumal in Schauspielen und Lustspielen, vortrefflich. Wohl entsinne ich mich einiger Aufführungen, die ich nicht überstehen konnte (Goethes „Götz" und Schillers „Wallenstein" gehören zu ihnen); aber die große Mehrzahl, auch der sogenannten „klassischen Aufführungen," war stets würdig, meist vortrefflich. Ich kenne die deutschen Theater der Gegenwart ziemlich genau, wüßte aber nicht, daß ich, einige, aber auch nur einige Aufführungen im Burgtheater ausgenommen, an irgend einer Bühne gleich gute, geschweige denn bessere Aufführungen erlebt hätte, obwohl manche dieser Bühnen mit stolzer Verachtung auf das vielgeschmähte Berliner Schauspielhaus hinuntersehen.

Man sei in allen Dingen gerecht. Herr von Hülsen und seine Kunstinstitute haben es zwar nie verdient, daß die hochstehenden Jünger der Kunst mit

Verehrung zu ihnen hätten hinaufblicken sollen — kein deutsches Theater hat sich dieser Verehrung bisher dauernd würdig gemacht. Selbst das österreichische Burgtheater Laubes wird, wenn man es nicht mit den Augen Laubes betrachtete, des Unwürdigen genug aufzuweisen gehabt haben; es war obenein vorwiegend ein deutsch-französisches Theater. Aber daß der Verstorbene in den Bahnen, die unserm Theater von jeher vorgezeichnet waren, das Würdige, das Anerkennenswerte mit sicherer Kraft und rühmlicher Stetigkeit ein halbes Menschenalter hindurch geleistet hat, darf ihm niemand bestreiten. Klingemann, der die Bühne Ifflands in rücksichtslosester Weise verurteilte, sagte doch zugleich: „Befände sich indessen dieses Theater in Leipzig, Frankfurt oder Hamburg, so würde ich ohne Zweifel seinen entschiedenen Bewunderer abgeben.“ Das ist es! Auch unter Hülsen war das Schauspielhaus unter allen Umständen die erste Schauspielbühne Deutschlands, die Sehnsucht aller Dramenschreiber und Schauspieler; aber als erste Bühne Berlins durfte man immerhin Ansprüche an sie stellen, die nicht immer und in gewisser Beziehung niemals erfüllt wurden und wohl auch nicht erfüllt werden konnten.

Man hat Hülsen zuweilen einen Feind des Genies genannt — er mag diese Abneigung gegen das Außerordentliche mit vielen andern wackern Männern geteilt haben; aber es ist auch nicht immer angenehm, mit „Genies“ zu thun zu haben, und vieles, namentlich in seinem Verhältnis zu Richard Wagner, wäre vielleicht anders gewesen, wenn auch die Genies ihrem Vorrecht, taktlos zu sein, zuweilen entsagt hätten. Was aber sonst sich „Genie“ dünkte und die Nichtbeachtung vonseiten des Intendanten mit wütendem Haß erwiederte, verdiente wohl für gewöhnlich kaum den Ehrennamen des Talents. Verkannte Dichter sind bekanntlich fürchterlich und eine Plage für jedermann.

Herr von Hülsen ist von seinem Führerposten geschieden — das Institut aber (über das Opernhaus zu urteilen steht mir nicht zu, auch habe ich es seit Jahren nicht mehr betreten) lebt und muß ohne ihn weiter leben. Was wird seine Zukunft sein? Wo es sich um eine so wichtige Stellung handelt, da dürfen wohl Betrachtungen auch der nicht unmittelbar Beteiligten laut werden. Herr von Bronsart, der bisherige Intendant des Hoftheaters in Hannover, wird als Nachfolger des Verstorbenen genannt. Das Theater in Hannover ist zufällig eines der wenigen Theater, die ich garnicht kenne; indessen gilt es für ein gutes Theater, und sein Intendant für einen geschmackvollen, umsichtigen Mann. Ob er die geeignete Persönlichkeit für das schwierige Amt in Berlin ist, müßte sich erst erweisen; nur erwarte man auch von dem Besten nicht mehr, als ein Beamter eines königlichen Hauses leisten darf. Wenn der Nachfolger zunächst das Vorhandne zu erhalten und vielleicht einige bestehende oder noch zu reißende Lücken mit Glück auszufüllen weiß, so wird man ihm das schon als ein Verdienst anrechnen müssen, wenn es ihm gelingt, das Repertoire von Stücken wie „Roderich Heller“ rein zu halten und dafür gelegentlich ein ernstes

Drama, das auch dem denkenden und weltkundigen Manne des Anschauens würdig erscheint, von unbekannten oder wenig bekannten Schriftstellern in die Lücken zu stellen, so soll es ihm von allen Parteien gedankt werden; wenn er es gar dahin brächte, dem in Jamben dahintrabenden Dilettantentum ein- für allemal die Thür zu weisen, so wäre das eine That, welche des Nachruhms würdig wäre.

Ich hoffe, wie gesagt, nicht zu viel auch von dem besten Nachfolger Hülsens, weil er Rücksichten nehmen muß, welche der Tod sind für alle wahren Interessen der Kunst. Nur hüte man sich vor Leuten, welche der Literatur in Selbstgefälligkeit nahe stehen. Der geeignetste Mann für eine solche Stellung ist immer der verständnisvolle, unparteiische Nichtdramatiker, wenn das Ideal, ein uneigennütziger, nur die Kunst liebender Künstler (Dramatiker), nicht zu finden ist. Laube ließ neben sich nur wenige Zeitgenossen zur Geltung kommen, und doch war er in dieser Beziehung noch großherziger als alle andern Schriftsteller-Direktoren; Dingelstedt verachtete die Zeitgenossen geradezu und ließ das Repertoire veröden; Wilbrandt duldet neben sich nur Leute wie Blumenthal, Nötel und Caro; Herr von Wildenbruch, von dessen Berufung auch zuweilen gesprochen wird, würde natürlich nur die „Karolinger," den „Harold" und die andern Meisterwerke seiner Feder für mustergiltig halten und so gut wie alles abweisen, was ihm im Wege wäre. Man hüte sich vor Geistern dieser Art oder verwende sie so, daß sie nur das Gute in ihrem Wollen bethätigen können.

Das königliche Schauspielhaus in Berlin ist ein wichtiger Faktor für die mittlere Bühnenkunst und für das gesellschaftliche Leben der Hauptstadt. Sein Wohl erhalten und gefördert zu sehen, muß jedem am Herzen liegen, der es mit der Bühnenkunst und der Pflege des guten Geschmackes ernst und ehrlich meint. Möge die Wahl, vor die das Institut gestellt ist, allen Teilen zum Segen gereichen!

Berlin. Eugen Reichel.





Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.



In dem Flur wurden sie vom Schulzen und vom Schullehrer empfangen, beide waren im Festtagsrocke und trugen eine Blume im Knopfloche. Der Schulze führte sie unter eifrigen Versicherungen der großen Ehre, die die gnädige Frau Hofmarschallin durch ihre Anwesenheit dem bescheidenen Feste erweise, die schmale Treppe hinauf, wo ein Geruch von Bier und Branntwein sich lieblich mit Tabaksqualm vermischte.

Der Kantor geleitete seinerseits die jungen Herrschaften in den Tanzsaal, dessen Mittelsäule, ebenso wie Thüren und Fenster, aufs schönste mit Grün und Blumen geschmückt waren.

Rings an den Wänden hatten auf Stühlen und Bänken die Frauen und Männer Platz genommen; dort zeigten sich die landesüblichen hohen Hauben von zweihandbreitem schweren, schwarzen Seidenbande, die in gewaltigen Schleifen den Kopf umgaben, unter einem gold- und perlengestickten Deckel, aber in zahlreichen Enden von verschiedner Länge bis zum Gürtel herabreichten. Die Weiber trugen meist dunkle Tuchröcke und Jacken, zur Erhöhung des Putzes eine breite Schürze. Die jungen Mädchen, die lachend und schwatzend umherstanden, hatten das glattgescheitelte Haar in vielen Zöpfen um einen silbernen Pfeil gelegt; die reichgefältelten Röcke von schwarzem Wollstoffe waren mit einem Streifen von buntem Kattun besetzt, dazu trugen sie Jacken von blauem Tuche; um den Hals hatten sie mehrfache Ketten von schwerem Silber, die jede Bauerntochter in Siebenhofen zur Einsegnung erhielt, je nach Vermögen kostbarer oder geringer.

Die Tracht der Männer und Bursche hatte wenig eigentümliches, die hohen Westen von Hausgespinnst abgerechnet, die sie unter den langen Röcken trugen und die sich in voller Schönheit zeigten, wenn in der Hitze des Tanzsaales die jungen Bursche sich der Oberröcke entledigten und nun in der blendenden Weiße der groben Hemdsärmel glänzten.

Heute aber mußten die Burschen und die muntern Mädchen ihre Tanzlust zügeln und dem jüngern Nachwuchse das Feld überlassen. Dieser stand auch bereits, ein Pärchen hinter dem andern, in langem Zuge aufmarschirt an der Hinterwand des Saales, die Gesichter rot vor Freude im Bewußtsein der eignen Wichtigkeit.

Therese ließ sich neben der Schulzin nieder und hörte nicht ohne Vergnügen deren bewundernde Worte über die „herzigen jungen Herrschaften“ an. Herr Taub, der Schullehrer, führte besagte junge Herrschaften an die Spitze des Zuges und ersuchte die zwei ersten Herren, den Neuangekommenen ihre Tänzerinnen abzutreten und dafür Julie und Mathilde Riffelshausen in Empfang zu nehmen.

So führte nun Anton den Zug an, respektvoll die Fingerspitzen des verlegnen Mädchens fassend, das, nicht so unbefangen wie ihr Kavalier, sich der Beobachtung aller Anwesenden bewußt war. Es folgten Valerian und Franziska Wild, genannt Fränze, ein hübsches Mädchen, das Verlegenheit wenig kannte und jetzt ebenfalls mit bewundernden Blicken nach Antons Uniform mit den blanken Knöpfen sah. Valerian bemerkte dies mit Ärger, und ohne lange über Ursache und Wirkung nachzudenken, sagte er seiner Tänzerin ins Ohr: Die Mande Schwarz sieht nicht halb so hübsch aus wie du, wenn du's wissen willst.

Hocherrötend wandte sie sich ihm zu. So angenehme Dinge wußte Anton freilich nicht zu sagen.

Mathilde indessen, die im weißen Kleidchen und den Blumenkranz in den braunen Locken wie ein Blumenelfchen aus dem Bilde aussah, bemerkte trotz dieser Elfenhaftigkeit ihrem Tänzer ängstlich, er möge sich bei dem großen Riß in der Diele vorsehen, daß sie nicht zu Falle kämen. Julie aber beriet mit ihrem Freunde Heinrich, ob dessen Bruder „Hucho,“ der zu Michaeli den Schulbesuch beginnen sollte, um dies wichtige Ereignis gebührend zu begehen, eine neue Jacke erhalten werde.

Da schlug der Schullehrer, der wie ein Zirkusführer achtsam in der Mitte des Saales stand, in die Hände, und sofort setzten sich die ersten acht Paare in Bewegung. Sie tanzten sonder Bedenken über alle Hindernisse hinweg, einige male herum und stellten sich dann bescheidentlich an das untere Ende des Zuges, worauf der Schullehrer wieder in die Hände schlug und andre acht Paare herumtanzten.

Nach und nach riß freilich in die schöne Reihenfolge etwas Unordnung ein. Hier stießen ein paar rechts herumkommende auf ein kühn sich von links

her bewegendes Pärchen; dort fingen ihrer ein Dutzend auf einmal zu tanzen an; und dazwischen stolperte ein ungeschickter Springer über die Füße seiner Schönen, sodaß beide auf der Diele herumkugelten.

Als Therese bemerkte, daß ihre Mädchen unter den verschiednen Gästen des Saales sich ganz heimisch fühlten, that sie Herrn Tobias Schwarz in Bier Bescheid, das er ihr eifrig herbeigetragen hatte, und erkundigte sich nach den Familienangelegenheiten ihrer Bekannten. Auch mit der jungen Hegeln sprach sie einige Worte; diese aber antwortete mürrisch und sagte gleich darauf ziemlich laut zu Frau Günther: Euer Baron schickt seine Frau auf das Fest; er selbst hütet sich aber, in die Schenke zu treten. Da ist unser Graf anders, der kommt auf ein Stündchen oder zwei zu jedem Tanz, tritt in die Reihe und tanzt mit den Burschen um die Wette.

Na ich dächte auch noch! erwiederte die Günthern geärgert, mein Karl sagt immer: Die Moosdorfer haben auch gar keine Bosheit im Leibe; wir wollten dem Baron schon heimleuchten, wenn er sich einfallen ließe, jedes Haus für sein eignes zu halten.

Die Umstehenden lachten und warfen sich schlaue Blicke zu. Sie ergingen sich auch in allerhand Witzen und Anspielungen, welche die Hegeln schlagfertig und scharf parirte.

Die dicke Schulzin bemerkte leise zu der Frau Lehrer Taub: Die Hegeln, das hochnäsige Weib, sollte das Maul halten! und die „Frau Lehrer" stimmte ihr bei; denn sie war schon lange ergrimmt darüber, daß die Frau des Kleinbauern eine weit schönere Schürze trug als sie.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Hitze in dem niedrigen Raume nahm zu, und die Fiedler ließen manchen phantastischen Ton mit einfließen, der Therese durch den Kopf schnitt. Das Gespräch um sie her tönte mehr und mehr wie das Summen eines Bienenschwarms an ihr Ohr, und nur mit Anstrengung gelang es ihr, die Gedanken soweit zu ordnen, daß sie noch dann und wann ein Wort an ihre Umgebung richtete. Die Gestalten, die sich am andern Ende des Saales bewegten, erschienen ihr wie Geister, deren undeutliche Umrisse durch die auf und nieder schwankenden Rauchwolken in unsichere Nebel gehüllt waren. Vor ihren fieberheißen Augen drehte sich der Fußboden im Kreise, und zwischen dem Drehen, Schwirren und Summen mußte sie einem feinen, langgezogenen Ton lauschen, erst klang es in Pausen abbrechend und unbestimmt, dann immer deutlicher aus dem Chaos hervor: Therese! Therese! Sie begann zu empfinden, daß das Bewußtsein schwinden wollte, und sagte sich immer wieder mit Anstrengung vor, daß sie sich in der Siebenhofer Schenke befinde.

Da kam der Schulze und rief noch einmal ihre Lebensgeister zurück.

Frau Hofmarschalln, sagte er, und sein rotes Gesicht erglühte durch die Freuden des Festes in besonders lebhaftem Farbenspiel, die jungen Herrschaften sind mit den Kindern hinunter gelaufen, um die Bratwürste zu essen, die den Beschluß der Festivität bilden. Darum möchten die Burschen noch einmal ihre Mädchen herumschwenken, wenn die gnädige Frau Hofmarschalln nichts dawider haben.

Und gnädige Frau, nahm der Kantor das Wort, erzeigen uns vielleicht die Ehre, zum Beginn ein Tänzchen mitzumachen. Mit freudigem Schmunzeln führte man ihr Herrn Tobias Schwarz zu, ein bereits ergrautes Mitglied des Ortsvorstandes und einen sehr würdigen Mann.

Sie erklärte sich durch ein schwaches Kopfnicken bereit und tanzte mit dem bedächtigen Alten einmal im Saale herum. Einmal nur, dann führte er sie behutsam nach ihrem Platze zurück.

Soll ich Sie denn etwa lieber nach Hause bringen, gnädige Frau? fragte er; es scheint mir nicht ganz richtig mit Ihnen zu sein! Du lieber Gott! wie verblaßt!

Sie war kraftlos auf den Stuhl gesunken, unfähig, sich länger aufrecht zu halten, und bereits schickte Tobias Schwarz sich an, seinen Worten die That folgen zu lassen, als er durch den Hofmarschall daran verhindert wurde, der mit großen Schritten den Saal durchmessend plötzlich vor ihnen erschien.

Hier bist du noch, Therese? nun — danke Ihnen, Herr Schwarz, danke Ihnen.

Ohne zu bemerken, daß das Mitglied des Ortsvorstandes ging, um Theresens Tuch zu holen, faßte der Hofmarschall ihren Arm und führte sie die Treppe hinab. Er hatte so viel, was ihm im Kopfe herumging, daß er kaum den Temperaturunterschied bemerkte zwischen dem erstickend heißen Schenklokal und der kühlen Nachtluft draußen.

Der Mond schien bereits über Platz und Dorfstraße; vor der Schenke standen Gruppen eifrig redender Männer; der Hofmarschall aber und seine Frau gingen, ohne auf Weg oder Umgebung zu achten, gewohnheitsmäßig an der Parkmauer entlang.

Dem gepreßten Schweigen machte Bohemund durch einen tiefen Seufzer ein Ende. Dann sagte er: Es ist falsch, Therese, alles falsch!

Falsch? Sie schauderte. Was ist falsch?

Friedrichs Berechnungen. Sie sind absolut nicht zu brauchen, und wir müssen die ganze Arbeit von neuem anfangen. Als ob ich der Sorgen nicht genug hätte!

Der Hofmarschall öffnete die Gartenpforte, vor welcher sie jetzt angelangt waren. Hier erreichte sie Tobias Schwarz, der mit Theresens Tuch unter starkem Schnaufen hinter dem Paar hergelaufen war.

Um Gottes Willen, dieses leichte Kleid? rief jetzt der Freiherr, welcher Leichtsinn, Frau!

Aber die Frau hatte nicht mehr Kraft, diesen Leichtsinn zu bereuen; hätte er sie nicht gehalten, sie wäre neben ihm zu Boden gesunken.

Therese! rief er entsetzt, Therese, was fehlt dir? Heinrich! Crispine!

Die werden wohl noch nicht zurück sein, bemerkte Tobias Schwarz, aber ich will schon jemand herrufen, Herr Hofmarschall! Ich hab mir's bald gedacht, daß es mit der gnädigen Frau nicht recht wäre.

Riffelshausen hob seine schlanke und leichte Frau auf den Arm, während Tobias Schwarz mit besorgter Miene das Tuch um sie legte.

Danke Ihnen, Herr Schwarz, danke Ihnen! sagte der Hofmarschall mit gebrochener Stimme; die Gemütsbewegung überwältigte ihn fast. Er war es nicht gewohnt, sich um seine Frau zu ängstigen. Er war nicht imstande, dem alten Bauer auf dessen Anerbieten zu antworten; ohne zu zögern, wandte er sich mit seiner Last nach dem schmalen Fußwege, der unter alten Bäumen hin dem Hause zuführte. Therese versuchte unruhig, sich von ihm loszumachen. Die Schatten der alten Bäume erschreckten sie, sie war im Fieber, und ihre Lippen bewegten sich wie zur Rede, ohne daß ein Ton daraus hervordrang. Sei ruhig, sei ruhig, Therese! bat er angstvoll, und beugte den Kopf tiefer, um ihre Worte zu verstehen. Sie war ganz ohne Bewußtsein; sicherlich konnte er diesen Worten keine Bedeutung beilegen, und doch stand er plötzlich still, als hätte er auf eine Schlange getreten.

Vor ihm lag die schmale Brücke, von den Zweigen der Bäume fast ganz überschattet, und darunter rann in undurchsichtigem Schwarz der Fluß, mit leisem Murmeln gegen die morschen Stützen des Steges drängend. Ein Mondstrahl glitt an dem Geländer herab und zitterte auf dem Wasser. Riffelshausen sah hinunter und dann auf seine Frau. Er fand die dunkle Tiefe unwiderstehlich anziehend.

Es war die Schwäche eines Augenblicks, doch wie dieser Augenblick ging, so ging auch sie. Er überschritt die Brücke festen Fußes und sah nach den Lichtern, die vom Hause her durch die Büsche schimmerten.

In der Küche des Herrenhauses waren Fräulein Cäcilie und Minna, die Köchin, noch in voller Thätigkeit. Die Küchenlampe brannte auf dem Herde neben dem Kessel, wo eine Batterie großer und kleiner Gläser aufgepflanzt war, ihres lieblich duftenden Inhalts harrend. Cäcilie versah die den Gläsern zugedachten Etiketten auf der Rückseite mit Gummi und sang dazu mit schallender Stimme ein wehmütiges Volkslied.

Sie wurde durch den Eintritt des Hofmarschalls aufgeschreckt, dessen verändertes Aussehen ihr trotz der schwachen Beleuchtung auffiel.

Um Himmels Willen, Bohemund! rief sie, was ist dir geschehen.

Therese ist krank, sagte er kurz.

Krank? Therese?

Ja. Sie liegt in — in — Er lehnte sich an die Wand und bedeckte mit der Hand die Augen.

Die Frauen warfen sich erschreckte Blicke zu. Sie hatten noch nicht recht begriffen, um was es sich eigentlich handle. Indessen wiederholte der Hofmarschall in erregtem Tone: Sie ist krank, sage ich euch!

So sage doch nur lieber, wo du sie gelassen hast, Bohemund! rief Cäcilie. Diese Begebenheit! Es wird doch nicht gleich ans Sterben gehen! Aber die Männer verlieren eben immer den Kopf, wenns am nötigsten ist, ihn oben zu behalten!

Ohne zu widersprechen, meldete Bohemund, daß seine Frau sich in Georgs Zimmer befinde. Ich werde nach Rummelshausen fahren und Petri holen.

Die Schwester war bereits aus der Küche verschwunden.

Bleiben Sie hier, Herr Hofmarschall, rief Minna, Sie sind ja eben erst in Erfurt gewesen und haben noch nicht einmal zu Abend gegessen. Der Heinrich kann ja nach Rummelshausen fahren oder eins aus dem Dorfe.

Der Heinrich tanzt in der Schenke, sagte Riffelshausen matt und setzte sich auf einen Küchenschemel.

Die Minna schüttelte besorgt den Kopf, lief dann aber eiligst dem Fräulein nach. (Fortsetzung folgt.)



Literatur.

L'histoire monétaire de notre temps. Par Ottomar Haupt. Paris, Truchy, 1886.

Haupt ist einer der hervorragendsten Anhänger einer in der ganzen zivilisirten Welt einzuführenden Doppelwährung und hat seine Ansichten in einer Reihe von französischen, deutschen und englischen Schriften niedergelegt. Die oben genannte große Schrift (432 S.) eignet sich vorzüglich dazu, von seiner Auffassung der Währungsfrage ein vollständiges, durch möglichst sichere und umfassende Statistik begründetes Bild zu bekommen. Man kann dieses Werk daher für den Bimetallismus wohl als maßgebend betrachten, und wenn überhaupt der Streit zwischen den Vertretern der Goldwährung und denen der allgemeinen Doppelwährung etwas an Erregtheit verloren hat, so weiß namentlich Haupt gegenwärtig sehr wohl in seinen Ausführungen Maß zu halten.

Wir heben nur einiges wenige hervor, wodurch seine Meinungen sich von manchen ähnlichen unterscheiden. 1. Wie sehr er auch eine Doppelwährung herbeisehnt, er hält es doch für unumgänglich notwendig, daß England sich mit in dem Doppelwährungsbunde befinde. Also nichts ohne England. Er schildert eingehend die Manipulationen, die im entgegengesetzten Falle alle Bestrebungen der Doppelwährung lahm legen würden. 2. Er hält es nicht für angebracht, bei der Annahme des künftigen festen Tauschverhältnisses zwischen Gold und Silber auf das frühere Verhältnis von $1:15\frac{1}{2}$ zurückzugehen, das schon vor zwanzig Jahren nicht

mehr richtig war; er will ein Verhältnis ansetzen, das sich dem gegenwärtig geltenden von 1 : 20 mehr annähert. 3. Er leugnet, daß man heutzutage in der Währungsfrage von einem Mangel an Gold sprechen dürfe, und zeigt dies an verschiednen Stellen, namentlich an der Leichtigkeit, mit der sich Italien noch neulich in den Besitz von 398 Millionen Franks in Gold gesetzt hat, ohne Störungen des Marktes hervorzubringen. Dabei ist es interessant, daß zu dieser Goldsendung Deutschland fast genau so viel beigesteuert hat wie Frankreich und Amerika (65 Millionen Franks) und mehr als England. 4. Haupt meint, daß die starke Herabsetzung fast aller Waarenpreise nicht von der Behandlung des Silbers hervorgerufen sei. Er schätzt die Menge der Kourantsilbermünzen, mit denen man jede Zahlung leisten kann, auf 6 Milliarden Franks und 600 Millionen. Da ist eine Verlegenheit im Suchen nach meisten Zahlungsmitteln nicht denkbar. 5. Interessant ist ferner eine spezielle Berechnung der indischen Produktionsverhältnisse; auf Grund dieser Berechnungen führt Haupt den deutschen Bimetallisten zu Gemüte, daß es unrichtig sei, zu glauben, die Doppelwährung (zu 1 : 15½) würde für die deutsche Landwirtschaft ein Schutz gegen die Ueberschwemmung mit indischem Weizen sein. Also ganz wie unser Finanzminister von Scholz seinerzeit ausgeführt hat. Wenn das von einem Goldwährungsmanne gesagt wird, so wird es nicht leicht beachtet; möglich, daß es mehr Gewicht hat, wenn ein anerkannter Doppelwährungsmann in schwerer, wissenschaftlicher Rüstung die Sache beweist.

Humanitätsstudien. Von Thomas Sinclair, M. A. Aus dem Englischen übersetzt von Hans Schiffert-Müller. Straßburg, Trübner, 1886.

Wie der Ueberſetzer richtig bemerkt, ist Th. Sinclair, ein hervorragender Mitarbeiter der toryistischen Zeitung The Standard, der deutschen Lesewelt kaum bekannt, keinesfalls nach Verdienst bekannt. Allerdings stellt er selbst an den englischen, geschweige den ausländischen Leser schwere Anforderungen. In ungewöhnlichem Grade gelehrt und belesen, setzt er gern eine Bekanntschaft mit seiner nationalen sowie der klassischen und der humanistischen Literatur voraus, die außerhalb Englands nicht so häufig zu finden ist, und außerdem giebt er häufig nur Anfangs- und Schlußpunkte einer Gedankenreihe, die Ergänzung derselben dem Leser anheimstellend. Diese Schwierigkeiten sind in der Ueberſetzung nicht immer in wünschenswerter Weise beseitigt, ja wohl mitunter noch erhöht durch das Bemühen, die Eigentümlichkeiten des Stils beizubehalten. Nichtsdestoweniger verdient H. Schiffert-Müller unsern Dank für die mühevolle Arbeit, da die Anstrengung, welche die Lektüre des kleinen Buches dann und wann verursacht, belohnt wird. Es enthält drei Abschnitte aus einem erst in diesem Jahre erschienenen Werke Humanities, und zwar eine Untersuchung über des Messala Corvinus Traktat über die Genealogie des Octavius Augustus (der Autor ist geneigt, die Schrift für echt zu halten, hebt indessen deren Bedeutung auch für den Fall hervor, daß sie einen italienischen Gelehrten um das Jahr 1500 zum Verfasser haben sollte), ferner eine Abhandlung „Humanismus" und endlich Reisebriefe, aus Frankreich, Italien und Deutschland an eine Dame gerichtet, welche auf dem Widmungsblatte nur als „die begeisterndste der Briefschreiberinnen" bezeichnet ist. Das bedeutendste Stück ist das mittlere. Sinclair bekämpft hier mit rücksichtsloser Energie dasjenige, was er den Hebraismus nennt. Und ob man nun seinen Ansichten von der Höhe der römischen Zivilisation unter den Kaisern und dem Unheil der Zerstörung derselben durch die Juden-Christen einerseits und die nordischen Barbaren anderseits durchweg beistimmen möge oder nicht: unter allen Umständen sind die Ausführungen eines gänzlich selbständigen Denkers sehr

beachtenswert. Vornehmlich ist der Aufsatz denjenigen Deutschen zu empfehlen, welche glauben oder sich zu glauben anstellen, daß der Kampf gegen den jüdischen Geist nur in Mittel- und Osteuropa entbrannt sei daß und insbesondre das „freie England“ diesen Rückfall in „konfessionelle und nationale Intoleranz“ nicht kenne. „Die nazarenische Anschauungsweise in ihrer ursprünglichen Reinheit stand auf der höchsten Höhe mit dem besten griechischen Humanismus; Paulus jedoch, der nach den Glaubenssatzungen der striktesten Sekte hebräischer Zivilisation erzogen war, formte sie in eine logische Härte um, welche seitdem unter Hervorbringung einiger der inhumansten Akte die Geschichte befleckt hat. Es war das eigentliche Herzblut hebräischen Gefühls, intolerant gegen andre Nationen und Ansichten zu sein, und der sogenannte Apostel der Heiden konnte sich nicht über seine Rasse erheben. . . . Mag immer der Fanatismus der semitischen Rasse die asiatischen Völker zu ihrem eignen religiösen Trost in Ekstase setzen, aber möge man sie energisch hinter die germanischen und die europäischen Grenzen im allgemeinen zurückverweisen. . . . Gleichviel ob Heine, Marx oder Sarah Bernhardt, der neue europäische Humanismus will nicht von irgendeinem der Sklaven Aegyptens oder der Wilden Arabiens geleitet werden.“ In diesen Stellen sehen wir den Standpunkt des Verfassers angedeutet. Die Reisebemerkungen sind zum Teil etwas flüchtiger Natur und lassen nie den Engländer vergessen, erfreuen aber fast ebenso oft durch Scharfsinn und Originalität. „Besser ist es, gar keine Kunst zu haben, als eine französische,“ sagt Sinclair seinen Landsleuten — andre dürfen sich das auch gesagt sein lassen!

Das Menschen-Ideal und seine Erfüllung. Von Otto Spielberg. Zürich, Verlagsmagazin, 1886.

Auf 119 weitläufig gedruckten Seiten wird hier das Menschen-Ideal geschildert, welches in der Zertrümmerung von Staat, Schule, Kirche, Beamtentum, Militär und jeglichem Luxus besteht, woran sich noch die Verteilung der Güter der Reichen an die Armen anschließt, sodaß nichts übrig bleibt als lauter ausgezeichnet gute Menschen, die ihren Acker bauen, aber jeder nur genau soviel, wie er für sich und seine Familie bedarf. Jeder Großgrundbesitzer würde ein Räuber am Wohle der geliebten Nebenmenschen sein. Wahrhaft erheiternd wirkt die naive Behauptung, daß nach Aufhebung aller Nationalitäten und Landesgrenzen auf der Landkarte nur noch die Striche zu finden sein würden, welche die Eisenbahnen und Telegraphen bedeuten, auf denen dann der Chinese nach Schottland und der Araber nach Hinterpommern fährt. Hätte diese gott- und vaterlandslose Salbaderei nicht ein so feierliches Gewand angelegt, dessen Farben und Schattirungen aus dem biblischen Stile entlehnt sind — ein Kunstgriff, der auf viele Gemüter von Halbgebildeten immer bestechend einwirkt — so würde das ganze Machwerk am besten totgeschwiegen werden. So aber muß man wenigstens versuchen, es genügend zu kennzeichnen.

Druckfehlerberichtigung. Im vorigen Hefte sind infolge eines Mißverständnisses der Druckerei in dem Aufsatze: Der Entwicklungsgang des englischen Parlaments in einer größern Anzahl von Exemplaren einige störende Druckfehler stehen geblieben. S. 15 soll es statt Francigerae heißen: Francigenae, S. 17 ist statt impensum zu lesen impensuri, S. 20 milites seu alii statt milites rem alii und malitiose statt malitiore.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Land und Leute in Bulgarien.

1. Das Land und seine Hilfsquellen.


Der Name Bulgarien kann verschiedene Begriffe bezeichnen: das von den Unterzeichnern des Berliner Friedens abgegrenzte Fürstentum im Norden des Balkans, dasselbe in seiner von den Mächten noch nicht endgiltig anerkannten Vereinigung mit Ostrumelien, endlich das gesamte Gebiet, in welchem die Bevölkerung in ihrer Mehrzahl bulgarischen Stammes ist, den großbulgarischen Traum also, der auch Macedonien einschließt und im Frieden von San Stefano in die Wirklichkeit treten wollte. Derselbe ist nicht ohne alle Berechtigung; denn die ethnographische Grenze zwischen den Bulgaren und den Albanesen zieht sich von Egri Palanka über Üsküb bis zum Schar Dag, wendet sich dann südlich über Ochrida nach Kastoria, biegt hierauf östlich über Salonik nach Seres ab und erreicht bei Kawala das Ägeische Meer, welches sie erst an der Mündung der Maritza verläßt, von wo sie auf Midia am Schwarzen Meere hinstrebt. Indes wohnen innerhalb dieser Umgrenzung zwar sehr viele Bulgaren, aber zwischen diesen auch zahlreiche Griechen, Türken und Albanesen, sowie wlachische und serbische Elemente, und anderseits begegnet man auf der Halbinsel von Konstantinopel, in der Dobrutscha, in Serbien und Bessarabien nicht wenigen bulgarischen Niederlassungen. Nach ethnographischen Rücksichten läßt sich also der Begriff nicht bestimmen, und aus politischen Gründen werden wir auch nach menschlicher Voraussicht nicht leicht erleben, daß sich der Versuch, ihn thatsächlich so zu bestimmen, also ein Großbulgarien zu schaffen, wiederholt. Selbst der Fortbestand der durch eine Revolution bewirkten Verschmelzung der türkischen Provinz Ostrumelien mit dem Fürstentume Bulgarien ist vor der Hand zweifelhaft geworden, indes wird sich

die Union nicht leicht ganz ungeschehen machen lassen, und so betrachten wir im folgenden Bulgarien in diesem Sinne.

Wir haben dann das Land vor uns, welches sich zwischen 44° 13′ und 41° 36′ nördlicher Breite und zwischen 39° 52′ und 46° 9′ östlicher Länge ausbreitet und im Norden von Rumänien, im Osten vom Schwarzen Meere, im Süden von der Türkei und im Westen von Serbien begrenzt wird. Es umfaßt einen Flächenraum von 99872 Quadratkilometern, ist also erheblich größer als Baiern und Würtemberg zusammen, und hat nach der Zählung von 1881 eine Bevölkerung von 2823865 Seelen, mit der es zwischen der des Königreichs Sachsen und derjenigen der Schweiz ungefähr die Mitte hält. Durch das Land streicht die Kette des Balkan hin, der im Volksmunde „Stara Planina“ (das alte Gebirge) heißt, und trennt es in eine Nord- und eine Südhälfte, doch fällt die politische Grenze zwischen den letzteren, zwischen dem Fürstentume Bulgarien und der autonomen Provinz Ostrumelien, nicht durchweg mit dem Kamme des Balkans zusammen, vielmehr biegt sie bei Zlatika plötzlich in südlicher Richtung von ihm ab und erreicht dann im Süden von Samokow das Rhodopegebirge, sodaß die Provinz Sofia noch zum Fürstentume gehört. Der Balkan giebt dem ganzen Gebiete seine Physiognomie, etwa wie die Apenninenkette Italien charakterisirt. Seine Länge beträgt, wenn wir ihm von der serbischen Grenze bis an den Pontus folgen, ungefähr 500 Kilometer. Er zerfällt in verschiedne Abteilungen, die ihre eignen Namen führen, und bildet im Osten sowie im Westen einen doppelten Bergzug. Über seine Höhen führen mehr als dreißig Pässe, unter denen (wir zählen von Westen nach Osten gehend auf) die von Sweti Nikola, von Ginzi, von Isker, von Baba Konak, von Rosalita, von Schipka, von Hainköj, von Kasan und von Demir Kapu die wichtigsten sind. Nirgends erreichen seine Gipfel die Höhe des ewigen Schnees, denn selbst sein höchster, der Mara Gedük, erhebt sich nur 2330 Meter über die Meeresfläche. Die Landschaften, die er bildet, weichen in ihrem Charakter sehr von einander ab. Einige erinnern mit ihren dichten Wäldern von Eichen, Buchen, Linden und andern Laubbäumen an die Pyrenäen, andre sind nackte, zerklüftete Felswüsten, wie man sie in Montenegro und Albanien antrifft. Am Südabhange herrschen milde Lüfte und lange Sommer, sodaß hier Obstgärten und Rebenpflanzungen gedeihen und eine großartige Rosenzucht getrieben wird; auf der nördlichen Abdachung dagegen ist das Wetter meist rauh, und der Winter tritt ziemlich früh ein. Diese fällt an den meisten Stellen auch steiler ab als jene; oft ziehen sich die Vorberge bis dicht an die Donau hin, und selbst wo sie in Ebnen übergehen, ist das Ufer beträchtlich höher als das vollständig flache drüben in Rumänien. Die vom Balkan herabkommenden, der Donau zuströmenden Flüsse und Bäche bilden, tief in die Hochfläche einschneidend, weite Thäler, die von diesen im Sommer großenteils seichten und oft halbversiegten Wasserläufen im Frühling, wenn droben der Schnee des Winters

schmilzt, gewöhnlich überschwemmt werden. Dann kleidet sich das Land hier in frisches Grün. Aber der Sommer versengt Gras und Laub, und erst die Regengüsse des Herbstes lassen eine neue Vegetation sich entwickeln, die sich dann bis zum ersten Froste erhält. Der Balkan trennt, wenn wir ihn vom Standpunkte des Geognosten betrachten, die Tertiärbildungen des Beckens der untern Donau und desjenigen der Maritza von einander. Er besteht vom Gebiete des Isker ostwärts aus einer Zone, wo Übergangsgebirgsschiefer und Kalke vorherrschen; südlich von dieser treten krystallinische Schiefer mit einzelnen Stöcken von Gneis und Granit und östlich von Sliven auch Porphyre auf. Im Nordwesten lagert über dem Übergangsgebirge roter Sandstein und über diesem wieder jurassischer Kalk, während im Nordosten die mit einer hohen Lößschicht bedeckte Kreide erscheint, aber nicht so ausschließlich, als man früher meinte; denn Kanitz fand hier fast in allen Flußgebieten auch krystallinische Gesteine und eruptive Bildungen, Granit, Porphyr, Diorit, Gneiß und Mergelschiefer. Wichtig ist, daß dieser Teil des Gebirges durch ausgedehnte Steinkohlenlager sich auszeichnet. Zwischen Burgas und der Grenze Südbulgariens streckt sich der nördliche Ausläufer der Strandscha Planina hin, ein wildes, waldreiches Bergland mit Höhlen und Klüften, die nach der Behauptung des Volkes mit dem Meere in Verbindung stehen. Noch wilder ist das oft genannte, aber noch wenig erforschte Rhodopegebirge, das, von den Türken Despoto-Dag genannt, an der Südgrenze liegt und dessen höchster Gipfel 2700 Meter hoch sein soll. Die Verbindung zwischen diesem Berglande und dem Balkan wird durch eine niedrigere Kette gebildet, die im Westen Srednja Gora, im Osten Karadscha Dag heißt.

Trotz der vielen Gebirge, welche sich über das Land ausbreiten, herrscht doch im ganzen die Ebene vor, namentlich dann, wenn wir die Hochplateaus zwischen Balkan und Donau zu ihr rechnen. Vorzüglich im südlichen Bulgarien finden sich sehr ausgedehnte Ebenen, zunächst die zwischen Wjetrena und Tschirpan, die wahrscheinlich der Boden eines Sees der Urzeit ist, dann das langgestreckte Tulowsko Polje bei Kasanlik, ferner westlich von hier das Karlowsko Polje, sodann das Hochland zwischen Jeni Zagra und Eski Zagra, endlich die fast unabsehbare Ebene, in welcher Sofia, und die, in welcher Sliwen liegt.

An bedeutenden Flüssen ist Bulgarien, wenn wir von der Donau, dem Grenzstrome, absehen, so arm wie alle Länder der Balkanhalbinsel. Aus dem Balkan strömen der Donau der Timok, welcher die Grenze gegen Serbien bildet, der Lom, der bei Lompalanka mündet, die Sibriza, der Ogost, der Isker, der Wid, die Osma, die Jantra und ein zweiter Lom zu, welcher sich bei Rustschuk in die Donau ergießt. In das Schwarze Meer fließen die Kamdschija und die Mandra, in das Ägeische die Maritza mit ihren Nebenflüssen Tundscha und Arda, sowie die Struma. Schiffbar ist von allen diesen Gewässern nur die Donau. Doch würden die Maritza und der Isker sich in ihrem untern Laufe wohl so vertiefen lassen, daß sie im Frühjahr und Herbst von flachgehenden

Dampfbooten befahren werden könnten. An Landseen sind folgende der Erwähnung wert: der Dewna Jesero bei Varna, der Atanaskoje, der Wajaköj und der Akrianu Jesero bei Burgas, die Lagune Solenoje bei Anchioli am Schwarzen Meere, die Seengruppe der Straldscha zwischen Karnabad und Jamboli und der See von Swischtow nicht weit von der Donau, die auch bei Rustschuk und Silistria solche Wasserbecken neben sich hat.

Was die bulgarische Fauna betrifft, so finden sich hier außer unsern Jagdtieren auch Bären und Wölfe und auf den höchsten Gipfeln des Balkans Gemsen und Steinböcke. Die Seen wimmeln von wilden Enten und Gänsen, Reihern, Schnepfen, Störchen und Pelikanen. Die Donau liefert den Fischern reichen Fang, und in den kleinern Flüssen giebt es Forellen und Krebse in Menge. Die Flora ist ebenfalls nicht arm, indem sie im Süden auch subtropische Arten umfaßt, z. B. den Olivenbaum, die Edelkastanie, die Platane und den Sumach. Die Wälder enthalten, obwohl sie Leichtsinn und Unverstand hin und wieder stark verwüstet haben, größtenteils noch schöne Bestände, auch an Nutzhölzern. Von dem gesamten für den Ackerbau geeigneten Areal des Landes ist gegenwärtig kaum der dritte Teil unter dem Pfluge, und doch erzielt Bulgarien, da weite Strecken desselben von Natur äußerst fruchtbar sind, verhältnismäßig eine sehr große Menge von Getreide. Es würde aber davon noch weit mehr auf den Markt liefern können, wenn vernünftige Bodenkultur auch die jetzt unbebauten Teile der Ebenen und Thäler der Landwirtschaft dienstbar gemacht hätte. Wäre dies der Fall und wäre zweitens für billige Verkehrsmittel, gute Fahrstraßen und ein Netz von Eisenbahnen gesorgt, so vermöchte das Land eine mindestens dreimal stärkere Bevölkerung zu ernähren und wenigstens doppelt soviel Korn auszuführen. Wenn viele Gegenden an Wassermangel leiden, sodaß die dortigen Dörfer verlassen werden mußten, so ließe sich dem durch Abdämmungen nnd Berieselungen wenigstens teilweise abhelfen, und anderwärts könnte man künstliche Brunnen anlegen. Vor allem aber müßte für Schonung der Wälder gesorgt werden, deren Vernachlässigung die Hauptschuld trägt, wenn die Gewässer im Sommer einen niedrigen Stand zeigen und der fette Lehmboden austrocknet. Besonders in dem ungemein fruchtbaren Thalkessel Ostrumeliens ließe sich in jenen Beziehungen viel erreichen. Aber bis jetzt ist wenig geschehen. Der Bauer ist an sich allem neuen in der Landwirtschaft abhold, er beharrt bei dem herkömmlichen Schlendrian, er betrachtet den Fortschritt mit Mißtrauen, und daneben wirkt bei ihm die Erinnerung an die türkische Zeit fort, wo er nur das Notwendigste baute, weil ihm jeder Überschuß, der zur Kenntnis der Beamten des Paschas gelangte, in der Regel weggenommen wurde. Die Regierung aber behielt bei ihrer steten Beschäftigung mit politischen Angelegenheiten, Ministerkrisen, Wahlen für das ordentliche und außerordentliche Sobranje, Beaufsichtigung und Ersetzung oppositioneller Amtleute, Zänkereien mit Serbien und ähnlichen Dingen nicht viel Zeit übrig, an volkswirtschaftliche Fragen zu denken.

In Ostrumelien ergingen im Herbst 1880 einige Vorschriften zum Schutze der Wälder und zur regelmäßiger Ausforstung derselben. Im Fürstentume wurden ein paar größere Chausseen gebaut, von Eisenbahnen aber kein einziger Kilometer, und so geschah es, daß der Preis der zur Ausfuhr sich eignenden Cerealien sich derart verteuerte, daß sie die Konkurrenz mit den amerikanischen nicht zu bestehen vermochten und im Lande zurückbleiben mußten. In Rustschuk und in dem östlich von Philippopel gelegenen Orte Sadowo bestehen seit einigen Jahren landwirtschaftliche Schulen, die aber nicht recht gedeihen wollen.

Das Hauptprodukt der bulgarischen Landwirtschaft ist Weizen, daneben baut man Kukurutz (Mais), Roggen, Gerste sowie Rübsen als Ölfrucht, Krapp, Waid und einige andre Farbepflanzen. Die Landstriche im Süden des Balkans sind endlich reich an Obst und Wein, auch erzeugen sie Tabak, Hanf und etwas Olivenöl. Von den Weinen, welche in Bulgarien gekeltert werden, sind der von Sliwen und der von Negotin zu nennen. Der letztere, der an beiden Ufern des Timok wächst, ist der bessere; es ist ein starker Rotwein, der angenehm schmeckt, wenn er nicht, wie in der Regel, in Schläuchen von Bocksfellen aufbewahrt worden ist. Der Obstbau wird so fleißig betrieben, daß man in manchen Gegenden förmlichen Wäldern von Pflaumen-, Pfirsich-, Kirsch-, Birn- und Äpfelbäumen begegnet. In außerordentlichem Flore steht endlich in Ostrumelien die Kultur der Rosen. Man züchtet sie aber nicht aus Wohlgefallen an der Schönheit der Königin der Blumen, sondern um des Öls willen, welches aus ihnen gewonnen wird. Die meisten und ausgedehntesten Rosengärten weist das Thal von Kasanlik auf, wo nicht weniger als zweiundvierzig von den thrazischen Ortschaften liegen, welche die Fabrikation von Rosenöl als Hausindustrie betreiben und wo von den 1650 Kilogramm, die davon zur Ausfuhr gelangen, durchschnittlich 850 gewonnen werden. Sonst beschäftigen sich noch die Kreise Tschirpan, Giopsa, Karadscha-Dag, Kodschun-Tepe, Eski-Zagra und Basardschik mit diesem Zweige der Gärtnerei, dessen Ertrag infolge von Witterungseinflüssen sehr verschieden ist, indem man in günstigen Jahren fast 3000, in solchen, wo Frost und Hagel den Blüten schaden, kaum 800 Kilogramm Öl produzirt. Die Rosengattung, welche kultivirt wird, ist die rosa damascena sempervirens, sie hat ungefüllte, lichtrote Blüten und gedeiht am besten auf der Sonnenseite sandiger Hügel. Die Rosen, welche an den Südabhängen des Balkans wachsen, enthalten um fünfzig Prozent mehr Öl als die der Ebenen, auch ist dasselbe aromatischer und wird deshalb vom Kaufmann besser bezahlt. Die Ernte der Rosen findet in der letzten Woche des Mai statt und wurde früher von den Bauern selbst in Öl verwandelt, während jetzt große städtische Destillationen die Blumen aufkaufen und verarbeiten. Unter der türkischen Herrschaft war die Rosenölproduktion stark und zuletzt zwiefach besteuert. Im Mai schätzten Regierungsbeamte die zu hoffende Ernte ab, und die Pächter der Naturalsteuern hoben 12½ Prozent des durchschnittlichen Verkaufspreises in Geld ein. Das

Öl aber hatte eine zweite Abgabe zu entrichten, die im Jahre 1870 so hoch war, daß die Bauern anfingen, ihre Rosengärten eingehen zu lassen und Kukurutz zu pflanzen. Jetzt ist die Steuer sehr ermäßigt, und das beste Rosenöl kostet heutzutage an Ort und Stelle das Kilo nur 550 bis 600 Mark. Es wird im Handel aber vielfach verfälscht, indem man ihm entweder Geranium- oder Idrisöl beimischt. Die bekanntesten Häuser, welche sich mit der Versendung des bulgarischen Rosenöls befassen, sind Papasoglu, Ihmsen u. Co. und die Firma Holstein in Konstantinopel. Das zuerst genannte Haus, jetzt mit Manoglu vereinigt, hat auch in Leipzig eine Filiale. Der Wert des Öls nimmt in den Einnahmen der Bevölkerung eine hohe Stelle ein, er kann in guten Jahren auf 150000 Mark angeschlagen werden. Über den Anblick der Landschaften aber, die es erzeugen, schreibt Moltke begeistert: „In diesem europäischen Kaschmir, diesem türkischen Gülistan wird die Rose gleich der Kartoffel auf Feldern und in Furchen gebaut. Nun läßt sich wirklich nichts Anmutigeres denken als solch ein Rosenacker. Wenn ein Dekorationsmaler dergleichen malen wollte, so würde man ihn der Übertreibung zeihen. Viele Millionen von Centifolien sind über den lichtgrünen Teppich der Rosenfelder ausgestreut, und doch ist jetzt vielleicht erst der vierte Teil der Knospen aufgebrochen."

Besseres als von dem bulgarischen Getreidebau ist von der Viehzucht zu berichten. Das Land besitzt namentlich große Schafherden, und auch an Rindern, Büffeln, Ziegen, Schweinen und allerlei Federvieh ist kein Mangel. Pferde dagegen hält sich der Bauer hier nur selten, sodaß er in der Regel sein plumpes Fuhrwerk mit Büffeln oder Ochsen bespannen muß. Noch ist in diesem Zusammenhange zu erwähnen, daß man in den südlichen Strichen viel Sorgfalt auf die Zucht von Seidenraupen verwendet, und daß hier wie im Norden mit gutem Erfolge die Pflege der Bienen betrieben wird.

An Mineralien ist Bulgarien verhältnismäßig arm. Der Balkan enthält im Norden, wie gesagt, Steinkohlen, aber die Lager werden nicht ausgebeutet. Man nimmt an, daß er außerdem Eisenerze, Silber und Gold berge, doch ist auch in dieser Beziehung noch nichts für Gewinnung seiner Schätze geschehen. Die einzigen Mineralien, welche in großen Massen gewonnen werden, sind Salpeter und Seesalz, von denen jener aus Rasgrad, dieses vorzüglich von Burgas in erheblichen Quantitäten ausgeführt wird. Mineralquellen finden sich bei Kasanlik, Tschoban Köprü, Hissar Banja, Sofia und Rumköj, doch nehmen sie in der Wirksamkeit ihrer Wasser nur einen bescheidenen Rang ein.

Von einer Fabrikthätigkeit ist in Bulgarien noch nicht die Rede, und es wird auch damit erst ein Anfang gemacht werden können, wenn die Steinkohlenlager des Landes erschlossen und die Verkehrsmittel desselben erheblich vermehrt worden sind. An fremden Unternehmern wird es dann nicht fehlen, obwohl der Mangel an Wasserkraft immer ein Nachteil bleiben wird. Für jetzt giebt es nur eine Hausindustrie, welche den Landleuten grobe Bekleidungsstoffe

aus der Wolle des Landschafes, etwas Leinwand und Gewebe aus Seide und Halbseide liefert, sowie die Häute der Rinder und Schafe für Lederarbeiter zubereitet. Die Aussichten in die Zukunft sind nach dem Gesagten nicht glänzend, aber auch nicht ungünstig. Das heißt, soweit die Natur dabei in Frage kommt. Alles wird auf die Menschen ankommen, und diese werden nur durch eine Regierung angeregt und gefördert werden können, die weniger an Parteiphrasen und Verfassungszank als an die Lehren der Volkswirtschaft denkt, und die Großmannssucht begräbt, um sich der innern Wohlfahrt zu widmen.



Die moderne Arbeiterbewegung.

(Schluß.)

in vergleichender Blick auf die fortschrittliche und die sozialdemokratische Liebeswerbung um die Gunst des Arbeiterstandes läßt zwar beiderseits den gleichen politischen Pferdefuß erkennen, aber der letztern muß man das Zeugnis ausstellen, daß sie ihrer Nebenbuhlerin an zielbewußter Agitation doch bedeutend überlegen ist. Während die „Gewerkvereine“ trotz siebzehnjährigen Bestehens und völlig freien Spielraums über ihr ursprüngliches, bescheidnes Niveau kaum hinausgekommen sind, hat die „gewerkschaftliche“ Bewegung in wenigen Jahren und trotz der Fesseln der Vereinsgesetze und des Sozialistengesetzes den Stand, den sie vor diesem Gesetze hatte, längst überschritten. So gab es noch Ende 1877 nur 29 gewerkschaftliche Hauptverbände mit etwa 1300 Zweigvereinen und 50 000 Mitgliedern; jetzt dagegen bestehen schon an die vierzig solcher Verbände mit einer nahezu verdoppelten Anzahl von Zweigvereinen und Mitgliedern.

Fast alle diese Verbände sind, wie ihr gesamtes Verhalten zeigt, mit politisch-sozialistischen Tendenzen und Elementen mehr oder minder stark durchsetzt und lassen schon in Statut wie Organisation den gemeinsamen Ursprung kaum verkennen.

In der Regel steht an der Spitze des „Verbandes der ꝛc. und verwandten Berufsgenossen Deutschlands“ ein leitender „Vorstand,“ welcher von einem anderswo seßhaften „Ausschuß“ kontrolirt wird, während die beschließende Gewalt von den meist jährlich standfindenden „Delegirtentagen“ ausgeübt, und als Publikationsorgan und zugleich geistiges Bindemittel ein sogenanntes Fachblatt benutzt wird. Als Hauptverbandszweck gilt die „Förderung der geistigen und materiellen Interessen der Berufsgenossen,“ und diese wird in ersterer Beziehung

zu erreichen gesucht durch entsprechende Einrichtungen für intellektuelle und gewerbliche Fortbildung, insbesondre durch Mitwirkung bei Regelung des Lehrlingswesens, im übrigen durch Vereinbarung oder Erzwingung von Normaltarifen, welche Zeit und Lohn der Arbeit periodisch regeln, durch Ausgleichung von Angebot und Nachfrage mittels Arbeitsstatistik und -Vermittlung, durch Versicherung gegen Arbeitslosigkeit im weitesten Sinne, Gewährung von Rechtsschutz bei gewerblichen Streitigkeiten, Mitwirkung bei Erlaß oder Revision von Werkstatt- und Fabrikordnungen und Bekämpfung der lohndrückenden Akkordarbeit.

Am bemerkenswertesten sind hierbei die Einrichtungen, welche das früher regellose und örtlich gebundene Streikwesen in ein planmäßiges System gebracht haben. Sobald nämlich an irgendeinem Orte ein Streik in Aussicht steht, hat der Lokalvorstand unter Beifügung der nötigen Unterlagen zunächst die Entscheidung des Verbandsvorstandes einzuholen. Fällt diese gegen den Streik aus, so muß sich die örtliche Mitgliedschaft dem fügen, widrigenfalls sie auf eigne Gefahr handelt oder auch den Ausschluß aus dem Verbande zu gewärtigen hat. Erklärt sich aber der Hauptvorstand für den Streik, so ist dieser damit zur Verbandssache gemacht, d. h. der Lokalvorstand erhält die zunächst erforderlichen Geldmittel unter Festsetzung der Höhe der an die streikenden oder abzuschiebenden Genossen zahlbaren Unterstützungen aus der Hauptkasse vorgeschossen, während zugleich im Verbandsorgan und in der Fachpresse vor Zuzug nach den im Ausstande befindlichen Orten gewarnt und um entsprechende Geldunterstützungen gebeten wird. Das weitere Verfahren ist dann verschieden, je nachdem es sich um einen „partiellen“ oder einen „generellen“ Streik handelt. Weigern sich nämlich nur einzelne Lohnherren, die gestellten Forderungen zu bewilligen, so wird über diese die „Sperre“ verhängt, d. h. die Arbeit bei ihnen wird eingestellt und nicht eher wieder aufgenommen, als bis einer der beiden Teile nachgiebt. Dieses Verfahren bietet den doppelten Vorteil, daß einerseits die Gewährung eines Teiles der Forderungen diese als berechtigt erscheinen lassen, anderseits die Unkosten keine so erheblichen sind, da die arbeitenden Genossen für die feiernden durch entsprechende Beisteuer eintreten können. Kommt es dagegen auf der ganzen Linie zum Streik (sogenannten Generalstreik), so gilt es vor allem, die verfügbaren Geldmittel möglichst zu schonen, da der Erfolg des Streiks hiervon meistens abhängt. Zu diesem Zwecke werden die Unverheirateten unter Auszahlung eines „Reisegeldes“ oder einer „Wanderunterstützung“ alsbald „abgeschoben,“ um anderswo Arbeit zu suchen, sodaß dann nur die Verheirateten der weitern Unterstützung anheimfallen. Auf diese Weise sind z. B. in Berlin der Tischlerstreik im Frühjahr 1884 und der Maurerstreik im Sommer 1885, welche 2000 und 14 000 Teilnehmer zählten und bei ihrer mehrwöchentlichen Dauer 25 000 und 30 000 Mark an Unterstützungsgeldern erforderten, mit teilweisen Erfolgen durchgeführt worden.

Neben dieser Versicherung gegen sozusagen freiwillige Arbeitslosigkeit (bei Streiks) wird in gleicher Weise Versicherung gegen unfreiwillige Arbeitslosigkeit (bei sogenanntem lockout, d. h. Arbeitsausschließungen oder Maßregelungen andrer Art durch die Arbeitgeber, z. B. Entlassungen wegen Zugehörigkeit zu Streikverbänden) und versuchsweise, weil die Mittel hierzu nicht hinreichen, auch gegen zufällige Arbeitslosigkeit (bei mangelnder Nachfrage) gewährleistet, und durch Organisirung sogenannter Wander- oder Reiseunterstützungskassen eine entsprechende Einwirkung auf die Regelung zwischen Angebot und Nachfrage zu Gunsten der Arbeiter zu gewinnen versucht.

Bei weiterer Ausbreitung und Festigung aller dieser Einrichtungen würde eine Zeit der nationalen, d. h. über ganz Deutschland gehenden Streiks garnicht ausbleiben können, wozu sich auch Ansätze bei dem ältesten und bestorganisirten Buchdruckerverbande bei Festsetzung eines für ganz Deutschland giltigen Tarifs seinerzeit bereits gezeigt haben; ja es würden selbst Universalstreiks, wie jüngst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehören, falls sich die Bildung eines Zentralbundes durch wechselseitige Kartellverbindung aller Gewerkschaften, wie sie schon Anfang der fünfziger und siebziger Jahre und noch kurz vor Erlaß des Sozialistengesetzes geplant war, einmal verwirklichen sollte.

Den Schlußstein in dieser Arbeiterorganisation und deren breiteste Grundlage bilden endlich die sogenannten freien (zentralisirten) Hilfskassen auf Grund des Reichsgesetzes vom 7. April 1876. Diese nahmen bekanntlich mit Einführung des Versicherungszwanges durch das Reichsgesetz vom 15. Juni 1883 einen bedeutenden Aufschwung, da es der sozialdemokratischen Agitation, welche auch die Krankenkassenorganisation für sich nutzbar zu machen gedachte, natürlich darum zu thun war, daß man auch auf diesem Gebiet möglichst „unter sich bliebe"; hat doch unter andern Bebel im Oktober 1883 in einer unbedachten und deshalb später mehrfach widerrufenen Äußerung diese Zentralkassen als ein bedeutendes Hilfs- und Agitationsmittel für die ferneren Parteizwecke bezeichnet. In der Regel korrespondirt mit jedem Zentralverbande eine solche Zentralkasse, welche bald nur den Verbandsmitgliedern, bald sämtlichen Berufsgenossen offen steht und gegen einen Wochenbeitrag von 15 bis 50 Pfennigen in einer bis vier Klassen 7 bis 20 Mark Krankengeld und 40 bis 100 Mark Sterbegeld gewährt. Soweit diese Bewegung sich statistisch verfolgen läßt, hat sich ein Rückgang derselben bisher kaum bemerkbar gemacht; so betrug z. B. die Mitgliederzahl der „Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Tischler und verwandten Berufsgenossen Deutschlands" im Jahre 1880: 4200; 1881: 6700; 1882: 11 352; 1883: 24 160; 1884: 30 262; 1885: 72 116. Es bestehen zur Zeit 34 solcher Kassen, von denen fast die Hälfte in Hamburg ihren Sitz hat; zusammen zählen sie an 3000 Filialen (Zahlstellen) mit etwa 300 000 Mitgliedern, deren überwiegende Mehrheit wohl als Anhängerschaft der Sozialdemokratie betrachtet werden kann.

Auch die allen diesen Organisationen dienende Presse, welche teils allgemein politische, teils besondre Fachblätter (der einzelnen Gewerbszweige) mit mehr oder minder hervortretender sozialistischer Färbung aufweist, ist in steter Zunahme begriffen und hat ihr Niveau vor Erlaß des Sozialistengesetzes schon längst überstiegen. So sind die Fachblätter von fünfzehn mit einer Gesamtauflage von etwa 37 000 Exemplaren auf vierundzwanzig mit einer annähernden Gesamtauflage von 60 000 Exemplaren angewachsen, während die politischen Blätter ihren frühern Bestand (von etwa 40 mit 150 000 Exemplaren) daneben behauptet haben.

Was die repressiven Maßnahmen gegen die sozialdemokratische Bewegung betrifft, so haben die bisherigen Versuche, ihre politische Organisation, d. h. die „Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands" vor das gerichtliche Forum zu ziehen, erst in jüngster Zeit in dem bekannten Freiberger Prozesse zu einem wirklichen Ergebnis geführt, insofern die gedachte Partei ihrem Kern nach als eine unter das Sozialistengesetz fallende Verbindung bezeichnet worden ist. Welche weitere Folgen dies für ihren Bestand haben wird, bleibt zunächst abzuwarten; indessen selbst für den denkbar schlimmsten Fall, daß nunmehr die ganze Organisation auf Grund des Sozialistengesetzes verboten und die Bestimmungen desselben gegen sie wie ihre einzelnen Mitglieder zur vollen Anwendung gebracht werden sollten, läßt sich nach den bisherigen Erfahrungen kaum bezweifeln, daß die Partei schließlich irgendeinen andern modus vivendi ausfindig machen wird, um ihre zersetzende Thätigkeit wieder aufzunehmen und weiter zu betreiben.

Von den berufsgenossenschaftlichen Organisationen sind bisher der Metallarbeiter-Verband in Mannheim auf Grund des Sozialistengesetzes im August 1884 und die Fachvereinsorganisationen der Maurer, der Töpfer und der Tapezierer in Berlin auf Grund des Vereinsgesetzes, im übrigen aber nur vereinzelte Lokalvereine geschlossen worden, welche in anderweit neugeschaffenen Vereinen alsbald wieder Ersatz fanden. Von den Zentralkassen hat nur die seit dem 24. Oktober 1884 in Dresden als eingeschriebene Hilfskasse zugelassene „Zentral-Kranken- und Sterbekasse für Fabrik- und Handarbeiter und andre gewerbliche Arbeiter beiderlei Geschlechts," welche zuletzt etwa 15 000 Mitglieder in einigen fünfzig Zahlstellen zählte, wegen Zahlungsunfähigkeit zur Schließung durch die Behörden geführt, wogegen zu weitern Maßnahmen diese Kassen anscheinend keine Veranlassung gegeben haben. Von der einschlägigen Presse endlich ist nach Atzrott (Sozialdemokratische Druckschriften und Vereine, verboten auf Grund des Reichsgesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878, Berlin, Carl Heymann, 1886) auf Grund des Sozialistengesetzes eine ganze Anzahl allgemein-politischer, wie gewerkschaftlicher Blätter unterdrückt worden, ohne daß dies jedoch dem weitern Zuwachs dieser Presse wesentlichen Eintrag gethan hätte.

Wie spekulativ übrigens die sozialdemokratische Agitation ist, ergiebt sich aus der neuesten Erscheinung der Arbeiterinnenbewegung, welche der Voll-

ständigkeit halber hier noch kurze Erwähnung finden mag. Sie ist kaum ein Jahr alt und nahm anfänglich ihren Ausgang von den bekannten Reformbestrebungen der Frau Guillaume-Schack; unter steigender Einwirkung von sozialdemokratischer Seite trat sie aber vollständig auf das politische, insbesondre sozialpolitische Gebiet über und drohte zu einem neuen gefährlichen Faktor der sozialdemokratischen Bewegung zu werden. So gelang es ihr schon in kurzem, in einer Reihe größerer Städte, wie München, Nürnberg, Stuttgart, Dresden, Chemnitz, Hamburg, Bremen, Stettin, Danzig u. a. O., festen Fuß zu fassen, wenn auch viele der betreffenden Vereine auf Grund der vereinsgesetzlichen Bestimmungen alsbald wieder aufgelöst oder schon im Keime unterdrückt wurden. Aus dem lebhaften Eintreten der Sozialdemokratie, insbesondre auch einzelner Reichstagsabgeordneten, wie Singer und Kayser, für diese Bewegung muß man aber die Überzeugung gewinnen, daß diese Partei in der Verbreitung ihrer Ideen unter den Frauenkreisen — übrigens nur die Ausführung eines Programmpunktes des Kopenhagener Kongresses — ein besonders geeignetes Mittel erblickt, die Opferfreudigkeit ihrer Anhänger durch häusliche Rücksichten weniger gehemmt, vielmehr wesentlich gefördert zu sehen. Die gemeingefährliche Bedeutung dieser Bewegung, welche seit Neujahr in dem von der Frau Guillaume-Schack herausgegebenen, inzwischen nach § 11 des Sozialistengesetzes verbotenen Wochenblatt „Die Staatsbürgerin“ einen festen Mittelpunkt gewonnen hatte, äußert sich vornehmlich in einer systematischen Verhetzung der Arbeiterinnenkreise durch tendenziöse Hinweisung auf ihre wirtschaftlich wie politisch unselbständige und geknechtete Lage. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die Hauptaufwiegler bekannte sozialdemokratische Agitatoren oder, wie in Berlin, zum Teil auch Frauen sind, welche schon vor Erlaß des Sozialistengesetzes in der sozialdemokratischen Bewegung eine Rolle gespielt haben. Da der politisch-sozialistische Charakter der Berliner Arbeiterinnenvereine unter der Einwirkung solcher Elemente ganz offenbar geworden war und die starke Erregung der Arbeiterinnenkreise zu zahlreichen Versammlungsauflösungen auf Grund des Sozialistengesetzes oder wegen Tumultes führte, so konnte die vorläufige Schließung dieser Vereine nach § 8 des Vereinsgesetzes vom 11. März 1850 nicht weiter überraschen. Bei dem gleichartigen Charakter, den diese Bewegung allerorten zur Schau trägt, dürfte eine solche Abwehr umsomehr geboten sein, als von der notorischen Unreife und Unselbständigkeit der sogenannten Führerinnen, welche insgesamt am sozialdemokratischen Gängelbande sind, eine irgendwie ersprießliche Förderung der Arbeiterinneninteressen am allerwenigsten zu erwarten ist.

Über die anarchistische Bewegung endlich, welche die der Sozialdemokratie durch das Reichsgesetz vom 21. Oktober 1878 aufgezwungene Reserve zur äußern Erscheinung gebracht hat, lassen sich bei der grundsätzlichen Wahrung des strengsten Geheimnisses und der völlig individuellen Propaganda ihrer Anhänger irgend wie zuverlässige oder gar statistische Nachweise ihrer Ausbreitung und Wirk-

samkeit kaum erbringen, vielmehr nur aus äußern Anzeichen, wie sie u. a. in den verschiednen Leipziger Hochverratsprozessen zu Tage getreten sind, entsprechende Rückschlüsse machen. Darnach dürften vornehmlich die größern Industriezentren und einzelne Großstädte einen empfänglichen Boden für diese Richtung der Arbeiterbewegung bieten, wenngleich sich Spuren davon auch anderswo bemerkbar machen. Im großen und ganzen aber vermag der deutsche Volkscharakter dem Anarchismus keine Sympathien abzugewinnen, und hierfür dürfte u. a. eine Bestätigung darin zu finden sein, daß größere Arbeitseinstellungen in Deutschland bisher noch nie zu solchen Gewaltthätigkeiten wie in Frankreich, Belgien und Nordamerika geführt haben; freilich kommt hierbei auch in Betracht, daß Deutschland als einer der jüngsten Industriestaaten mit den verhältnismäßig niedrigsten Produktionskosten, also auch von Anfang an mit niedrigen Löhnen in den wirtschaftlichen Konkurrenzkampf eintreten mußte, während die ältern Industrieländer allmählich ihre Produktionskosten und damit den früher verhältnismäßig höhern standard of life ihres Arbeiterstandes herabzudrücken gezwungen waren. Daher die größere Verbitterung der dortigen Arbeiter, ihr Haß gegen die deutschen Rivalen und die Vorliebe der Arbeitgeber für diese.

Es wäre aber völlig verkehrt, in der geringen Ausbreitung des Anarchismus einen Maßstab für die Abschätzung der anarchistischen Gefahr erblicken zu wollen, denn die hohe Gemeingefährlichkeit dieses Elements ist weit weniger in der Zahl der Anhängerschaft als vielmehr in dem verbrecherischen Fanatismus der Einzelnen zu finden, wofür die typischen Erscheinungen eines Reinsdorf, Stellmacher, Kammerer, Lieske und Konsorten die besten Belege bieten. Gegen solche Elemente vermögen sich daher Staat und Gesellschaft kaum anders zu schützen, als durch strengste Überwachung und drakonische Strafen.

Aus dem Vorausgeschickten ergiebt sich, daß die bloßen Repressivmittel gegenüber dem steten Wachstum der Sozialdemokratie nach den bisherigen Erfahrungen durchschlagende Erfolge weder aufzuweisen noch in Aussicht zu stellen vermögen. Leider läßt sich von den bisherigen positiven Maßnahmen zu Gunsten des Arbeiterstandes nach der Stimmung in den beteiligten Kreisen kaum das Gegenteil behaupten. Wenn auch von unbefangener Seite die zu Grunde liegende wohlwollende Absicht nicht verkannt wird, so scheinen doch die Art und Weise der Ausführung und der bisherige Fortgang der Sozialreform immerhin eine gewisse Enttäuschung gebracht zu haben. So wird es als eine bittere Zurücksetzung des Arbeiterstandes empfunden, daß bei der Unfallversicherung den Arbeitgebern die Berufsorganisation gewährt ist, welche bei der Krankenversicherung den Arbeitern versagt worden ist; ferner glaubt man sich durch die Abwälzung der Unfälle während der Karenzzeit auf die Krankenkassen, obwohl solche lediglich der Industrie, d. h. den Arbeitgebern zur Last fielen, erheblich geschädigt und vermag in den technischen Zweckmäßigkeitsgründen keinen ausreichenden Grund hierfür zu erblicken. Die Invalidenversicherung wieder, von der man noch das meiste hofft,

da der Arbeiter voraussichtlich dabei weniger der Gebende als der Empfangende sein wird, läßt angeblich zu lange auf sich warten, und endlich wird an dem ganzen Reformwerk getadelt, daß es nur die kleinen äußern Schäden zu beseitigen suche, die Wurzel des Übels aber gänzlich unberührt lasse; dem Arbeiterstande könne aber dauernd und wirksam nur dann geholfen werden, wenn ihm eine gegen unverschuldete Not gesicherte Existenz gewährleistet werde.

Obwohl der sozialistische Pferdefuß hier überall hervortritt, so läßt sich doch kaum leugnen, daß diese Unsicherheit und das Unzulängliche der wirtschaftlichen Lage des Lohnarbeiters in Deutschland wie in den übrigen Industrieländern den Urquell der sozialistischen Bewegung bildet, zumal da ein vergleichender Rückblick auf die letzten Jahre zeigt, wie mit dem reißenden Wachstume des Sozialismus eine periodisch oder dauernd zunehmende Arbeits- und Verdienstnot parallel geht. In der That läßt sich kaum etwas denken, was mehr verbittern und einer böswilligen Agitation besser Vorschub leisten könnte, als wenn jemand, der arbeitsfähig und arbeitslustig ist, trotz des redlichsten Willens und Bemühens keinen oder nur unzureichenden Verdienst zu finden vermag und sich mit den Seinen dem Elend preisgegeben sieht. Hier würden also die Hebel anzusetzen sein, um dem Sozialismus seinen eigentlichen Nährboden zu entziehen — eine Aufgabe, bei der wieder Selbsthilfe und Staatshilfe auf einander angewiesen sind, wenn Ersprießliches zustande kommen soll.

Während früher der Arbeiter in dem wirtschaftlichen Organismus ein ebenso nützliches als nötiges Bindeglied gewesen war, hat die Gewerbe- und Koalitionsfreiheit auf den Arbeiterstand nicht nur desorganisatorisch gewirkt, sondern denselben gegenüber dem natürlichen Übergewicht der Kapitalisten an Vermögen, Intelligenz und gegenseitiger Verständigung in eine doppelt hilflose Lage versetzt. Es ergab sich eine soziale Disharmonie, welche die „wirtschaftliche Kriegführung“ zur notwendigen Folge hatte, d. h. die Ära der Massenstreiks heraufbeschwor. Bei der ohnehin schon zunehmenden wechselseitigen Entfremdung wird aber eine Verständigung beider Teile hier umso schwieriger, als die Arbeiter bei ihrer mangelhaften Einsicht die Grenzen des wirtschaftlich Möglichen nicht immer zu erkennen und bei dem Mangel gesetzlich anerkannter Organisationen die erforderlichen Bürgschaften für zuverlässige Aufrechterhaltung etwaiger Vereinbarungen nicht zu bieten vermögen. Auf diese Momente sind z. B. die größern Berliner Streiks wesentlich zurückzuführen.

Neuerdings hat nun diese wirtschaftliche Kriegführung an Ausdehnung und Charakter sich so bedenklich gestaltet, daß sich der Staat auf diese bloße Zuschauerrolle kaum mehr wird beschränken können; nicht allein daß sie einen immer gewaltthätigeren Charakter annimmt, sucht sie durch straffe Zentralisation eine dem Kapital möglichst ebenbürtige Macht zu erreichen, um dieses durch ganze Gewerke hindurch gleichzeitig ins Feuer zu nehmen. Damit hat aber die Koalitionsfreiheit das bloß privatrechtliche Gebiet, für welches sie ursprünglich zu-

gestanden war, bereits verlassen und bedroht in ihrer Ausartung die weitesten Kreise der Bevölkerung, für deren Sicherheit und Wohlfahrt der Staat einzutreten ebenso berechtigt als verpflichtet ist. Erscheint sonach eine entsprechende Einschränkung der Koalitionsfreiheit im Interesse der öffentlichen Sicherheit und des Gemeinwohls umsomehr geboten, als die Streiks einen für die Beteiligten oft unerträglichen, nach dem Gesetze kaum faßbaren Terrorismus zu Tage gefördert haben und in jedem Falle eine volkswirtschaftliche Schädigung bedeuten, so wird man dem Arbeiterstande dieses letzte Hilfsmittel gleichwohl nicht beschränken können, ohne ihm dafür entsprechenden Ersatz oder Schutz zu bieten. Es möchte sich daher empfehlen, in weiterer Ausführung der Gewerbeordnung obligatorische Einigungsämter und Schiedsgerichte einzuführen, welche, je zur Hälfte aus Arbeitgebern und Arbeitern gebildet, unter dem Vorsitz eines staatlichen Beamten die Lohnverhältnisse durch Aufstellung entsprechender Tarife periodisch zu regeln und Streitigkeiten endgiltig zu entscheiden hätten. Um aber die nötigen Bürgschaften für die Einhaltung solcher Vereinbarungen und die exekutivische Erzwingung der Entscheidungen, z. B. durch Festsetzung und Beitreibung entsprechender Konventionalstrafen, auch auf Seiten der Arbeitnehmer zu beschaffen, würde es freilich nötig sein, für diese ähnliche Organisationen zu schaffen, wie sie die Arbeitgeber in den Innungen, Berufsgenossenschaften und Handelskammern bereits besitzen. Solche Organisationen würden bei der Lösung der brennenden Tagesfragen, wie Einführung einer Maximalarbeitszeit und eines Minimallohnes, Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, Verbot der Sonntags- und Nachtarbeit u. s. w., insoweit dieselben eine generelle Regelung durch Gesetz nicht zulassen, in der vorteilhaftesten Weise mitwirken können und das lebhafteste Bedürfnis der Arbeiter befriedigen. So z. B. möchte die Festsetzung eines Maximalarbeitstages, da der menschliche Organismus ohne Schädigung für seine Erhaltung über ein gewisses Zeitmaß hinaus überhaupt nicht thätig sein kann, sich nur auf dem Wege der Gesetzgebung empfehlen, wie schon Nordamerika, England, die Schweiz, Österreich und Frankreich einen acht-, zehn-, elf- oder zwölfstündigen Arbeitstag gesetzlich eingeführt haben. Dagegen würde der Normalarbeitstag sich für die einzelnen Gewerbe und selbst da je nach Zeit und Ort verschieden abstufen, sodaß hier die Regelung der freien Vereinbarung zwischen den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeiter ganz ebenso anheimfallen müßte wie bei Festsetzung der Löhne, bezüglich deren ein gesetzlich vorgeschriebenes Minimum ein Unding wäre.

Ließe sich also im großen und ganzen von den Arbeiterorganisationen bei Kontrole der gesetzlich geregelten, wie bei Förderung der übrigen Fragen eine lebendige und gedeihliche Mitwirkung erwarten, so würde ein solcher Wirkungskreis freilich mit den landläufigen Bestimmungen der verschiedenen Vereinsgesetze kaum in Einklang zu bringen sein und eine reichsgesetzliche Regelung dieser Frage umso gebotener erscheinen, als die gegenwärtigen nur ver-

bitternden Zustände lediglich zum Vorteil der Sozialdemokratie ausschlagen. Wie wohl dieselbe sich dabei befindet, ist schon daraus zu entnehmen, daß die sozialdemokratische Fraktion ihrer sonstigen Gewohnheit zuwider selbst mehrfache Anregungen aus Arbeiterkreisen unbeachtet gelassen hat, obwohl von dem Zentralrate der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine ein entsprechender Gesetzentwurf noch im November 1885 eingebracht wurde.

Von welcher Tragweite die hier angedeutete Frage ist, dürfte sich schon daraus ergeben, daß selbst eine Autorität wie Roscher in Leipzig den Arbeiterorganisationen eine große Zukunft voraussagt, weil sie „im friedlichen Wetteifer mit den entsprechenden Gegenvereinen der Arbeitgeber eins der größten Bedürfnisse unsrer zentralisch-atomistischen Zeit befriedigen können, nämlich die Wiederherstellung lebenskräftiger Mittelmächte zwischen Staatsgewalt und Individuum," und „die richtige oder falsche Lösung dieser Frage für das Steigen oder Sinken wenigstens aller germanischen Völker für wahrscheinlich mitentscheidend" hält.

Würde sich auf diesem Wege eine allmähliche Ordnung und Besserung der sozialen Zustände ermöglichen lassen, so dürfte mit Rücksicht auf die oben geschilderten Verhältnisse fürs erste neben einer Beschleunigung der Invalidenversicherung die baldige Einführung einer obligatorischen Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit, welche sich bei entsprechender Garantie und Beihilfe des Staates und gleichzeitiger staatlicher Organisirung des Arbeitsnachweises auf jener Basis wohl ins Leben rufen ließe, ganz besonders Not thun.

Wollte man diese Reformen in Angriff nehmen, so würde dies eine Perspektive von größter Bedeutung eröffnen, bei entsprechender Ausführung den Bann der Umsturzpartei aller Wahrscheinlichkeit nach brechen und die soziale Frage, wenn auch nicht lösen, so doch zum Wohl des Staates und der Gesellschaft um ein erhebliches Stück fördern.



Germanische Altertümer
aus den Bauerdörfern Nordungarns.

Von Karl Rhamm.

2. Von Kremnitz nach Krickerhäu.

(Schluß.)



Zum Hofe und Hause in Krickerhäu ist vor allem zu bemerken, daß der Bauernhof daselbst, wie mir schien, der größeren Wohlhabenheit entsprechend, noch entwickelter ist als in Gaidel, zuweilen außerordentlich geräumig und in die Länge gestreckt, wenigstens vorn und auf beiden Seiten vollständig abgeschlossen. Die Straßenseite bildet hier regelmäßig die Längsfront des großen Geschlechts-

hauses selbst, das meist nur für das gewöhnlich überdachte Thor mit Thür und etwa einen kurzen Zaun oder ein kleines Nebengebäude Raum läßt. Auf der einen Seite des Hofes steht etwa der Viehstall, auf der andern Schuppen, Pferdestall, Schweinestall. Auf der Rückseite scheint der Hof keinen rechten Abschluß zu haben, wenigstens erinnere ich mich bestimmt, daß bei Woland — der, wie ich hier beiläufig bemerke, nichts andres ist als ein gebildeter Bauer, welcher die Post nach Privitz fährt, ohne eigentliche Gastwirtschaft — die Scheune (hier Schain, in Kuneschhäu Schaia = Scheuer) nicht im Hofe selbst, sondern dahinter auf einem Rasenplatze stand, also nach tschechisch-slowakischer Sitte, die möglicherweise auch die auffallende Längsrichtung des Hauses bestimmt hat. Auch in Krickerhäu sind alle alten Häuser aus ganzen Balken, alle neuern dagegen sind aus Stein und haben ebenfalls mit ihren zwei Stock und dem nie fehlenden Portal von zwei Sandsteinsäulen ein ganz stattliches Ansehen. Um so wunderlicher nimmt sich auf diesen bäuerlichen „Palästen“ das unvermeidliche Strohdach aus, welches außerdem für unser Auge dadurch etwas fremdartiges hat, daß es nicht nach deutscher, sondern nach slawischer Weise angelegt ist. Während nämlich jedes deutsche Strohdach glatt beschnitten ist und in allen Flächen und Ecken ebenmäßig verläuft, lassen die Tschechen, die Slowaken, auch die Polen die verschiednen Lagen der Strohbedachung in ihren natürlichen Absätzen, die besonders an den Ecken des Daches, wo die Büschel zu größerer Widerstandsfähigkeit verstärkt werden, staffelförmig hervortreten. Die Firstlage wird durch ein dicht unter der Firstlinie auf beiden Seiten hinlaufendes Langholz gehalten, das an beiden Giebeln in ein stärkeres, kurzes Querholz eingefügt ist. Diese sonderbare Manier, über den ganzen First einen Rahmen zu drücken, erinnere ich mich nirgends sonst gesehen zu haben.

Im Innern stimmt die Einrichtung des Wohnhauses — ich rede immer nur von dem alten Geschlechtshause — im ganzen mit dem Gaidelschen überein, nur ist die schmale „Köche“ nicht, wie dort, im Hintergrunde des Vorhauses, sondern mit einem anschließenden Kämmerchen seitlich von der Stube angebracht. Der Herd liegt an der Stubenseite, um den viereckigen Kachelofen (mit glatten Kacheln) heizen zu können.

Regelmäßig ist auch hier der Oberstock, doch habe ich auch in Krickerhäu einige alte Häuser gesehen, die sich, wie in Münichwies, mit einem Mittelstock auf der einen Seite behalfen und dementsprechend auch das ungleiche Dach zeigten. Der Oberstock ist niedrig, mit kleinen Fenstern versehen und enthält die Schlafkammern der verheirateten Paare, während die auf der andern Seite der Hausflur befindlichen Kammern zur Aufbewahrung von Erdäpfeln und andern Vorräten dienen. Einen Umgang um den zweiten Stock, wie in Gaidel, habe ich hier nicht gesehen, dagegen läuft über dem Erdgeschosse her ein ebensolches Vordächel von Schindeln, wie wir es in Münichwies an der Giebelseite gesehen haben.

Beiläufig bemerke ich, daß der bekannte Schuhplattltanz, der heute, soviel mir bewußt ist, im alten Deutschland auf das bairische Gebirge und einige Gegenden Tirols beschränkt ist, früher auch in den Haudörfern heimisch war; übrigens scheint auch der wilde „Hallingtanz" des norwegischen Gebirges ein Verwandter zu sein.

Den letzten Morgen, der mir blieb, verwendete ich dazu, um unter den Argusaugen des „Richters," eines Bauern, Einsicht in das Krickerhäuer „Stadtbuch" zu nehmen, ein beschmutztes, ziemlich dickes Heft, welches von Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an Eintragungen über Rechtsveränderungen an den Grundstücken enthält. So wichtig dieselben für die juristische Auffassung der Hausgenossenschaften sind, kann ich sie hier doch nicht berühren, wie überhaupt die Erörterung der streng wissenschaftlichen Seite einem andern Orte überlassen bleiben muß. Am folgenden Tage früh verabschiedete ich mich von meinen Wirten, die mir ein mäßiges Kostgeld berechnet hatten, und machte mich auf den Weg, geleitet zur Sicherheit von dem Waldheger Drobisch, einem baumlangen, aber etwas verhungert aussehenden Manne, was bei einem Gehalt von 45 Gulden und 25 Metzen Korn, das für eine ganze Familie ausreichen soll, nicht zu verwundern war. Auf dem Rücken der Waldberge angelangt, welche die Krickerhäuer Feldmark, dem Grafen Palffy unterständig, von dem Kremnitzer Gebiete trennt, entließ ich den Heger mit dem landesüblichen Gruße: „In Gottes Namen" oder „Bleibt in Gottes Namen" und traf über Kuneschhäu wieder in Kremnitz ein, um von dort in den nächsten Tagen nach Pest zur Ausstellung abzureisen.

---

3. Die Hausgenossenschaften in den Haudörfern und ihr Ende.

Im Vorstehenden gebe ich eine Schilderung der Hausgenossenschaften, wie sie zur Zeit ihres ungestörten Bestandes, etwa vor dreißig bis vierzig Jahren, soweit ich erkundet habe, in allen Haudörfern in ziemlich übereinstimmender Weise gehandhabt wurden. Die erste Auflösung einer Hausgenossenschaft fand im Jahre 1862 statt; heute wird es vielleicht nicht möglich sein, in allen Dörfern noch einen einzigen echten Fall aufzutreiben, kaum daß es öfter vorkommt, daß mehrere verheiratete Söhne sich dazu verstehen, unter ihrem Vater bei einander zu bleiben. Indeß fast überall stehen noch als Urkunden, welche immerhin auf dreihundert Jahre zurückreichen werden, die mächtigen, schon mehrfach beschriebenen Geschlechtshäuser, alle, abgesehen von einigen geringen Abweichungen, die sich aus Verschiedenheit der Herkunft und durch slowakische Einwirkung erklären mögen, in dem Hauptpunkte übereinstimmend, daß sie von vornherein nicht auf eine Familie, sondern eine größere Verwandtschaft berechnet sind. Im Gegensatze zu slowakischer Gewohnheit sind sie durchgehends, auch z. B. in Stuben, das ich nur im Vorbeifahren gesehen, zweistöckig angelegt; das höhere Erdgeschoß enthält vor allem die große Stube, ein Vorhaus, Küche, einige

Vorratskammern, der niedere Oberstock die Schlafkammern für die Ehepaare. Der untere Stock enthält die gemeinsamen Räume, der obere die Sonderräume. Alle Häuser sind Blockhäuser im Hinterwalde. Als Beispiel der Verhältnisse mag das Haus Weißmichel (Schreibname Michel Weiß) Nr. 71 in Krickerhäu, eines der größten, dienen; es ist zwölf Klaftern lang, enthält siebzehn Kammern und beherbergt noch heute dreißig Personen. Ein andres, von mir gemessenes Haus hatte zwischen vierzehn und fünfzehn Meter Länge. In diesen großen Häusern, auf dem von den Vorfahren seit der Ansiedlung in Gemäßheit der frühern ungarischen Gesetze ungeteilt überkommenen Grundstücke wohnte und wirtschaftete nicht eine Familie, sondern mehrere, nicht, wie vielfach in Mitteldeutschland und seit neuester Zeit auch in den Haudörfern, räumlich abgesondert in verschiednen Wohnungen „mit getrenntem Rauch," wie in den schweizerischen Weistümern bei Grimm wohl unterschieden wird, sondern „ungeteilt bei einander in einer Kost," im allgemeinen zu dreißig, vierzig, ja fünfzig Personen unter der Oberleitung und Verwaltung des „Wirtes." Wenn der Vater des Hauses lebt, ist er der Wirt, wird er untüchtig oder stirbt er, so tritt, wie mir ausdrücklich versichert worden ist, der älteste Sohn an seine Statt; bei einer größern, weitläufigeren Verwandtschaft ist regelmäßig, sofern er tauglich ist, der älteste der Wirt. Er steht dem ganzen Anwesen in jeder Beziehung vor, ordnet, soweit es sich um die alltäglichen laufenden Arbeiten und Geschäfte handelt, das Erforderliche selbständig an, bestimmt insbesondre am Abend jedem Mitgliede der Gemeinschaft seine Arbeit für den nächsten Tag, ist aber bei allen außergewöhnlichen Gelegenheiten an die Zustimmung der übrigen, selbstverständlich der erwachsenen männlichen Genossen, gebunden. Er hat die Kasse unter der Hand, muß aber allmonatlich Rechnung legen; kann er schreiben, so geschieht es wohl am Jahresschlusse. Im Sommer, wo bloß die unentbehrlichste Mannschaft, etwa drei Männer und zwei Weiber, zu Hause bleiben, schickt er die andern auf Arbeit, meinetwegen einen mit einem Gespann nach der Donau, andre auf den Schnitt nach der Gegend von Neutra. Was die einzelnen Mitglieder in der Fremde verdienen, muß alles in die gemeinsame Kasse abgeliefert werden. Für den Erwerb eines eigentlichen Sondervermögens ist kein rechter Raum in der Genossenschaft, die alle in gleicher Weise mit dem Nötigen versieht, für Kleidung, Nahrung und Wohnung sorgt; selbst Erbschaft und Heirat schlagen für diese Seite wenig zu Buche, da im Grunde jedermann in der gleichen Lage ist, das Grundvermögen in dem Geschlechte festgelegt ist und garnicht in den Erbgang kommt, zur Ansammlung eines größern Stocks fahrender Habe oder gar von Kapitalien alle Gelegenheit fehlt. Indes ließ die Genossenschaft doch hie und da wenigstens den männlichen Mitgliedern eine Hinterthür offen; so war es ihnen in Krickerhäu gestattet, von ein paar Metzen Korn Branntwein auf eigne Rechnung zu brennen, den sie in die benachbarten Dörfer und nach Kremnitz verkauften; auch die Aufzucht von Kälbern diente dem Erwerbe eines peculium im wörtlichsten

Sinne. Übrigens scheint der Wirt gewisse Vorrechte, wie sie wohl unter den Südslawen vorkommen, nicht gehabt zu haben, z. B. die Schlüssel über die Speisekammer und den Schnaps; der Zugang zu letzterem stand jedem der Brüder offen, und das Brot lag selbstverständlich immer an seinem Platze. Für das Innere der Hauswirtschaft stand dem Wirte seine Frau zur Seite, welche insbesondre, erforderlichenfalls mit Hilfe der andern Weiber, die Küche zu besorgen hatte. Die Mahlzeiten wurden gemeinsam in der Stube eingenommen; nach alter Bauernsitte aß man Grütze, Suppe u. s. w. aus derselben Schüssel; das Fleisch wurde vom Wirte zerlegt und einem jeden sein Stück in die Hand gegeben; Teller wurden ebenso wenig gebraucht wie Gabeln, ausgenommen nur eine Gabel, welche dem Wirte beim Zerlegen des Fleisches diente, denn, wie mich ein Bauer belehrte, „Gott hat dem Menschen zur Gabel die Finger gegeben." Für die Nacht wurde die Stube durch Ausbreiten von Betten auf dem Boden zum Schlafen hergerichtet; hier legten sich die ledigen Mitglieder zur Ruhe, auf die eine Seite die Burschen, auf die andre die Mädchen; trotz dieses engen Zusammenlebens herrschte in Krickerhäu die denkbar strengste Sitte, und Übertretungen waren bei diesem reinen Geschlecht so gut wie unerhört. Die Ehepaare wanderten mit den kleinsten Kindern die Stiege hinauf in den Oberstock, wo jedes seine Kammer besaß. Ein Jahr wurden die Säuglinge alle miteinander in der großen Stube untergebracht; aber bei der großen Vereinfachung aller Vorrichtungen, welche die gemeinschaftliche Wirtschaft ermöglichte, brauchten nicht alle Mütter daheim zu bleiben, um ihre Jüngsten abzuwarten. Ein altes „Miemela," eine Großmutter, die doch zu nichts anderm zu brauchen war, genügte für dies Geschäft, welches ihr durch eine sinnreiche Vorrichtung erleichtert wurde. Die Kleinen wurden nämlich in sogenannten Hutschen, hängemattenartigen Tüchern, an den Trambalken der Decke aufgehängt und konnten mittels eines von jeder Hutsche herabhängenden Strickes in die bekannte besänftigende Schaukelbewegung versetzt werden. So hatte das Miemela nicht nötig, auf ein Geschrei bald aus dieser, bald aus jener Ecke in der Stube herumzujagen, sondern saß an ihrem Orte wie ein Leineweber und zog bald an diesem Stricke, bald an jenem. Der Förster erzählte mir, wie er einmal gesehen, daß ein Miemela fünf Hutschen gleichzeitig besorgt habe, zwei mit den Händen, zwei mit den Füßen und eine mit dem Kopfe, sodaß sie, wenn alle fünf Säuglinge zugleich ihre Bemühung in Anspruch nahmen, ein Bild geboten haben muß wie die bekannten Jahrmarktsvirtuosen, die mit jedem Körperteile ein besondres Instrument bearbeiten.

(Schluß folgt.)



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

I. Charlotte von Stein.

(Schluß.)



o stünden wir denn auch vor der neuerdings so gewaltsam in den Vordergrund gedrängten Frage: War das Verhältnis Goethes zu der interessanten Frau ein unsittliches oder nicht? Es wäre besser gewesen, die Frage wäre nie aufgeworfen worden, wenigstens nicht in dieser Fassung, denn ihre Beantwortung hat weder für die Literaturgeschichte noch für die Kulturgeschichte irgendeinen positiven Wert, und vielleicht gerade deshalb ist von den Auslegern der Briefe arg gesündigt worden. Es mag sein, daß Düntzer in seiner Verherrlichung ihrer Seelenfreundschaft die Frau von Stein mehr als billig zum Engel macht, aber die schroffe Art, mit welcher Lewes, Adolf Stahr und mehr noch Robert Keil die Freundin Goethes zur Kokette, Egoistin, eifersüchtigen Alten, gewissenlosen Mutter und Gattin, zur Ehebrecherin aus Berechnung stempeln, ist widerwärtig, und wenn Edmund Hoefer entschuldigend dazwischen tritt, indem er eine wilde Ehe ohne Scheidung aus dem Bedürfnis einer gegenseitigen tiefen Liebe herzuleiten versucht, so ist damit wenig gewonnen, die ultramontanen Goethefeinde werden darum nicht weniger triumphiren. Wenn die Frage, ob das Verhältnis unsittlich gewesen sei oder nicht, dahin zielt, ob eine sinnliche Ausartung derselben stattgefunden habe, so ist sie müßig, denn die Briefe geben darüber keinen Aufschluß. Man kann aus ihnen herauslesen, was man will, die reinste platonische Liebe und den gröbsten sinnlichen Verkehr, aber einen sichern Beweis für das eine giebt es so wenig wie für das andre. Der Merkwürdigkeit wegen mögen einige der geheimnisvollen Stellen hier angeführt werden.

Schon zehn Wochen etwa nach seiner Ankunft in Weimar schreibt er der Frau Oberstallmeisterin: „Liebe Frau, leide, daß ich dich so lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich dirs sagen. Will dich ungeplagt lassen. Adieu Gold.“ Einen Monat später: „Wie ruhig und leicht ich geschlafen habe, wie glücklich ich aufgestanden bin und die schöne Sonne gegrüßt habe, das erstemal seit vierzehn Tagen mit freiem Herzen, und wie voll Danks gegen dich Engel des Himmels, dem ich das schuldig bin! Ich muß dirs sagen, du einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht. Ich liege zu deinen Füßen und küsse deine Hände.“ „O hätte meine Schwester einen Bruder, wie ich an dir eine Schwester habe.“ „Du einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend

liebe, und du einziges, das mir glückwünschen würde, wenn ich was lieber haben könnte als dich. Adieu! — komm! und laß nur niemand meine Briefe sehen.“ Wieder einen Monat später: „Nun denn, liebe Frau, was Sie thun, ist mir recht, denn mir ists genug, daß ich Sie so lieb haben kann, und das übrige mag seinen Weg gehen.“ „Ich sehe wohl, liebe Frau, wenn man Sie liebt, ists, als wenn gesät würde, es keimt unbemerkt, schlägt aus und steht da — und Gott gebe seinen Segen dazu — Amen.“ Aus Leipzig am 25. April 1776: „Die Schröter ist ein Engel. Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheren wollte, daß ich Euch könnte in Frieden lassen — doch sie sieht dir nicht ähnlich genug.“ „Bleiben Sie mir immer, was Sie mir jetzt sind.“ Am 1. Mai: „Du hast recht, mich zum Heiligen zu machen, das heißt mich von deinem Herzen zu entfernen. Dich, so heilig du bist, kann ich nicht zur Heiligen machen, und hab nichts als mich immer zu quälen, daß ich mich nicht quälen will. Hier auch eine Urne, wenn allenfalls vom Heiligen nur Reliquien überbleiben sollten.“ Am 24. Mai: „Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört — und das alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß du mir etwas sein sollst. Sie wissen nicht, was sie thun!“ Den Tag darauf: „Sie sind sich immer gleich, immer die unendliche Liebe und Güte.“ Am 22. Juni: „Ich hab Sie viel lieber seit neulich, viel teurer und werter ist mir deine Gutheit zu mir. Aber freilich auch klarer und tiefer ein Verhältnis, über das man so gerne wegschlüpft, über das man sich so gerne verblendet.“ Am 8. August:

„Ach wie bist du mir,
Wie bin ich dir geblieben!
Nein, an der Wahrheit
Verzweifl' ich nicht mehr.
Ach wenn du da bist,
Fühl' ich, ich soll dich nicht lieben,
Ach wenn du fern bist,
Fühl' ich, ich lieb' dich so sehr.

Dein Verhältnis zu mir ist so heilig sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühlte: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden, Menschen könnens nicht sehen.“ Im September: „Warum soll ich dich plagen! liebstes Geschöpf! warum mich betrügen und dich plagen und so fort! Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel. Glaub mir, wenn ich so klar wie Faden mit dir rede, du bist mit mir in allem einig. Aber eben weil ich die Sachen nur sehe, wie sie sind, das macht mich rasend. Ich will dich nicht wieder sehen. Ich seh dich eben künftig, wie man Sterne sieht! Denk das durch.“ Wenige Tage später: „Addio, mein Herz ist doch bei Ihnen, liebe Einzige, die mich glücklich macht, ohne mir weh zu thun. Doch — freilich auch nicht immer ohne Schmerz.“ Am 7. Oktober: „Ich hätte dem Schicksal dankbar sein sollen, das mich in den ersten Augenblicken, da ich Sie wieder sah, so ganz rein fühlen ließ, wie lieb ich Sie habe, ich hätte mich damit begnügen und Sie nicht weiter sehen sollen. Verzeihen Sie! ich sehe nun, wie meine Gegenwart Sie plagt, wie lieb ist mirs, daß Sie gehen, in einer Stadt hielt ichs so nicht aus.“ „Sie kommen mir eine Zeit her vor wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens, daß sein scheidender, thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupte schwebt.“ Frau von Stein hat dazu geschrieben:

„Obs unrecht ist, was ich empfinde — — —
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen;
Vernicht' es, Himmel du! wenn mich's je könnt' anklagen."

1777. Am 6. März: „Gestern hab ich mir lächerliche Gewalt angethan, Sie nicht zu sehen, und muß nun probiren, wie weit ichs heute bringen werde." Am 6. September: „Ja, lieb Gold, ich glaube wohl, daß Ihre Liebe zu mir mit dem Absein wächst. Denn wo ich weg bin, können Sie auch die Idee lieben, die Sie von mir haben, wenn ich da bin, wird sie oft gestört durch meine Thor- und Tollheit." „Ich habe Sie doch ganz allein lieb, das spüre ich an der Wirtschaft mit den übrigen Frauen. Eifersüchtig auf mich sind Sie nicht, sonst wollte ich Ihnen ein Mittel sagen." „Ihr Halstuch habe ich um, Ihr gestümpert Bild hab ich und Ihre Liebe mehr als ich weiß und soll." Am 31. Oktober: „Warum das Hauptingredienz Ihrer Empfindungen neuerdings Zweifel und Unglaube ist, begreife ich nicht, das ist aber wohl wahr, daß Sie einen, der nicht fest hielte in Treue und Liebe, von sich wegzweifeln und -träumen könnten, wie man einem glauben machen kann, er sehe blaß aus." Am 8. November: „Gestern von Ihnen gehend hab ich noch wunderliche Gedanken gehabt, unter andern: ob ich Sie auch wirklich liebe oder ob mich Ihre Nähe nur wie die Gegenwart eines so reinen Glases freut, darin sichs gut sich bespiegeln läßt."

1778. Am 1. Januar: „Ich möchte Ihnen so gern was zum neuen Jahr schicken und finde nichts, ich bin in Versuchung kommen, Ihnen von meinen Haaren zu schicken, und hatte sie schon aufgebunden, als mirs war, als wenn diese Bande keinen Zauber für Sie hätten." Am 1. Februar: „Es ist doch hübsch von Ihnen, daß Sie den, den Sie nicht mehr lieben, mit eingemachten Früchten nähren wollen, dafür dank ich. Obs gleich aussieht, als wenn Sie mir Gerichte schickten, damit ich nicht kommen solle, sie mit Ihnen zu verzehren." Im April: „Ich weiß sehr wohl, wie Sie meine Picks traktiren; daß es mir aber Ernst ist, sehen Sie daran, daß ich nicht komme, ob ich gleich gern käme. Adieu lieber Engel, hier schicke ich Ihnen Blumen. Wenn ichs übers Herz bringen kann, so gehe ich auf den Montag fort. Wenn man sich nicht sagen kann, wie lieb man eins hat, so scheints, man wolle sich mit Bösem helfen, wenns im Guten nicht fortwill." Aus Leipzig am 12. Mai: „Zeug zu ein Paar Westchen schicke ich Ihnen, es wird aussehn wie ein Küras. Ihren Sternschlüssel schlepp ich mit mir herum, lassen Sie sich von Philipp (dem Diener) meine Kapitals geben." Am 17. Juni: „Ich bin leider an Ihre Liebe zu fest geknüpft, wenn ich manchmal versuche mich los zu machen, thut mirs zu weh, da laß ichs lieber sein.

Von mehr als einer Seite verwaist,
Klag' ich um deinen Abschied hier,
Nicht allein meine Liebe verreist,
Meine Tugend verreist mit dir."

1779. Am 2. März: „Es ist mir fast unangenehm, daß eine Zeit war, wo Sie mich nicht kannten und nicht liebten. Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe, und wenn Sie nicht so feind dieser Welt wären, wollt' ich um Sie bitten zu dieser lieben Gefährtin. Noch etwas hätten Sie mir geben können, einen Talisman mehr, denn ich habe wohl mancherlei und doch nicht genug. Wenn Sie ein Misel wären, hätt' ich Sie gebeten, das Westchen erst einmal eine Nacht anzuziehen und es so zu transsubstanziiren,

wie Sie aber eine weise Frau sind, muß ich mit dem Calvinischen Sakrament vorlieb nehmen.“ Am 12. Mai: „Von Ihnen kann ich doch nicht wegbleiben. Vergebens daß ich denke, das Wasser soll einen Fall irgend wohin nehmen, werd ich immer wieder wie ein Klotz auf dem See auf einem Fleck herumgespült.“

1780. Am 8. April: „Verzeihen Sie mir meine gestrige letzte Dunkelheit, ich bin bei solchen Gelegenheiten wie ein Nachtwandler, dem man zuruft; ich falle gleich alle Stockwerke herunter. Sie haben aber recht. Und weil wir doch am Abgewöhnen sind, so wollen wir auch das mit aufschreiben und am Ende vom Thau leben wie die Heuschrecken.“ Am 5. Juni: „Was mir die Götter geben, ist auch Ihr. Und wenn ich heimlich mit mir nicht zufrieden bin, so sind Sie wie die eherne Schlange, zu der ich mich aus meinen Sünd und Fehlern aufrichte und gesund werde.“ Am 14. Juni: „Ihren Ring erhielt ich gestern und danke Ihnen für das schöne Zeichen. Sie haben doch wohl raten können, warum ich verlangte, daß Sie mit einem v das C und S von einander trennen sollen, wenn Sies recht auslegen, ists recht artig, ich zweifle fast, Sie werden das glänzende Pünktchen nicht treffen.“ Am 30. Juni: „Wenn Sie nicht bald wieder kommen oder dann nach Kochberg gehen, muß ich eine andre Lebensart anfangen. Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit geworden. Seit Sie weg sind, hab ich kein Wort gesprochen, was mir aus dem Innersten gegangen wäre.“ Am 10. Oktober: „Was Sie mir heute früh zuletzt sagten, hat mich sehr geschmerzt, und wäre der Herzog nicht den Berg mit hinauf gegangen, ich hätte mich recht satt geweint. Auf ein Uebel häuft sich alles zusammen! Ja es ist eine Wut gegen sein eigen Fleisch, wenn der Unglückliche sich Luft zu machen sucht dadurch, daß er sein Liebstes beleidigt, und wenns nur noch in Anfällen von Laune wäre und ich mirs bewußt sein könnte; aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst, indem ich die Zustände des andern wie mit einem hellfressenden Feuer verzehre. Ich werde mich nicht zufrieden geben, bis Sie mir eine wörtliche Rechnung des Vergangnen vorgelegt haben und für die Zukunft in sich einen so schwesterlichen Sinn zu überreden bemühen, der auch von so etwas gar nicht getroffen werden kann. Ich müßte Sie sonst in den Momenten meiden, wo ich Sie am nötigsten habe. Mir kommts entsetzlich vor, die besten Stunden des Lebens, die Augenblicke des Zusammenseins verderben zu müssen mit Ihnen, da ich mir gern jedes Haar einzeln vom Kopfe zöge, wenn ichs in eine Gefälligkeit verwandeln könnte und dann so blind, so verstockt zu sein! Haben Sie Mitleid mit mir.“ Am 2. Dezember: „Wir müssen einander in Sprachen und in allem forthelfen.“

1781. Am 23. Februar: „Diesen Tag will ich ruhig und fleißig zubringen, um Ihres Besuches auf den Abend wert zu sein.“ Am 8. März aus Neunheiligen: „Gestern auf dem langen Wege dachte ich unsrer Geschichte nach, sie ist sonderbar genug. Ich habe mein Herz einem Raubschlosse verglichen, das Sie nun in Besitz genommen haben, das Gesindel ist daraus vertrieben, nun halten Sie es auch der Wache wert, nur durch Eifersucht auf den Besitz erhält man die Besitztümer. Machen Sies gut mit mir und schaffen Sie gottselig den Grimmenstein in Friedenstein um. Sie haben es weder durch Gewalt noch List, mit dem freiwillig sich übergebenden muß man aufs edelste handeln und sein Zutrauen gewinnen.“ „Wir sind in der That unzertrennlich, lassen Sie es uns auch immer glauben und immer sagen. Gute Nacht. Ich habe das liebe Band im Schreiben um die Hand gebunden und küsse Ihnen in Gedanken tausendmal die Hände.“ Am 12. März: „Donnerstag Abend hoffe ich Sie allein zu finden, hoffe die ersten Stunden ganz

bei Ihnen zu sein. Meine Seele ist fest an die deine angewachsen, ich mag keine Worte machen, du weißt, daß ich von dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgendein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie wert sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu. Ich kann nicht mehr Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht du sagen konnte. Ich bitte dich fußfällig, vollende dein Werk, mache mich recht gut! Du kannsts nicht nur, wenn du mich liebst, sondern deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn du glaubst, daß ich dich liebe. Lebe wohl!" Am 27. März: „Die Offenheit und Ruhe meines Herzens, die du mir wiedergegeben hast, sei auch für dich allein, und alles gute, was andern und mir daraus entspringt, sei auch dein. Glaube mir, ich fühle mich ganz anders, meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück und mit ihr die Freude meines Lebens, du hast mir den Genuß am Gutsthun gegeben, den ich ganz verloren hatte. Ich thats nur aus Instinkt, und es ward mir nicht wohl dabei." Am 8. Juli: „In sorglichen Augenblicken ängstigt mich dein (kranker) Fuß und deiner Kinder Husten. Wir sind wohl verheiratet, das heißt, durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht. Adieu, grüße Steinen." Am 2. Oktober: „Ich bitte dich, meine Geliebte, die Ringmaße zu probiren und an den, der dir gerecht ist, ein Fädchen oder Bändchen zu knüpfen, damit ich den Stein darnach kann fassen lassen.

Den einzigen, Lotte, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich und mit Recht.
Auch ist er einzig dein. Denn seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke,
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Mondlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern."

Aus Eisenach am 10. Dezember: „Es wird mir recht natürlich, Steinen gefällig zu sein und ihm leben zu helfen. Ich bin es dir schuldig, und was bin ich dir nicht jeden Tag und den Deinigen schuldig. Was hilft alle das Kreuzigen und Segnen der Liebe, wenn sie nicht thätig wird? Führe mich auf alles, was dir gefallen kann, ich bitte dich, denn ich fühls nicht immer."

1782. Am 18. Februar: „Und dann, Lotte, ich habe eine Sorge auf dem Herzen, eine Grille, die mich plagt und schon lange ängstigt, du mußt mir erlauben, daß ich dir sie sage, du mußt mich aufrichten. Mit Schmerzen erwarte ich die Stunde, da ich dich wiedersehe. Du mußt mir verzeihen. Es sind Vorstellungen, die aus meiner Liebe aufsteigen, Gespenster, die mir furchtbar sind und die nur du zerstreuen kannst." Am 20. März: „O, du Beste! Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergebens gesucht, nun da mir die Welt täglich klarer wird, find ichs endlich in dir auf eine Weise, daß ichs nie verlieren kann." Am 12. April: „O, liebe Lotte, was sind die meisten Menschen so übel dran! Wie eng ist ihr Lebenskreis und wo läuft es hinaus! Wir beide haben dagegen Schätze, daß wir Könige auskaufen könnten, laß uns im Stillen des Bescherten genießen. Stein wird schwer geheilt werden,*) du dauerst mich. Wenn

*) Er hatte sich in ökonomische Spekulationen eingelassen.

du noch von dieser Seite beruhigt wärst, so würden wir die Last der Welt wenig fühlen." Im Mai: „Ich hatte heute schon einen sehr schönen Anfang mit Fritzen gemacht. Er ist den ganzen Tag bei mir und fleißig, munter und gut. Ich hoffe diesen Abend bei dir zu sein und kann der Hoffnung nicht entsagen. Gegen fünf will ich durch den Hof gehen und laut reden. Wenn du mich sehen magst, so komm ans Fenster." „Sei ruhig, es wird sich geben. Thue nur vorerst das Kind drüben weg und laß ihn hüben schlafen, wenn Ernst weg ist, denn es schickt sich auf alle Fälle nicht länger. Dann wollen wir es einzuleiten suchen und ich will ihm alles sein, was ich kann. Beruhige dich. Lebe wohl und fürchte nicht. Ich bin immer dein und der Deinigen." Am 18. Juli: „Ich schicke das Büchelchen nur zum Vorwande, denn du mußt mir noch ein Wort sagen, sonst habe ich keine Ruhe. Ich bin dir viel schuldig, das weiß ich wohl, aber du bist mirs auch. Laß mich nicht so." Am 22. Juli: „Ich will nicht überlästig sein, aber nur soviel sagen, daß ichs nicht verdient habe. Daß ichs fühle und schweige." Am 23. Juli: „So war es denn, Gott sei Dank, ein Mißverständnis, das dich dein Billet schreiben ließ. Ich bin noch betäubt davon. Es war wie der Tod, man hat kein Wort und keinen Begriff für so etwas." Am 24. Juli: „Während daß ich schlief, kam die Erquickung von dir, wie ich aufwache, erhalte ich sie. Noch weiß ich nicht, wie mir ist, o daß der Zustand bald vorüber gehen möge. Es ist noch so heiß, in einigen Stunden will ich kommen, will abwarten, wo es hinaus will, mein ganzes Wesen ist in seinem Innersten angegriffen. So tief deine Liebe drang und mir wohl machte, so tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir selbst zusammen. Ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin. Adieu, verzeih mir, dein Schmerz ists, der mich ängstigt. Wenn dirs nicht wieder mit mir wohl werden kann, so geb ich auf, eine freudige Stunde zu haben. Es wird, hoffe ich, werden, noch sitze ich da und sehe vor mich hin, es ist so wie eine Leerheit in meinem ganzen Wesen. Tausend Dank für deine Liebe. Ich kann nichts zusammenbringen. Aengstige dich nicht, du kennst alles. O Geliebte. Ich will kommen, sobald ich nur kann." Am 27. Juli: „Du bist herzlich gut und lieb, aber du kannst auch nicht zu viel thun. Denn nur ein Hauch, nur ein Laut, der nicht stimmend von dir zu mir herüber kommt, verändert die ganze Atmosphäre um mich. Adieu auf heute Abend. Dein Halstuch habe ich noch und behalte es bis in Garten." Am 25. August: „So habe ich noch nicht an dich geschrieben, so noch nie deine Entfernung gefühlt. Ich sehe dich immer unter den Deinigen, bin in euch transsubstanziirt." Am 28. August: „Guten Morgen, meine Geliebte. Ungern trete ich aus einem Jahre meines Lebens, das mir soviel Glück gegeben hat, und das mir durch die Versicherung deiner Liebe unvergeßlich sein wird."

1783. Am 27. Januar: „Es wird Abend, ich will und muß zu Hause bleiben, so sauer es mir wird, wenn mein Stündlein vorhanden ist und ich über die Zeit fasten soll. Laß mir ein paar liebe Buchstaben deiner Hand, ein Monogramm oder eine Hieroglyphe sehen und stärke mich noch auf die drei Stunden hinaus, da ich von dir entfernt bleibe. Lebe wohl!" Am 4. Mai: „Die Art, womit du mir gestern sagtest, du habest mir eine Geschichte zu erzählen, ängstigte mich einen Augenblick. Ich fürchtete, es sei etwas bezüglich auf unsre Liebe, und ich weiß nicht warum, seit einiger Zeit bin ich in Sorgen. Wie wundersam, wenn des Menschen ganzes inneres Glück an so einem einzigen Faden hängt. Adieu, bleibe mir." Am 25. Mai: „Fritz hat wie immer gut geschlafen und räumt nun seine Sachen ein. Du weißt doch, wie sehr ich dich auch in ihm liebe und wie sehr ich mich freue, dies Pfand von dir zu haben." Am 9. November: „Deine

freundliche Zusprache gestern Abend hat mich bewogen, heute früh an Wilhelm Meister zu schreiben, und ich hoffe, heute das vierte Buch zu schreiben und gleich das fünfte anzufangen."

1784. Am 27. März: „Es ist mir ein köstliches Vergnügen geworden, ich habe eine anatomische Entdeckung gemacht, die wichtig und schön ist, du sollst auch dein Teil dran haben. Sage aber niemand ein Wort. Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen. Lebe wohl. Wie sehr fühl ichs in fröhlichen und traurigen Augenblicken." Am 29. April: „Mit immer neuen Banden fesselst du mich an dich, Geliebte, ich habe es recht witzig angefangen, mich in dich zu kleiden, und wollte nun fast, ich hätte es nicht gethan. Es dringt etwas ganz Neues durch mein Wesen und eine angenehme Unruhe zieht mich zu dir. Wenn ich dich doch noch einen Augenblick sehen könnte! Wahrscheinlich wachst du, gegen sieben komme ich. Ich muß dich sehen, wenigstens deine Stimme hören." Von Jena am 5. Mai: „Ich danke dir für gestern und alle vergangenen Tage und drücke dich an mein Herz." Am 7. Mai: „Recht feierlich, liebe Lotte, möchte ich dich bitten, vermehre nicht durch dein süßes Betragen täglich meine Liebe zu dir. Ach, meine Beste, warum muß ich dir das sagen! Du weißt doch, wie voll Dankes mein Herz für dich ist. Seit Deianirens Zeiten ist wohl kein gefährlicher Gewand einem Geliebten gegeben worden, ich habe es in meine Brieftasche geschlossen, es hätte mich aufgezehrt. Liebe Lotte, wenn ich nach Eisenach gehe, so laß mich ruhiger scheiden. Wenn doch der Mai der Monat des Friedens für mich wäre. Leb wohl und laß mich Sonntags nicht lange warten." Am 27. Juni: „Ich danke dir oder vielmehr, mein Dank ist über allen Ausdruck für das neue Zeichen deiner Liebe. Ich habe es zu deinen Haaren gethan und trage es nun bei mir." Am 28. Juni: „Ja, liebe Lotte, jetzt wird es mir erst recht deutlich, wie du meine eigne Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da versäumt habe, mich zu harnischen, wo du mir Schild und Schirm bist. Wie freue ich mich, dir ganz anzugehören!" Am 28. Oktober: „Es geht ein Bote und ich kann dir einen Morgengruß schicken. Es ist nicht gut, daß du so lange außen bleibst, ich habe Mutter und Vaterland um deinetwillen zurückgesetzt, und nun muß ich diese Tage allein zubringen. Daraus kann nichts Gutes entstehen. Ohne dich ist mir das Leben nur eine Träumerei, und wenn ich dich missen sollte, müßte ich eine völlige Umkehrung meines Haushaltes machen." Am 22. November: „Lebe wohl, und wenn eine Bitte bei dir statt findet, so wecke den Amor nicht, wenn der unruhige Knabe ein Kissen gefunden hat und schlummert."

1785. Am 5. April: „Wirst du nach der Oper bei mir sein? Frage Steinen, ob er auch kommen will." Am 20. April: „Ich befinde mich wohl, mein lieber Schutzgeist, und freue mich deines Wohlseins. Wir wollen immer zusammen bleiben, meine Liebe. Darüber sei ohne Sorgen. Gegen Abend komme ich zu dir, und wir schwätzen uns recht aus." Am 10. Mai: „Du schreibst mir gar nicht mehr, wenn ich dich nicht auffordere. Wie befindest du dich? Sage mir ein freundliches Wort." Am 15. Mai: „So nahe bei dir, Geliebte. und die letzten Tage nicht einmal mit dir. Gar großes Verlangen habe ich darnach. Warum kannst du nicht bei mir sitzen, wenn ich arbeite?" Am 8. September: „Liebe mich, du bestes aller weiblichen Wesen, das ich je kennen gelernt habe, behalte mich recht, recht

einzig lieb und glaube, daß ich dein bin und dein bleiben will und muß.“ Am 27. Dezember: „Ich möchte dir immer etwas schicken und etwas sagen, damit du meines Andenkens gewiß bleibst. Es schmerzt mich nur, so immer getrennt von dir zu sein. Ich gehe nicht auf die Redoute und will um sieben auf deinem Zimmer sein.“ Am 30. Dezember: „Wann werden wir wieder ruhige Abende und gesellige Tage zusammen leben?“

Die Entfremdung steigerte sich im Jahre 1786, wurde zur Entwöhnung während der italienischen Reise und führte zum vollständigen Bruche, als Goethe sich nach seiner Rückkehr an Christiane Vulpius anschloß.

Die angeführten Stellen sind die wärmsten und bewegtesten in dem ganzen brieflichen Verkehre von zehn Jahren. Sie sind es, aus denen die einen hochgeschraubte platonische Liebe, die andern grobsinnlichen Verkehr herauslesen. Ich meine, dem unbefangenen Leser drängt sich die Frage nach dem letzten Grade der äußern Vertraulichkeit garnicht auf, so tief geistig ist das ganze Verhältnis. Wer möchte in diesem Ringen zweier Herzen als juristischer Inquisitor fungiren? Wenn eine Frau, deren Ehe nur eine konventionelle ist, einen hochbegabten, hinreißend liebenswürdigen jungen Mann, den „Apoll“ von Weimar, den sie liebt, in dem sie sich gleichsam verjüngt und der leidenschaftlich um sie wirbt, fünf lange Jahre hindurch trotz der engen Berührung in engen Verhältnissen in die streng sittlichen Schranken freiwilliger Selbstentfernung zurückzwingen kann, so ist dies gewiß kein Zeichen weiblicher Schwäche, und wenn der ungebundene Sohn des „Sturmes und Dranges“ sich ebenso lange und noch länger in die Zucht einer solchen Frau begiebt, seine Leidenschaft dämpft, zum gehaltenen, mächtig strebenden, rastlos schaffenden Manne heranreift, dann sind die Zärtlichkeiten, womit die allmählich alternde Frau den ernsten Mann in weiteren fünf Jahren zu belohnen, zu entschädigen, aufzurichten sucht, welcher Art sie auch gewesen sein mögen, kein Gegenstand für neugierige Untersuchungen. Wußte die Dreiunddreißigjährige, wie sie das Verhältnis zu dem liebeglühenden sechsundzwanzigjährigen jungen Manne adeln könnte, so wird die Achtunddreißigjährige dem einunddreißigjährigen Freunde gegenüber nicht plötzlich ihre Würde von sich geworfen haben. Etwas andres ist die Frage, ob wir eine so vertrauliche Annäherung zwischen einem jungen Manne und einer verheirateten Frau, wie sie in den Briefen wirklich zu Tage tritt, überhaupt gut heißen dürfen. Die Seelenfreundschaft, von der uns Düntzer so umständlich berichtet, ist doch sehr versetzt mit unzähligen Geständnissen glühender Liebe, mit verliebten Tändeleien, die in einen Geheimkultus von Halstüchern, Bändern, Haaren und Ringen ausgehen, mit Vorsichtsmaßregeln, die den Zweck haben, das Verhältnis zu verbergen. Wohl mag die lockere Sitte der Zeit, das Hofleben, das Zusammenwohnen auf eng begrenztem Raume vieles entschuldigen, unser Urteil wird dadurch nicht verändert. Wohl mag der Gatte der angebeteten Frau sehr nachsichtig oder sehr vertrauensvoll gewesen sein, so vertrauensvoll, daß er die Liebesbriefe hin- und hertragen half; sicher ist doch, daß die Seelenfreundschaft

erkaltete, als er nicht mehr täglich bei Hofe aß und infolgedessen mehr daheim war. Goethes Verhältnis zur Frau von Stein war nicht eine innige Freundschaft mit der Familie Stein, so sehr er sich dies auch einzureden suchte, sondern die fortdauernde Werbung eines Liebenden um die Geliebte, und daß dies eine verheiratete Frau war, ist und bleibt uns widerlich, wir haben ein Recht, uns dies zu gestehen. Unsre sittlichen Anschauungen sind juristisch strenger geworden, schon die geheime, vertrauliche Annäherung an die Gattin eines andern erscheint uns als ein Verbrechen. Und von diesem Standpunkte aus beurteilen wir auch die Folgen eines Verhältnisses. So weit Goethes Umgang mit Frau von Stein Seelenfreundschaft war, so weit reicht sein heilsamer Einfluß; so viel Liebeständelei sich einmengte, so viel Unheil richtete er an.

Als Goethe am 7. November 1775 nach Weimar kam, war er für das Hofleben so gut wie garnicht vorbereitet. Er war trotz mannichfaltigen Bekanntschaften, die er gemacht hatte, der Frankfurter Bürgerssohn geblieben, der „gute Junge," der Herz und Geist arglos, unbefangen über Studenten, Literaten, schlichte Bürgermädchen, Landpfarrer und Amtleute hatte ausgießen können, sicher, überall rückhaltlose Empfänglichkeit und freiwillige Unterordnung zu finden. Dem Shakspeareschwärmer, dem Kraftgenie waren schon die Geldleute in Lilis Umgebung „unerträgliche Gesichter" gewesen. In Weimar war dies anders. Wie willig auch der junge Herzog mit seinem nächsten Gefolge auf das lustige, ungezwungene Treiben der Geniewirtschaft einging, wie vorurteilsfrei auch die Herzogin-Mutter an dieser Jugendlust Anteil nahm, wie nachsichtig auch die feinfühlende Herzogin Luise auf dieses Brausen und Gähren hinabsah, der Hof im weitern Kreise setzte das altgewohnte Intriguenspiel fort, und der junge Goethe fühlte dies, er kam sich vor, wie einer der in das Wasser geworfen ist und schwimmen lernen soll. Mit dem ihm eignen Takte eines gesunden Gefühles sah er sich nach solchen um, die ihm mit treugemeintem Rate beistehen könnten. Wieland bot sich an, auch Knebel; aber sie selbst waren nicht Hofleute im engern Sinne des Wortes, sie selbst litten unter den Nadelstichen hinterlistiger Freundlichkeit. Wollte Goethe das Netz der geheimen Fäden, an welchen das Hofleben hing, klar durchschauen lernen, so mußte er eine lange Lehrzeit bei einer klugen, vollkommen eingeweihten und ihm treu ergebnen Frau durchmachen. Mit Frauen verstand er sich ohnedies am besten. Eine solche weise Frau bot sich ihm in Charlotte von Stein dar. Sie war die gereifte, geschulte Hofdame, die mit klarem Geiste das Getriebe durchschaute, dabei offen und intelligent genug, um sich nicht täuschen zu lassen, und durch die Geradheit ihrer edeln Natur so sehr über das Gemeine erhaben, daß er sich ihr unbedingt anvertrauen konnte, und auch dann hätte anvertrauen können, wenn die wechselseitige Neigung nicht das Band noch enger geknüpft hätte. Aber ihn trieb ja die leidenschaftlichste Liebe zu der anmutigen, feinen, geistvollen Frau, und daß er ihr nicht gleichgiltig war, konnte seinem scharfen Blicke nicht verborgen

bleiben. So mußte es geschehen, daß er sich ihr ganz ergab, seine schwachen Seiten an sie anlehnte, sie als das Korkwams betrachtete, das ihn über Wasser hielt. Im täglichen vertrauten Gespräche mit ihr lernte er die Personen und Verhältnisse in Weimar richtig beurteilen, lernte die Menschen behandeln, sich selbst beherrschen und im gesellschaftlichen Verkehr mit den Hofleuten nur soviel aus seinem innersten Gedanken- und Gefühlsleben ausgeben, als unbedingt nötig war. So wurde er Hofmann, ohne seine Geradheit und Offenheit preiszugeben, so lernte er alle Klippen eines weitverzweigten geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehrs leicht und sicher umschiffen, ohne an dem niederen Intriguenwesen auch nur im geringsten teilzunehmen. Das unbedingte Vertrauen der herzoglichen Familie, die freiwillige Unterordnung der Hofbeamten, die Hochachtung der Nachbarhöfe waren der große Gewinn, der ihm aus der Führung der klugen Freundin erwuchs.

Aber noch mehr. Goethe bezeichnet sich selbst wiederholt als eine sinnliche Natur. Dies ist freilich zunächst nur als Gegenteil von „abstrakt“ aufzufassen. Er nahm die Welt durch seine hellen, frischen Sinne in sich auf, nicht durch die Brille der Bücher; in den deutlichen Umrissen der Formen und Gestalten offenbarte sich ihm das innerste Wesen der Natur. Aber so angelegte Menschen sind auch großen Gefahren ausgesetzt, und besonders an einem lebenslustigen Hofe, wie der Weimarische war. Goethe selbst hatte als Student in Leipzig die Erfahrung gemacht, daß er gegen die Versuchungen der Welt nicht durch sich selbst gewappnet sei. Und daß es an dem damaligen Weimarischen Hofe auch Sümpfe gab, erkennt man deutlich aus dem, was selbst die Besten einander zutrauten. Weist doch Karl August selbst einmal Knebel ganz ernstlich in einem Briefe zurecht, weil dieser ihm vorgeworfen hatte, er habe im Findelhause in Nürnberg Kinder von ihm angetroffen. Goethe fing auch an, „sich bei allen hübschen Gesichtern herumzulügen,“ und dem herrlichen Musensohne flogen die Herzen entgegen. Aber Frau von Stein „tropfte Mäßigung in sein heißes Blut,“ sie „trieb das Gesindel aus seinem Herzen,“ und er dankt ihr, daß sie ihn vermocht habe, seinen Lieblingsneigungen zu entsagen. Wohl mag sie dabei den stillen Wunsch gehabt haben, den gepriesenen Dichter allmählich ganz für sich zu gewinnen, aber sicher ist es, daß unter ihrer Leitung die gährende, brausende Dichternatur im engen Strombett der Enthaltsamkeit tief und mächtig dahinfluten lernte; sicher ist es, daß Goethe es ihr hauptsächlich dankte, wenn „sein Leben und Dichten nicht zerrann“ wie so vieler Genossen der Sturm- und Drangperiode. Was sonst die Ehefrau dem Manne ist, die häusliche und sittliche Macht, welche den sinnlichen Teil seines Wesens eindämmt, das war Charlotte dem Dichter, und die Mittel des Ersatzes waren dieselben wie im Ehestande. In der Umgebung der Frau von Stein fand Goethe eine Häuslichkeit, und seinen eignen Haushalt festigte er dadurch, daß er die geliebte Frau so oft als möglich hineinzog. Was der Garten bot, Blumen und Früchte, was es in

seiner Küche besondres gab, Braten und Festtagskuchen, schickte oder brachte er ihr schon am frühen Morgen und war gewohnt, vom Tische seiner Lotte seinen Teil zu erhalten. Täglich wandern die Gaben hinüber und herüber, jahrelang ißt er täglich mit ihr, entweder zu Mittag oder zu Abend, häufig zweimal des Tages, nach den Konseilsitzungen am Morgen muß er wenigstens eine kurze Zeit bei ihr sein, abends zur bestimmten Stunde eilt er zu ihr und ruht im vertrauten Gespräch mit ihr aus von den Lasten des Tages. Er arbeitet mit ihr und für sie; als sie ihre Wohnung wechseln will, sucht er eine andre passende für sie aus, richtet dieselbe ein, wählt die Farben der Zimmer, sondert die Möbel und führt die Geliebte ein in das neue Heim, Charlotte läßt ihm freie Hand, sie sieht es gern, wenn er „hausvatert"; wie er nichts ohne sie thut, so thut sie nichts ohne ihn, und als er ihren Fritz ganz in sein Haus nehmen will, ist sie sofort damit einverstanden. Verreist er, so übergiebt er ihr seine Kapitalien und seine Schlüssel, und sieht er Gesellschaft bei sich, so vertritt sie die Stelle der Hausfrau. Auf diese Weise umgab sie ihn mit dem Familienfrieden, in dem allein der Mann einen festen Halt des Gemütslebens findet. Dazu kommt noch ein drittes. Charlotte von Stein war eine anregende Zuhörerin, und in dieser Beziehung einzig, unübertrefflich. Was er am Tage geschrieben hatte, konnte er ihr abends vorlesen, sie war immer bereit, mit voller Seele, mit offenem Herzen sich dem Genusse seiner Mitteilungen hinzugeben, sie freute sich schon auf die Fortsetzung, ging mit Begeisterung auf seine poetischen Pläne ein und war auch offen genug, ihm zu sagen, was ihr nicht gefiel. Mit ihr sprach er das durch, was ihn beschäftigte, Poetisches und Wissenschaftliches, von ihr wurde er angetrieben, das Begonnene zu vollenden. Da muß er denn auch fleißig sein, um am Abend ihren Beifall zu verdienen, er fühlt sich verpflichtet, seine Werke zu fördern, und er bittet sie, bei der Charakteristik seiner Frauengestalten ein Tröpflein ihres Wesens einfließen lassen zu dürfen. So entstehen gleichsam unter ihren Augen Iphigenie, Wilhelm Meister und der erste Entwurf des Tasso — wahrlich eine glänzende Reihe hoher Dichterwerke. Schon daß Goethe in dieser Zeit, unter dem Banner dieser Liebe, Iphigenie schrieb, ist ein beredtes Zeugnis dafür, daß Charlotte von Stein einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübte. Wohl hat er Corona Schröter als Darstellerin vor Augen gehabt, aber Iphigenie selbst, die anmutige, edle Beschwörerin der Leidenschaften, hat sicher ein Tröpfchen von Charlottens Wesen. In Goethes Jugendwerken haben die Konflikte der Leidenschaften oft etwas moralisch Unsicheres, Schielendes, so in den Mitschuldigen, in Werthers Leiden, in Stella; in Iphigenie ist alles sittliche Klarheit, die Liebe zur Frau von Stein hat in dieser Beziehung mindestens nichts verschlimmert. Die Teilnahme, welche die Freundin seinen geistigen Lebensäußerungen schenkte, war grenzenlos. Ihr lebhafter Trieb, sich selbst zu bilden, kam ihr dabei zu Hilfe. Sie war unermüdlich im Lernen. Ihr zuliebe treibt er Englisch, Französisch und wetteifert mit

ihr im Zeichnen. Wissenschaftliche Werke wandern hinüber und herüber, werden gemeinschaftlich studirt und beurteilt. Ihm zur Liebe vertieft sie sich in die Naturwissenschaften, interessirt sich für Steine, Moose und Infusorien, teilt seine Freude an neuen Beobachtungen und Entdeckungen. Wohl gab es am Weimarer Hofe noch viele, denen Goethe etwas vorlesen, etwas von seinen Beobachtungen und Gedanken mitteilen konnte. Wieland, Knebel, Herder, der Herzog gehörten zu seiner Gemeinde, aber die wahre Andacht fand er doch nur bei seiner Lotte. Ohne sie hätte Goethe seine hohe Dichterkraft wahrscheinlich in praktischen Kleinigkeiten zersplittert, in Singspielen, Possen und Aufzügen, wäre unter den Dichterlingen Seckendorf, Einsiedel, Knebel, der Imhof zum Hofdichter herabgesunken trotz der Mahnungen, die Merck zuweilen an ihn richtete. Denn auf ihm lastete der Druck vieler Ämter, denen er gerecht werden wollte, für die er seine ganze Kraft einsetzte. Er wollte seinem herzoglichen Freunde, seiner neuen Heimat alles sein, was in seinen Kräften stand, aber seine Kraft wurde dabei aufgerieben. Was geht nicht alles durch seinen Kopf, was liegt nicht alles auf seinen Schultern! Die Sorge für das gesamte Staatswesen lastet auf ihm, alles, bis in das Kleinste und Einzelnste, muß er durchdenken, erledigen, eine Masse von Menschen drängt sich vom Morgen an in seinem Vorzimmer, Berge von Akten warten der Erledigung, lange Sitzungen erschöpfen seine Geduld, und wochenlange Reisen treiben ihn in tausenderlei Kleinigkeiten umher. Bei Frau von Stein erholte sich sein Genius. Dort erstarkten die poetischen Keime so weit, daß sie selbst im geschäftlichen Treiben des Tages, zwischen den Akten und bei den Rekrutenaushebungen weiter wuchsen. „Wie gern — schreibt er — will ich mich heute durch die Blechkasten und Akten durcharbeiten, da ich zu dir mit Freuden meine Gedanken wenden kann.“

Goethe verdankte der Frau von Stein viel, sehr viel, er wußte dies und war unerschöpflich in Dankesbezeugungen. Frau von Stein war nicht immer die Sanfte und Freundliche. Oft beklagt er sich über den Wechsel ihrer Laune, über die Härte, mit der sie ihm begegnet. Wie empfindlich sie kränken, wie beißend sie kritisiren konnte, das erkennt man am deutlichsten aus den Schmähungen, mit denen sie den Ungetreuen später in dem Drama „Dido“ und in den Briefen an Schillers Frau verfolgt. Aber damit vertreibt sie ihn nicht, im Gegenteil, er fühlt sich nur desto mehr zu ihr hingezogen. Diese rührende Anhänglichkeit hatte ihren Grund in der tiefsten Natur des unvergleichlichen Mannes; die Veredlung, die Vervollkommnung des eignen Wesens erschien ihm als die Hauptaufgabe seines Lebens. Wer ihm darin wahrhaft förderlich war, den hielt er fest mit allen Fasern seines Herzens. Je offener ihm der erkorene Freund oder die Freundin seine Schwächen aufdeckte, desto dankbarer war er; Schroffheit und Bitterkeit machten ihn in seiner Verehrung nicht wankend, wenn Wahrheit und Teilnahme durchschienen. Nichts war ihm mehr zuwider als Heuchelei und Lobhudelei. So hatte er sich in Straßburg an den etwas älteren Herder an-

geschlossen. Ohne zu murren hatte er dessen Härten und Launen hingenommen, war ihm gefolgt wie ein treuer Vasall und hatte ihm im Krankenzimmer Gesellschaft geleistet. So schloß er sich in Weimar an die ältere Frau an. Kränklichkeit, Launenhaftigkeit, Zweifelsucht und Bitterkeit scheuchten ihn nicht aus ihrer Nähe, er betrachtete sie als seinen Schutzgeist und hielt aus bei ihr, bis sein Geist über den ihren weit hinaus gewachsen war und sie ihm nichts mehr sein konnte. Erst dann vermochte ihre Empfindlichkeit den Bruch des geschlossenen Bundes herbeizuführen.

Charlotte von Stein ist mit dem Entwicklungsgange des Dichters in dem bedeutendsten Abschnitte seines Lebens so eng verknüpft, daß der Goethebiograph ohne ein tieferes Eingehen auf ihr Verhältnis zum Dichter garnicht auskommen kann. Ihr Name ist in die wichtigste Epoche der deutschen Literaturgeschichte innig verwebt, und Knebel hat wohl Recht, wenn er sie ein Wesen nennt, „dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu stande kommen dürfte."

Man hat die Frage aufgeworfen, warum Goethe die geliebte Frau nicht bewogen habe, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen und ihm ehelich verbunden ganz anzugehören. Daß es nicht geschehen ist, spricht vielleicht für die Geistigkeit des ganzen Verhältnisses. Möglich, daß Frau von Stein um ihrer Kinder willen und aus Rücksichten auf ihre Stellung am Hofe es selbst nicht gewünscht hat, wahrscheinlicher noch, daß Goethe in ihrer Nähe hauptsächlich nur das Wachsen seines geistigen Wesens fühlte und es ahnte, daß eine Zeit kommen müsse, in der er andrer Anregungen bedürfte; die Liebe machte Goethe nicht blind, das hatte er schon vorher wiederholt bewiesen.

Dies führt uns zu der andern Seite des Verhältnisses. Soweit es ein Liebesverhältnis war, wirkte es nachteilig auf Goethes Lebensgang. Freilich ist diese Seite nicht so bequem zu beleuchten als die des geistigen Verkehrs, es wird hier immer dunkle Stellen geben, aber die übeln Folgen lassen sich wenigstens im allgemeinen nachweisen. So ist es wohl anzunehmen, daß sich Goethe durch seine Liebe zur Stein von einer ehelichen Verbindung abhalten ließ. Unter den Huldigungen, die er der verheirateten Frau brachte, unter den Liebeständeleien auf verbotenem Wege verstrich ihm das Jahrzehnt seines Lebens, in dem er eine Gattin hätte wählen sollen. Wohin diese Wahl möglicherweise gefallen wäre, darüber zu entscheiden ist ein thörichter Versuch. Robert Keil meint, Corona Schröter sei es gewesen, mit der sich Goethe sicher verbunden hätte, wenn Frau von Stein ihn nicht mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln an sich gefesselt hätte. Dies ist eben auch nur eine Vermutung, für die sich ein sicherer Beweis nicht beibringen läßt. Wohl hat Goethe der schönen Sängerin, der idealen Darstellerin seiner Iphigenie die wärmste, vielleicht sogar zeitweise eine leidenschaftliche Zuneigung entgegengebracht, wohl hielt sich Corona vertrauensvoll zu ihm wie zu ihrem Beschützer, aber daß er an eine Verbindung

mit ihr gedacht habe, ist kaum anzunehmen. Denn er wußte zu gut, wie leidenschaftlich auch andre, unter diesen der Herzog, sie verehrten, und er hatte Corona mehrmals in Verdacht, daß sie die ihr von andrer Seite gebrachten Huldigungen gar zu nachsichtig aufnehme. War es auch nur ein Verdacht, so konnte doch der Wunsch nach einer Verbindung mit ihr dadurch nicht genährt werden. Es ist überhaupt fraglich, ob Goethe am Weimarer Hofe eine seiner würdigen Gattin gefunden hätte, aber er hatte auswärts so viele ihm eng befreundete Familien, daß er eine Wahl wohl hätte treffen können. Seine Liebe zu der verheirateten Frau ließ ihn nicht dazu kommen.

Auch das war ein Nachteil des Verhältnisses zu Frau von Stein, daß er ihr zuliebe allzulange in den drückenden amtlichen Stellungen verblieb, die ihn von seinem eigentlichen Berufe abzogen. Wenn er vielleicht glaubte, daß er durch den Liebesbund mit der Verheirateten eine größere Freiheit seiner Entschließungen bewahrte, so irrte er sich. Er belud sich so sehr mit Verpflichtungen gegen sie, gab sich so sehr dem Umgange mit ihr hin, daß er zu einem raschen, kräftigen Entschlusse nicht gelangte, viele Jahre vergeudete und doch endlich sich gewaltsam losreißen mußte. Wäre sein Bund mit ihr nur ein geistiger gewesen, so hätte er seine Freiheit besser gewahrt.

Der Kulturhistoriker wird sich immer und immer wieder fragen: Wie kam unser großer Dichter zu dieser sittlichen Verirrung seiner Neigung? Mißachtete er die Ehe? Verteidigte er den Ehebruch? Keineswegs. Wie er sich mit männlicher Entschlossenheit von der Wetzlarer Lotte losriß, weil sie die Braut eines andern war, so läßt er Mittler in den Wahlverwandtschaften strenge Worte über die geringste Störung des ehelichen Bundes sagen und Ottilie, erschüttert von diesem Richterspruche, sterben. Aber liebesselige Freundschaften mit verheirateten Frauen waren ihm nicht nur nichts Anstößiges, sondern etwas sehr Anziehendes. Bestärkte er doch selbst den Herzog, den er gern so vollkommen als möglich sehen wollte, eine solche Liebesfreundschaft mit der anmutigen Frau Werther auf Neunheiligen einzugehen. Diese von Liebe durchglühten Freundschaften sind ein Merkmal der Geniezeit im vorigen Jahrhundert, unser durchaus verändertes Gesellschaftsleben kennt sie nicht. Schiller huldigte ihnen, bei Wilhelm von Humboldt finden sich Spuren, die Romantiker versanken tief hinein, uns sind sie unbegreiflich. Und wenn wir uns noch so lebhaft in ein solches Verhältnis hineindenken, immer bleibt ein Rest, der nicht lösbar ist — eine Mahnung, auf welche Schwierigkeiten man stößt, sobald man die Vergangenheit kulturhistorisch in ihren Einzelheiten erfassen will. Man hat sich lustig gemacht über die Gründlichkeit der Goethebiographen, über die „Waschzettelliteratur." Kulturgeschichtlich hat diese Einzelstudie einen hohen Wert. Hier hat man eine nicht allzuentlegene Vergangenheit, einen engen Raum, eine übersichtliche Zeit und eine sehr reiche Überlieferung. Hier kann also der Versuch gemacht werden, wie weit der Historiker ein Stück des frühern Lebens gleichsam

wiedererwecken kann. Fast möchte es scheinen, als ob man schon jetzt am vollständigen Gelingen des Wagnisses zweifeln dürfte.

Die Theater der Reichshauptstadt.

Von Karl Borinski.


b aus verlornen Ähren — ob aus verwehter Streu — nicht etwa noch mit Ehren — ein Strauß zu binden sei? — Der Liebhaber des Theaters fragt es noch immer schüchtern erglühend, sobald in dem eintönigen Wechsel der Berliner Bühnenverhältnisse einmal wieder ein vielversprechendes Farbenspiel sich seiner Dame zur Zier anzubieten scheint. Leider, leider! Es blieb immer ein bloßes Farbenspiel, und der verlornen Ähren, der verwehten Streu aus der schönen, der köstlichen Zeit des Berliner Theaters werden immer weniger.

Das neue deutsche Reich hat in der deutschen Dichtung kein Seitenstück gefunden, wie man es gehofft hatte. Das ist eine bekannte, zu oft beklagte Thatsache. Aber daß es ihr in ihrem edelsten, dem Volke wichtigsten Zweige, dem Schauspiele, geradezu verhängnisvoll geworden ist, das empfindet man wohl, aber man scheut es sich in dem Maße einzugestehen. Man hoffte, und man hofft noch immer. Daß dies Gefühl vorhanden ist, und stark und in breiten Massen, beweist der Jubel, die alle Kritik beiseite setzende Begeisterung, mit der man den ersten Dramatiker des neuen Reiches, Ernst von Wildenbruch, empfing. Er war der erste, dem es nach langem, mühsamem Pochen und Bohren — und der Schreiber dieser Zeilen gehört zu denen, die das noch mit ansehen konnten —, dem es nach harter Arbeit gelang, die eherne Mauer zu durchbrechen, welche das Theater der Gründerzeit zwischen sich und der Muse aufzurichten begann. Er ist noch immer bloß zeitlich der erste und er wird dessen stets eingedenk bleiben müssen, er wird — und das sei jetzt an einem anscheinend einschneidenden Wendepunkte seines Schaffens mit Nachdruck gesagt — er wird alle die ihn auszeichnende Energie zu der schwersten Pflicht, der Selbstzucht, aufwenden müssen, um sich selbst treu zu bleiben, um gefährlichen Abwegen, die aus der Kunst herausführen, zu entgehen, um sich auch des Ranges eines ersten Dramatikers des neuen Reiches würdig zu machen. Und doch bedeutet Ernst von Wildenbruch erst einen bewußten Gegenschlag gegen die nicht bloß wegen ihrer Einseitigkeit so verderbliche Richtung des deutschen Theaters der siebziger Jahre; es wäre lehrreich, ihn darauf hin zu analysiren, und wir behalten uns dies für passendere Gelegenheit vor. Auf dem durch ihn wiedergeschaffenen Baulande ist jedoch noch kein naiver Wuchs frisch und selbsteigen hervorgesproßt; noch ist er hüben der einzige, während drüben jenseits der Gemarkung, über die das Unkraut immer wieder ganz hinüberzuwuchern droht, die neuen Namen

wie die Pilze über Nacht herauskommen, natürlich ebenso schnell wieder verschwinden, zerpflückt, verbraucht für den Hausgebrauch des Publikums, und ebenso rasch durch neue ersetzt werden. Diese Erscheinung giebt doch zu denken. Sie beweist, daß es mit dem edeln Ziergarten der neuen deutschen Dramatik doch immer noch eine bedenkliche Sache ist, daß er gar sehr noch der Pflege, der Wartung, des Samens bedarf, der doch immer nur wieder vom Publikum ausgestreut werden kann, und daß daher schließlich immer noch die meisten Leute die Pilze lieber haben müssen als die Blumen.

An dieser Pflege und Wartung hat es äußerlich wenigstens ja nie gefehlt. Die „Pflege der Kunst," „dem Edeln, Guten, Schönen" ist noch immer die Devise der deutschen Schauspielhäuser, auch bei der dreihundertsten Aufführung des „Bettelstudenten" oder bei dem fünfhundertsten Moserschen „Schwank." Auch nicht an wirklichen Ansätzen dazu hat es gefehlt. Es giebt zwischen Rhein und Weichsel eine ganz erkleckliche Menge von Theaterdirektoren, die sich bei nur entfernter Erwähnung des deutschen Dramas auf die männliche Brust schlagen und dumpf mit feierlicher Miene und einem Seitenblicke auf ihr Bilanzbuch ausrufen: „Ich, ich hab' es retten — wollen!" Hier in Berlin beruft man sich noch immer auf die jugendlichen Schwärmer, die vor Jahren im „Nationaltheater" — zu altem, gutem Deutschen-Michel-Unstern mußte es natürlich diesen Namen führen — ihre ebenso anerkennenswerten, als unglücklichen Experimente machten. Dann kam die Idee zum „Deutschen Theater." Nicht bloß mit Wohlwollen, mit Schwärmerei wurde sie begrüßt. Da hatte man, was man wollte. Eine erlesene Zahl bedeutender Schauspielerkräfte gleich von vornherein gegeben, mit Mitteln, um es eine Zeit darauf ankommen zu lassen, unabhängig und ohne die vielen Rücksichten, welche der Hofbühne des neuen Reiches auferlegt waren. Dazu neu und frisch gestaltend, nicht gebannt vom Zwange des Alten, Überkommenen — das war etwas in Deutschland unerhörtes, das erinnerte zu sehr an ähnliche Anfänge dramatischer Glanzepochen in Spanien, England und Frankreich, um nicht zu den kühnsten Erwartungen Anlaß zu geben. Hat sie das Deutsche Theater erfüllt? Es hat negativ manches Gute gewirkt. Es hat verhindert, daß der Gedanke an so etwas wie dramatische Kunst, wie es bereits den Anschein hatte, im großen Publikum völlig einschlief, es hat das bereits begehrlich auf dies heilige Gebiet hinüberlugende Gründertum unmöglich gemacht, das sonst fraglos darauf ein großes Unwesen begonnen hätte, es hat vor allem günstig auf seine Rivalin, die Hofbühne, hinübergewirkt, deren künstlerisches Stagniren sprichwörtlich geworden war und die doch seither etwas mehr Zug zeigte. Das ist aber auch alles. Als von den Schauspielerunternehmern aus Mangel an geeigneten Aufgaben bei der zu bald hervortretenden altbackenen Grundrichtung des Theaters einer nach dem andern abschwenkte, als es da gelang, in den Durchschnittsfächern einige gute jüngere Kräfte als „Ersatz" zu gewinnen, da erfüllte die Bühne

nur eine Selbsterhaltungspflicht, nicht die eines „Deutschen Theaters.“ Dasselbe gilt von ihren als etwas so besondres gepriesenen Bemühungen um ein korrektes und glattes Ineinanderspiel. Hatten wir nicht längst im „Residenztheater“ eine Bühne, welche schon durch die von ihr gepflegte Gattung darauf angewiesen war, sich diese sogenannte „Spezialität“ zu eigen zu machen? Daß das „Deutsche Theater“ den unseligen Grundgedanken der Meininger, nämlich die Dekorationen spielen zu lassen, wie ich ihn ausdrücken möchte, in immer bänglicherer Ausschließlichkeit in den Vordergrund stellte, das wird ihm die dramatische Dichtkunst am wenigsten danken. Was aber schließlich die deutsche dramatische Dichtkunst betrifft, so ist ihrer im „Deutschen Theater“ im obigen Sinne überhaupt nicht gedacht worden.

Exempla docent. Auf welche Einfälle der moderne Gottschedianismus, welcher die „Deutsche Schaubühne“ am liebsten ganz nicht bloß „nach den Regeln,“ sondern mit den Stücken der Franzosen einrichten möchte, auf welche wunderliche Sprünge diese alte Monomanie das deutsche Theater führen kann, das beweist die Wiedereinsetzung der ci-devant „Fourchamboults“ in das klassische Repertoire seines Patenkindes in der Schumannstraße. Ist es möglich? fragt man sich. Ein Stück mit dem Normalthema der Kolportagedramatik, so abgeblaßt und fadenscheinig in seinem Dessin, wie grell, unabgestuft und buntscheckig in seinen Farben, mit einem Worte ein Stück wie geschaffen zum „Sensationsdrama“ für eine „Saison,“ dieses Stück wird aus der Rumpelkammer, nicht aus der literarhistorischen, nein aus der Theaterrumpelkammer, hervorgeholt, um zum klassischen „Repertoirestück“ eines Theaters zu dienen, das sich in seinem Titel das „Deutsche“ nennt! Ist es möglich? Natürlich, wenn sich in Deutschland einmal ein „Deutsches Theater“ aufthut, so muß es einmal möglich werden, das ist schon so hergebracht. Was würde man dazu sagen, wenn ein Berliner Theater sich einfallen ließe, eines der auffallenderen Rührstücke des vorigen Jahrhunderts, mit denen ja diese Sorte eine so sprechende Verwandtschaft zeigt, ja selbst eines der besten (etwa die „Miß Sara Sampson“) mit großem Aufwande von Zeit und Geld neu einzustudiren, und nun geruhig neben Romeo und Julie und Don Karlos allwöchentlich aufzuführen! Was würde man dazu sagen! „Antiquarischer Blödsinn,“ „Literaturgeschichtssimpelei,“ „himmelschreiende Beschränktheit gegenüber dem modernen Leben und Schaffen“ wäre das geringste, was man ihm an die Koulissen würfe. Und hier? Die ernsthaften Kritiker zucken höchstens die Achseln und Publikus schüttelt höchstens den Kopf, „schon längst gewohnt der wunderbarsten Dinge.“ Die Herren in der Schumannstraße aber wandeln ruhig weiter ihre unerforschlichen Wege, um ihr Theater aus einer Rivalin der Hofbühne zu einem Konkurrenzinstitut des Residenztheaters zu machen.

Der Abhub der Franzosen! Der Direktor des Residenztheaters würde sich hüten, jetzt etwa die „Fourchamboults“ aufzuführen. Dies Theater bleibt seiner

Aufgabe treu, es vermittelt die dramatische Tagesproduktion der Franzosen, Schlechtes und Gutes durcheinander, und wenn es dazwischen einmal ein deutsches Stück giebt, so zeigt es sich, wie rührend naiv, wie unendlich sicher vor dem dramatischen Genie der Franzosen die liebe deutsche Eintagskomödie noch immer ist. Man sieht, es hat nichts genützt, nichts geschadet. Diese holde Blüte der deutschen Liebhabertheaterliebhaberei duftet noch immer unberührt weiter nach Altbasenthee, nach belegten Butterbrötchen und ein klein, klein wenig nach Moschus und Kampher, den verräterischen Anzeichen, daß die Damen ihre guten Kleider anhaben, kurz — denn wem sage ich das alles? — nach all jenen altvertrauten Ingredienzien einer deutschen Familienprobe. Auch Paul Lindau — ich möchte durchaus in guter Meinung betonen, daß dieser Autor wesentlich auf diesem Boden steht — hat ihr weder mehr „Esprit“ noch bessern Geschmack und gefälligere Formen aufzunötigen vermocht. Das ist auch gar kein Unglück. Diese philiströse Mittelmäßigkeit ist noch immer so gesund, noch immer so zukunftsfroh, daß wir sie um alles nicht eintauschen möchten für Chik und Geschick der blasirten französischen. Auf ihr läßt sich so viel aufbauen, und — Hand aufs Herz — ist uns nicht aus ihr heraus schon so manche anmutige, liebe Frucht erwachsen, die die Literaturgeschichte nicht verschmäht hat, in ihre silbernen Schalen aufzunehmen? Bewahre sie unser Herrgott vor jenen Leuten, die es den Franzosen abgucken, wie sie räuspern, wie sie spucken, deren Schenie, ich meine, deren Geist sich niemals im deutschen Theater weisen wird. In keinem deutschen Theater, weder in dem des Herrn Emanuel Striese in Kyritz, noch in Berlin in der Schumannstraße. Es braucht kein neuer Lessing vom Himmel herabzusteigen, um es ihnen klar zu machen, „daß die dramatischen Dichter der Franzosen für ihre Nation gut wären, daß aber die deutsche Nation andre Dichter brauche.“ Und wenn sie es Lessing nicht glauben, so glauben sie es vielleicht einem Franzosen, der, zum Studium unsers höhern Unterrichts von der Regierung auch nach Berlin gesandt, zur Vervollkommung seiner Konversation fleißig die Theater besuchte und am Schlusse eines ihrer „klassischen“ Stücke im „Deutschen Theater“ die inhaltsschwere Kritik abgab: „Es ist wenigstens Deutsch!“

Botho von Hülsen ist tot, und an seinem Grabe machen viele Leute urplötzlich die Entdeckung, daß zu seinen vielen Verdiensten auch das gehöre, der deutschen dramatischen Produktion wenigstens dem französischen Sittendrama gegenüber ein Halt und eine Stütze gewesen zu sein. Ein schönes Verdienst, ein großes Verdienst! wird der Eingeweihte sagen. Diese Blätter haben schon vor längerer Zeit mit Nachdruck darauf hingewiesen, als es noch Mode war, kritiklos über Hülsen zu lachen. Jetzt scheint das anders werden zu wollen. Es ging überhaupt in diesem Falle wie beim Leichenbegängnis jenes berühmten Satirikers, dessen Ausdehnung und Trauer eine alte Frau zu der Bemerkung veranlaßte: „Ich denke, es war ein böser Mensch, denn die Leute schalten viel auf

ihn zu seinen Lebzeiten. Aber nun sehe ich, sie weinen.“ Wer auch immer sein Nachfolger sein möge, er wird sich dieses Verdienstes immer zu erinnern haben, er wird in dieser Hinsicht Hülsens Erbe antreten müssen, wenn anders er sich die Grundsympathien des Volkes sichern will. Denn das Berliner Theater ist jetzt nicht mehr bloß das Theater einer großen Stadt, es ist das Theater des Reichs. Als solchem sind ihm Pflichten auferlegt, an die es früher nicht zu denken brauchte. Und ich meine, in manchen Punkten thäte es ganz gut, wenn einmal etwas „Disziplin“ im Hülsenschen Stile in das Theaterwesen führe. Ich wundre mich z. B. darüber, daß in der gesamten Tagespresse, die doch sonst so findig ist in der Aufdeckung selbst des geringsten materiellen Mißstandes, sich noch keine Stimme erhoben hat gegen einen allerdings nicht materiellen, aber umso kläglicheren, nämlich gegen die nachgerade alle Grenzen überschreitende Frechheit, mit welcher sich das Bums- und Meßbudenunwesen auf unsern Anschlagsäulen breit macht. So wie sich das im Laufe der letzten Jahre bei uns ausgebildet hat, dürfte es in keiner europäischen Großstadt zu finden sein, selbst in London nicht, keinesfalls in Paris. Oft in Mannshöhe, mit schreiendsten Farben beklext, in einer Ausführung, die schon längst nicht mehr kindlich, die einfach kannibalisch zu nennen ist, grinsen da die abscheulichsten Fratzen von starken Männern, Riesinnen, Taucherinnen, aus der Kanone geschossenen Luftspringerinnen und dergleichen den Kunstsinn des Volkes fördernde Gebilde dem harmlos des Weges kommenden Kulturmenschen entgegen. Und niemanden fällt das auf, niemand findet es unangemessen, daß man in diesem Wust seinen Konzert- und Theaterzettel mit Mühe an einer verlorenen Stelle suchen muß, ja oft garnicht findet, weil er in jener erhabenen Gesellschaft keinen Platz mehr erhielt. Ist es nicht natürlich, wenn man sich dann bei solchen tiefdeutigen Zeichen der Zeit mitunter scheinbar grundlos vor die Stirn schlägt und verzweifelt ausruft: „Das ist deine Welt! Das heißt eine Welt!“

Sagt mir nur nicht immer, das Volk wolle es so, das Volk sei nun einmal heute so! Nein, das Volk ist noch immer ehrbar, tüchtig und gut, wie für das ganz Hohe, so auch für das ganz Gemeine nicht empfänglich. Aber ihr, ihr treibt es herab mit euern wüsten Ausrufern auf der Straße, mit euern Gründungen von Etablissements der ästhetischen Gemeinheit, kurz mit euerm ganzen Ausbeutungssystem der niedrigsten Triebe in der Menschennatur! Ihr treibt es herab mit eurer immer „praktischeren“ Erziehung, mit euerm dem Deutschen so wenig wohlstehenden politischen Hetzen und Schüren, mit euerm schrecklichen Evangelium vom alleinseligmachenden materiellen Fortschritt! Da wurde neulich sang- und klanglos in einem jener Stadtteile, wo so etwas so notthut, eine Opernbühne geschlossen, die für ihr armes Teil sicherlich mehr zum Lebensbehagen Berlins beigetragen hat, als etwa das elektrische Licht auf der Leipziger Straße. Es ist — ach nein! es war das alte Luisenstädtische Theater. Der rechtschaffen sich so durchschlagende Bürger kam mit Frau und Töchtern von

weit her dahin und hörte dort für billiges Geld schlecht und recht die alten, guten deutschen Lieder vom Don Juan und Fidelio, vom Freischütz und Oberon, vom Waffenschmied und Hans Heiling. Jetzt hat sich an seiner Stelle ein Kunsttempel aufgethan, dessen Name in den Großstädten typisch werden zu wollen scheint und der mit diesem Namen genugsam bezeichnet ist: ein „Edentheater.“ Man wird achselzuckend sagen: Ja, das Unternehmen hat wohl eben nicht mehr gelohnt. Durchaus das Gegenteil! Ich habe wohl das Residenztheater, an Wochentagen von der hundertsten Vorstellung an auch das Zentraltheater, niemals aber das Luisenstädtische Opernhaus leer, sondern immer dicht besetzt gesehen. Aber das genügte nicht. Es ließ sich vielleicht mehr herausschlagen, und so gründete man an dieser Stätte, wo kurz vorher noch das Lenorenquartett gesungen hat: „Mir wird so wunderbar“ — ein „Edentheater.“ Der ehrbare Bürger wird mit Frau und Töchtern nicht mehr dahin pilgern, das steht fest. Er wird zu Hause oder anderswo nur noch seine Zeitungen lesen und vielleicht einmal dahin gelangen, ohne Frau und Töchter hinzugehen. Aber der Rowdy, der matter-of-fact-Mann, der zivilisirte Schlingel und der kultivirte Affe, all die erlauchten Zierden und Spezialitäten des naturwissenschaftlichen Zeitalters, sie werden diesen Bums allnächtlich so wie all die andern durchstreifen, und er wird glänzende Geschäfte machen so wie all die andern. Und dann kommen sie und sagen: Ihr seht es ja! Das Volk will es ja so! Im Gegenteil, das Volk und namentlich der Hüter seiner eigentlichsten Lebensinteressen, die weibliche Hälfte, hat nicht bloß einen starken praktischen Sinn, es zeigt auch Teilnahme, es zeigt wahre Freude an einer gesunden, wackern Kunst. Und diese ist doch zugleich die Grundlage auch der höchsten, wahrhaften Kunst. Das hat sich jüngst recht deutlich gezeigt, als die Hauptstütze des verstreuten alten Wallnertheaterbestandes, Herr Thomas, auf der klassischen Stätte des Berliner Bürgerhumors, dem arg heruntergekommenen Königstädtischen Theater, Versuche zur Wiederbelebung der alten Volksbühne begann. Denn was sich im Zentraltheater jetzt als solche ausgiebt, das wird man nur in sehr beschränktem Sinne dafür gelten lassen können. Der Berliner findet sich hier mit einer starken und sehr unangenehmen Dosis Yankeetum versetzt, welches dem Philisterium der Volksbühne gerade so entgegengesetzt ist wie Anfang und Ende. Das Yankeetum bedeutet in der Kunst das letzte Ende, das wahrhafte Tohuwabohu, das äußerste Epigonentum, während das Philisterium wesentlich progonenhaft ist und daher auch immer so merklich vor dem Anfange großer künstlerischer Perioden steht. Der arme Wilken versuchte vordem im Verein mit dem schlagenden Koupletdichter Jakobson und in einem ausgesuchteren schauspielerischen Genre (ich erinnere an das ganz von der Bildfläche verschwundene witzsprühende Fräulein Bender) eine ganz besondre Auffassung des Philisteriums dort zu vertreten, die ironisch-parodische, die sich in allerlei Exkursen und tollen Sprüngen erging, aber freilich mehr für den zwanglosen Abend einer gebildeten Gesellschaft, als zur

Tageskost für das Volk eignete. Es glückte nicht recht, und er ging physisch daran zu Grunde. Herr Direktor Ernst war erfolgreicher mit seinem Gemengsel von Café chantant und Rührstück, von Operette und Moralpredigt, das er sich für jedes Halbjahr in einer Stückfabrik, deren Namen man nächstens wohl garnicht mehr auf den Zetteln finden wird, nach gleichem Rezept zusammenstellen läßt. Das humoristisch-satirische Zeit- und Gesellschaftskouplet verschwindet immer mehr und macht der Blüte des Café chantant, dem Stimmungs- und Charakterkouplet, Platz, das seine Wirkungen auf mimische Metamorphosen der Vortragenden gründet und seine Hauptwürze freilich aus zweideutigen Anspielungen zieht. Daneben taucht, denselben Regionen entstiegen, das sentimentale Lied auf mit musikalischen Schnörkeln mitleiderregender Natur. Letzteres wird schon geraume Zeit durch eine als Schauspielerin ebenso unfähige, als durch ihre plastische Erscheinung wirksame frühere Operettensängerin vertreten, für ersteres ist neuerdings eine dafür sehr geeignete, nicht minder fesche Wienerin gewonnen worden; die übrigen Schauspieler, vom alten Stamme, erstarren in sich selbst, sie werden zur eignen Larve. Da ist kein frischer Ansatz, kein Ton neuen Lebens. Besonders unangenehm wirkt die hilflos unproduktive Art, andre Bühnen übertrumpfen zu wollen, wie damals, als Link in der Walhalla-Operette auf den grotesken Einfall kam, „eine Balleteuse zu machen," und das Zentraltheater dem alsbald „zwei" Komiker als Balleteusen gegenüberstellte. Direktor Ernst selbst kopirt Emil Thomas, aber er ist eine grundverschiedene Natur und es kommt daher auch etwas ganz andres, nicht immer sehr ansprechendes heraus. Es erscheint nach alledem ganz natürlich, daß Thomas, an dessen Wiege die echte Muse der alten Königsstadt mit ihrem ganzen Gefolge von Genien des Weißbiers gestanden hat, endlich auf den Gedanken kommen mußte, statt sich bald hier bald dort in fremden Verhältnissen herumzudrücken, ein Unternehmen so recht nach seinem Sinne dem geschilderten entgegenzusetzen. Der Erfolg war, obgleich er vor der Hand als Einziger die ganze Misere, gegen die das heutige Theater zu kämpfen hat, decken mußte (nämlich schlechte Schauspieler und schlechte Stücke), ein andauernder, ein Beweis, daß es mit dem Bedürfnis des Volkes doch nicht so schlimm bestellt sein kann. Er greift jetzt vorläufig zu alten bekannten „Zierden" des Possenrepertoires zurück, scheint aber auf die Produktion nicht verzichten zu wollen, wie ein Schlußkouplet andeutet, in welchem er den Mißerfolg des ersten (allerdings nach allen Berichten grausamen) Stückes mit der Versicherung entschuldigt, daß „sein Dichter gern auf die Unsterblichkeit verzichte." Das glauben wir ihm auch gern. Ein Possendichter, der auf die Unsterblichkeit losdichtet, ist eine fürchterliche Vorstellung. Aber mitunter ist sie einem in den Schoß gefallen, der auch nicht im Traume daran dachte.

Als ausschlaggebender Beleg für das Theaterbedürfnis des Volkes, das selbst in der niedrigsten Form um eine Welt edler ist und selbst bei der roheſten

Befriedigung mehr fördert, als die dumpfe Lust, zu schauen und blöde zu staunen, als solcher diene schließlich die große Menge der Volkstheater in der Reichshauptstadt. Denn man wird hier nicht bloß Berlin, sondern vor allem den fortwährend durchflutenden Strom von Besuchern aus dem Reiche in Anschlag bringen müssen. Selbst der gewöhnlichste Tingeltangel kann meist ohne einen, oft mehrere szenische sogenannte „Einakter“ nicht durchkommen. Die vornehmste unter den Berliner Volksbühnen, das alte „Wallnertheater,“ macht gerade jetzt unter einer thätigen, wagemutigen Direktion die heißesten Anstrengungen, sich wieder auf die Höhe seines alten Glanzes zu schwingen. In dem frühern „Ostendtheater,“ der thränenfeuchten Stätte dramatisirter Gartenlaubenromane und nur ab und zu höherer Gäste in Stücken und Darstellern, in diesem auf völlig theaterlosem Revier gelegnen, großen und schönen Hause hat Herr Direktor Kurz, auch ein altbewährter Wallnerianer, gerade jetzt wieder die alte, gute deutsche Dramenrettungsidee „aus dem Volke heraus“ erneuert. Wir gönnen ihm schon für den bloßen Versuch von Herzen jene goldnen Medaillen, die erfreulichsten und wichtigsten, die einem Theaterdirektor werden können.

Wie eingangs angedeutet, die Aussichten sind auch diesmal gar vielversprechend — für die Hoffenden. Aber sie treten diesmal sehr ruhig und bescheiden auf, denn man hat inzwischen gelernt, ruhig und bescheiden zu sein. Mögen sie gerade deshalb umso sicherer sich erfüllen und mögen wir es nie zu beklagen haben, daß das Eröffnungsstück gerade — „Der deutsche Michel“ heißen mußte! Dieser deutsche Michel ist ein ganz wirklicher deutscher Michel. Er spricht in Jamben, er poltert, er hat Visionen und sieht oft nicht, was ein Blinder sieht. Aber wir meinen, er könne auch auf der Bühne origineller und komischer sein, als in dieser „Originalkomödie“ des Wiener Schauspielers L. Nötel. Ein „renommirter“ Gast verkörperte ihn. Das sei deshalb erwähnt, weil das feste Personal, welches Herr Kurz neu engagirt hat, in den Hauptvertretern bis auf eine Ausnahme dem Können oder der Anlage nach mindestens auf seiner Höhe stand. Das Theater verheißt ausgesuchte literarische Gaben, darunter Wildenbruchs auf der Hofbühne unmögliches, vom „Deutschen Theater“ ohne Grundangabe zurückgewiesenes „Neues Gebot.“ Vielleicht führt uns die Aufführung dieses vielbesprochenen Stückes gelegentlich auch auf die junge Bühne zurück. Man sieht, sie will gleich sehr ernsthaft genommen sein, ein Eindruck, den man auch von der geschmackvollen, durchaus würdigen Ausstattung und der unter ihren Verhältnissen sicherlich sehr mühevollen, gelungnen Einstudirung erhält. Wir freuen uns, daß wir so wenigstens am Schlusse auf unsern Anfang zurückkommen können, auf jene frohschüchterne Frage: Ob nicht aus Korn und Mohne — noch eine bunte Krone — wert, daß man ihrer schone — sich sammeln lasse still und treu?



Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.



nterdessen hatte Tobias Schwarz in der Schenke nach Heinrich, dem Diener, gefahndet, diesem aber nicht beikommen können. Er hatte sich darum auf den Weg gemacht, um außerhalb der Schenke irgend ein brauchbares Menschenkind aufzufinden, das er nach Rummelshausen zum Doktor schicken könnte.

Über den Platz schreitend stieß er mit Herrn Trakelberg zusammen, der soeben in eiligem Schritte von Moosdorf zurückkam und an dem Mitgliede des Ortsvorstandes vorbeistürzte; der aber rief aus allen Kräften: Herr Informator! Herr Informator! So laufen Sie doch nicht gar wie verdreht! Es kann ja keins nachkommen!

Was ist Ihr Begehren, guter Mann? Ich eile, mich im Hause einzustellen.

Die Frau Hofmarschallin ist krank geworden und obendrein ganz ohne der Herrschaften Bewußtsein; darum ist auch keins da, um nach dem Doktor zu laufen.

Wie? was? Redet Ihr richtig?

Nu, ich alter Mann werde wohl hintreten und Ihnen was aufbinden! Was ich sagen wollte, wenn Sie hinreiten wollen nach Rummelshausen, will ich rasch meinen Schimmel aus dem Stalle ziehen.

Beim Scheine des Lichtes, das aus dem Backhause fiel, starrte der Kandidat verwundert in das Gesicht des Ortsvorstandes, der seine grauen, buschigen Augenbrauen in die Höhe gezogen hatte.

Viel Güte, werter Mann!

Der Schwarz bin ich, Herr Informator, der Tobias Schwarz.

Gewiß, gewiß, und ich danke Ihnen. Angst und Sorge werden mich jedoch

rascher nach der Stadt befördern, als Ihr Schimmel es vermöchte. Überdies werde ich niemals ein Roß besteigen.

Nu, wie Sie das meinen, sagte der Bauer und zuckte die Achseln. Trakelberg aber rannte mittels seiner langen Beine unglaublich schnell davon.

Gegen Mitternacht trat Petri in das Zimmer der Hofmarschallin. Die Minna hatte bereits allerhand Hausmittel gebraucht, „was man da so macht," und wollte auch bemerkt haben, daß der Zustand der Kranken bereits besser sei. Aber Petri schüttelte den Kopf und sagte nichts, was bei ihm ein sehr bedenkliches Zeichen war. Er sandte sogleich ein Rezept nach Rummelshausen in die Apotheke und befahl dem Boten, sich sehr zu beeilen.

Cäcilie war über diesen plötzlichen Krankheitsfall höchst betreten. Abwechselnd stand sie an dem Bette der stark fiebernden Schwägerin und lauschte an der Thür vor des Hofmarschalls Zimmer. Der wanderte immer noch ruhelos auf und nieder und versetzte sie durch sein hoffnungsloses Wesen wirklich in Angst.

Er ist doch sonst nicht so unvernünftig, dachte sie, man wird ja krank, Gott sei's geklagt! wird aber doch auch wieder gesund. Und sie liegt wahrhaftig noch nicht am Tode!

Ganz besonders aber erregte es ihre Verwunderung, daß Bohemund sich nicht zeigte, als der Doktor kam. Freilich sprach Petri sich in der Nacht noch nicht aus, doch hätte Riffelshausen bei seiner übergroßen Besorgnis begierig sein müssen, von ihm ein beruhigendes Wort zu hören.

Nach einigem Überlegen beschloß Cäcilie bei dem Bruder einzudringen.

Sie fand ihn am Schreibtisch sitzend, in die Betrachtung eines kleinen, Georg vorstellenden Pastellbildes dermaßen vertieft, daß er ihren Eintritt nicht bemerkte. Sie blieb einige Augenblicke hinter ihm stehen, dann fragte sie erstaunt: Was machst du denn da?

Er fuhr auf. Wie du einen erschrecken kannst, Cäcilie! Was giebt es denn?

Petri war da und ist bereits wieder fort. Er will gegen Morgen wiederkommen.

Schön. Wann geht doch der Frühzug?

Ich bitte dich! — wohin denn?

Nach der Residenz. Ich sagte dir doch, daß Friedrichs Berechnungen nicht zu brauchen sind. Da ist mir der Einfall gekommen, nach Hofe zu fahren und zu sehen, ob mir Hoheit seinen Meier überlassen kann. Der würde uns die Sache rasch ordnen.

Cäcilie konnte nicht umhin, trotz der Wichtigkeit, die sie selbst den Gutsangelegenheiten beimaß, sich zu wundern, daß der Bruder jetzt von diesen so völlig eingenommen schien.

Da willst du jetzt reisen? sagte sie zweifelnd.

Sobald als möglich. Es thut mir leid, dich gerade jetzt, wo die Last des Hauswesens auf dir allein liegt, verlassen zu müssen; doch wirst du an Trakelberg und der braven Minna wackere Stützen haben.

Und Therese? Willst du nicht warten, bis sie sich besser befindet?

Was kann ich denn helfen? rief Bohemund ungeduldig. Ich muß fort, und damit genug.

Cäcilie schüttelte den Kopf. Ich wollte, du sagtest mir lieber, was dich so aus aller Ordnung gebracht hat, anstatt daß du dich wie närrisch geberdest.

Du magst recht haben. Es ist mir auch ein ganz närrischer Gedanke gekommen. Aber frage mich nicht; du würdest wohl nur Unsinn hören! Und ich bitte dich, laß meine Sachen zurechtlegen, ich muß fort.

Wie du willst. Cäcilie verließ das Zimmer besorgt und unzufrieden. Dann suchte sie mit der halb schlafenden Crispine, die von ihrem Niederdettenheimer Hochzeitsfeste recht spät und ermüdet heimgekommen war, in Eile die betreffenden Habseligkeiten zusammen und packte des Hofmarschalls Köfferchen. Die plötzliche Erkrankung Theresens hatte außer den Kindern das ganze Haus wachgehalten; so konnten die Vorkehrungen zu der raschen Abreise des Hausherrn getroffen werden. Von alledem endlich auch ermüdet, war Cäcilie auf einem Stuhle eingeschlafen, der sie zu einigen Augenblicken der Ruhe verlockt hatte. Dort schlief sie, als der den Hofmarschall entführende Wagen in den dämmernden Morgen hinausrollte, und schlief noch, als einige Stunden später Doktor Petri mit ernstem Gesicht die Treppe erstieg.

Doktor Petri untersuchte die Kranke und fand, daß das Fieber nachgelassen hatte; dagegen klagte sie über Schmerz im Halse und eine Engigkeit, die ihr das Sprechen erschwere.

O o! meinte Petri. Bringen Sie mir ein Licht, Minna, und einen Löffel. So, danke. Nun, das hätte ich allerdings nicht vermutet! Minna — der Doktor riß ein Blatt aus seinem Taschenbuche —, Sie müssen einen reitenden Boten nach Rummelshausen in die Apotheke schicken; aber sofort! Hier ist Diphtheritis eingetreten.

Na, ich dächte! brummte der Heinrich, der sich eben erst zum Schlafen niedergelegt hatte, als die Minna mit dem Rezept eintrat. Nun soll's schon wieder nach Rummelshausen? So eine Nacht habe ich auch noch nicht erlebt! Die Apotheker werden gerade wieder schlafen gegangen sein!

Schwatzt nicht so viel, Heinrich, sondern macht fort! unterbrach die Köchin zornig seine Rede, der Schmidt wäre sechsmal fort in der Zeit.

Der Schmidt war trotz seiner Entfernung noch immer Heinrichs Anfechtung; denn sowohl die Minna als das gnädige Fräulein führten ihn beständig im Munde, um dem armen Nachfolger seine Unpünktlichkeit, Faulheit und Ungeschicklichkeit zu Gemüte zu führen und um ihm bei jeder Gelegenheit anzumerken, daß er nicht halb so brauchbar sei wie der Schmidt. Nachdem aber der Heinrich seinen Ärger verschluckt hatte, unterbrach er sich im Stiefelanziehen und rief der Minna zu: Geht's denn schlimm mit der Gnädigen?

Aber die Minna, der es eilig war, nach der Krankenstube zurückzukommen,

beantwortete seine Frage nicht. Er brummte daher etwas und rannte, sich unterwegs den Rock zuknöpfend, nach dem Pferdestalle. Dort angelangt, fiel ihm ein, daß er das Rezept in der Stube vergessen habe, worauf er wieder Kehrt machte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

In der Hausthür rannte Heinrich beinahe gegen die beiden jungen Herren, die mit wirrem Haar und ungeordneter Kleidung an ihm vorbeistürmten. Anton rief ihm ein paar Worte zu, aber der Heinrich war viel zu eilig, um darauf zu hören. Er sagte nur, ohne im Laufe anzuhalten: Zu Befehl, Baron Anton, und stürzte in sein Zimmer, aber das Rezept war verschwunden.

Während der Unglückliche in Todesängsten zwischen Stiefelwichse, Zylinderputzern, Patronen und schwarzen Putzlappen herumsuchte, langten die Knaben in dem Pferdestall an.

Der Frieder schläft, sagte Anton, indem er nach einer Ecke wies, aus welcher lautes Schnarchen tönte.

Weck ihn! Nein, es schadet nichts; wir brauchen kein Sattelzeug, haben ja die Decken. Mach dir den Fuchs dort hinten los, das ist ein Kutschgaul, ein frommer. Ich nehme Papas Schimmel.

Aber —

Mach nur schnell, sonst reite ich allein. Eile hat's.

Anton ergab sich in sein Schicksal. Bereits zog auch Valerian das wiehernde Reitpferd des Hofmarschalls aus dem Stall, befahl dem Bruder, es zu halten, und holte auch den Fuchs. Noch hatte der schnarchende Frieder, der erst vor einigen Stunden den Herrn nach der Station gefahren hatte, seine Lebensgeister nicht zusammengerafft, da sauste der Schimmel mit Valerian schon zum Thore hinaus, glücklicherweise den vielgewohnten Weg nach Rummelshausen einschlagend. Der magere, gelenkige Junge hing wie eine Katze auf dem Pferde, während Anton sich nur mit großer Mühe auf dem nachrückenden Fuchs hielt.

Durch die sonderbaren Rufe seines Reiters angefeuert, verfiel der Schimmel in eine so beschleunigte Gangart, daß das Dorf mit Halloh und Schreien herausfand, die Pferde gingen durch. Einige liefen in größter Hast den schnaubenden Rossen nach. Umsonst! Die Landstraße entlang ging's in wildem Jagen, und ehe sie sich's versahen, langten die Reiter in Rummelshausen an. Dort stellte sich ein mutiger Gärtner, der nebst Burschen und Gemüsekarren vor des Bürgermeisters Haus hielt, den Pferden entgegen.

Laßt uns! Wir müssen nach der Apotheke, schrie Valerian keuchend. Dennoch benutzte er den gebotenen Halt, um sich mit dem Pferde in ein richtigeres Verhältnis einzulassen. Er klopfte dem schnaubenden Schimmel auf den Hals, setzte sich zurecht und sah sich dann nach dem Bruder um. Der Fuchs stand wie angewurzelt; einige Männer waren im Begriff, Anton vom Pferde zu heben.

Ohne sich recht klar zu machen, was dieser Vorgang bedeute, nahm er die Gelegenheit wahr, die seine Person der allgemeinen Aufmerksamkeit für den Augenblick entzog, und trabte, wenn auch in gemäßigtem Tempo, um die Ecke in die nächste Straße hinein. Vor der Apotheke angelangt, lärmte er so lange, bis der eine Provisor den Kopf zum Fenster herausstreckte. Was giebt's denn nur? Ach, der Valer Riffelshausen auf des Hofmarschalls Schimmel! Nun, was soll's?

Sie schlafen aber auch wie die Bären. Eine Arznei soll für die Mama gemacht werden, furchtbar schnell! Hier ist das Rezept.

Der Gehilfe erschien in der Thür und sah halb bestürzt, halb belustigt auf den erhitzten Knaben, der ihm das zerknitterte Papier überreichte.

Diese Landjunker! dachte er kopfschüttelnd, als er sich zurückzog.

Das von Doktor Petri vorgeschriebene Mittel war das Resultat seiner eigensten Forschungen und hatte, zur rechten Zeit angewandt, schon die wunderbarsten Erfolge gehabt. Daher hatte auch der Rummelshäuser Apotheker die erforderlichen Zuthaten stets bei der Hand.

Valerian war nur wenige male die kurze Straße auf und niedergeritten, als der Gehilfe mit der kleinen Flasche bereits in der Thür erschien.

Danke schön; aufschreiben! bemerkte der Landjunker, indem er hastig nach dem Medikament griff und es dann vorsichtig in die Tasche versenkte. Darauf zog er die Mütze und trabte zum Städtchen hinaus. Er hielt sich an der Seite der Fahrstraße, auf der nun schon einige morgendliche Wanderer daherkamen. Aber Valer hatte diesmal so wenig Sinn für seine Freunde, die Obst- und Gemüseweiber, Fuhrleute und Arbeiter, daß er sogar die schmeichelhafte Aeußerung des Bierhannes überhörte, der neben seinem fässerbeladenen Wagen rüstig einherschritt und ihm zurief: Alle Donnerwetter! Ist das ein Mordskerl!

Fräulein Cäcilie erstaunte nicht wenig, als sie, zu früher Morgenstunde im Hausflur stehend, ihren zweiten Neffen eintreten sah mit erhitztem Gesicht und verstaubter Kleidung. Die Crispine aber schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und schrie: Ach, du mein Heiland! Da sind Baron Valerchen selbst nach der Apotheke geritten!

Ja ja! Hier ist die Medizin; darf ich sie der Mama hinaufbringen, Tante?

Nicht um die Welt, du unverständiger Junge! Gieb her, ist es wahr?

Ja. Ich komme eben von Rummelshausen und möchte die Mama so sehr, sehr gern sehen! Bitte, laß mich mit dir gehen!

Aber Cäcilie eilte die Treppe hinauf.

Valerian, dem über den abschlägigen Bescheid das Weinen nahe kam, begann mit einem Gefühl von lebhaftem Unbehagen an seinen Knochen herumzureiben, die sich jetzt schmerzhaft bemerklich machten. Erschöpft und traurig begab er sich nach dem Eßzimmer, um bei seinem Freunde Trakelberg das gewohnte freundliche Gehör für seine Beschwerden zu finden. Wie sehr der Lehrer selbst niedergeschlagen war, bemerkte der Knabe freilich nicht.

Als er Bericht abgestattet hatte, schüttelte Trakelberg den Kopf.

Du hast nicht mit Ueberlegung gehandelt, mein lieber Valer, und dem armen Heinrich unnötig Angst und Schrecken bereitet. Auch müssen wir dem Allgütigen danken, daß ihr selbst bei diesem gewagten Unternehmen nicht Schaden genommen habt! Aber wo bleibt der liebe Anton?

Der — war doch mit? Halt! In Rummelshausen haben sie ihn aufgefangen vor des Bürgermeisters Hause. Ich glaube, der Fuchs ging durch.

Herr Trakelberg stand erschreckt auf, und Valerian folgte ihm höchst trübselig aus dem Zimmer. Er hatte seine Heldenthat so sehr bewundert, und nun begegnete er nur ernsten Gesichtern. Auch beängstigte es ihn jetzt selbst, daß Anton noch nicht anlangte.

Wollen wir nach Rummelshausen gehen und sehen, wo er bleibt, Herr Trakelberg!

Ja, das können wir thun; nur mußt du erst ausruhen und dich ein wenig säubern, lieber Valer. Gehe leise in euer Zimmer, damit du nicht störst. Wenn doch jemand käme, der uns sagen könnte, wie es mit dem Befinden deiner lieben Mutter steht!

Die beiden blieben eine Weile wartend im Hausflur stehen; d. h. der Kandidat stand, Valer lag halb auf einem Eichenholztisch, halb auf dem Stuhle davor. Es herrschte in dem ganzen Hause eine bedrückende Stille; von den oberen Räumen ertönte kein Laut. Leise putzte der Heinrich in seiner Stube das Silber, leise hantirte sogar die ungeschickte Crispine mit den ihr anvertrauten Töpfen in der Küche. Die von Cäcilie auf heute bestellten Wäscherinnen waren fortgeschickt worden, ein bedenkliches Zeichen für des Fräuleins Gemütsverfassung. Solches war in den Annalen des Hauses Siebenhofen noch nicht vorgekommen, seit Cäcilie die Zügel der Regierung in der Hand hielt.

Valerian seufzte, und Herr Trakelberg seufzte. Weder die Minna noch die Tante wollten sich blicken lassen; dagegen öffnete sich die Hausthür und mit tönendem Schritt trat der Kutscher Friede ein.

Guten Morgen auch, Herr Informator. Nichts für ungut, ich wollte nur mal fragen, wie's mit der Gnäd'gen stünd'? Sie machen im Dorf ein Lärmen drum und wollen von mir was wissen, wo ich doch selbst nichts weiß.

Lieber Mann, erwiederte Trakelberg sanft — er konnte sich niemals die Namen der Dorf- und Gutsleute merken — das müssen wir in Gottes Hand stellen. Er ist Herr über Leben und Tod.

Der Friede nickte mit gerührtem Ernst. Ja ja, da haben der Herr Kandidat schon recht. Valer aber fuhr auf und starrte den Lehrer entsetzt an, dessen letztes Wort ihn wie ein Blitzstrahl durchzuckte.

Ja, und was ich sagen wollte, bemerkte der Kutscher, Baron Anton ist noch nicht wieder da! Da möchte ich doch am Ende mal sehen, was aus dem Fuchs geworden ist! Ja, da läuft der Junker Valer freilich davon, dem schlägt's Gewissen.

Aber den Junker vertrieben nicht die Schläge des Gewissens, sondern eine überwältigende Angst zog ihn nach dem Zimmer seiner Mutter, sodaß er die Treppe hinauflief und um jeden Preis den Eintritt erzwingen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

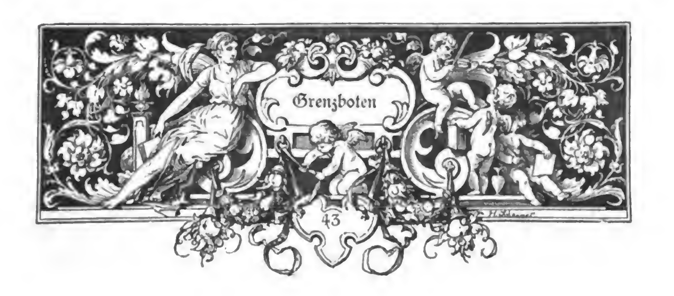
Eine große Berliner Ausstellung und — die Berliner Gasthöfe. Wenn in letzter Zeit bei Gelegenheit der Pläne einer Weltausstellung oder doch einer großen deutschnationalen Ausstellung zu Berlin von sachkundiger Seite bezweifelt wurde, ob Berlin denn auch zu einem solchen Unternehmen schon reif sei, so wurde von eifrigen Berlinern entrüstet gefragt: Warum denn nicht? sei denn nicht Berlin eine Weltstadt so gut wie eine, stehe es nicht hinsichtlich dessen, was es bieten könne, vollständig auf der Höhe der Zeit? Die letztverflossenen Wochen

haben aber gezeigt, daß diese Voraussetzung nicht zutrifft; es fehlt an etwas sehr Wesentlichem — an der Möglichkeit, einen etwas über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Fremdenzufluß in den vorhandenen Gasthäusern unterzubringen.

Die Zustände während der Naturforscher- und Aerzteversammlung haben, nach den Nachrichten der Blätter und uns mehrfach gewordenen persönlichen Aussagen, aller Beschreibung gespottet. Zahlreiche Fremde fanden einfach kein Unterkommen, und mußten nach Potsdam oder Spandau reisen, um überhaupt ihr müdes Haupt zur Ruhe legen zu können, und auch in diesen Städten war zuletzt kaum noch für die bescheidensten Ansprüche ein Plätzchen aufzutreiben. Ein uns bekannter Herr fuhr buchstäblich von dem (natürlich gefüllten) Zentralhotel aus an achtzehn Hotels vergeblich vor, und fand erst im neunzehnten noch ein kleines Zimmer, und als er abreiste, etwa mehrere Tage nach Schluß des Reichstages, sagte man ihm, daß in verflossener Nacht zehn vorgefahrene Wagen wegen absoluten Raummangels hätten abgewiesen werden müssen. War denn nun vielleicht der Zudrang zu der Naturforscher- und Aerzteversammlung ein so jeder Voraussicht spottender, daß sich hieraus keine Schlußfolgerungen herleiten lassen? Fassen wir die Zahlen ins Auge. Mit Einschluß der mitgebrachten Damen belief sich die Zahl der auswärtigen Teilnehmer auf vier- bis fünftausend, die im ganzen etwa eine Woche verweilten. Der durchschnittliche monatliche Fremdenbesuch in Berlin stellt sich gegenwärtig auf 30—40000, und es läßt sich doch wohl annehmen, daß auch bei diesem die durchschnittliche Aufenthaltszeit nicht weniger als fünf bis sechs Tage betragen wird. Demnach beträgt der Extrazudrang zu dieser Versammlung etwa fünfzehn Prozent des regelmäßigen Fremdenverkehrs. Eine Zunahme um fünfzehn Prozent stellt die Berliner Hotels auf den Kopf und jagt die Fremden nach Spandau und Potsdam! Ist das ein würdiger Zustand? Was sollte daraus werden, wenn bei Gelegenheit einer Ausstellung — was doch nichts Unwahrscheinliches wäre — sich dieser Zudrang verdoppelte?

Berlin hat viel zu wenig Hotels, um eine auf großen Fremdenzufluß berechnete Sache mit Aussicht auf Erfolg unternehmen zu können. Wohl ist in letzter Zeit manches geschehen, um dem ungeheuer gestiegenen Bedürfnisse gerecht zu werden, aber viel zu wenig. Seit der Begründung des Zentralhotels, die doch nun schon eine ganze Reihe von Jahren her ist, hat man zum erstenmale wieder in dem Hotel am Alexanderplatze einen größern Hotelbau in Angriff genommen, und doch ist Berlin seitdem um 300 000 Seelen gewachsen. Berlin muß bauen, bauen, bauen! Wie auf den größern Kreuzungspunkten unsers Eisenbahnverkehrs die Behörden sich garnicht an den Gedanken einer stetig fortschreitenden, gewaltigen Verkehrszunahme gewöhnen konnten und ein halb Dutzend mal die Bahnhöfe neu bauten, immer aber so, daß sie nach ein paar Jahren wieder zu klein waren, so vermag man offenbar auch in Berlin die Vorstellung von dem riesenhaften, stetigen Wachstume der Stadt und den hieran sich knüpfenden Folgen noch garnicht recht zu fassen und geht unbewußtermaßen immer noch bescheidentlich von der Vorstellung aus, das müsse doch einmal aufhören. Es hört aber nicht auf, wenigstens im nächsten Menschenalter noch nicht, und dazu gehört ganz von selbst, daß auch der Fremdenstrom fortwährend wächst. Soll an eine solche Veranstaltung wie die einer großen Ausstellung gedacht werden können, so muß sich bis dahin Zahl und Aufnahmefähigkeit der Berliner Gasthöfe verdoppeln und in Anbetracht der inzwischen verflossenen weiteren Jahre verdreifachen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Zur Reform des juristischen Studiums.

in seit langen Jahren in dem Volksorganismus schleichendes Übel fängt an akut zu werden, an die Oberfläche zu treten und Vorschläge zur Heilung hervorzurufen. Unser höheres Beamtentum ist ein sehr wertvoller Teil in unserm Volks- und Staatsleben. Als Träger obrigkeitlicher Gewalten und im Besitze hoher Intelligenz hat der Beamte eine Aufgabe, welche sich in ihren Zielen nicht bloß auf die Gegenwart bezieht, sondern auch für die Zukunft baut. Das deutsche Volk hat in seiner tausendjährigen Geschichte den Einfluß des Beamtentums schon mehrfach in wahrhaft epochemachender Weise zu spüren gehabt. Durch eine neue Beamtenorganisation hat Karl der Große der Macht des Besitzes gegenüber die Grundlage für einen Rechtsstaat geschaffen, und wenn derselbe seine Monarchie nur um ein weniges überdauerte, so lag eben der Grund darin, daß sich das Amt wiederum mit dem Besitze verklitterte und staatliche Hoheitsrechte in das Privateigentum übergingen. Am Ausgange des Mittelalters war es, als ein neu sich bildendes gelehrtes Beamtentum die Volksschöffen mit ihren heimischen Gewohnheiten verdrängte und die fremden Rechte des corpus juris civilis und canonici an die Stelle der letztern setzte. Gar vielfache Klagen über unsre heutigen Zustände werden in letzter Instanz auf jene fremde Rechtsgrundlage zurückgeführt. Umgekehrt hatte die preußische Büreaukratie, erzogen in Gehorsam und Tüchtigkeit durch das pflichterfüllte hohenzollernsche Königshaus, den preußischen Staat geschaffen; die Erziehung des Volkes in Zucht und Sparsamkeit, die Herstellung geordneter Finanzen, die Befreiung des Bauernstandes von den Feudallasten, die Begründung von Gemeindefreiheit und bürgerlicher Selbstregierung — alles dies ist auf Rechnung des Beamtentums zu

stellen. Diese Andeutung mag genügen; wer die Ruhmestitel der preußischen Büreaukratie in lichtvoller Darstellung kennen lernen will, der lese die letzten beiden Bände der Treitschkeschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß ein tüchtiges Beamtentum im wesentlichen abhängig sei von seiner Ausbildung, und es wird deshalb der Rückschluß gestattet sein, daß dieselbe in der fridericianischen Zeit wie in der Zeit nach den Freiheitskriegen eine sehr gute gewesen sein muß. Sucht man aber die Natur dieser Ausbildung näher zu ergründen, so wird man zu dem Ergebnis gelangen, daß in jenen Perioden die wissenschaftliche Seite wesentlich im Hintergrunde stand. Das juristische und wirtschaftliche Studium — darüber kann kein Zweifel sein — war damals auf einem sehr niedrigen Niveau; zu einer Systematik hatte es kaum das römische Recht gebracht, das öffentliche Recht erhielt erst durch Moser eine lebenskräftige Stätte auf den Universitäten. Die juristischen Fakultäten hatten in ihrer Eigenschaft als Spruchkollegien eine sehr umfangreiche praktische Thätigkeit; sie ersetzten in vielen Territorien die höhern Instanzgerichte, und man wird sicherlich nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß dieser praktische Beruf auch einen sehr wirksamen Einfluß auf die Art des Lehrens hatte. Und diese mangelhafte Wissenschaft hat doch die Redaktoren des preußischen Landrechts hervorgebracht; trotz der fehlenden theoretischen Vorbildung sind aus ihr die Männer hervorgegangen, welche den Staat aus seinen wirtschaftlichen Nöten retteten und im Zollvereine die ersten Grundlagen zur deutschen Einheit legten. Freilich je mangelhafter das theoretische Studium war, desto sorglicher war die Vorbereitung in der Praxis. Der status causae et controversiae und die Relationen, welche der Auskultator und Referendar anzufertigen hatten, lehrten klar denken, den verwirrten Stoff übersichtlich darstellen und den Rechtskern aus seiner Hülle herausschälen. Die Vermischung von Justiz und Verwaltung und ihre Vereinigung in denselben Kollegien führten den jungen Juristen unmittelbar in die praktischen Verhältnisse ein, weihten ihn in die verschlungenen Bedürfnisse des Lebens ein und gaben ihm nicht nur Stoff zum Denken, sondern auch zur Bethätigung dessen, was er gefunden hatte.

Kommen wir noch einmal auf das Universitätsstudium zurück. Dasselbe mußte auch schon aus dem Grunde einen Reiz ausüben, weil es Kompendien, welche den Lehrstoff in gründlicher und verständlicher Form zur Darstellung bringen, nicht gab. Noch eine Vorlesung über römisches Recht von Savigny oder Puchta gab dem Zuhörer ein Heft, wie es durch kein gedrucktes Buch zu ersetzen war. Der Vortrag des Lehrers war nirgends anders wiederzufinden, wer hätte da nicht fleißig, mit Genuß und Erfolg das Kolleg besuchen wollen? Dazu kam noch die Beschränktheit des Stoffes; Nationalökonomie war noch nicht vorhanden, das öffentliche Recht kaum darstellungsfähig. Ein allgemeines Staatsrecht hatte sich noch nicht entwickelt, das Staatsrecht des deutschen

Bundes war noch in den Anfängen, das partikulare Staatsrecht so sehr von privatrechtlichen Anschauungen befangen, daß es eine eigne Behandlung kaum ertragen konnte. Auch in der Praxis war der zu bewältigende Stoff lange Zeit in dem einzigen Landrecht kodifizirt, der Prozeß war nach der allgemeinen Gerichtsordnung mehr eine Instruktion, sodaß es für den Durchschnittsbeamten nicht schwer war, die Kenntnis, die er nötig hatte, zu erwerben und das Erworbene richtig anzuwenden. Bis zur Herausgabe der ersten Präjudizien des obersten Gerichtshofes und bis zur ersten wirklich wissenschaftlichen Behandlung des preußischen Rechtes war seit Emanation des Landrechts nahezu ein Menschenalter verstrichen.

Endlich ist aber nicht zu vergessen, daß das ganze Leben viel einfacher und anspruchsloser war. Manche Präsidenten oberster Kollegien werden sich erinnern, wie sie bei einem einfachen Talglicht haben studiren müssen. Der Student hielt es nicht für nötig, nach der letzten französischen Mode gekleidet zu sein, Sekt zu trinken und in Karossen spazieren zu fahren. Der Lebensgenuß war bescheiden, die Verlockungen seltener und geringer, und schon aus diesem Grunde das Studium ein ernsteres.

Es bedarf keiner näheren Ausführung, daß alle diese Verhältnisse sich von Grund aus geändert haben. Trotzdem ist die Art des Universitätsstudiums dieselbe geblieben, nur daß sich die Disziplinen, welche von den juristischen Professoren vorgetragen werden, vermehrt haben. Halten wir uns nur an das ganz nahe Liegende, so hat schon Puchta darüber Klage geführt, daß bei der Betrachtung der Universitätsmethode, wie sie sich bei den Juristen darstellt, der Eindruck erweckt wird, als sei die Buchdruckerkunst niemals erfunden worden.

Die Jurisprudenz ist eine positive Wissenschaft, deren Sätze nicht nur verstanden, sondern dem Gedächtnis eingeprägt werden wollen. Sie ist anderseits eine zu abstrakte Wissenschaft, als daß jemand mit dem bloßen Hören sie in sich aufnehmen oder auch nur mit vollem Verständnis sofort die gegebenen Definitionen begreifen und behalten könnte. So viel Mühe sich der Professor geben mag, um klar und systematisch seinen Zuhörern den Gegenstand zu entwickeln, er wird nur bis zu einem gewissen Grade das Interesse für denselben rege machen, aber niemals denselben den Zuhörern so einprägen können, daß diese imstande wären, ihr Wissen als bereichert zu betrachten, wenn sie den Hörsaal verlassen. Der Professor ist aber bei dem gegenwärtigen, durch eine Fülle von Detailstudien bereicherten Stande der Wissenschaft nicht in der Lage, seinen Gegenstand zu erschöpfen; je mehr er dies in Rücksicht auf die ihm zu Gebote stehende Zeit thun muß, desto gedrängter und präziser muß er sich fassen und desto weniger wird er seinen Zuhörern verständlich. Man frage nur einmal, ob sich ein Student für eine bestimmte Materie aus einem nachgeschriebenen Kollegienheft zu seinem nächsten Ziele, dem Examen, vorbereiten kann; er wird

dies schon deshalb nicht thun können, weil der Vortragende mit Rücksicht auf die erwähnten Grenzen in der Regel nur die eigne Ansicht als richtig vorträgt und die der andern kaum zu berühren vermag. Es verfehlt auch kein Dozent, seinen Zuhörern ein oder mehrere Hand- und Lehrbücher für das Studium zu empfehlen. Soll aber in den Kollegien nur die durch den mündlichen Vortrag gegebene Anregung die Hauptsache sein, dann erscheint unter den obwaltenden Verhältnissen die auf sie gewendete Zeit und Mühe vergeblich. Einmal werden nur wenige Dozenten diesen Zweck erfüllen; bei der Berufung zu einem akademischen Lehrstuhl kommt die Lehrfähigkeit heutzutage garnicht in Betracht. Wir wollen von dem Koterie- und Protektionswesen, welches an den Universitäten einen sehr großen Raum einnimmt, ganz absehen. Wer in der juristischen Fakultät — alle andern bleiben hier außer Betracht — Professor werden will, hat sich durch literarische Thätigkeit auszuzeichnen. Eine mehr oder minder umfangreiche Abhandlung über einen nahe oder entfernt liegenden Gegenstand, und in neuerer Zeit oft rein philologischer Natur, bildet die Legitimation zum akademischen Lehrer. Da giebt es grundgelehrte Herren, welche in der römischen Rechtsgeschichte zur Zeit des Servius Tullius so bewandert sind, als wenn sie in dem Senat dieses Königs säßen, und welche nicht imstande sind, durch ihren Vortrag den Zuhörer auch nur auf wenige Minuten zu fesseln. Sie tragen stundenlang das alte Sakralrecht der Römer vor, ohne auch nur zu bedenken, daß der Anfänger für diese Finessen keine Teilnahme empfinden kann. Bald diktiren sie eintönig, sodaß das Kolleg in eine Schreibübung ausartet, bald wechseln sie mit Vortrag und Diktat ab, sodaß das letztere nur durch den erstern verständlich wird, es aber für die spätere Zeit nicht mehr bleibt, wenn der Student darauf zurückgreifen will. Aber auch wenn der Dozent es versteht, den Zuhörer für den Gegenstand zu erwärmen, so muß derselbe, um ihn zu lernen, doch wieder auf das Lehrbuch zurückgreifen. Um nun alle juristischen Disziplinen zu hören, bedarf es durchschnittlich für jedes Semester fünf Stunden; wollte nun der Student nach gehörter Vorlesung alle die Materien auf einmal studiren, was er doch müßte, wenn ihm diese vorteilhaft sein soll, so müßte er mehr als dieselbe Zeit noch täglich auf das Studium der Lehrbücher verwenden. Das heißt aber einem jungen Manne, der eben die Schule verlassen hat und auch die Freiheit genießen will und soll, Ungebührliches zumuten. Gelangt der Student zu dieser Einsicht, und dies geschieht in der Regel nach sehr kurzer Zeit, so bleibt er aus den Vorlesungen weg, sei es um für sich, durch einen bewanderten Angehörigen gefördert, aus den Lehrbüchern sich das Wissenswerte anzueignen, sei es um sich in den letzten Semestern einem Repetenten anzuvertrauen, welcher mit ihm die Sache bespricht, ihm die Materie abfragt und ihn so zum Lernen und Verstehen der einzelnen Rechtssätze anleitet. Das ist aber nur die Schilderung der Lichtseite, welche natürlich auch ihren Schatten hat. Dieser besteht darin, daß der Student durch die Notlage

in Unfleiß und Verbummelung gerät und, einmal in den Sumpf geraten, sich nicht mehr herausretten kann, sondern elendiglich darin zu Grunde geht. Es wird über die verkommenen Studenten keine Statistik geführt, aber ihre Zahl ist groß, wie jeder bestätigen kann, der sich seiner Kommilitonen erinnert, die zu Grunde gegangen sind. Bei der großen Überproduktion der gelehrten Berufsarten in Deutschland mag dies nach der Manchesterlehre sehr heilsam sein, wie man ja auch dem Kriege eine gute Seite abgewinnen kann, weil er durch das Fortraffen so vieler Existenzen andern Platz macht. Trotzdem hat noch niemand den Krieg über den Frieden gestellt, und besser ist es sicherlich, wenn jede Kraft sich und dem Ganzen erhalten bleibt.

Man hat auch vor dem geschilderten Mangel des juristischen Studiums nicht die Augen verschlossen; man hat gesehen, wie bei dem praktischen Berufe der Mediziner und Philologen der Anschauungsunterricht eine Hauptrolle spielt, und hat versucht, denselben auf die juristischen Vorlesungen zu übertragen. Nach Art der philologischen gründete man juristische Seminare, in denen Arbeiten befertigt und besprochen werden. Sehr glückliche Ergebnisse hat man nicht damit erzielt; die Zahl der Seminarstudenten kann nur eine beschränkte sein, sie verschwindet bei großen Universitäten gänzlich, und die Anfertigung der Arbeiten setzt eine Kenntnis voraus, welche sich der Student eben verschaffen soll und bei der Art des jetzigen Studienganges nicht verschaffen kann. Einzelne Dozenten fingirten, um die Sache zu beleben, Prozesse mit verteilten Rollen; das zieht zuweilen Zuhörer an, artet aber in der Regel in eine Spielerei aus, denn eine einzige Frage nimmt ganze Stunden in Anspruch und bildet doch nur einen kleinen Teil des großen Stoffes. In allerneuester Zeit haben einzelne Dozenten zu dem Mittel von Disputationen gegriffen, indem sie dem Studenten das Studium nach dem Lehrbuche überlassen und während der Vorlesung Fragen richten. Diese Methode wird aber von der Allgemeinheit der Professorenschaft nicht als voll angesehen, nach ihrer Meinung degradirt diese Art des Lehrens die Wissenschaft und bei dem Mangel jeder Kontrole ist auch hier der praktische Nutzen gering. Überwiegend endlich ist die Masse derer, welche unser Beamtentum — was ja auch unbestritten ist — durchschnittlich als ein tüchtiges bezeichnen, und indem sie auf dieses Ergebnis mit Stolz hinweisen, es als Folge des bisherigen Studiensystems hinstellen, also jede Änderung als einen Eingriff in die durch Jahrhunderte geheiligte Universitätsfreiheit brandmarken.

Erst ein Franzose war es, welcher bei dem Studium des deutschen Universitätsganges diesen Mangel der Welt rücksichtslos verkündete, und es ist besonders anerkennenswert, daß dieser Appell bei zwei Professoren der Berliner Universität einen lebhaften Wiederhall gefunden hat. Der bekannte Nationalökonom Professor Schmoller hat unter Hinweis auf den französischen Kritiker vorgeschlagen, den Besuch der Vorlesungen zu kontroliren und beim Abgangszeugnisse zu vermerken, wie oft der Zuhörer gefehlt hat. Professor Dernburg hat dem Gegen-

stande eine besondre Broschüre gewidmet.*) Er lehnt den Schmollerschen Vorschlag ab, zum Teil weil derselbe die Universitätsfreiheit beeinträchtige und den Studenten zum Schüler degradire, zum Teil weil er, und namentlich an großen Universitäten, undurchführbar sei. Beide Gründe sind nicht so durchschlagend wie der bereits oben erörterte, daß der Kollegienbesuch in seiner jetzigen Gestaltung dem juristischen Hörer keinen Nutzen bringt. Das muß man auszusprechen wagen, und darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben. Es kann jemand noch so fleißig die Kollegien besuchen und doch kein Examen bestehen, es kann jemand recht tüchtige wissenschaftliche Arbeiten liefern, ohne je ein Kolleg besucht zu haben. Dies läßt sich durch zahlreiche, der Praxis entnommene Fälle beweisen. Auch Professor Dernburg will die bestehende Methode nicht ändern, er will sie nur dadurch für den Studirenden nutzbringender machen, daß er Theorie und Praxis abwechseln läßt. Sein Vorschlag ist folgender: „Zuerst theoretisches Studium von fünf, ausnahmsweise vier Semestern, dann Referendariatsexamen, darauf zwei Jahre Vorbereitung in der Praxis, wiederum anderthalbjähriges Studium auf der Universität und schließlich anderthalbjähriger Dienst in der Praxis, worauf das Assessorexamen folgt.“ Daß damit ein vierjähriges Universitätsstudium hineingeschmuggelt wird — ein Ausweg, auf welchen schon früher einige Professoren gekommen sind —, sei dem Vorschlage nicht zum Vorwurf gemacht. Wenn er überhaupt von Nutzen wäre, so käme es nicht darauf an, wo der Student mehr Zeit zu seiner Vorbereitung verwendet, in der Theorie oder in er Praxis. Aber der Vorschlag ist überhaupt nicht billigenswert.

Es würde einen gewaltigen Einschnitt in das Universitätsleben abgeben, wenn junge Männer in dem durchschnittlichen Lebensalter von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, nachdem sie bereits in amtlicher Stellung gewesen sind, wieder als Zuhörer in die Lehre gehen sollen. Es würde eine Vermischung der Disziplinarverhältnisse eintreten, welche der Universitätsfreiheit oder der Beamtendisziplin oder beiden zugleich Schaden brächte. Der ganze Vorschlag aber enthält einen Hintergedanken, man muß noch etwas zwischen den Zeilen lesen. Zugegeben mag werden, daß der zweite Teil des Universitätsstudiums fruchtbringender sein würde als jetzt, aber nicht bloß deshalb, weil durch die praktische Vorbildung für den Hörer die sonst abstrakten Begriffe eine konkrete Bedeutung gewonnen hätten, sondern vorzugsweise deshalb, weil der Referendar während seiner praktischen Beschäftigung das theoretische Studium aus Lehrbüchern hätte betreiben müssen. Denn ohne ein solches Studium wird kein Referendar in der Praxis irgend etwas leisten können. Dernburg sagt, ganz anders werde der Student der Vorlesung über Wechselrecht folgen, wenn er erst einmal in der Praxis einen Wechsel gesehen habe. Einen solchen zu zeigen

*) Die Reform der juristischen Studienordnung. Verlag von H. W. Müller. 41 S. Berlin 1886.

vermag auch der Dozent, und ein verständiger wird es schon jetzt thun; auch bei der Vorlesung über preußisches Grundbuchrecht hat ein früherer Professor an der Berliner Universität seinen Zuhörern ein preußisches Grundbuchblatt als Muster herumgezeigt. Hierzu wäre also eine Vorbereitung in der Praxis nicht nötig; wie aber soll sich in der Praxis ein Referendar mit einem Wechselprozesse zurecht finden? Muß er nicht immer wieder auf das Buch zurückgreifen, um sich über das Wechselrecht zu unterrichten, oder will sich Dernburg damit begnügen, daß der Referendar des ersten Stadiums in der Praxis nur diejenige Routine erlange, wie sie sich ein geschickter Gerichtsschreiber oder Protokollführer erwirbt? Werden dem Referendar, der sich nun im Besitze einer solchen Routine befindet, in dem zweiten Universitätsstadium die Vorträge über Anfechtung von Rechtsgeschäften oder Noterbrecht verständlicher werden? Endlich aber ist nach dem Dernburgschen Vorschlage für das erste Universitätsstadium garnichts gewonnen. Dasselbe bleibt mit seinen bisherigen Mängeln, wie es gewesen, wenn man auch zugeben muß, daß die letzteren deshalb weniger fühlbar werden, weil eine Prüfung ein Jahr früher eintritt. Ob dadurch in diesen Semestern der Kollegienbesuch ein fleißigerer sein wird als jetzt, darf füglich bezweifelt werden. Denn die Gründe, welche denselben jetzt nicht reizvoll und nützlich sein lassen, bleiben bestehen.

Dernburg berührt nur einmal ganz kurz die Vorbereitung in Frankreich. Es wird nicht nötig sein, sie zu befolgen, aber sie wird immerhin für uns ein gutes Vorbild werden können. Denn um es gleich vorweg zu sagen: trotz dieser von den deutschen Professoren oft mit mitleidigem Achselzucken betrachteten Methode stehen die französischen Juristen den deutschen weder an Wissenschaftlichkeit noch an praktischer Geschicklichkeit nach. Man wird freilich behaupten müssen — und die ganze Geschichte beweist es —, daß die Franzosen sehr viel mehr Anlage zur Jurisprudenz haben als die Deutschen, und nicht ohne Grund, da sie den Römern stammverwandt sind. Die französische Rechtswissenschaft weist Männer auf, welche nicht minder den Stolz der Nation ausmachen, als Savigny und Eichhorn, und die juristische Literatur ist nicht minder umfangreich und gediegen als die deutsche; man muß nur Gerechtigkeit üben. Dabei haben wir die Erscheinung, daß Theorie und Praxis dort sehr viel enger mit einander verbunden sind als bei uns. Die Praktiker treiben sehr viel mehr wissenschaftliche Studien, und die Theoretiker sind vielfach Advokaten oder Mitglieder oberster Gerichte. Aber es wird nicht nötig sein, hier näher auf die französische Methode einzugehen, denn nichts liegt uns ferner, als dieselbe sklavisch nachzuahmen.

Wir würden nicht anstehen, das Universitätsstudium auf vier Jahre zu verlängern, wenn je ein Jahreskursus eingeführt und je nach Absolvierung desselben vor einer staatlichen Kommission, sei es auch nur unter einem nicht zur Universität gehörigen Vorsitzenden, eine Prüfung abgelegt würde. Der erste

Jahreskursus würde das römische Recht, der zweite die Disziplinen des öffentlichen Rechts einschließlich des Strafrechts und Prozesses, der dritte das Handels- und Partikularrecht, der vierte die Volkswirtschaft zu umfassen haben. Jeder Vorlesung wäre ein von dem Dozenten zu bestimmendes Lehrbuch zu Grunde zu legen, und das Kolleg hätte nicht in dem Vortrage des Professors zu bestehen, sondern in einer von diesem zu leitenden Besprechung eines bestimmten Pensums. Dabei könnten Stellen aus den Quellen gelesen und einzelne praktische Fälle zur Anschauung erörtert werden. Aufgabe namentlich der Privatdozenten würde es sein, im Laufe des ganzen Quadrienniums das einmal Gelernte immer wieder durch Disputatorien im Gedächtnis zu erhalten.

Man darf freilich diese vielen Examina nicht als chinesische Institution ins Lächerliche ziehen. Es soll zugegeben werden, daß das Examen nur einen relativen Maßstab für Fleiß und Tüchtigkeit abgiebt, aber so lange man keinen bessern hat, muß man sich mit diesem begnügen. Man wird jedes Examen auf Fragen in der Klausur und auf eine mündliche Prüfung beschränken können, und keiner dürfte zu einem neuen Kursus zugelassen werden, welcher den frühern nicht mit bestandener Prüfung absolvirt hätte. Am Schlusse des Universitätsstudiums hätte eine gesamte Prüfung über das Ganze in derselben Weise stattzufinden. Wer das Bedürfnis zu einer akademischen Auszeichnung oder den Beruf zu einer akademischen Thätigkeit empfände, könnte alsdann zur Vorlegung einer wissenschaftlichen Arbeit veranlaßt werden, an die ein sehr viel strengerer Maßstab, als es jetzt geschieht, zu stellen wäre. Bei einer solchen Vorbildung auf der Universität würde eine praktische Ausbildung von drei Jahren vollauf genügen; man müßte das Obergericht ganz als Vorbereitungsstadium ausschließen. Der Hauptschwerpunkt wäre auf Staatsanwaltschaft, Amtsgericht, Advokatur und Landgericht zu legen, und im Auge zu behalten, daß es sich nur darum handeln soll, die wissenschaftlich gewonnene Ausbildung zu verwerten. Dazu reichten zwei Jahre aus, und das dritte könnte noch nach dem Belieben des Einzelnen an einem Landratsamte oder einer Bezirksregierung verwendet werden. Die Trennung von juristischem und administrativem Examen müßte wegfallen, die Ausbildung in der Praxis aber unter einer sehr viel bessern Leitung stehen. Es wird sich an jedem Kollegium ein und bei größern werden sich mehrere Beamte finden lassen, welche gegen eine mäßige Zulage die Ausbildung der jüngern Kollegen übernehmen, namentlich durch regelmäßige Vorlesungen nach Art der Universitätskollegien dafür sorgen, daß die Wissenschaft des vaterländischen Rechts nicht vernachlässigt werde. Am Schlusse dieses Referendariats hätte sich dann das Assessorexamen auf die praktische Kenntnis des geltenden Rechtes in der Form von Klausurarbeiten und einer mündlichen Prüfung zu erstrecken.

Bei dem Charakter dieser Zeitschrift ist es nicht angebracht, die vorstehende Skizze im Detail auszuführen und zu begründen. Es werden noch einige Bemerkungen genügen.

Die Jahresprüfungen werden nicht bloß zum Fleiß anhalten, sie werden auch den Vorteil haben, Aspiranten, welche durchaus keine Anlage zum juristischen Studium haben, bei Zeiten auf eine andre Laufbahn zu verweisen, während jetzt eine solche Erkenntnis dem Einzelnen erst kommt, nachdem er die besten Lebensjahre vergeblich verwendet hat.

Der ganze Gang der Vorbildung ist auf ein ernstes Lernen gerichtet, ohne der akademischen Freiheit und der Wissenschaftlichkeit Eintrag zu thun. Es wird, abgesehen von den Ferien,. immer noch so viel Zeit übrig bleiben, daß der Einzelne sich mit dieser und jener Materie wissenschaftlich abgeben kann, auch imstande ist, ein historisches oder philosophisches Kolleg dabei zu hören.

Wenn wir uns nicht täuschen, läuft die Universitätsstudienreform schon jetzt auf dieses Ziel hinaus. In Berlin giebt es gegenwärtig einige Repetenten, welche den Studenten nicht in einem halben Jahre einpauken, sondern ihn zwei Jahre lang in der oben geschilderten Weise zum Studium des Rechts anleiten, und diese Repetenten werden von den Professoren geradezu empfohlen. Es ist dies ein Beweis, daß auch die letzteren das Vorhandensein des Bedürfnisses anerkennen und auf eine Befriedigung desselben Bedacht nehmen. In Berlin sind Richter und jüngere Anwälte, welche mit den Referendarien wiederum das geltende Recht in disputatorischer und Vortragsform betreiben, und diese Männer erfreuen sich sogar der Begünstigung der vorgesetzten Behörden. Man hält also auch von dieser Seite eine solche Unterstützung und Anleitung der Referendarien für erforderlich.

Man darf deshalb hoffen, daß das Gerücht, es werde im preußischen Justizministerium an einer Reform der Studienordnung gearbeitet, nicht der Grundlage entbehrt. Es ist aber erforderlich, daß man auch den Mut hat, die Sache ganz zu thun, selbst auf die Gefahr hin, Institutionen, deren einziger Vorzug in ihrem Alter besteht, gründlich zu beseitigen und an deren Stelle Einrichtungen zu setzen, welche dem Volke die Ausbildung eines tüchtigen Beamtentums gewährleisten. Denn Studiren heißt nicht: hören oder schreiben, sondern lernen, und eine praktische Vorbildung besteht nicht in der Routine, ein Formular richtig auszufüllen oder ein Protokoll zu führen, sondern eine Frage des wirklichen Lebens mit Gründlichkeit und Schärfe zu behandeln.

Das preußische Heer und sein Offizierstand bildet den Neid und das Vorbild für andre Nationen. Gerade die Ausbildung unsrer Offiziere ist ähnlich wie die oben vorgeschlagene, und wir sollten meinen, daß auch der heimische Zivildienst von dem militärischen lernen könnte, wie man ein wissenschaftliches und tüchtiges Beamtentum heranbildet.



Land und Leute in Bulgarien.

2. Das Volk und seine Sitte und Kultur.



Von den 2823865 Bewohnern, welche Bulgarien zufolge der letzten Zählung hatte, kamen auf das Fürstentum 2007919, auf die autonome Provinz Ostrumelien 815946. Jenes ist seit dem August 1882 in vierzehn Kreise (Okruschije) eingeteilt, welche in sechsundfünfzig Bezirke (Okolija) zerfallen. Die bevölkertsten Kreise sind Sofia, Tirnowo, Schumen, Varna, Wrasa, Köstendil, Plewna, Rustschuk und Rasgrad. Wie in Rußland, überwiegt das männliche Geschlecht an Zahl das weibliche. Der Nationalität nach zerfielen die Einwohner des Fürstentums in 1345507 Bulgaren, wobei indes die an der Grenze sitzenden eigentlich serbischen Schopi mitgezählt waren, 527284 Türken, 49064 Rumänen, 37600 Zigeuner, 12376 Tataren, 11551 Griechen, 3837 Armenier, 1275 Deutsche, 1124 Russen, 1894 Kroaten und 16407 Angehörige andrer Nationalitäten. Dem griechisch-orthodoxen Bekenntnisse gehörten 1404409, der katholischen Kirche 5562, dem Islam 578060, dem Judentume 14342, andern monotheistischen Religionen 5546 an. Bei der letztern Zahl befanden sich 359 Protestanten. Ostrumelien zerfällt nach dem organischen Statut (der Verfassung) in achtundzwanzig Kantone, von denen Philippopel, Eski-Zagra, Hasköj und Sliwen die meisten Einwohner aufweisen. Auch hier überwiegt das männliche Geschlecht das weibliche, und zwar um ungefähr 7000 Seelen. Nach der Nationalität war die Provinz von 573560 Bulgaren (70,3 Prozent der Gesamtbevölkerung), 174729 Türken (21,4 Prozent), 42654 Griechen (5,2 Prozent), 19549 Zigeunern (2,4 Prozent), 1306 Armeniern (0,2 Prozent) und 4177 Juden (0,5 Prozent) bewohnt. Unter den Bulgaren bekannten sich etwa 15000 zum römisch-katholischen Glauben. Die bei weitem größere Mehrheit der Bevölkerung kommt in beiden Teilen Bulgariens auf das platte Land. Städte über zehntausend Einwohner gab es 1881 nur elf, und zwar war die bevölkertste Philippopel mit 29053 Einwohnern. Dann folgten der Höhe der Bewohnerzahl nach Rustschuk mit 26163, Varna mit 24555, Schumla mit 23093, Widdin mit 13714, Rasgrad mit 11625, Swistow mit 11540, Plewna mit 11474, Tirnowo mit 11247, Wrasa mit 11190 und Silistria mit 10642 Einwohnern.

Zu den Ergebnissen dieser Zählung muß bemerkt werden, daß sie in den letzten Jahren erhebliche Veränderungen erlitten haben, und zwar besonders in Bezug auf die Zahl der türkischen Bevölkerung, die sich sowohl im Fürstentume als in der Provinz durch Auswanderung beträchtlich vermindert hat, da sie

allen Grund hatte, von der Rachsucht und dem Eigennutz der Bulgaren für ihr Leben und Eigentum zu fürchten. Es gehört zu den Verdiensten des Fürsten Alexander, daß er ihnen Sicherheit und gleiches Recht mit seinen übrigen Unterthanen verschaffte. Über diese Massenflucht des muhamedanischen Elements besitzen wir von dem Konsul Sax interessante Berichte. Sie begann bereits vor zehn Jahren und nahm rasch den Charakter einer förmlichen Völkerwanderung an, die dem Lande allmählich fast eine Million Menschen entführte, welche nur zum Teil durch Einwanderung nichtmuhamedanischer Slawen ausgeglichen wurde. Die Bewegung nahm ihren Anfang mit dem Bulgarenaufstande von 1876. Dann folgte bei Beginn des russisch-türkischen Krieges als zweiter Akt der eilige Abzug der von der Pforte in Bulgarien angesiedelten Tscherkessen, denen nach dem ersten Übergange des Generals Gurko über den Balkan viele ihrer türkischen Glaubensgenossen nachzogen. Nach dem Falle Plewnas flohen fast alle Muslime aus der Gegend von Sofia. Um Neujahr 1878 begann hierauf die allgemeine, mit großen Menschenverlusten verbundene Flucht der Türken und Tscherkessen aus dem ganzen nördlichen und mittleren Thrazien nach Kleinasien und Syrien. Bei dem Rückmarsche der russischen Armee von San Stefano nach Ostrumelien zogen an 60000 Bulgaren des türkischen Grenzgebietes mit ihr, um sich in den von den Türken verlassenen Ortschaften anzusiedeln. Es waren ihrer jedoch zu viele herbeigeströmt, sodaß nicht weniger als 42000 die erwarteten Ländereien nicht bekommen konnten und infolge dessen nach der Umgegend von Adrianopel zurückkehrten. Auch eine große Anzahl der aus dem Lande geflohenen Türken versuchte um diese Zeit, ihren Grundbesitz in Ostrumelien wieder einzunehmen, scheiterte aber damit an dem Widerstande der neuen bulgarischen Herren desselben, und es kam, im Herbst 1879, zu argen Gewaltthaten und blutiger Verfolgung der Muhamedaner, die einen weitern Abzug dieses Elements im Gefolge hatte. Die Flüchtlinge gingen teils nach Konstantinopel, teils nach der zu Rumänien geschlagenen, wenig einladenden Dobrutscha. Wie in dem Fürstentume wurde ihren zurückgebliebenen Glaubensgenossen auch in Ostrumelien von jetzt an von der Behörde Schutz vor weiterer Beraubung und Mißhandlung zugesagt und in der Hauptsache auch verschafft. Indes blieb ihre Lage immerhin so ungewiß und unbehaglich, daß ohne Zweifel die meisten von ihnen schon ausgewandert sein würden, wenn sie ihre Güter einigermaßen hätten verkaufen können, und obwohl dies nicht der Fall war, dauerte der Exodus der Türken aus beiden Hälften Bulgariens doch bis jetzt in großem Maßstabe fort. Aus den Gegenden südlich vom Balkan sind noch im Jahre 1883 deren mindestens 50000 nach Kleinasien ausgewandert, und es wird angenommen, daß gegenwärtig die muslimische Bevölkerung ganz Bulgariens nicht viel mehr als eine halbe Million Seelen zählt.

Die Bulgaren werden jetzt den Südslawen zugerechnet, da ihre Sprache im wesentlichen mit der serbischen übereinstimmt, die wiederum in der Hauptsache

der kroatischen gleicht. Sie sind jedoch als ein finnisch-tatarisches Volk hier eingewandert und erst im Laufe der Jahrhunderte in Rede und Sitte zu Slawen geworden. Ursprünglich ein Zweig desselben Stammes, dem die Großrussen angehörten, zogen sie im sechsten und siebenten Jahrhundert aus den Gegenden der Wolga nach der Balkanhalbinsel, unterwarfen die dortigen slawischen Völkerschaften, gingen aber später in deren Wesen auf, doch nicht, ohne gewisse Charaktereigenschaften zu bewahren, mit denen sie sich noch heute von ihren serbischen Nachbarn unterscheiden. Diese sind ein leichtlebiges, offenherziges, rasch aufbrausendes Volk, wenig zum Überlegen, zu stetiger Arbeit und zum Sparen geschaffen, die Bulgaren dagegen erscheinen diesen Sanguinikern gegenüber als Leute von phlegmatisch-melancholischem Temperament, verschlossen und überlegsam, schwerfällig, aber beharrlich im Denken und Handeln, hinterlistig und immer in erster Reihe auf ihren Nutzen und Vorteil bedacht. Hat der Serbe als Phantasiemensch manche Züge vom Iren, so läßt sich der Bulgare, der nüchterne Verstandesmensch, mehr mit dem pfiffigen, selbstsüchtigen Schotten vergleichen. Der Grundsatz, daß Nehmen seliger als Geben sei, hat dieses harte, derbe Bauernvolk mit andern Bauersleuten gemein, aber er prägt sich bei ihm stärker und gröber als Geiz und Habgier aus, und Dankbarkeit ist hier weit seltener als ihr Gegenteil anzutreffen. Die Bulgaren waren von Natur zu geduldige Naturen, um wie die Serben und die Griechen selbst an Abwerfung des türkischen Joches zu denken, aber sie waren, als Rußland es ihnen abnahm, nicht so erkenntlich, daß sie geduldig zugesehen hätten, als dieses ihm nun das seinige aufzulegen strebte, sie sahen in der geschenkten Freiheit Vorteile liegen, die sie sich auszunutzen eilten, und zwar mit möglichst wenig Rücksicht auf das Interesse der Befreier, deren Macht sie anderseits als Leute von engem Gesichtskreis nicht vollständig zu würdigen imstande waren. Die Gebildeten unter ihnen, welche Wien und Paris, Odessa und Petersburg gesehen haben, wissen allerdings genug von der Welt, um etwas von dem Spiele der Kräfte zu verstehen, welche einander in der großen Politik entgegenwirken und sich auch am Balkan bekämpfen. Sie bilden aber eine sehr geringe Minderheit und sind durch die ungeheure Metamorphose, welche das Volk aus der politischen und sozialen Nichtigkeit der Rajah plötzlich in den Zustand fast unbegrenzter Selbstregierung versetzte, aus Rand und Band gegangen, auch, zum Teil wenigstens, vom Nihilismus angesteckt. Übrigens sind alle Bulgaren, ob gebildet oder nicht, auch insofern zu Slawen geworden, daß sie sich leicht in den Wechsel der Geschicke finden und hastig die günstige Stunde ausbeuten, unbekümmert, ob das die Gefahr einer Rückkehr zu unerfreulichen Zuständen herbeiführen mag. Maßhalten ist nicht Sache des Slawen. Er kann sich ohne viel Überwindung in die Stellung eines willenlosen Knechtes finden, und er bedarf keiner langen Überlegung, um sich den Anarchisten beigesellen zu können; aber eine Teilung der Gewalten ist ihm schwer begreiflich, gegenseitige Schonung der einen durch die

andre ein Unding, das konstitutionelle Regiment also für ihn nicht anwendbar und das parlamentarische noch weniger. Es war daher eine Absurdität, wenn nicht ein Schachzug der russischen Politik, wenn man es in Bulgarien einführte. In die äußere Form und Maschinerie des Volksvertretertums dagegen fand sich der bulgarische Bauer ziemlich leicht, einmal, weil er rasch begreift, dann, weil er Vorübung zu der Sache mitbrachte. Sich mit der Regierung der Giaurs zu befassen, war der Osmanli zu stolz und zu träge gewesen, und so waren die bulgarischen Gemeinden während einer langen Fremdherrschaft, welche das Volk vielfach mißhandelte und ausbeutete, unabhängig geblieben und hatten ihre besondern Angelegenheiten in öffentlichen Versammlungen selbständig ordnen und verwalten gelernt. Die bäuerlichen Mitglieder des Sobranje, welche die große Mehrzahl ausmachten, waren daher im Debattiren keineswegs unerfahren und für die Behandlung der nächstliegenden Fragen nach dem, was vorteilhaft schien, durchaus nicht ohne lokale Vorbildung. Nur das war ein Schade für das Land, daß sie am Herkommen festhingen, nicht über die Gegenwart und ihr Dorf oder ihren Kreis hinaussehen konnten und von der festen Überzeugung geleitet waren, daß der bulgarische Bauer am klügsten thue, ein Bauer zu bleiben und sich jeden Fortschritt, der doch nur Geld koste, möglichst weit vom Leibe zu halten. Man hatte zu leben, man erfreute sich vielfach eines mäßigen Wohlstandes, was wollte man mehr? Nur die Gebildeten, die Schulmeister und Advokaten, kannten den Ehrgeiz, mit dem man höher hinaus will, als man steht. Ein Adel existirte nicht, ein Stand von großen Grundbesitzern ebensowenig. Der Einfluß der Geistlichkeit war, seit ein nationaler Klerus den früher griechischen ersetzt hatte, von geringer Bedeutung. Sie dachte nicht daran, auf die Handlungsweise der Gemeinden einzuwirken, und sie thut dies auch jetzt nicht, wenn wir von einigen höhern Würdenträgern absehen, die sich mit Politik befassen. „Die bulgarischen Priester, sagt Remmer,*) werden vom Bischof geweiht, von der Gemeinde gewählt und von denen, die ihrer Leistungen bedürfen, bezahlt. Sie sind großenteils unwissende Bauern, die ihr Feld gleich den andern bearbeiten, und deren Vorzug nur in der Ordination besteht, die sie zur Verrichtung gewisser Zeremonien befähigt. Die Religion ist hier wie in den meisten Ländern orthodoxen Bekenntnisses übernatürliche Sicherung gegen das Böse in der Natur, eine Schatzkammer von Zaubermitteln also, nicht eine Führerin zum Sittlich-Guten. Wie sollte es rechtzeitig regnen, wie das Vieh gesund bleiben und der Wolf von der Herde ferngehalten werden, wenn der Pope und sein Segen nicht da wären? Darüber hinauszugehen und von so schwer begreiflichen und übel in das feindliche Leben passenden Dingen wie Moral und edler Menschlichkeit zu reden, würde ihm mit seiner Rohheit unmöglich und seinen

*) In der vor kurzem erschienenen, vielfach sehr belehrenden Broschüre: „Die bulgarische Situation."

Pfarrkindern unverständlich sein... Seelsorge ist unbekannt, selbst von Predigt nicht die Rede. Der bulgarische Priester ist ein bescheidner Mann. Vom Bauer teilweise erhalten, sucht er sich ihm angenehm zu machen, nicht aber seinen geistlichen Herrn zu spielen... Hat er doch den Bischof für seine Bestätigung baar zu bezahlen, und muß er doch nunmehr die Spendung der gepachteten Heiligtümer möglichst einträglich zu gestalten suchen, und welcher Bauer würde sich von einem andern Bauer, der sich von ihm nur durch die Weihen unterscheidet, belehren, beherrschen und überhaupt in seine Angelegenheiten hineinreden lassen... Es giebt mithin in Bulgarien weder eine Aristokratie, noch eine Priesterschaft, die sich zu politischen Zwecken verwenden ließe, noch eine Klasse von Reichen und Gebildeten, welche auf die Bauern einwirken könnte. Die einzige organisirte Macht, welche der Regierung oder der gerade herrschenden Partei zu Gebote steht, liegt im Militär und Beamtentum."

Sieht man von den größern Städten ab, so zeigt Bulgarien in Ernährung, Gesittung und gesellschaftlicher Ordnung etwa die Zustände, die in Deutschland vor tausend Jahren herrschten. Bildung und Kenntnis beschränken sich auf sehr enge Kreise. Geistige Wildnis, in welcher grober Egoismus dem nächsten Bedürfnis nachgeht, umdunkelt diese Stellen allenthalben. Die ungeheure Mehrzahl des Volkes besteht aus kleinen Grundbesitzern, welche meist in kommunistisch gestalteten Familienverbänden mit mehreren Generationen unter demselben Dache beisammen hausen, was beiläufig bei allen Südslawen vorkommt. Goptschewitsch sah in einem Hause nicht weniger als sechs Generationen mit fünfunddreißig Personen zusammengepfercht, wozu noch vier Schwiegermütter und Schwägerinnen kamen. Die Familie setzte sich zusammen, wie folgt: der Urahn (Starjeschina) und dessen Frau, beide angeblich über hundert, ein Sohn und eine Tochter der beiden, siebzig bis achtzig, drei Enkel, fünfundvierzig bis sechzig, sieben Urenkel und zwei Frauen derselben, zwischen zwanzig und vierzig, sechzehn Ururenkel weiblichen und männlichen Geschlechts zwischen zwei und zwanzig Jahren alt, von denen der eine seine Gattin und einen Sprößling von etwa elf Monaten bei sich hatte. Diese großen Hausgenossenschaften entstehen dadurch, daß die heiratenden Söhne bei den Eltern bleiben und die verwitweten Töchter gewöhnlich zu diesen zurückkehren. Wird das Haus schließlich zu eng, so baut sich der zuletzt Heiratende neben dem Stammhause eine besondre Hütte. So entwickelt sich allmählich ein Dorf, dessen Bewohner sämtlich nahe verwandt miteinander sind und welches der Urahn mit unbeschränktem Ansehen regiert. Die Frauen erfreuen sich einer bessern Stellung und Behandlung als in Serbien und gar in Montenegro, wo sie nicht viel mehr als Sklavinnen der Männer sind. Sie helfen bei der Feldarbeit und weben, nähen und sticken die Kleidung für die Familie, wobei sie oft viel Geschmack entwickeln. Man rühmt ihnen Sittsamkeit und eheliche Treue nach. In den Nonnenklöstern herrscht große Ungebundenheit. Mit der Klausur wird es nicht streng genommen, und man wunderte sich,

daß Kanitz es für unerlaubt hielt, in einem solchen Nachtherberge zu nehmen; doch darf man sich nach Versicherung dieses Reisenden dabei nichts Arges denken.

Im allgemeinen ist der bulgarische Landmann Eigentümer des Bodens, den er bebaut, und des Hauses, in welchem er wohnt. Doch findet sich in manchen Gegenden, besonders in Ostrumelien, auch ein Pachtsystem, nach welchem der Reiche dem unbemittelten Bauer Saatkorn, bisweilen Ochsen oder Büffel für den Pflug und den Erntewagen, manchmal selbst diese und andre Geräte liefert und dafür von dem Pächter einen Zins erhält, der zwischen vierzig und sechzig Prozent des Reinertrages schwankt. In andern Strichen des Landes, vorzüglich im westlichen Bulgarien, besteht, beiläufig wie in Serbien, eine dem Mir der Russen entsprechende Einrichtung, nach welcher der gesamte Grund und Boden des Dorfes der Gemeinde gehört und die Familienhäupter ihn nach Verlauf einer Reihe von Jahren immer von neuem durch Verloosung unter sich verteilen, wobei nur die männlichen Einwohner von einem bestimmten Alter berücksichtigt werden.

Weder das Christentum noch der Islam hat unter den Bulgaren das Heidentum ausrotten können. Es hat sich nur teilweise verwandelt und dem Christentume anbequemt und lebt neben demselben als Aberglaube fort, zum Teil in ganz unverfälschten Resten des alten Vorstellungskreises. In vielen Volksliedern dieser thrazischen Lande ist die Sonne als göttliches Wesen, als die eigentlich die Welt regierende Persönlichkeit gedacht, die zwischen der Menschheit und dem zwar allmächtigen, aber in Unthätigkeit verharrenden Gott Vater vermittelt. Sie ist aber eine Gottheit, deren Leben im Jahre verläuft und wieder verläuft und sich in ihren Manifestationen an die christlichen Feste anschließt. Weihnachten (bulgarisch „Boschitsch," d. h. der kleine Gott) feiert nicht Gott als Sohn, sondern die Sonne als gleichsam neugeboren, als noch unkräftig, aber dennoch Segen verheißend, Ostern ist ein Fest des Sieges der Sonne über den Drachen des Winters. In den bulgarischen Liedern ist von einer Mutter der Sonne, von ihrer Schwester, dem Monde, von ihrer Gemahlin, dem Morgenstern, die Rede; in andern erscheint der Sonnengott unheimlich und gefährlich, weil seine Liebe zu irdischen Frauen diesen gewöhnlich verhängnisvoll wird. Im heiligen Elias lebt der Gewittergott der alten Naturreligion fort. Wie alle Südslawen glauben die Bulgaren an Samodiven und Samowilen, einsam in den Wäldern und an Gewässern hausende halbgöttliche Wesen weiblichen Geschlechts, die gleich den Nymphen der altgriechischen Welt dort Tänze aufführen und bisweilen zu Helden in Beziehung treten, ja sich selbst mit ihnen vermählen, meist aber durch ihre Berührung mit ihnen Unheil veranlassen. Neben ihnen giebt es Judas, eine Art Nixen, von denen Miladinow sagt, die Juda, die auch Stia heiße, sei eine Frau mit langen Haaren, welche an Flüssen und Seen hause und die sich zu ihr verirrenden Menschen mit dem Netze ihrer Locken fange, um sie im Wasser zu ertränken. Ferner giebt es Naritschnitzen, Bestimmerinnen, deren drei sind, und

die am Abende nach der Geburt eines Kindes herbeieilen, um dessen Lebensdauer und Schicksale festzustellen, wobei die dritte mit ihrer Gunst oder Ungunst den Ausschlag giebt. Feindselige übernatürliche Wesen sind endlich die in allen Naturreligionen eine wichtige Rolle spielenden Schlangen und Drachen, welche der Bulgare mit dem Blitze in Verbindung bringt. Gleich dem Sonnengotte und den Wilen verfolgen auch die Drachen, unter denen man sich nicht unsre reptilienartigen und geflügelten Ungeheuer vorstellt, bisweilen Sterbliche mit ihrer Zuneigung, beschenken sie und entführen sie auch wohl. Der oder die Geliebte erkrankt aber von dieser Leidenschaft und stirbt davon verzehrt. Zu den Schlangen dieses Volksglaubens gehören auch die Lamien, die unter andern unschönen Eigenschaften auch die haben, daß sie dem Getreide des Bauern nachstellen. Wenn es donnert, so sagen die Leute, der heilige Elias mache in seinem Feuerwagen Jagd auf die weizenfressenden Lamien, und wenn es einschlägt, so meint man, er habe sie erschossen. Ein seltsamer Zug ist, daß man behauptet, bei Gewittern schliefen alle nach dem Tode ihres Vaters gebornen Säuglinge, und ihre Seelen verließen zeitweilig ihren Leib, um dem Heiligen bei seiner Verfolgung der Feldverderber Hilfe zu leisten.

Spiele und Tänze sind bei den Bulgaren sehr beliebt, doch werden letztere von beiden Geschlechtern stets getrennt aufgeführt. Der Schatz der Volkslieder ist außerordentlich reich. Er stimmt indes großenteils mit den bekanntesten Stücken der serbischen Volkspoesie überein, und der Süden Bulgariens, das alte thrazische Land, wo es schon im Altertume allenthalben tönte, wo der Orpheus der Mythe lebte, hat zu ihr weit mehr beigetragen als der Norden. „Wie bei den westlichen Stammverwandten der Bulgaren, den Serben — sagt Rosen im Vorworte zu seinen »Bulgarischen Volksdichtungen« —, die dichterische Begabung sehr ungleich verteilt ist und neben der poetischen Herzegowina das Fürstentum Serbien als das Land der Prosa bezeichnet werden kann, so sind es von den Bulgaren hauptsächlich die Macedonier und die Südthrazier, welche die Dichtkunst pflegen. Was im Balkan und in der eigentlichen Bulgarei, dem Lande zwischen Balkan und Donau, gedichtet und gesungen wird, reicht weder an Masse noch an innerem Werte an das poetische Erzeugnis des Südens."

Wir kommen schließlich auf die militärischen Eigenschaften der Bulgaren. Eine Zeit lang hatte man Ursache, in dieser Hinsicht sehr gering von ihnen zu denken. Die bulgarische Legion, die sich 1876 während des Krieges zwischen der Pforte und Serbien dem Heere des letzteren anschloß — sie zählte 800 Mann und stand unter Filip Hoti —, zeichnete sich nur durch Feigheit aus, und als ihr der Oberbefehlshaber beim Angriff auf Akpalanka eine Rolle zuwies, erfuhr er, daß er damit eine Unbesonnenheit begangen hatte. Die Bulgaren ließen ihn beim Vorrücken im Stich und vereitelten zuletzt das ganze Unternehmen, indem sie in der folgenden Nacht spurlos verschwanden. Auch die bulgarischen Druschinen, welche 1877 an der Seite der Russen fochten, erwarben sich wenig Lob

und Ehre. Indes war hier wie dort zu bedenken, daß diese Kriegsleute einem Volke angehörten, welches bis dahin ein durchaus friedliches Leben geführt und Waffen kaum in den Händen gehabt, geschweige denn gebraucht hatte. Daß sich aus ihm gute Soldaten machen ließen und daß es sich in Wirklichkeit tüchtig zu schlagen gelernt hatte, als es durch die von Rußland geliehenen Offiziere gehörig organisirt und geübt worden war, bewies der Krieg mit Serbien, mögen die Siege bei Sliwnitza und Pirot auch mehr auf die Schwäche und das Ungeschick der letzteren als auf die wohl etwas zu viel gepriesene Tapferkeit ihrer Gegner zurückzuführen sein.



Wein- und andre Fälschungen.



Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß gerade in manchen entschieden freisinnigen und freihändlerischen Blättern so energisch für das rücksichtsloseste Verbot aller Behandlung und künstlichen Veredlung des Weines eingetreten wird. Wir stellen nicht in Abrede, daß es Gesichtspunkte giebt, von denen ein derartiges absolutes Verbot sich würde rechtfertigen lassen, aber wir glauben behaupten zu dürfen, daß mit dem nämlichen Rechte dann nicht nur gegen eine Menge von Surrogaten, sondern gegen das ganze freihändlerische Prinzip vorgegangen werden müßte, und daß alle diese Feinde der Weinveredlung unbewußt den Ast absägen, auf dem sie selbst sitzen. Um das darzuthun, fassen wir zunächst einmal Art und Zweck der Weinveredlung ins Auge und suchen dann den Punkt zu gewinnen, von dem aus dieses Verfahren demjenigen in unzähligen andern Fällen, ja den vom freihändlerischen Standpunkte aus recht eigentlich als „zeitgemäß“ angesehenen, analog ist.

Nicht zu bestreiten ist, daß der Begriff „Wein“ scharf und klar festgestellt werden kann: Wein ist gegohrener Traubensaft. Es mag auch zugestanden werden, daß das bischen für die Haltbarkeit der Fässer erforderliche Schwefeln an diesem Begriffe nichts ändert. Sowie wir aber den Satz streng durchführen wollen, daß der Wein mit andern Stoffen nicht vermengt oder versetzt werden dürfe, so geben wir damit kund, daß wir auf alle südlichen Weine verzichten, denn diese lassen sich bekanntlich ohne einen Zusatz von Spiritus weder versenden noch aufbewahren. Sei es — wir trinken also nur rheinisches Traubenblut. Wir müssen es auch in der That selbst trinken, denn versendungsfähig ist auch unser Wein ohne Behandlung nicht. Soll nämlich ein Wein im Welt-

handel eine Rolle spielen, so muß er vor allem gleichmäßig sein, und der Käufer oder Händler muß mit einer gewissen Genauigkeit wissen, was er hat. Dies ist aber ohne Behandlung, Verschnitt, auch allerhand Zusätze nicht möglich; von dem nämlichen Rebstocke kann man nicht zwei Jahre hintereinander genau denselben Wein erhalten, und zwar handelt es sich hier nicht etwa um unbedeutende, nur dem feinen Kenner zum Bewußtsein kommende, sondern um sehr wesentliche Abweichungen. Nicht einmal zwei Jahrgänge gleichen einander unbedingt, sondern, wenn z. B. der eine hauptsächlich auf gutem Verlauf der Blüte, der andre mehr auf einem günstigen Spätsommer beruht, so zeigen sie sehr erhebliche Unterschiede. Der Handel aber verlangt, wie gesagt, eine Waare, welche von einem Jahre zum andern annähernd die nämliche oder doch eine im hohen Maße gleichartige ist, und der immer noch weit vorherrschende Welthandelswein, der Bordeaux, erfüllt diese Bedingung auch; freilich nur dadurch, daß der Weinhandel (wie dies die französischen Handelskammern in ihren Berichten oft genug aufzuweisen haben) ihn je nach Maßgabe der verschiednen üblichen Marken und der Preise durch Verschnitt, Behandlung und Zusätze zu dem gleichartigen Getränke macht, welches die Natur nun einmal nicht liefert. Machen wir es nicht ebenso, so müssen wir darauf verzichten, selbst unsre feinsten Produkte — vielleicht mit Ausnahme der hochfeinen Kabinetsweine — in das Ausland abzusetzen. Aber noch mehr: auch die meisten unsrer weinbautreibenden einheimischen Landschaften werden, wenn der Grundsatz der absoluten Reinheit streng durchgeführt werden soll, darauf verzichten müssen, ihren Wein auch dem übrigen Deutschland anzubieten. Die badischen Seeweine z. B. werden von Badnern sehr gern getrunken, die Neckar- und Tauberweine ebenso in ihrer Heimat; aber außerhalb trinkt sie niemand, weil die ersteren zu rauh, die letzteren zu dünn sind. Verschneidet man die Neckarweine mit dem kräftig schmeckenden Seewein, so giebt dies ein sehr befriedigendes, auch im übrigen Deutschland über ein gewisses bescheidenes Absatzgebiet verfügendes Getränk. Und nun kommen wir erst zu dem eigentlich entscheidenden Punkte. Es wächst in unserm lieben Deutschland eine stattliche Menge Wein, aber die ganz guten Weinjahre sind selten, und die ganz schlechten ziemlich häufig, und wir glauben kühn behaupten zu dürfen, daß ein absolutes Verbot jeder Veredlung die Folge haben würde, das schlechte Produkt für die Verbraucher außerhalb seiner engsten Heimat schlechterdings ungenießbar, damit aber zugleich den ganzen Weinbau unrentabel und bestandsunfähig zu machen. Wer sagt: Keinen andern wie absolut reinen Wein! der sagt: Keinen deutschen Wein! und da es in den andern Weinländern erst recht keinen absolut reinen Wein giebt, so sagt er sogar: Keinen Wein! Wir stimmen ganz bei, daß es besser sei, völlig reinen als noch so gut behandelten Wein zu haben, und wir persönlich gehen noch einen Schritt weiter und wollen lieber einen etwas sauern als einen „geschmierten" Wein trinken. Aber alles mit Maß. Es wächst in geringen Lagen und schlechten

Jahren, Gott sei's geklagt, ein Wein, den man, so wie er wächst, nicht trinken kann, weil eben der absolute Essig wohl zu manchen Dingen gut ist, nicht aber zum Trinken; durch gute Behandlung aber läßt auch solcher Wein sich zu einem trinkbaren, ja zu einem angenehmen und guten und dabei durchaus bekömmlichen machen. Denn es sei mutig heraus gesagt: das Geschrei gegen jede Weinbehandlung und Weinveredlung beruht wesentlich auf thörichtem Vorurteil. Nicht der behandelte, sondern nur der schlecht behandelte Wein ist verwerflich, und die verehrlichen Herren Opponenten haben mehr als wahrscheinlicherweise schon sehr oft behandelten Wein als absolut reinen getrunken und das treffliche Getränk höchlichst belobt. Nicht das ist das Elend, daß unsre Winzer den Wein behandeln, sondern daß sie es leider Gottes so vielfach thun, ohne etwas von der Sache zu verstehen und ohne die gehörigen Einrichtungen zu haben. Wer die gehörige Menge guten Zuckers zusetzt und dieselbe dann im gleichmäßig warmen Gährkeller auf Null vergähren läßt, der hat dem Weine nur dasjenige auf künstlichem Wege gegeben, was derselbe unter günstigeren Umständen auch von Natur hätte haben können, und hat damit ein schlechtes Getränk zu einem guten, Gott und Menschen wohlgefälligen gemacht. Wer aber allerdings nicht einmal einen ordentlichen Keller, geschweige denn einen Gährkeller hat und eine Pantscherei mit schlechtem, billigem Kartoffelzucker anstellt, der bringt freilich ein polizeiwidriges Gesöff zu stande. Auch Glyzerin mag unter Umständen bis zu einem gewissen Punkte gestattet sein, ebenso die Zusätze von Rosinen, Beeren, die manche Produzenten lieben. Immer kommt es vor allem darauf an, daß das Geschäft mit Verständnis und mit guten Materialien und Einrichtungen betrieben werde, und es ist allerdings richtig, daß man hierfür beim Weinhändler weit mehr Wahrscheinlichkeit hat als bei dem kleinen Pfälzer oder Moseler Weinbauern. Was vollends den eigentlichen „Verschnitt" betrifft, d. h. die Mischung verschiedner Weine, so ist nicht abzusehen, warum in dieser etwas Bedenkliches gefunden werden soll (auch wo sie gewisser, an sich ja harmloser Zusätze nicht entbehren kann, und selbst wenn zu diesen etwas Spiritus gehören sollte), und wir halten es für eine, von keinem Sachkundigen bestrittene Thatsache, daß, wenn man alles derartige verbieten will, jeder Weinhandel aufhört.

So viel über die Weinbehandlung. Aber geschehen denn nun nicht bei andern Verbrauchsgegenständen ähnliche, ja viel ärgere Dinge? Bleiben wir zunächst einmal bei den Getränken. Bier — ein Getränk aus Hopfen und Malz, nicht wahr? Und nicht wahr, so muß es unverändert bleiben, und niemand darf sich unterstehen wollen, einmal Bier oder ein bierartiges Getränk auf andre Weise und aus andern Stoffen zu machen? Aber — die Hand aufs Herz! — ist das nicht wirklich eine starke Zumutung? Aus uralter Zeit ist uns die ungefähre Bereitungsweise und sind uns die ungefähren Zuthaten für ein gegohrenes Getränk überliefert, welches doch diesmal wirklich kein Mensch

als ein naturgemäßes, sich von selbst ergebendes bezeichnen kann; ist doch eine ganze Reihe chemischer Prozesse erforderlich, um dieses Getränk herzustellen, und ist doch wenigstens ein Zusatz unbedingt wesentlich. Ist es da nicht eine starke Sache, zu sagen, von nun an dürfe in aller Ewigkeit nicht mehr an den Stoffen und Zusätzen und an der Bereitungsweise gerüttelt werden, wie wir sie jetzt haben? und zwar zu einer Zeit, wo wir gewisse Ausnahmen schon zulassen müssen, wo jedermann weiß, daß gewisse, sehr beliebte Biere nicht ohne Weizen hergestellt werden können, und daß Reis ein weitverbreiteter und von niemand angefochtener Zusatz geworden ist? Warum soll es da ausgeschlossen sein, daß auch noch andre Malzsurrogate, andre Zusätze, andre Bereitungsmethoden gefunden werden, und das Produkt daraus doch noch immer Bier heißt? Daß sich dies nicht auf gesundheitsschädliche Stoffe oder auch nur auf Stoffe oder auf ein Verfahren beziehen kann, wodurch die Nährkraft des üblicherweise geforderten Getränkes beeinträchtigt wird, versteht sich ja ohnehin; dafür haben wir ja das Gesetz gegen Verfälschung von Nahrungs- und Genußmitteln. Aber eine Auslegung dieses Gesetzes, welche jede Abweichung vom Hergebrachten in Material und Verfahren straffällig macht, würde unsers Erachtens eine sinnlose sein und überdies dem Streben unsrer Zeit nach industrieller Entwicklung und nach Auffindung der zweckmäßigsten, mindest kostspieligen Stoffe und Methoden geradezu ins Gesicht schlagen. Das wäre allerdings das Verfahren eines greisenhaften Konservatismus, am wenigsten aber das moderner Geschäftsmenschen!

Weiter: der Branntwein. Bekanntlich kommt es heute bei uns in Deutschland kaum mehr vor, daß aus Früchten, Trestern u. dergl. direkt Branntwein bereitet wird; fast ausschließlich liegt Kartoffelspiritus zu Grunde, und dieser wird mit allerhand sonstigen Stoffen angesetzt, um daraus die verschiednen Schnäpse und Liköre zu gewinnen. Soll etwa dieses Verfahren verboten, mit andern Worten, soll unsre ganze Branntweinbereitung auf den Kopf gestellt werden? Die Brennereisteuer hat ja dem Publikum und der Industrie diese Entwicklung geradezu aufgezwungen! Und nun sollen die in dieselbe gesteckten Kapitalien verloren sein, weil die Puristen des Genusses wieder wirkliche Kirsch-, Pflaumen- und Wachholderbeerschnäpse trinken wollen?

Aber wir sind noch nicht zu Ende. Da haben wir die edle Kunstbutter, ganz gesundheitsunschädlich und ganz den Zweck wirklicher Butter erfüllend, wird uns versichert, wenn nur die Ingredienzien gut sind und die Zubereitung eine sorgfältige ist. Ja, unter dieser Bedingung ist auch ein geschmierter Wein gut. Wer also trotzdem von letzterem nichts wissen will, weil er eben doch kein „natürliches“ Getränk sei, nun, der empöre sich auch nicht nur im bestimmten Falle, wo die Kunstbutter einmal nichts taugt, sondern prinzipiell gegen alle Kunstbutter; Fabrikation muß unterdrückt, Einfuhr verboten werden. Keine andre Butter erlaubt, als aus reiner Kuhmilch bereitete! Aber wie ist mir

denn? Ist denn Milch noch Milch? Hat man nicht durch die künstliche Schlempefütterung die Milch zu etwas ganz anderm gemacht, als sie früher war? Kann, darf das erlaubt sein? Fort mit den, ohnehin aus dem schon angeführten Grunde so bedenklichen Spiritusbrennereien; auf die Weide mit den Kühen, und wenn es an Gras und Heu fehlt, so muß der Viehstand entsprechend reduzirt werden! Fort auch mit allen den sogenannten „Kraftfuttern," allen jenen Ölkuchen und Rückständen und ähnlichem, was doch alles offenbar kein „wirkliches" Futter ist!

Weiter: wenn wir keinen andern Wein mehr trinken dürfen, als einen gegohrenen Traubensaft, so ist doch wirklich nicht abzusehen, warum wir einen andern Zucker sollen genießen dürfen, als den krystallisirten Saft des Zuckerrohres. Freilich, eine sehr ausgiebige Quelle unsers nationalen Wohlstandes würden wir uns damit selbst abgegraben haben; aber wie kann man denn auch so unreell sein, aus Runkelrüben mit allerhand nicht sehr appetitlichen Zusätzen Zucker zu machen! „Natürlich" ist das doch gewiß nicht!

Von der Herstellung künstlichen Sagos und künstlicher Vanille, von den verschiednen Kaffee-Surrogaten ꝛc. wollen wir schon ganz schweigen. Hier muß es sich von diesem Standpunkte aus ganz von selbst verstehen, daß die Polizei aufs rücksichtsloseste uud durchgreifendste allen diesen fälschenden Manipulationen ein Ende mache!

Aber warum sollen wir denn bei den Nahrungsmitteln stehen bleiben? Ist nicht die ganze Entwicklung, welche Produkte der Fabrikindustrie an die Stelle ähnlicher, sorgfältiger, haltbarer Handwerksarbeit gesetzt hat, eine genau in demselben Sinne verwerfliche? Muß also nicht, wenn hier statt einem Interesse einiger wenigen wirklich ein Prinzip in Frage kommen soll, diese ganze industrielle Entwicklung rückgängig gemacht, muß nicht fernerhin die nichtsnutzige Baumwolle (von Kunstwolle und ähnlichem natürlich ganz zu geschweigen) auf dem Wege polizeilichen Zwanges überall wieder durch Wolle und Leinen ersetzt werden?

Zu solchen Konsequenzen würde man kommen, wenn man den prinzipiellen Standpunkt, von dem aus jede künstliche Behandlung des Weines verboten werden soll, auch auf andre Verbrauchsgegenstände anwenden wollte. Da sind wir denn, trotz der konservativsten Gesinnung (und zwar nicht nur in politischen, sondern gerade auch in wirtschaftlichen Fragen), viel zu sehr Kinder unsrer Zeit, um solche Dummheiten mitmachen zu wollen. Es giebt Leute, die nicht mit den Wimpern zucken, wenn man ihnen sagt, die und die Verhältnisse richteten den ganzen Handwerkerstand vollends zu Grunde; daran, meinen sie, lasse sich nun einmal im Drange der heutigen industriellen Bewegung nichts ändern. Aber daß man nicht in jedem brandenburgischen Weinstübchen sicher sein kann, garantirt reinen Wein zu bekommen, sodaß man dann und wann sogar einmal einem Getränk in die Klauen fällt, welches ganz zweifellos ein Produkt der Manscherei und Pantscherei ist, das empört solche Gemüter aufs

tiefste, und erbittert rufen sie Gesetz und Polizei an, daß dieselben solchen unerträglichen Zuständen ein Ende machen.

Wir unserseits sind für zweierlei: erstens für scharfe Durchführung des Fälschungsgesetzes, sodaß der Verkauf verdorbener oder durch Zusätze in ihrem Wert wesentlich beeinträchtigter Waaren energisch als straffällig behandelt werde, zweitens für ein Verbot aller gröblich falschen Etikettirungen. Es ist unmöglich zu verlangen, daß jeder Zusatz und jede Mischung in der Aufschrift sorglich dokumentirt werde, aber Kunstwein sollte nur als Kunstwein, Kunstbutter nur als Kunstbutter verkauft werden dürfen; die Grenzlinie hierfür würde sich schon finden lassen. Im übrigen aber sollte man nach unsrer Ansicht der Auffindung neuer Darstellungs- und Behandlungsmethoden auf dem Gebiete der Nahrungs- und Genußmittel ebensowenig wie auf andern industriellen Gebieten ein Hindernis in den Weg legen. Stets werden Wissenschaft und Staatsaufsicht gleichen Schritt hiermit halten und sowohl Betrügerischem wie Gesundheitsschädlichem zu rechter Zeit die Wege weisen können. Eine andre Grenze giebt es nicht und kann es nicht geben.

Was speziell den Wein betrifft, so sind wir in diesem Punkte ganz der Ansicht eines Mannes, der sonst unser Mann nicht ist: des Herrn Justizrats Dr. Karl Braun in Leipzig, der unleugbar — möge man sonst von ihm halten, was man will — vom Wein etwas versteht. Dieser hat mit Recht gesagt, wer in Bezug auf Wein vor Fälschung und Betrug absolut geschützt sein wolle, der solle Wein trinken und beurteilen lernen, er solle also hingehen und seinen Geschmack ausbilden. Für diejenigen, die dies nicht können, sei es aus Mangel an Geld oder aus Mangel an Zunge, sorgt die Polizei insofern, als nichts Gesundheitsschädliches und auch keine offenbare Fälschung verkauft werden darf. Im übrigen ist der Weinkauf Vertrauenssache, und wer vom Wein nichts versteht, dem ist nicht zu helfen.

Die Briefe Turgenjews.



en Freunden der russischen Literatur ist soeben ein neues Werk dargebracht worden, welches das Verständnis eines der größten und edelsten Dichter Rußlands in vielfacher Beziehung zu fördern geeignet sein dürfte, die deutsche Übersetzung der Briefe Iwan Sergejewitsch Turgenjews.*)

Die Vorrede des russischen Herausgebers lautet: „In der Sitzung des Komitees der »Gesellschaft zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und

*) Briefe von J. S. Turgenjew. Erste Sammlung (1840—1883). Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und Gelehrten." Aus

Gelehrten« vom 2. September 1883, der ersten Sitzung nach Turgenjews Tode, wurde beschlossen, zum Andenken des Dichters einen unantastbaren Fonds zu gründen, um von den Zinsen des Kapitals Unterstützungen gewähren zu können. Unter anderm nahm man, um den nötigen Fonds zu beschaffen, die Herausgabe seiner Korrespondenz unter der Redaktion von W. P. Gajewski, dem Vorsitzenden der Gesellschaft, in Aussicht. Die Sammlung, welche ... zum Abdruck gelangte, umfaßt nicht die gesamte Korrespondenz Turgenjews, sondern enthält nur einen ganz kleinen Teil seine Briefe an Freunde, Bekannte und teilweise an ganz fremde Persönlichkeiten, da nicht alle Adressaten seine Korrespondenz dem Komitee zur Verfügung stellten. Trotzdem schließt diese Sammlung die hauptsächlichsten literarischen Beziehungen des Verewigten in sich und liefert ein höchst schätzenswertes biographisches Material. Die Briefe sind getreu den Originalen nachgedruckt, welche die Empfänger oder deren Erben bereitwilligst der Redaktion überließen; nur sehr wenige entlehnte man periodischen Zeitschriften. Bevor sie zum Abdruck gelangten, wurden sie einer sorgfältigen Prüfung hinsichtlich des Textes unterzogen. Einige erlitten auch eine mehr oder weniger umfangreiche Kürzung, teils vonseiten der Adressaten, teils vonseiten der Redaktion, besonders an solchen Stellen, welche einen zu intimen Charakter haben, oder überhaupt nicht zum Abdruck geeignet schienen, weil seit dem Tode des Autors erst eine kurze Zeit verflossen war.... Im ganzen wurden 488 Briefe an 55 verschiedne Personen abgedruckt. Diese Briefe umfassen einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren, von 1840 bis zum Tode J. S. Turgenjews, welcher am 22. August 1883 erfolgte. St. Petersburg, den 28. Oktober 1884."

Bemerkenswert ist vor allen der 122. Brief, da er uns ein kurzes curriculum vitae unsers Dichters giebt, des Dichters, dem Gogol, der berühmte Verfasser der „Toten Seelen," noch zwei Monate vor seinem Tode das Zeugnis ausstellte, „er besitze unter sämtlichen Schriftstellern der Gegenwart das größte Talent." Unter dem 8. März 1869 schreibt Turgenjew an Konstantin Slutschewski, den damaligen Redakteur der „Internationalen Illustration," auf dessen Anfrage folgendermaßen: „Ich wurde am 28. Oktober 1818 in Orel geboren. Meine Eltern sind Sergej Nikolajewitsch Turgenjew und Barbara Petrowna Lutowinowa. Die erste Erziehung erhielt ich in Moskau und hörte sodann Vorlesungen an der Moskauer, später an der Petersburger Universität. 1838 reiste ich ins Ausland, und ich wäre beim Brande des Dampfers „Nikolaj I." [in Travemünde] beinahe ums Leben gekommen. Hierauf hörte ich Vorlesungen in Berlin, kehrte sodann in die Heimat zurück und war ungefähr ein Jahr in der Kanzlei des Ministeriums des Innern [als Kollegienrat] thätig.

---

dem Russischen übersetzt und mit einer biographischen Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Heinrich Ruhe. Mit Turgenjews Bildnis. Leipzig, F. W. von Biedermann, XVI und 502 S.

1842 fing ich an, mit Literatur mich zu beschäftigen. 1852 wurde ich wegen der Veröffentlichung eines Aufsatzes über Gogol, thatsächlich aber wegen der „Memoiren eines Jägers," nach meinem Gute verbannt, wo ich zwei Jahre lebte, und seitdem halte ich mich bald im Auslande, bald in Rußland auf. Sie sehen, daß meine Biographie an die Biographie E. Augiers erinnert, welcher auf eine ähnliche Frage mit folgenden Worten antwortete: Je suis né, j'ai été vacciné, puis quand je suis devenu grand, j'ai écrit des comédies.

Was die Familienverhältnisse des Dichters betrifft, so lebte derselbe mit der Moskauer Bürgerin Awdotja Ermolajewna Iwanowa in einer Ehe, welcher der kirchliche Segen fehlte. Aus diesem illegitimen Verhältnisse stammte eine Tochter namens Pelageja Iwanowa, „ein nettes, kluges Mädchen," welches dem Vater „sehr gefiel." Die junge Dame vermählte sich am 13. (25.) Februar 1865 zu Paris mit einem jungen, leichtsinnigen Franzosen, der das bedeutende Vermögen seiner Gattin binnen kurzer Zeit durchbrachte, sodaß eine Scheidung erfolgte, und Turgenjew zur Deckung der ungeheuern Schulden eines seiner Güter, sowie Wagen, Pferde, wertvolle Gemälde u. s. w. verkaufen mußte. „Dieses ist umso drückender — klagt er der Gemahlin seines Freundes Polonski —, da ich, wie Ihnen bekannt ist, zu ihr niemals besondre Zuneigung fühlte, und alles, was ich bisher für sie that und in Zukunft noch thun werde, einzig und allein durch das Pflichtgefühl mir geboten wird."

Aus der Zeit seines Berliner Aufenthaltes datirt der erste Brief der Sammlung. Am 24. Juni 1840 starb Stankiewitsch zu Novi, und anläßlich dieses Todesfalles richtete Turgenjew unterm 4. Juli an J. N. Granowski, einen der berühmtesten Professoren der Moskauer Universität und einen der hervorragendsten Förderer der europäischen Bildung in Rußland (gest. 1855), ein ziemlich umfangreiches Schreiben. „Ein großes Unglück hat uns getroffen, heißt es darin. Wir haben einen Mann verloren, an den wir glaubten, der unser Stolz und unsre Hoffnung war. . . . In Rom wurde ich mit ihm bekannt, ich sah ihn jeden Tag und lernte seinen hellen Verstand, sein warmes Herz und die ganze Schönheit seiner Seele schätzen. . . . Des nahen Todes Schatten lag schon damals auf ihm. Wir sprachen oftmals vom Tode. Er erkannte in ihm die Grenze des Gedankens, und mir schien es, als zitterte er heimlich vor ihm. Der Tod hat einen tiefen Sinn, wenn er herantritt wie ein Letztes an das Herz eines voll entwickelten Lebens. Dem Greise ist er eine Versöhnung, aber uns ist er ein Schicksalsbefehl." Dann ruft der Dichter klagend aus: „O wenn mich nur irgend etwas veranlaßte, an der Zukunft zu verzweifeln, dann müßte ich die letzte Hoffnung verlieren, da ich Stankiewitsch überlebte! Weshalb ist kein andrer, ja tausend andre, ich z. B., gestorben? Wann wird die Zeit kommen, daß der mehr entwickelte Geist die unausbleibliche Bedingung der höhern Entwicklung des Körpers ist, und unser Leben selbst Bedingung und Furcht der Ergänzung — des Schöpfers? Warum kann doch auf der Erde

das Schöne verderben und leiden? Bisher schien es — der Gedanke war Gotteslästerung, und Strafe traf unabwendbar jeden, welcher die glückselige Mittelmäßigkeit überragte. Oder regt sich in Gott der Neid, wie früher bei den griechischen Göttern? Oder müssen wir glauben, daß alles Schöne und Heilige, Liebe und Verstand — eine kalte Ironie Jehovahs sei? Was ist dann aber unser Leben? Doch nein, wir dürfen nicht verzagen, wir dürfen uns nicht beugen! Einigen wir uns, reichen wir einander die Hände, schließen wir uns enger aneinander an! Einer von uns fiel, möglicherweise der Beste, allein andre entstehen und werden entstehen; Gottes Hand wird nicht aufhören, in die Seelen Keime großer Bestrebungen zu legen, und früher oder später wird das Licht die Finsternis überwinden."

Turgenjew trat zuerst mit Gedichten vor das Publikum. Das war ein Fehler, ein Irrtum, nicht zwar hinsichtlich seines Talents, wohl aber in Betreff der Richtung desselben. Mit der ihm eignen Freimütigkeit äußerte sich der Autor später darüber: „Ich fühle eine entschiedene, beinahe physische Antipathie gegen meine Gedichte, und ich besitze nicht nur kein einziges Exemplar derselben, sondern ich würde sogar viel darum geben, wenn sie überhaupt auf der Welt nicht existirten." Im Jahre 1852 gab Turgenjew das „Tagebuch eines Jägers" heraus, ein wahrheitsgetreues Bild des heimatlichen Lebens, wie es auf seinen zahlreichen Wanderungen und Jagdausflügen sich ihm erschlossen hatte. Dieses epochemachende Werk, eines der charakteristischsten, merkwürdigsten und erfolgreichsten Bücher der modernen Literatur, ausgezeichnet durch lebhafte Erzählung, plastische Darstellung, Frische und Einfachheit des Stils, echten Humor und tiefes Gefühl, führt uns in die noch wenig bekannte Welt des russischen Landlebens ein und entfaltet vor unsern Augen die buntesten Bilder der Natur und des Volkslebens. Wohl enthielt das „Tagebuch," welches durch zahlreiche Übersetzungen die vollste Anerkennung des Auslandes empfing, die schärfste Kritik der bestehenden Zustände in Rußland, aber da sich in demselben nicht der leiseste Angriff auf die Person des Zaren fand, so vermochte die allgewaltige Zensur gegen den Dichter nicht einzuschreiten, erachtete es jedoch für ihre Pflicht, den „gefährlichen Menschen" scharf ins Auge zu fassen und ihn bei der ersten besten Gelegenheit für das große Verbrechen zu züchtigen, dessen er sich nach ihrer Meinung durch Veröffentlichung des „Tagebuches" schuldig gemacht hatte. Eine passende Gelegenheit sollte sich bald finden. Am 2. März (19. Februar) 1852 starb zu Moskau Nikolaj W. Gogol, dessen letzte Tage die düstere Nacht der Schwermut verdunkelt hatte. Turgenjew, welcher damals gerade aus Paris zurückkehrte, glaubte dem großen Toten einen ehrenden Nachruf in der „Moskauer Zeitung" widmen zu müssen. „Auf Allerhöchsten Befehl" wurde er deshalb mit einmonatlicher Haft und zweijähriger Verbannung nach seinem Gute Spaßkoe im Gouvernement Orel bestraft. Im Petersburger Polizeigewahrsam richtete er am 27. April 1852 ein Gnadengesuch an den Thron-

folger Alexander, welches mit den Worten schließt: „In dieser meiner Lage bleibt mir nichts andres übrig, als zu der gnädigen Nachsicht und hohen Fürbitte Ew. Kaiserlichen Hoheit meine Zuflucht zu nehmen. Allergnädigster Herr, erweisen Sie mir die Ehre, meine wahrheitsgetreue Erörterung zur Kenntnis Seiner Majestät zu bringen, wodurch mir vielleicht die Möglichkeit verschafft würde, wenigstens vor Seiner Majestät dem Kaiser meine Ansichten zu rechtfertigen. Selbst die wohlthuende Teilnahme Ew. Kaiserlichen Hoheit werde ich als Erleichterung meines Schicksals betrachten."

Nachdem Turgenjew auf Verwenden des Grafen Iwan Tolstoi und durch Vermittlung des Zarewitsch die Erlaubnis zur Reise ins Ausland erhalten hatte, lebte er größtenteils außerhalb des russischen Reiches, besonders in Deutschland, Frankreich und England, kehrte jedoch Jahr für Jahr auf längere oder kürzere Zeit in die Heimat zurück. „Ich bin zu einem Zigeunerleben verurteilt — schreibt er am 5. Dezember 1856 aus Paris an seinen Freund A. W. Druschinin —, und es hat den Anschein, als wäre es mir nicht vergönnt, irgendwo und irgendwann mir ein Nest zu bauen." Es ist zu beklagen, daß es Turgenjew versagt blieb, dauernd in Rußland zu leben, das er so sehr liebte und so meisterhaft zu schildern verstand. Allein zwischen demjenigen, was er als Ideal anstrebte, und den Anschauungen des größten Teiles seiner Landsleute lag eine tiefe Kluft, welche sich nicht überbrücken ließ, sondern von Tag zu Tag sich mehr erweiterte. Mit großen Hoffnungen war er nach Beendigung seiner Studien in die Heimat zurückgekehrt; er hatte die aufrichtige Absicht, sich mit ganzer Kraft, mit ungeteilter Liebe seinem Vaterlande zu widmen und ihm die Segnungen der westeuropäischen Bildung zuzuführen. Aber seine mahnende, seine bittende, seine warnende Stimme verhallte wirkungslos, wie die Stimme des „Rufenden in der Wüste," er stieß auf energischen Widerstand, er war seinem Volke vollständig entfremdet. Er brauchte diese Entfremdung nicht zu beklagen, aber bei der Betrachtung der traurigen Verhältnisse seines Heimatlandes, deren Hinfälligkeit er täglich mehr einsehen lernte, beschlich ihn das Gefühl tiefster Wehmut, welches unaufhörlich in ihm nachzitterte. Dieser schmerzlichen Stimmung des in seinen teuersten und heiligsten Empfindungen getroffenen Patrioten hat Turgenjew in seiner Novelle „Adliches Nest" Ausdruck verliehen. Die Hauptgebrechen Rußlands, den Nihilismus und den Panslawismus, bekämpfte er in den „Vätern und Söhnen," in „Neuland" und in „Rauch." Diese drei Werke riefen eine lärmende Bewegung im ganzen Lande hervor. Man beschuldigte den Autor der Verleumdung, der Übertreibung und der Schwarzseherei. Voll edler, gerechter Entrüstung erwiederte er: „Nicht einer einzigen Zeile, welche ich geschrieben habe, brauche ich mich zu schämen, nicht eine einzige zurücknehmen." Mahnend ruft er seinen Widersachern zu: „Pflichtgefühl, edles, patriotisches Pflichtgefühl im wahren Sinne des Wortes, das ist alles, was not thut."

Wie Turgenjew über den Beruf eines Schriftstellers denkt, davon giebt sein Brief an Wladimir Ludwigowitsch King vom 16. Juni 1876 Kunde. „Wenn es Sie mehr interessirt — schreibt er an den jungen Mann, der damals noch Dilettant auf dem literarischen Gebiete war —, wenn es Sie mehr interessirt, die menschliche Physiognomie und das fremde Leben kennen zu lernen, als Ihre eignen Gedanken und Gefühle darzulegen, wenn es Ihnen z. B. angenehmer ist, die äußere Gestalt nicht nur eines Menschen, sondern auch eines einfachen Dinges richtig und genau kennen zu lernen, als die Gefühle, welche Sie beim Anblick dieses Menschen oder dieses Dinges empfinden, hübsch und herzlich auszudrücken, dann sind Sie ein objektiver Schriftsteller und können eine Novelle oder einen Roman vornehmen. Ohne Arbeit, ohne strenge Arbeit wird jeder Künstler ganz gewiß ein Dilettant bleiben; hier kann man nicht auf die sogenannten sagenreichen Minuten der Begeisterung warten. Werden sie kommen, so ist es umso besser, allein trotzdem muß man arbeiten. Und nicht nur an seinem eignen Werke muß man arbeiten, und zwar besonders daran, daß man ordentlich ausdrückt, was man auszudrücken wünscht.... Nein, man soll auch lesen, unaufhörlich lernen, in alles, was uns umgiebt, einzudringen versuchen, und bemüht sein, das Leben in allen seinen Erscheinungen zu erkennen und zu verstehen, sowie jene Gesetze zu studiren, nach denen es verläuft und die nicht immer zum Vorschein kommen. Man muß durch das Spiel der Zufälligkeiten hindurch zu Typen zu gelangen trachten und dabei der Wahrheit treu bleiben, nicht mit oberflächlichem Lernen sich begnügen und nicht nach Effekt und Täuschung haschen. Der objektive Schriftsteller bürdet sich eine große Last auf und muß starke Nerven haben."

Es ist eine vielfach verbreitete Ansicht, Turgenjew habe einige Novellen in einer fremden Sprache geschrieben. Diesem Irrtume tritt er mit den Worten entgegen: „Ich habe niemals im Leben eine einzige Zeile in einer andern, als in der russischen Sprache veröffentlicht. Andernfalls wäre ich kein Künstler, sondern ein Taugenichts. Wie ist es möglich, in einer fremden Sprache zu schreiben, wenn man selbst in seiner Muttersprache mit den Gestalten, Gedanken rc. kaum fertig werden kann!" Angesichts der übeln Aufnahme seiner Werke bei einem großen Teile seiner Landsleute fühlt er sich zu der Erklärung veranlaßt: „Ich bin ein Schriftsteller einer Übergangszeit und tauge nur für Menschen, welche in der Übergangsperiode sich befinden."

Seine persönliche Weltanschauung teilt uns der Autor im 199. Briefe mit. „Allem Übernatürlichen stehe ich gleichgiltig gegenüber — schreibt er —, ich glaube an kein Absolutes und an keine Systeme, liebe die Freiheit und bin, so weit ich urteilen darf, der Poesie zugänglich. Alles Menschliche ist mir teuer, der Slawophilismus ist mir fremd, sowie auch jede Orthodoxie." Über Religion läßt er sich in einem Briefe an seinen Freund Polonski aus, wo er bemerkt: „Du glaubst, ich müsse im Vergleich mit dem Christentume den muhamedanischen

Glauben für irgend eine niedere Art Religion, für etwas Geringeres halten, und ich thäte es auch. Da bist du aber vollständig im Irrtum. Denn nach meiner Ansicht sind das nur zwei Arten ein- und derselben Formation, und wenn wir die Bulgaren befreien, so dürfen wir uns nicht von dem Gedanken leiten lassen, daß diese Christen und die Türken Muhamedaner sind, sondern wir müssen nur das im Auge behalten, daß die Bulgaren von den Türken geplündert und hingeschlachtet werden." Im 195. Briefe heißt es: „Den Aufsatz von Akfakow über Th. J. Tjuttschew habe ich gelesen; er ist sehr hübsch, besonders der erste Teil. Mit seinen Anschauungen über die Rettung Europas, welche quasi von der Einführung unsers orthodoxen Glaubens abhängt, kann ich mich nicht befreunden, finde dieselben sogar etwas sonderbar. Übrigens, was passirt nicht alles!"

Wiederholt hat man Turgenjew den Vorwurf gemacht, er sei ein Deutschenfeind gewesen. Das ist entschieden eine Verleumdung. In der Vorrede zu der bei Behre in Mietau erschienenen deutschen Übersetzung seiner auserwählten Werke erzählt er selbst, daß er „Deutschland wie sein zweites Vaterland liebe und verehre." Man lese ferner seine Briefe aus dem Jahre 1870, wo er mehrere Monate in Baden-Baden verlebte. „Über die ganze Abscheulichkeit des Krieges — schreibt er —, will ich mich nicht auslassen — er war unvermeidlich, und die Deutschen fühlten es. Eine patriotische Begeisterung bemächtigte sich ihrer wie im Jahre 1813, aber es stehen ihnen schwere Zeiten bevor." Weiter: „Die Preußen, welche ich am 15. Juli in Berlin sah, zweifelten keinen Augenblick an ihrem Siege, aber ich schrieb dies ihrem Patriotismus zu. Es zeigt sich, daß sie wußten, was sie sagten." Im folgenden Briefe bemerkt er: „Wir leben in einer bedeutungsvollen Zeit; vor unsern Augen geht die leitende Rolle in der Geschichte von einem Stamme, dem lateinischen, zu einem andern, dem germanischen, über. Der Fall des garstigen Kaisertums Napoleons verschaffte mir große Freude; nach so langer Erwartung empfand ich eine moralische Befriedigung." Turgenjew war ein Russe durch und durch, ein Russe in jedem Blutstropfen, und nur auf Grund seines starken Heimatgefühles schwang er sich zu der Höhe empor, welche er in der Literatur der Gegenwart einnimmt; allein vollständig frei von niederem Fanatismus und durchdrungen von der humanen Bildung seiner Zeit, gab er jedem Volke die ihm gebührende Ehre. Seine Vaterlandsliebe, so rein und so glühend wie sie auch war, hatte sich gewissermaßen mit einer kosmopolitischen Weltanschauung umkränzt, die man, so sonderbar das auch klingen mag, nirgends besser erlernt als in St. Petersburg.

Bemerkenswert sind noch die fünf Aphorismen, welche er am Ende seines Lebens seinem Freunde Polonski empfiehlt: 1. „Es geschieht nie etwas Unerwartetes; denn sogar die Dummen haben ihre Logik." 2. „Ahnungen gehen nie in Erfüllung." 3. „Die Nachrichten, welche als vollständig wahr mitgeteilt werden, sind immer falsch." 4. „Man soll über die Vergangenheit nachdenken,

den Anforderungen der Gegenwart genügen und nie an die Zukunft denken." 5. „Ein Mensch, der ruhig leben will, unternehme nie etwas, vermute nichts, vertraue auf nichts und fürchte nichts."

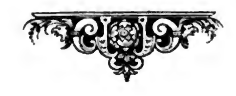
In Briefen pflegt sich der Mensch im allgemeinen so zu geben, wie er in Wahrheit ist, ohne Heuchelei, ohne Verstelluug, ohne Überhebung. So lernen wir denn auch den Dichter hier als Menschen kennen, und gewiß, es ist das die schönste Seite des Bildes: ein durch und durch edler, hochherziger Mann, der opferfreudig hilft, wo immer er helfen kann, so steht Iwan Turgenjew da vor Mit- und Nachwelt. Nur einige Beispiele. Einem jungen Russen ohne Legitimationspapiere und ohne Subsistenzmittel verschaffte er Aufnahme im landwirtschaftlichen Institut zu Montpellier, setzte denselben in den Stand, seine Studien zu vollenden, und ermöglichte ihm später durch Besorgung eines Passes die Rückkehr in die Heimat. Ein Herr W. verfolgte unsern Dichter fortwährend mit Bitten um Geldunterstützung und stieß hierbei sogar Drohungen wider ihn aus. Turgenjew willfahrte trotzdem jeder seiner Bitten. Wie sich später herausstellte, war der zudringliche Mensch geisteskrank und mußte in ein Irrenhaus gebracht werden. Einem Juden ließ er seine Hilfe angedeihen, damit er sein Studium beendigen konnte, und ersuchte einen Glaubensgenossen seines Schützlings, ihn in seinem Bestreben zu unterstützen. Ja er wendet sogar eine pia fraus an, um einem Landsmanne, der dem Tode nahe ist, aber voll edeln Stolzes jede Unterstützung zurückweist, die letzten Tage zu erleichtern, und läßt demselben durch seinen Verleger Jurjew, angeblich für eine literarische Arbeit, zweihundert Franks zustellen. Am klarsten tritt die wahre, edle Menschlichkeit des Dichters zu Tage in seinem Denken und Handeln gegenüber der traurigen Leibeigenschaft. Schon in zarter Jugend flößten ihm die Mißhandlungen der Knechte und der Bauern auf seinem väterlichen Gute Spaßkoe einen tiefen, unauslöschlichen Widerwillen ein. Er durfte sich rühmen, niemals irgend einen Untergebenen geschlagen zu haben, und nach dem Tode seiner Mutter, einer „Despotin und Grillenfängerin," gab er allen Leibeignen sofort die Freiheit. „Ich war damals (beim Tode des Vaters) erst sechzehn Jahre alt. Schon jetzt lebte in mir der Haß gegen die Leibeigenschaft; dieser war unter anderm auch die Ursache, weshalb ich, obwohl angesichts von Mißhandlungen und Folterungen aufgewachsen, meine Hand niemals mit einem einzigen Schlage befleckte. . . . Als aber 1850 die Mutter starb, gab ich dem Hausgesinde unverzüglich die Freiheit." In Wort und Schrift eiferte er mit heiliger Begeisterung und voll gerechter Entrüstung gegen dieses menschenunwürdige Institut, und seine Mahnungen, seine Warnungen sollten nicht vergebens sein. Interessante Persönlichkeiten in Turgenjews Biographie sind die Leibeignen Porfirij Timofeewitsch Kudrjaschew, später Arzt in Spaßkoe und dann Steuerbeamter im Kreise Tschern im Gouvernement Tula, Athanasij, im „Tagebuche eines Jägers" unter dem Namen Ermolaj vorgeführt, ein „Spezialist auf dem Gebiete jedweder Jagd,

von der Bärenjagd angefangen bis auf die Grundeljagd," der Koch Stephan und endlich Zachar, der im Alter von siebzig Jahren das Augenlicht verlor und dem Turgenjew auf seinem Gute Spaßkoe freie Wohnung gab und zudem eine Pension zahlte.

Die letzten Briefe sind von fremder Hand geschrieben und von Iwan Sergejewitsch nur unterzeichnet. Der allerletzte ist an den Grafen L. N. Tolstoi, den „Erben Turgenjews," gerichtet; er trägt keine Unterschrift und wurde mit Bleistift geschrieben. Wahrscheinlich ist er in Bougival am 27. oder 28. Juni 1883 auf die Post gegeben; in Tula wurde er am 9. Juli abgestempelt. „Lieber und teurer Leo Nikolajewitsch — schreibt Turgenjew —, ich habe Ihnen lange nicht geschrieben; denn ich lag und liege, kurzweg gesagt, auf dem Sterbebette. Genesen kann ich nicht, daran ist gar kein Gedanke. Ich schreibe Ihnen aber in der Absicht, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich freue, Ihr Zeitgenosse zu sein, und um Ihnen meine letzte und aufrichtige Bitte vorzutragen. Mein Freund, kehren Sie zu der literarischen Thätigkeit zurück! Es stammt ja dieses Ihr Talent dorther, woher alles andre kommt. Ach, wie glücklich wäre ich, könnte ich glauben, daß meine Bitte bei Ihnen Erfolg hat! Ich aber bin ein Mensch, mit welchem es zu Ende geht — die Ärzte wissen nicht einmal, wie sie meine Krankheit nennen sollen, névralgie stomacale goutteuse. Ich kann weder stehen, noch essen, noch schlafen, aber was rede ich! Es ist sogar langweilig, dieses alles zu wiederholen! Mein Freund, großer Schriftsteller des russischen Landes — geben Sie Acht auf meine Bitte! Benachrichtigen Sie mich, wenn Sie dieses Blättchen erhalten, und erlauben Sie mir, Sie, Ihre Frau, alle die Ihrigen noch einmal fest, fest zu umarmen.... Ich kann nicht mehr.... Ich bin müde!"

Wenn die Briefe Ciceros uns ein ziemlich wahrheitsgetreues Bild der damaligen Politik Roms entwerfen, und wenn die Briefe des jüngern Plinius uns mit dem literarischen Leben seiner Zeit bekannt machen, so wird in den Briefen des großen russischen Romanciers das ganze politische, soziale und literarische Leben des heutigen Rußlands in kurzen, aber packenden Zügen uns vor Augen geführt, und es dürfte sich der Mühe lohnen, dieses dreifache Leben einer Nation einer eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Hannover. Heinrich Ruhe.



Olympia und der olympische Zeustempel.


er heilige Boden des alten Olympia ist seit Jahren von den Sandmassen, welche Regengüsse, wie sie in einer dem Norden unbekannten Heftigkeit jahraus jahrein im Thale des Alpheios auftreten, von den benachbarten Hügeln herabgeschwemmt haben, befreit, und was dort unten jahrhundertelang in finsterer Tiefe geschlummert hat, ist dem Leben zurückgegeben und der Nachwelt als eines der kostbarsten Vermächtnisse hellenischer Kultur und Kunst geschenkt worden. Die Freude über die glückliche Vollendung der Ausgrabungen und ihrer Ergebnisse, die in ihrem Reichtume und in ihrem Werte die kühnsten Erwartungen übertrafen, vermischt sich mit dem erhebenden Gefühle des Stolzes, daß es dem zu nationaler Einheit verbundenen deutschen Volke vorbehalten blieb, in thatkräftigem Handeln den Gedanken, der seit mehr denn hundertfünfzig Jahren unter den Gelehrten der verschiedensten Völker rege war und nur zeitweise unter dem Drucke politischer Verhältnisse schlummerte, zu verwirklichen.

Der Plan, das alte Olympia, welches seit dem sechsten Jahrhundert mit dem Einbruche slawischer Völkerstämme in die Peloponnes — ähnlich wie Pompeji, das bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts keine Erwähnung findet — wieder aufzudecken, reicht weit über die Zeit Winckelmanns zurück. Der französische Gelehrte Peter von Montfaucon (der heutigen Tages noch vielgenannt ist, vorzugsweise wegen seines großen Werkes L'antiquité expliquée et représentée en figures, Paris 1719 ff., 15 Bände und 5 Bände Supplement) schrieb an den Kardinal Quirini, Bischof von Korfu, mit Rücksicht auf etwaige Ausgrabungen, die erfolgreich auf Korfu und den benachbarten Inseln gemacht werden könnten, unter dem 14. Juni 1723: „Aber was ist das alles im Vergleich zu dem, was man auf der diesen Inseln gegenüberliegenden Küste von Morea finden könnte. Hier ist die Küste des alten Elis, wo die olympischen Spiele gefeiert wurden, wo man eine Unmasse von Monumenten für die Sieger aufstellte, Statuen, Reliefs, Inschriften. Die Erde muß davon vollgestopft sein, und was die Hauptsache dabei ist, es hat meines Wissens da noch niemand gesucht.“ Sein Plan blieb jedoch nur ein frommer Wunsch, und es vergingen vierzig Jahre, bis der alten hellenischen Kultstätte wieder gedacht wurde. Winckelmann war es, der den Gedanken wieder aufnahm und bis in die letzten Tage seines Lebens zu verwirklichen trachtete. „Ich kann nicht umhin — so schreibt er in seiner Geschichte der Kunst des Altertums —, zum Beschlusse dieses Kapitels (des dritten im achten Buche) ein Ver-

langen zu eröffnen, welches die Erweiterung unsrer Kenntnisse in der griechischen Kunst sowohl als in der Gelehrsamkeit und in der Geschichte dieser Nation betrifft. Dieses ist eine Reise nach Griechenland, nicht an Orte, die von vielen besucht sind, sondern nach Elis, wohin noch kein Gelehrter noch Kunstverständiger hindurchgedrungen ist. Dem Gelehrten Fourmont selbst ist es nicht gelungen, in diese Gegenden zu gehen, wo die Statuen aller Helden und berühmten Personen der Griechen aufgestellt waren. . . . Was aber war in Absicht der Werke der Kunst das ganze Lakedämonische gegen die einzige Stadt Pisa in Elis, wo die olympischen Spiele gefeiert wurden? Ich bin versichert, daß hier die Ausbeute über alle Vorstellung ergiebig sein, und daß durch genaue Untersuchung dieses Bodens der Kunst ein großes Licht aufgehen würde." Und am 13. Januar 1768, kurz bevor er seine bis nach Norddeutschland geplante, aber nur bis Wien ausgeführte Reise antrat, auf deren Rückkehr er in Triest durch Mörderhand fiel, schreibt er an seinen Freund, den bekannten Altertumsforscher Heyne in Göttingen: „Eine Nebenabsicht meiner Reise ist, eine Unternehmung auf Elis zu bewirken, das ist, einen Beitrag, um daselbst, nach erhaltenem Firman von der Pforte, mit hundert Arbeitern das Stadium umgraben zu können. Sollte aber Stoppani Papst werden, so habe ich niemand als das französische Ministerium und den Gesandten bei der Pforte dazu nötig; denn dieser Kardinal ist imstande, alle Kosten dazu zu geben. Sollte aber dieser Anschlag auf Beitrag geschehen müssen, so würde ein jeder sein Teil an den entdeckten Statuen bekommen. Die Erklärung hierüber ist zu weitläuftig für einen Brief und muß mündlich geschehen. Was jemand ernstlich will, kann alles möglich werden, und diese Sache liegt mir nicht weniger am Herzen als meine Geschichte der Kunst, und wird nicht leicht in einer andern Person gleiche Triebfedern finden."

Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, wie wir nicht genug dem Schicksale danken können, daß Winckelmann seinen Plan nicht zur Ausführung brachte. Es ist kaum glaublich, daß man unter den damaligen Verhältnissen sich für ein Unternehmen begeistert hätte, dessen ideeller Gewinn nur von wenigen Bevorzugten gewürdigt worden wäre. Die herrlichsten Werke der Antike glaubte man in den italienischen Museen zu besitzen, und aus diesen heraus hat Winckelmann seine „Geschichte der Kunst des Altertums" geschrieben. Und abgesehen von der Zerstreuung der einzelnen Fundstücke, die Winckelmann selbst unter Umständen als eine Notwendigkeit zur Verwirklichung seines Planes ansah, war die Zeit, wo man methodisch die Werke der alten Kunst zu betrachten und die bekannten Denkmäler zu ordnen und nach sichern Grundsätzen zu erklären anfing, eben erst angebrochen. Was Winckelmann gesehen und woran er sein Urteil sich gebildet hatte, waren wesentlich Werke der römischen Kunst oder technisch und stilistisch verflachte Kopien griechischer Originale; mit einem wahrhaften Seherblick suchte er hindurchzudringen zu der hohen Schönheit der Werke reingriechischer Kunst, die als eine Offenbarung vor seinem Auge stand,

deren Erfüllung er nicht erleben sollte. Dem großen Genius war es gelungen, wie mit einem Schlage das Gebäude einer neuen Wissenschaft zu errichten und auf die Schätze der Antike, die mehr der Liebhaberei wegen und, namentlich von fürstlichen Personen, mehr aus vornehmer Laune als aus wissenschaftlichem Interesse gesammelt worden waren, hinzuweisen und sie als das aufzufassen, was sie waren und was sie sind: als Werke der Kunst. Der weitere Ausbau der neugegründeten Wissenschaft mußte kommenden Geschlechtern überlassen werden, und erst diese waren imstande, vermöge der im Laufe eines Jahrhunderts gewonnenen Erkenntnis den Funden von Olympia ihre Stellung in der Kunstgeschichte anzuweisen.

Der Gedanke Winckelmanns wurde im Jahre 1821 von dem Direktor des Gymnasiums in Hildburghausen, Friedrich Karl Ludwig Sickler, wieder aufgenommen, der in „Schorns Kunstblatt“ seinen wohlgemeinten, aber unpraktischen und undurchführbaren Plan in die Worte zusammenfaßte: „Man ergreife die Winckelmannsche, sicher sehr glückliche Idee zu einer in größerm Umfang mit möglichster Genauigkeit und Vorsicht anzustellenden Nachgrabung in Olympia auf Subskription! Man vereinige alle teils daselbst, teils an andern Orten in Griechenland vermöge derselben Subskription dem Licht des Tages wiedergewonnenen Werke der alten griechischen Kunst in einem und demselben Lokal, welches in einer, entweder durch das Loos (!) oder auf sonstige Weise zu bestimmenden Hauptstadt von Deutschland, durch die Architektur würdig errichtet und durch die Skulptur würdig ausgeschmückt werden müßte, und gebe diesem die Bestimmung, Winckelmanns Denkmal unter uns zu sein.“ Dieser Plan war ein Produkt der Gelehrtenstube. Wie wäre es bei den damaligen in Griechenland herrschenden politischen Wirren möglich gewesen, eine für eine systematische Ausgrabung durch eine fremde Nation nötige Garantie zu erhalten!

Die ersten Funde von größerer Bedeutung knüpfen sich an die französische Okkupation von Morea unter Marschall Maison in den Jahren 1829 bis 1831. Eine hiermit verbundene, von Dubois geleitete wissenschaftliche Expedition legte in wenig Wochen die Hauptmasse des Zeustempels frei, wobei größere, zum Teil sehr gut erhaltene Fragmente der Metopenplatten gefunden wurden, die in das Museum des Louvre übergeführt wurden und dort noch heute zu den wertvollsten Denkmälern der alten Kunst gehören. Die Gründe für die Einstellung der französischen Ausgrabungsarbeiten wurden erst durch die deutsche Expedition ermittelt. Adolf Bötticher berichtet hierüber in seinem Buche über Olympia,*) daß ein Hauptmann im griechischen Heere, Andonios Pappandanopulos (der als hochbetagter Greis den deutschen Kommissaren das Ge-

*) Olympia. Das Fest und seine Stätte. Nach den Berichten der Alten und den Ergebnissen der deutschen Ausgrabungen. Zweite Auflage. Berlin, 1886. Das schöne Werk mag den Lesern dieser Blätter bei dieser Gelegenheit warm empfohlen sein.

heimnis anvertraut hat), aus Schmerz darüber, daß die schönsten Denkmale aus der Zeit seiner Vorfahren von ihrem heimatlichen Boden hinweg nach Frankreich geführt werden sollten, sich in dieser Angelegenheit an den damaligen Regenten gewandt habe. In einer Staatsratssitzung sei da beschlossen worden, den Franzosen das bis dahin Gefundene zu überlassen, die Fortsetzung der Arbeiten aber zu untersagen.

Durch die französischen Ausgrabungen war jedenfalls, so gering auch die Ausbeute verhältnismäßig gewesen sein mochte, der Beweis erbracht worden, daß man sich nicht vergeblichen Hoffnungen hingegeben hatte, und daß man, wenn einmal Zeit und Rat kam, unter günstigeren Bedingungen an ein neues Unternehmen berechtigte Erwartungen knüpfen konnte. Gleichwohl sollte die Stunde noch lange nicht schlagen, wo das ganze alte Olympia seine Auferstehung feierte. Erst als im Jahre 1852 Ernst Curtius seinen berühmten Vortrag „Olympia" vor König Friedrich Wilhelm IV. gehalten und der preußische Kronprinz versprochen hatte, für das Unternehmen einzutreten, sobald die rechte Stunde geschlagen habe, kam die Angelegenheit in das richtige Fahrwasser, wenn auch noch über zwanzig Jahre vergingen, bis das erlösende Wort gesprochen wurde. Im Jahre 1874 begab sich Ernst Curtius als Spezialbevollmächtigter nach Athen, um im Auftrage der deutschen Regierung mit der griechischen einen Vertrag abzuschließen, nach dem es Deutschland gestattet sein sollte, auf der Stätte des alten Olympia archäologische Ausgrabungen vorzunehmen. Griechenland sollte das Eigentumsrecht an allen Erzeugnissen der alten Kunst und allen andern Gegenständen, welche die Ausgrabungen zu Tage fördern würden, erhalten. Indessen sollte es von seiner eignen Entschließung abhängen, ob es zur Erinnerung an die gemeinschaftlich unternommenen Arbeiten und in Würdigung der Opfer, welche das deutsche Reich dem Unternehmen bringen wollte, diesem die Duplikate oder Wiederholungen von Kunstgegenständen abtreten wolle. Der deutsche Reichstag genehmigte einmütig und ohne Abänderung die Vorlage der Regierung. In Griechenland machte sich zwar Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit des deutschen Vertrages und gegen die Uneigennützigkeit, mit der man so gewaltige Opfer zu bringen bereit war, geltend. Doch verhallten diese Stimmen gegenüber den besonnenen und die Thatsachen richtig beleuchtenden Berichten und Vorstellungen der Regierung. Am 2. September 1875 verließen die deutschen Kommissare ihre Heimat, um sich nach Griechenland zu begeben und die Ausgrabungen zu beginnen. Für das deutsche Volk stehen sie da als ein dauerndes Ehrendenkmal nationaler Opferwilligkeit, als das erste große Friedenswerk des jungen Reiches.

Alle Wissenschaften bedürfen, wenn sie sich gedeihlich und folgerichtig fortentwickeln sollen, neuen Materials, am meisten vielleicht die klassische Altertumswissenschaft. Die literarischen Überreste des Altertums zu erklären, schließt die Gefahr in sich zu subjektiven Kombinationen und zur Ausbildung einer einseitigen

Geschmacksrichtung. Man streitet über alte, unlösbare Probleme und gedenkt nicht des neuen, von Tag zu Tag sich erweiternden Materials, und wenn auch die philologische Kleinkrämerei unsrer Zeit oft und scharf getadelt worden ist, so will sich doch die Überzeugung, daß der Philolog den allmählich fortschreitenden Ausbau des ganzen Gebäudes seiner Wissenschaft verfolgen, daß er „universell" sein möchte, daß die monumentalen Schätze, die auf klassischem Boden gefunden werden, nicht nur als Material einer eignen Disziplin, sondern zur Förderung der Erkenntnis antiken Lebens überhaupt dienen sollen, in neuester Zeit nicht mehr recht Bahn brechen, oder richtiger gesagt, diese Überzeugung scheint gegenüber frühern Zeiten immer mehr dahinzuschwinden. Ist doch das Studium antiker Kunstdenkmäler für die meisten nur noch ein vornehmer Sport, der angenehm und interessant, unter Umständen, wenn es den Wissensdrang neugieriger Gymnasiasten zu befriedigen gilt, auch nützlich, aber nicht notwendig ist. Das Programm, das Friedrich August Wolf für das Studium der klassischen Altertumswissenschaft aufgestellt hat, ist längst in Vergessenheit geraten. Kann das nicht wieder anders werden? „Die Archäologie der Kunst — so schreibt einmal Ernst Curtius — tritt mit Topographie, Geschichte und Sprachforschung in den natürlichen Zusammenhang, dessen Lockerung immer der echten Forschung Gefahr bringt. So tritt uns in zusammenhängenden Denkmälern das Leben der alten Völker entgegen, dessen Verständnis die wahre Aufgabe der Philologie in Universität und Gymnasium ist." Wie steht diesem Ausspruche die heutige Richtung gegenüber!

Die Ausgrabungen des ganzen heiligen Bezirkes des alten Olympias und die Masse des Gefundenen haben neue Einblicke in das Leben der alten Hellenen eröffnet, viele Tiefen in unsrer Erkenntnis antiker Kultur und Kunst ausgefüllt, aber auch viele neue Probleme gestellt. Sie zu lösen, ist das fortgesetzte Bestreben der Wissenschaft, auf ihre Existenz, ihren Grund und ihre geschichtliche Entwicklung hinzuweisen, kann bei dem Interesse, welches das deutsche Volk mit dem großen Werke der Ausgrabungen verbindet, als eine dankbare Aufgabe betrachtet werden.

Der plastische Schmuck des Zeustempels bestand, abgesehen von den reinornamentalen Skulpturen, aus den Bildwerken des östlichen und westlichen Giebels*) und aus zwölf Metopen, die sich nicht wie sonst über den äußern Säulen, sondern am eigentlichen Tempelhause befanden. Von den letztern sind einige schöne Stücke bereits durch die französischen Ausgrabungen bekannt geworden, und man war somit in der Lage, sich von dem künstlerischen Werte

*) Es sei hier bemerkt, daß neben der kunstgeschichtlichen Stellung dieser Bildwerke, die im folgenden darzulegen versucht werden soll, die vielumstrittene Erklärung und Anordnung der einzelnen Figuren innerhalb der Giebelfelder aus dem Grunde nicht berührt werden kann, da zu einem richtigen Verständnis der Probleme Abbildungen oder Modelle unbedingt erforderlich sind.

und den stilistischen Eigentümlichkeiten der fehlenden Platten eine annähernd richtige Vorstellung zu machen. Man ahnte nicht, wie nahe sie den übrigen Skulpturen des Tempels standen. Mit Hilfe einer alten Überlieferung und einiger antiken Monumente, so namentlich später Vasengemälde, die in ihren Darstellungen — wenn auch, wie sich gezeigt hat, in durchaus verschiedener Auffassung — dieselbe Episode wie die eine der Giebelgruppen vergegenwärtigten, suchte man sich diese in ihrer ganzen Vollkommenheit und künstlerischen Pracht, wie sie für das große Heiligtum des panhellenischen Zeus nach Analogie der Parthenonskulpturen nicht anders vorausgesetzt werden konnte, in Phantasie und Zeichnung zu ergänzen. Es ist interessant und lehrreich für die Methode archäologischer Forschung, diese Rekonstruktionen mit den Ergebnissen der deutschen Ausgrabungen zu vergleichen und die Grenze festzustellen, wieweit in ähnlichen Fällen die Wissenschaft mit dem ihr zu Gebote stehenden Material zu dringen vermag. Um hier nur eins zu erwähnen, sei auf einen durch die Funde thatsächlich begründeten Ausspruch eines mit künstlerischer Phantasie und einem wahrhaft divinatorischen Blicke begabten deutschen Philologen der guten alten Zeit, des im Jahre 1868 verstorbnen Friedrich Gottlieb Welcker, hingewiesen, der im Jahre 1848 über die olympischen Giebelgruppen schrieb: „Künstler, welche diese hintere Giebelgruppe aufzuzeichnen versuchen, dürfen nicht unterlassen, in den Friesstücken von Phigalia, den Metopen des Parthenon u. s. w. die Kentauren mit geraubten Weibern, oder mit einem Knaben, wie auf einer Platte aus Phigalia vorkommt, und die Kämpfe mit ihnen sorgfältig zu untersuchen, da darin ohne Zweifel manches enthalten ist, womit die Figuren des olympischen Künstlers übereinkamen."

Eine genauere, für die Ergänzungsversuche maßgebende Beschreibung vermittelte der Bericht eines griechischen Periegeten Pausanias, der zur Zeit des Kaisers Hadrian und seiner beiden Nachfolger, also etwa um die Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, auf Grund seiner großen Reisen in zehn Büchern eine Beschreibung der griechischen Landschaften verfaßte, deren hauptsächlichen Inhalt, außer den geographischen und historischen Merkwürdigkeiten der einzelnen Länder und Orte, eine Darstellung der religiösen Kulte bildet, mit welcher — für uns der wertvollste Teil des ganzen Werkes — eine Aufzählung der an den verschiednen Kultstätten befindlichen Kunstdenkmäler verbunden ist. Im fünften und sechsten Buche („Eliaka") wird eine ausführliche Beschreibung von Olympia mit all seinen Heiligtümern und Kunstwerken gegeben, und bei dieser Gelegenheit auch des Zeustempels in seinem architektonischen Aufbau und plastischen Schmucke gedacht. „Was die Darstellungen in den Giebelfeldern betrifft — schreibt Pausanias —, so ist vorn (d. h. im Osten) das Wagenrennen des Pelops mit dem Oinomaos eben erst im Beginne, und von beiden Parteien die Zurüstung zu dem Werke des Rennens. Die Arbeit im vordern Giebelfelde ist von Päonios, von Herkunft aus Mende in Thrakien,

die im hintern (im Westen) von Alkamenes, einem Manne, der zur Zeit des Phidias lebte und in Bezug auf Kunstfertigkeit in Ausarbeitung von Bildsäulen den zweiten Platz behauptete. Im Giebelfelde hat er den Kampf der Lapithen gegen die Kentauren bei der Hochzeit des Peirithoos dargestellt."

Die Namen der beiden hier genannten Künstler waren bis zu den deutschen Ausgrabungen nur durch die literarische Überlieferung bekannt, aus deren einzelnen Angaben man sich für den Charakter ihrer Kunst ein Bild zu konstruiren suchen mußte. Bei Päonios war dies schwierig, wenn nicht unmöglich, da aus der Tradition, der Erwähnung der olympischen Giebelgruppe und der (nunmehr wiedergefundenen) Nikestatue, nur auf den Gegenstand der Darstellung geschlossen werden konnte. Anders stand es mit Alkamenos. Die Thatsache, daß er Zeitgenosse und Schüler des großen Phidias war, von Pausanias neben diesem als zweiter, daß er zusammen mit Praxiteles genannt wird, daß man selbst aus dem Altertum Zeugnisse über den Charakter seiner Kunst besaß, daß endlich eine größere Reihe seiner Werke genannt wird, von denen man einige in Nachbildungen erhalten zu haben glaubt, alle diese Umstände ließen ihn als einen phantasievollen, formvollendeten Künstler, als einen würdigen Nachfolger und Schüler des großen attischen Meisters erscheinen. Das Urteil mußte sich ändern, als durch die deutschen Ausgrabungen Originalwerke beider Künstler gefunden wurden. Man war, niemand verhehlte es sich, enttäuscht über die Thatsachen, welche die neuen Funde ergaben, man empfand, daß die Ausführung der Giebelskulpturen der Idee des erfindenden Künstlers unmöglich entsprechen könnte, ja selbst die Idee, die Erfindung der Komposition wurde einer abfälligen Kritik unterzogen, indem man die des Ostgiebels als „archaisch steif," die des Westgiebels als „archaisch zügellos" bezeichnete. Dieser Tadel ist nun zwar mit Recht als unbegründet zurückgewiesen worden. Beide Giebelgruppen sind allerdings in ihrem Gesamteindrucke durchaus von einander verschieden. Die Gewaltsamkeit und Heftigkeit in den Figuren des Westgiebels (Schlacht der Kentauren gegen die Lapithen), das Getümmel der einzelnen Kämpfergruppen steht in schärfstem Widerspruche zu der feierlichen Ruhe der allerdings etwas steifen und symmetrischen Figuren des Ostgiebels, auf denen die Schwüle vor den Gefahren und ernsten Folgen des Wettkampfes unverkennbar lagert. Aber man muß erwägen, daß uns in diesen Gruppen eine Entwicklungsstufe der Kunst vor Augen getreten ist, von der man keine Ahnung hatte, eine Entwicklungsstufe, welche das Bindeglied bildet zwischen den in altertümlich strengen Formen befangenen Werken der archaischen Kunst, namentlich den Skulpturen des Athenetempels auf Ägina, und den vollendeten, in absoluter Schönheit glänzenden Schöpfungen eines Phidias am Parthenon und andern gleichzeitigen attischen Monumenten. Aber wenn auch die Erfindung der Giebelgruppen uns keinen Bedenken, die Anlaß für eine strenge Kritik bieten könnten, zu unterliegen erscheint, so ist die technische Ausführung, deren Mängel in allzu kühnen Verkürzungen und Ver-

stößen gegen die Gesetze der Proportion wie nicht minder in der unorganischen Gliederung des menschlichen Körpers scharf zu Tage treten, mit Recht und wohl auch einstimmig als allen Erwartungen widersprechend beurteilt worden. Das wollte sich mit dem Bilde, welches man sich von der Bedeutung des Alkamenes gemacht hatte, schwer vereinigen lassen. Und umgekehrt, wenn auch der Name des Päonios nicht viel mehr als historischen Wert gehabt hatte, so mußte doch die Auffindung seiner Nikestatue in ihrer durchaus freien, aus den Gesetzen der statuarischen Plastik heraustretenden Auffassung in einem strengen Gegensatz zu der früheren Kunstübung des Meisters stehen. Aber die Überlieferung des Pausanias? Wenn ihm auch schon mancherlei Fehler und Irrtümer nachgewiesen worden waren, durfte man sich zu der Annahme verstehen, daß er bei Beschreibung so wichtiger Kunstwerke wissentlich oder in falschem Glauben die Namen von Künstlern angegeben haben würde, die mit den Bildwerken in keinem Zusammenhange standen?

Man schlug einen Ausweg ein, der eine befriedigende Lösung versprach. Die erhöhte Bedeutung, welche der Feststätte von Olympia seit den Perserkriegen und der Erstarkung des nationalen Selbstgefühles der griechischen Stämme zu Teil geworden war, hatte die Eleer veranlaßt, dem höchsten Gotte das prächtige Heiligtum zu errichten, wozu die Mittel aus der Beute eines Kriegszuges gegen Pisa gewonnen worden waren. Der Tempelbau an und für sich und die Errichtung des großen Zeuskolosses durch Phidias, für die, wenn sie sich nicht zeitlich unmittelbar an jenen anschloß, doch die Mittel garantirt sein mußten, mochte — so schloß man — an die Eleer derartige Ansprüche gestellt haben, daß man sich nur unter gewissen Bedingungen entschließen konnte, das Heiligtum äußerlich mit plastischen Schmucke zu versehen. Man habe sich denn da an berühmte Meister, deren Namen Pausanias nennt, gewendet und diese beauftragt, die nötigen Skulpturen in kleinen Modellen oder Skizzen zu entwerfen, die Ausführung derselben aber einer aus Kräften verschiednen Ranges bestehenden einheimischen Arbeiterschaft übertragen, woraus Art und Stil der Ausführung, das Handwerksmäßige in der Technik und eine Reihe von Nachlässigkeiten, wie wir sie oben berührt haben, zu erklären seien.

Diese Ansicht fand anfangs fast allgemeinen Beifall, erwies sich aber bei der genauen stilistischen Analyse der Monumente doch als unhaltbar. Adolf Bötticher wies z. B. darauf hin, daß in der Behandlung der Gewänder durchaus keine handwerksmäßige, sondern eine mit Überlegung, ja mit gewissem Raffinement durchgebildete Arbeit vorliege, und hierfür sei nicht der ausführende, sondern der entwerfende Künstler maßgebend gewesen. Und abgesehen hiervon, hätte je ein Künstler bei der plastischen Ausschmückung eines monumentalen Baues von der Bedeutung, wie sie der Zeustempel in Olympia besaß, wo die ganze hellenische Welt zusammenströmte, sich, trotz aller politischen Dissonanzen, die sonst die einzelnen Stämme und Länder von einander schieden, ein Ganzes

fühlte und dieses Gefühl in dem Heiligtum des „gesamt“-hellenischen Zeus zum lebendigen Ausdruck kam, hätte je ein Künstler seine Entwürfe einer Arbeiterschaft preisgegeben, die sie, weil sie aus den verschiedensten, aus brauchbaren und unbrauchbaren Elementen zusammengewürfelt war, verunstalten und an seinen Namen den Vorwurf stümperhafter Arbeit für Jahrhunderte knüpfen konnte? Es ließe sich dies nur erklären, wenn beide Meister über oder kurz nach der Anfertigung der Entwürfe gestorben wären oder wenn sie die Überzeugung gehabt hätten, daß ihre Skizzen oder Modelle, sowohl in formaler als in stilistischer Hinsicht, genau ihren Absichten entsprechend ausgeführt werden würden. Der Stil ist aber der Ausfluß der Individualität und wird in der bewußten Nachahmung zur Manier, und eine vollendete Formgebung ist Sache einer strengen, schulmäßigen Bildung. Wer möchte sie bei jedem Einzelnen einer großen Arbeiterschaft voraussetzen wollen?

Einen andern Weg, den olympischen Skulpturen ihre kunstgeschichtliche Stellung anzuweisen und der Überlieferung des Pausanias zu ihrem Rechte zu verhelfen, schlug Heinrich Brunn ein in mehreren geistvoll geschriebenen Aufsätzen in den Berichten der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften (1876, 1877, 1878). Indem er die Metopen, von denen, wie erwähnt, schon durch die französische Expedition einiges bekannt geworden war, in den Bereich der Untersuchung zog, kam er auf Grund einer eingehenden stilistischen Analyse zu dem Ergebnis, daß in gewissen Metopen „die strenge, schulmäßige Durchbildung, wie wir sie als das Grundwesen peloponnesischer Kunst zu erkennen haben, hier durchaus fehlt. Ebenso fehlt aber auch jenes feinere Empfinden des attischen Geistes, das in den Formen zu Feinheit und Anmut, auf dem geistigen Gebiete zu idealer Auffassung führte. Wir haben es hier mit einer dritten, spezifisch verschiednen Kunstrichtung zu thun, der ihr Verdienst keineswegs abgesprochen werden soll.“ Als Heimat dieser eigenartigen Kunstrichtung sah er Nordgriechenland, Thrakien und die an der Küste liegenden Inseln an, und als ihre Eigentümlichkeit, für deren Feststellung sich ihm weitere Belege aus Skulpturen, die in Nordgriechenland gefunden worden waren, ergaben, erklärte er den dekorativen Charakter architektonischer Skulpturen und einer malerischen Auffassung der Formen, die sich den strengen Forderungen plastischer Durcharbeitung unterzuordnen sucht. Zur Bestätigung seiner Annahme, daß die Metopen von Olympia, wenn nicht Werke von der Hand des Päonios, doch unter seinem unmittelbaren Einfluß entstanden seien und den Geist jener nordgriechischen Kunstübung atmeten, diente Brunn die äußere Thatsache, daß Päonios, wie Pausanias erwähnt und die Inschrift seiner Nikestatue bestätigt, aus Mende, einer Stadt in der thrakischen Chersonnes, stammte, von wo er die dort heimische Kunstweise in die Peloponnes verpflanzte. Und der Charakter der „nordgriechischen Plastik“ schien sich ihm auch in der überwiegend malerischen Auffassung der Nikestatue selbst auszusprechen, deren Grundmotiv Päonios seiner

Heimat entlehnt habe. Als im Verlaufe der Ausgrabungsarbeiten große Teile der westlichen Giebelgruppe, die von Alkamenes' Hand stammen soll, bekannt wurden und eine gewisse Verwandtschaft dieser mit den Statuen des Ostgiebels zu Tage trat, zog Brunn die weitern Konsequenzen seiner frühern Ansicht und erklärte auch Alkamenes für einen nordgriechischen Künstler. Zwei späte Schriftsteller erwähnen einen Alkamenes, der eine als „Lemnier" (Lemnos, Insel im nordgriechischen Archipel), der andre allgemein als „Inselbewohner," und da diese Angaben allgemein auf den bekannten Künstler bezogen wurden, war für diesen wie für Päonios Nordgriechenland als Heimat erwiesen; von hier aus waren beide Meister nach dem Süden gezogen, wo sich für ihre Thätigkeit ein reicheres Feld darbieten mußte.

Aber auch diese Erörterungen stießen, so feinsinnig sie auch waren, vielfach auf Widerspruch. Und dieser Widerspruch, der sich meist gegen die Existenz einer eignen Kunstrichtung in Nordgriechenland wandte, wurde aufs entschiedenste verschärft, als nach Sichtung und kritischer Beleuchtung der literarischen Zeugnisse sich herausstellte, daß der eine der beiden Meister, Alkamenes, überhaupt kein Nordgrieche, sondern nach einem glaubwürdigeren Berichte Athener war, und daß seine ganze Kunstrichtung deshalb einen spezifisch attischen Charakter tragen mußte.

(Schluß folgt.)



Volkswirtschaftliche Betrachtungen eines Laien.



Wissenschaft und Kunst beruhen auf gewissen Grundgesetzen und Wahrheiten von solcher Einfachheit und Folgerichtigkeit, daß auch der schlichte Verstand des Laien sie mit voller Überzeugung zu erfassen und der spitzfindigsten Schulweisheit gegenüber festzuhalten vermag. Eine solche unerschütterliche Grundwahrheit in Bezug auf die Volkswirtschaft ist die: Um die Güter zu erringen oder hervorzubringen, deren ein Volk, deren die Menschheit zu menschenwürdigem Leben bedarf, ist die angestrengteste Thätigkeit, die zäheste Ausdauer, die geschickteste Arbeit, das scharfsinnigste Denken auf allen Gebieten menschlichen Schaffens erforderlich. Der Müßiggang jedes Einzelnen, das Brachliegen jeder leistungsfähigen Kraft ist ein Verlust für die Gesamtheit.

Diese Sätze klingen nun freilich wie ein Hohn gegenüber den Thatsachen, welche uns die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart zeigen; aber trotzdem:

nicht jene Sätze sind unrichtig, sondern unsre wirtschaftlichen Verhältnisse befinden sich in Bahnen, aus welchen ein Ausweg geschaffen werden muß und geschaffen werden wird.

Es ist schmerzlich für jeden Menschenfreund, täglich sehen und hören zu müssen, welche ungesunden Mittel empfohlen und angewandt werden, um die wirtschaftliche Not, die zweifellos besteht, zu verringern. Leistungsfähige industrielle Werke beschränken ihren Betrieb oder stellen ihn ein, die Handarbeiter vereinigen sich zu dem Zwecke, ihre Gesamtleistungsfähigkeit zu verringern, indem sie die Akkordarbeit abschaffen und die tägliche Arbeitszeit einschränken auch auf die Gefahr hin, daß dadurch dem Einzelnen große Verluste erwachsen; ja wir haben sehen müssen, wie in Belgien die Arbeiter die Stätten und die Werke ihrer Thätigkeit vernichtet haben, in der Hoffnung, daß ihnen hierdurch eine Verbesserung ihrer Lage erwachsen würde.

Überproduktion! Das ist der Weheruf, welcher von allen Seiten erschallt, welcher den Schlüssel für das Verständnis unsrer Not geben soll. Es giebt kein härteres Urteil über unsre volkswirtschaftlichen Zustände, als diesen sich immer wiederholenden Ruf. Wir produziren jetzt allerdings in einer Fülle und Güte, von welcher man sich vor dreißig Jahren nichts hat träumen lassen, aber daß wir bereits genug oder gar zu viel produziren sollten für die berechtigten Bedürfnisse der Menschen, wird niemand zugeben, der sich etwas mit der Not der Menschen beschäftigt.

Das Volk hat zwar den Willen, die Kraft, die Ausdauer, den thatsächlichen Erfolg, die Güter, deren es zum Leben, zur Erhaltung der eignen Gesundheit und Schaffenskraft bedarf, in früher ungeahnter Fülle hervorzubringen, aber es fehlt die wirtschaftliche Fähigkeit, diese Güter denen zufließen zu lassen, welche ihrer aufs dringendste bedürfen und durch ihren Fleiß, ihre Mitwirkung an dem Gemeinwohl die Berechtigung haben, dieselben zu erlangen.

Ich kenne viele Handwerker, ordentliche, fleißige, geschickte Leute, welche kaum einen größern Lebensgenuß kennen, als zu arbeiten, die Geschicklichkeit, die Kenntnisse, welche sie in ihrem Fache besitzen, anzuwenden, sich und ihrer Familie die Lebensstellung zu verbessern; aber in ihrem Fache herrscht Überproduktion. Es giebt zu viel Tischler, Glaser, Schlosser, Klempner, Schuster; der Kampf ums Dasein treibt jeden, seine Preise bis an die äußerste Grenze hinunterzudrücken, aber selbst wenn der Handwerker oft nur das Brot für seine Familie verdienen will, die Leute wollen seine Arbeiten nicht, die Überproduktion ist gar zu groß. Der Schlosser hat eine für einen so geschickten Meister gar ärmlich eingerichtete Wohnung, die wenigen Schränke und Tische, welche er sich zur Hochzeit schon alt gekauft hat, sind inzwischen noch älter und sehr wacklig geworden. Wie gerne möchten er und seine Frau ein paar neue Stücke in ihre Wirtschaft kaufen, es soll ja solche Überproduktion in der Tischlerei herrschen! Ja, in der Schlosserei muß sie wohl noch größer sein, denn der Meister kann

die Summe nicht erschwingen, welche zur Beschaffung der ersehnten Hausgeräte notwendig sein würde.

Man frage die Väter, deren Söhne einen Beruf ergreifen wollen, nach den Erfahrungen, die sie bei der Wahl eines solchen gemacht haben! Überall werden sie gewarnt vor der herrschenden Überfüllung. Die Söhne sollen nicht werden: Arzt, Jurist, Gymnasiallehrer, Baumeister, Apotheker, Landwirt, Kaufmann, Handwerker. Ein junger Mann, der einen Beruf ergreifen will, um ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden, der bereit ist, freudig zu schaffen, empfängt überall den Eindruck, daß er sich schon glücklich schätzen müsse, irgendwo als fünftes Rad am Wagen mitlaufen zu dürfen.

Werfen wir einen Blick auf das Gebiet weiblicher Erwerbsthätigkeit, so finden wir noch traurigere Verhältnisse. Wohl kaum ein andrer Erwerbszweig ist so echt weiblich wie der einer Lehrerin, wir sehen daher auch Tausende von jungen Mädchen Geld, Zeit und gar oft auch Gesundheit opfern, um Lehrerin zu werden. Wenn sie aber glauben, am Ziele zu sein, weil sie die Befähigung zur Lehrerin erlangt haben, und bewerben sich um eine Stelle, so müssen sie hören, daß hundert andre größere Anwartschaft auf diese Stelle haben; wenn sie Privatunterricht erteilen oder ein Pensionat errichten wollen, so finden sie keine Schülerinnen. Keineswegs aber trägt der Mangel an Schülerinnen die Schuld an all diesem Mißgeschick, sondern nur der Mangel an dem unfruchtbaren Gelde. Zahllose Schulklassen, welche für die schwache Kraft einer jungen Lehrerin überfüllt sind, könnten zum Besten der Lehrerin und der Schülerinnen geteilt und durch zwei Lehrerinnen unterrichtet werden, wenn das erforderliche Geld zur Verfügung stünde; zahllose gebildete Familienväter und -Mütter, welche vom Schicksal nach einsamen Plätzen, in den Wald und auf das Dorf verschlagen sind, wo kein andrer Unterricht erteilt wird, als der im Lesen, Schreiben und Rechnen, müssen mit Schmerz sehen, wie ihre Kinder ohne wissenschaftliche Bildung aufwachsen, und würden gern das Opfer bringen, ihre Kinder einer Erziehungsanstalt anzuvertrauen, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse ihnen erlaubten, die eigne Kraft in einträglicherer Weise zu verwerten.

Tausende von Technikern und Handwerkern aller Art sind ohne Beschäftigung in ihrem Berufe; anderseits müssen zahllose Bauausführungen, welche zum Besten des Volkes und Landes erforderlich wären, unterbleiben, riesige Ödländereien der Aufforstung, große Sümpfe der Trockenlegung harren. Alle diese Arbeiten können nicht ausgeführt werden, weil es an Geld dazu gebricht.

Wenn man sich dagegen wieder die Kehrseite dieses Bildes besieht, so findet man, daß so viel Geld vorhanden ist und brach liegt, daß dasselbe als Waare immer tiefer im Werte sinkt, der Zinsfuß stetig niedriger wird. Das Geld, welches für sich allein im Haushalte eines Volkes wertlos ist, welches keinen Menschen satt macht, wenn nicht der Bauer pflügt und der Bäcker bäckt, welches keine Wohnung schafft, wenn nicht der Maurer mauert, der Schlosser feilt, der

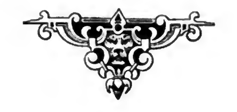
Tischler hobelt, welches keinem Menschen Kleidung schafft, wenn nicht der Weber webt und der Schneider näht, welches die Bestimmung hat, den Austausch der Güter zu erleichtern, ist zu einem Ballast für die Schaffenskraft des Volkes geworden, daß wir fürchten müssen, dahin zu gelangen, die herrlichen Güter, welche das Volk der Erde abringt oder selbständig schafft, ungenützt verkommen zu lassen, daß wir in Gefahr sind, an der frischen Quelle verdursten, an der reichbesetzten Tafel verhungern zu müssen.

Auf einer Seite Mangel, dringendes Verlangen nach den Gütern, welche zur Befriedigung der leiblichen und geistigen Bedürfnisse dienen, welche geeignet sind, das Leben schöner und behaglicher zu gestalten; auf der andern Seite ein solcher Überfluß an diesen Gütern, daß es nicht mehr der Mühe wert erscheint, noch mehr davon hervorzubringen. Wie die beiden Pole einer elektrischen Batterie sind diese beiden Ströme gespannt, und es fehlt nur noch der geniale Kopf, welcher das Mittel angiebt, wie dieselben zum Segen der Menschheit in einander fließen und sich ausgleichen können, welcher die dürre Schulweisheit durchbricht, die mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit und Zahlenmaterial weder dem Armen das bereitliegende Brot noch den thatkräftigen Männern die ihren Fähigkeiten entsprechende Arbeit verschaffen kann.

Wenn es der Volkswirtschaft nicht bald gelingt, den Riesenschritten der Technik zu folgen, so müssen wir an der großartigen Entwicklung der Technik, welche den Stolz unsers Jahrhunderts bildet, welche imstande wäre, der Menschheit zum größten Segen zu gereichen, zu Grunde gehen.

Hilfe in dieser Not ist wohl nur vom Staate, von der Gesetzgebung zu erwarten. Wie sich diese wirtschaftliche Erlösung vollziehen und gestalten wird, das weiß ich nicht, eins aber scheint mir nicht zweifelhaft, daß sie nämlich mit einer durchgreifenden Änderung in der Bewegung des Geldes zusammenfallen wird; dasselbe wird dann nicht mehr im trägen Laufe nach einzelnen Sammelbecken fließen, um dort, zu Millionen aufgestaut, zum Stillstande zu kommen, sondern es wird wie das Blut eines gesunden Organismus mit kräftigem Pulsschlag in rastloser, hin- und wiederfließender, die feinsten Äderchen durchrieselnder, befruchtender Bewegung bleiben.

Potsdam. R. Vogdt.





Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Noch schaute Trakelberg dem Knaben sinnend nach, da rumpelte ein Kutschwagen über die Brücke und hielt vor dem Hause.

Dem Herrn sei Dank, das ist der Doktor! rief er, und beeilte sich, die Hausthür zu öffnen, fuhr aber drei Schritt zurück, als ihm statt des Erwarteten der große Federhut der Frau Bürgermeisterin entgegenwinkte.

Der Heinrich, der eiligst herbeilief, öffnete den Kutschenschlag, worauf die dicke Dame unter Drangsal und Seufzen dem Gefährt entstieg.

Kaum hatte sie festen Fuß gefaßt, als sie mit lautem Jammern dem Kandidaten ein schreckliches Unglück ankündigte, wobei sie mit beiden Händen nach der Kutsche wies.

Ich bringe Ihnen hier das arme Engelchen, den kleinen Baron! Ach Gott! ach Gott! Die unglückliche Mutter! Er —

Wie? Anton? Herr Trakelberg steckte sein mageres Gesicht in den Wagen hinein.

Ja ja! Du himmlische Güte! Ob er nur am Leben bleibt! Ich muß gleich einmal die Frau Hofmarschallin sprechen; Johann, du kannst ausspannen. Ich will —

Zu Herrn Trakelbergs Glück, der starr wie eine Bildsäule stand, unterbrach Heinrich entschlossen ihren Redestrom.

Wissen die Frau Bürgermeisterin nicht, daß unsre gnädige Frau krank ist?

Krank? Du mein Himmel! Da muß ich mich also an das Fräulein wenden. Ei ei, was fehlt denn der Frau Baronin?

Tisteritis! rief der Heinrich ausdrucksvoll.

Sie schlug die Hände zusammen: Um Gottes Willen! Das ist ja furchtbar! — und ansteckend! Johann, wir fahren gleich wieder; den kleinen Baron nehme ich mit.

Der Kutscher Friede, der herzugetreten war, erfuhr unterdessen von Bürgermeisters Johann, daß sein Fuchs in Rummelshausen wohlbehalten im Stalle stehe und nur abgeholt zu werden brauche. Zu gleicher Zeit bemühte sich Heinrich zu erfahren, was denn eigentlich mit dem Baron Anton vorgefallen sei, und der Johann schrie bald diesem, bald jenem Antwort zu. Trakelberg aber protestirte schwach gegen die zuletzt ausgesprochene Absicht der Frau Bürgermeisterin.

Zum Glück trat in diesem Augenblick ein Friedensengel zwischen die streitenden Parteien in Gestalt des Doktors Petri.

Was giebt es denn hier, meine Herrschaften? rief er in dem ihm eignen höflich strengen Ton. Ah! Ihr Diener, Frau Bürgermeisterin, Ihr Diener.

Stellen Sie sich vor, Herr Doktor, Diphtheritis im Hause, und er will mir das zarte Kind nicht lassen! Der Unmensch!

Erlauben Sie, Herr Doktor, es scheint mir doch — ich muß sagen —

Dabei hat der unglückliche Knabe einen Blutsturz gehabt und Ohnmachten! und —

Der Arzt sah die Umstehenden der Reihe nach an. Blutsturz? Ohnmachten? Befindet sich der Patient hier im Wagen?

Ja, da ist er.

Der Doktor rief die beiden Diener herbei und befahl, ohne weiter auf die sich sträubende Dame zu achten, den Knaben in das Haus zu tragen. Die Bürgermeisterin beteuerte, mit Blutstürzen herrlich umgehen zu können. Ihr Onkel und dessen sämtliche Söhne und Töchter hätten fast täglich — Er rief ihr zu, er habe es heute besonders eilig, mehrere „schwere Fälle," werde sie jedoch nächstens einmal aufsuchen. Damit verbeugte er sich und eilte den Männern nach, die den eingemummten Anton in Baron Georgs Zimmer getragen hatten. Mit dem Doktor erschien auch dort Herr Trakelberg, geisterbleich vor Schrecken.

Nun nun, beruhigte Petri, hier geht's noch nicht ans Leben. Holen Sie mir Branntwein und Wasser, Friede. Hier, Herr Trakelberg, reiben Sie dem Kleinen die Stirne! Die Ohnmacht kommt einzig und allein von der tollen Hitze in der Glaskutsche.

Ach, sagte Trakelberg, angstvoll über das farblose Gesicht seines Pflegebefohlenen gebeugt, ach! die Schale des Zornes ergießt sich über unsre Häupter!

Ein Unglück kommt selten allein, wie das Sprichwort geht, bemerkte der Heinrich. Aber was für ein hübscher Junge unser Baron Anton ist! Wie ein gemaltes Bild!

Ich kann nicht verstehen, Heinrich, wie Sie in einer so ernsten Stunde von thörichten und eitlen Dingen reden mögen!

Du lieber Gott! Warum soll ich das nicht sagen? Mir geht das Malör gewiß ebenso zu Herzen als Ihnen, Herr Kandidat, und ich sage nur: Warum muß es gerade dem passiren und nicht dem andern, der die dummen Streiche angiebt? Baron Anton gleicht doch gar sehr der Frau Mama.

Cäcilie wich indessen nicht vom Lager ihrer leidenden Schwägerin, deren fieberglänzende Augen vergeblich das verdunkelte Zimmer nach dem Hofmarschall durchwanderten.

Therese konnte nicht sprechen, aber in ihren Blicken las Cäcilie wieder und wieder die stumme Frage: Warum kommt er nicht? Dann zeigte sich Angst und Besorgnis auf ihrem Gesicht, als fürchtete sie, Bohemund könne ihr die Krankheit zum Vorwurf machen.

Cäcilie hatte den Bruder rufen lassen. Vielleicht findet er sie nicht mehr! dachte sie. Und nun saß sie und harrte gespannt auf seine Ankunft, lauschte angestrengt jedem Geräusch, das fern ertönte — was hatte ihn fortgetrieben? Er liebte die Frau heute noch so wie damals, als er das arme Mädchen allen seinen Vorurteilen zum Trotz geheiratet hatte. Und nun? Die Schwester schüttelte den Kopf; sie konnte ihn nicht verstehen.

Es war nur ein einziges, im Fieber gesprochenes Wort gewesen, und doch schwerer wiegend für ihn, als alle die Jahre demütiger Hingebung. Sie hatte in Not und Angst einen Namen gerufen, der nicht der seine war.

Cäcilie saß und harrte den ganzen, langen Tag. Die Sonne sank tiefer; hinter den mächtigen Bäumen am Ufer des Wallgrabens wiegte sich das Schilf, und die alte Weide breitete ihre mächtigen Äste mit den feinen, schlanken Blättern darüber aus. Dazwischen flatterten die Vögel auf und nieder.

Die schweren Tragkörbe mit Grünfutter beladen, wanderten Bauernweiber an dem Thore vorbei und sahen in den schönen, alten Garten hinein nach den bunten Blumenrabatten auf den Rasenplätzen und nach dem Sitzplatze am Wallgraben, wo sich um diese Zeit die Familie gern zu versammeln pflegte. Heute saßen zwei kleine Mädchen dort, die weinten zusammen.

Die Sonne sank. Ihre letzten Strahlen glühten in den Fenstern des alten Hauses wie goldiges Feuer. Mit leisem Klingen zog die Herde vorbei, begleitet von dem bedächtigen Hirten in langem Rock und breitkrempigem Hute. Bauer und Bäuerin kamen vom Felde heim; es war ein köstlicher Sommerabend. Die weißen Federwölkchen am blauen Himmel trugen rote Säume, ein Windhauch führte den starken Blumenduft dahin. Die Blumen selbst schlossen sich vor der nahenden Nacht, um den lichten Morgen wieder glänzend zu begrüßen. Aber die Blume, die dort in dem grauen Steinhause ihre Augen schloß, sah die irdische Sonne nicht wieder.

* * *

Als der Hofmarschall an der Leiche seiner Frau stand, erfaßte ihn ein Gefühl unsäglicher Bitterkeit. Da lag sie nun so still, sein Weib, seine erste und einzige Liebe, dahin, dahin! Und er stand vor ihr von nagender Eifersucht gepeinigt, und konnte nicht einmal weinen, daß der Himmel sie ihm genommen.

Sie wünschte zu sehr, dich zu sehen, hatte unter Thränen die Schwester zu ihm gesagt, er aber bat sie, zu schweigen. Sein erkrankter Geist scheute vor jeder Berührung zurück; seine Gedanken mündeten immer nur in dem schrecklichen Bewußtsein: Es ist alles vorbei! Für seine Kinder hatte er keinen Blick, so lange er in den bleichen, lieblichen Zügen der Geschiedenen eine Antwort suchen mußte auf die quälenden Fragen.

Dann stand er wie ein Verlorner an dem offenen Grabe. Die Kinder hatten sich scheu von ihm zu dem Lehrer gewendet, der ihnen mit nassen Augen sagte: Eure Mutter ist bei Gott. Da stand Andermütz und der Schullehrer, die Schulkinder hinter ihnen. Da stand das ganze Dorf, Alt und Jung, auf dem schattigen, alten Kirchhofe zusammengedrängt, und doch wollte der Choral nicht voll und kräftig klingen, den der Kantor mit versagender Stimme begann.

Und nun ging der Witwer mit verödetem Herzen nach seinem Hause zurück. Trakelberg folgte ihm, an jeder Hand eines der Mädchen.

Das Leben ist ein Jammerthal, sagte er innig, wir pilgern hindurch, um uns dereinst vor Gottes Throne in Sündlosigkeit vereint zu finden.

Er bemerkte nicht, daß Valerian auf dem Kirchhofe zurückgeblieben war, aber Julie bemerkte es. Sie empfand, daß Valer der Liebe seiner Mutter besonders bedürftig gewesen sei, und immer lebhafter trat es ihr vor die Augen, wie oft die Mutter gerade ihn getröstet, ermahnt und geliebkost hatte. Und dann auch wir andern, dachte sie weiter, der liebe Gott sollte uns nur schnell nachsterben lassen.

Zweites Buch.

Dreißigstes Kapitel.

Mathilde ging die Dorfstraße entlang, und neben ihr Goldner, der Pfarrer von Siebenhofen. Die braunen Augen der jungen Dame blickten unter dem breitkrempigen Strohhut hervor mit lebhaftem Interesse zu dem ernsten Seelenhirten auf.

Der Frau ist nicht zu helfen, Fräulein Mathilde! sagte der Pfarrer. Ich weiß in der That nicht, womit ich ihr beikommen soll. Weder Ermahnung noch Bitte will bei ihr anschlagen.

Das ist sehr traurig, erwiederte das Fräulein nachdenklich; man kann doch nicht die Frau ihrem Elende überlassen!

Wir müssen eben hoffen, daß der Herr da redet, wo Menschenworte verloren sind. Aber gehen Sie heute noch zu dem Arbeiter? Ich würde Ihnen doch raten, dieses Haus nicht ohne Begleitung zu betreten. Die Leute sind gar zu roh! Ach, Fräulein Mathilde, diese Niederdettenheimer Fabrik ist ein Unsegen für unsre Gegend! Brennholds hohe Löhne ziehen sie alle hin und es ist ganz vergeblich, daß ich mit aller Kraft dagegen arbeite. Seit die Siebenhofer mit den schrecklichen Menschen zusammen kommen, die Brennhold unter seinen Arbeitern hat, ist der gute Geist, der sonst hier herrschte, von ihnen gewichen. Das Fluchen, Kartenspielen und Branntweintrinken nimmt zu. Die Kirche wird leerer, und die Schenke füllt sich. Ach, und was für schreckliche Dinge hört man dort! Wühlerische, sozialdemokratische Ideen! Des Teufels Worte klingen den Bethörten lieblicher als Gottes Wort, das da saget: Thue Buße, du sündiger Mensch! Wir leben in einer schlimmen Zeit, Fräulein Mathilde!

Sie senkte schweigend das Köpfchen und überlegte, wie man in dieser „schlimmen Zeit" die Siebenhofer vor dem allgemeinen Verderben retten könne.

Also Sie gehen heute nicht zu dem Arbeiter? wiederholte Pfarrer Goldner.

Sie sah mit anmutigem Lächeln zu ihm auf. Ich denke doch; aber da wir vor der Pfarre angelangt sind, muß ich erst einmal Ihren Kleinen ansehen.

Er öffnete die kleine Pforte in der Mauer, die von einer mächtigen Linde überschattet war. Sie traten in den steingepflasterten Hof, in dessen Mitte ein fließender Brunnen plätscherte; auf dem steinernen Trogrande hatten Tauben Platz genommen, gurrend und mit den Flügeln schlagend. Zur Rechten befand sich das Pfarrhaus, linkerhand einige Stallgebäude, und den Eintretenden gegenüber, durch eine niedrige Lehmmauer von dem Hofe getrennt, der wohlgepflegte Pfarrgarten, dessen schöne Ziersträuche und blütenreiche Rosenstöcke des Pfarrherrn Stolz waren.

Inmitten der Rabatten wandelte die Pfarrerin, eine Gießkanne in der Hand; am Gitterpförtchen gelehnt stand, ihr zuschauend, ein Gast, den Mathilde nicht kannte.

Sie sagten mir nicht, daß Sie Besuch haben, Herr Pfarrer, bemerkte sie, scheu zurücktretend.

Mein Amtsbruder Richter, der Nachfolger des seligen Pastor Andermütz. Er ist vor kurzem in Trübensee eingezogen. Kommen Sie ruhig, Fräulein Mathilde; Richter ist ein vortrefflicher Mensch.

Die Pfarrerin eilte auch bereits den Kommenden entgegen. Sie war eine junge, hübsche Frau mit frischen Farben und heiterm Lächeln. Der Ernst der Zeit schien nicht so schwer auf ihr zu lasten wie auf dem Gemahl. Sie begrüßte Mathilden mit herzlicher Vertraulichkeit.

Nun, das ist hübsch, daß Sie noch auf ein Stündchen herüberkommen! Sie dürfen sich ja nicht durch unsern Gast verscheuchen lassen. Kommen Sie her, Herr Richter, und bekräftigen Sie meine Worte.

Richter kam und machte eine weltmännische Verbeugung. Er war ein großer, stattlicher Mann, eine imposante Erscheinung.

Sie müssen schon gute Freunde werden, lachte die Pfarrerin, Richter ist ein Universitätsfreund meines Mannes und wird hoffentlich recht häufig von Trübensee herüberkommen.

Der „vortreffliche“ Mann sprach kein Wort; aber Mathilde fühlte, wie er sie betrachtete, und dies machte sie befangen. Indessen versuchte sie mutig ein Gespräch einzuleiten.

Es ist gewiß in dem Trübenseer Pfarrhause nicht so hübsch als hier?

Nein; der Bau ist alt und dunkel.

Das Trübenseer Pfarrhaus war Mathilden bekannt von den Besuchen bei Schefflingens her, und es stand ihr in diesem Augenblicke mit samt seinen frühern Bewohnern lebhaft vor Augen. Am Ende des Trübenseer Parks, hinter dem schilfigen Teiche, lag eine Wiese, die sie stets mit Ranunkeln und Anemonen übersäet gesehen hatte. Jenseits dieser Wiese stand das Pfarrhaus, etwas abseits von den übrigen Häusern des Dorfes. Es war ein viereckiger, alter Steinbau mit hohem, altertümlich gebrochenem Dache, vom Wetter gedunkelt und moosüberzogen. Vor der Eingangsthür, die durch eine hohe Mauer in den düstern Hof und Garten führte, standen zwei Linden; sie waren einst kugelförmig verschnitten worden und streckten jetzt lange Zweige nach oben, Besen vergleichbar, die, durch langen Gebrauch abgenutzt, nur noch einzelne ihrer Reiser behalten haben. Der selige Andermütz hatte sich mit den Jahren recht nach Gefallen in dem alten Neste eingerichtet. Er hauste da mit einer alten Magd, ein paar Gänsen und einem Hunde. Der Hund war mager, rot und struppig, von Rasse ein Mosaikhund, dessen Ursprung unergründlich war. Er wohnte in einer Kiste auf dem Hofe und knurrte wachend und im Schlafe. Andermütz hatte ihn in dem Verdachte, ein guter Wächterhund zu sein, aber es war nicht Melanchthons Schuld — so hieß der Rote —, daß in dem Pfarrhause nichts gestohlen wurde. Trübensee war eine arme Gemeinde, und was Andermütz übrig hatte, wanderte in die Tasche der „Male,“ sodaß Dieben nicht viel Schätze entgegenwinkten.

Mathilde fragte, was aus der Male und dem Hunde geworden sei?

Die Male sei sofort ausgewandert, erzählte Richter, obwohl er es ihr natürlich freigestellt habe, zu gehen oder zu bleiben. Sie habe gebeten, Melanchthon mitnehmen zu dürfen.

Den ließen Sie ihr gewiß ganz gern?

Ja, antwortete er lächelnd, aber nach einigen Tagen habe der Hund wieder in seiner Kiste gelegen und ihm, als er in den Hof hinaustrat, seinen Morgengruß zugeknurrt.

Er hat es vorgezogen, sein altes Quartier zu behalten.

Als die Damen sich dem Hause zuwandten, fragte Richter den Amtsbruder: Ist sie die Tochter des Barons?

Nein, seine Nichte, die Tochter des verstorbenen Hofmarschalls, ein vortreffliches Mädchen. Sie nimmt den regsten Anteil an dem Wohl und Wehe der Dorfbewohner. Jetzt ist sie auf dem Wege zu einem Arbeiter, der in der Niederdettenheimer Fabrik beschädigt worden ist.

Ist das nicht Amand Hegel, der Bruder unsrer Bäckerin?

Ganz richtig. Er hat ein schweres Schicksal. Seine Mutter soll eine fromme Frau gewesen sein; sie war schon lange tot, als ich nach Siebenhofen kam. Aber der Hegel hatte eine Moosdorferin genommen, ein böses Weib, das ihn ganz in die Gewalt bekam. Sie war's, die ihn zwang, die Schwester aus dem Hause zu schicken, die ihn gegen Nachbarn und Gutsherrschaft aufhetzte, und die es schließlich durchgesetzt hat, daß er in die Dettenheimer Fabrik eintrat. Als es sich zeigte, daß er trank, ging sie nach Moosdorf ins elterliche Haus zurück, und den Mann läßt sie hier im Elend verkommen. Sie hat ihn allezeit verachtet, weil sie von besserm Stande ist als er.

Der Trübenseer schüttelte den Kopf. Nun lebt er hier allein?

Ein lüderlicher Vetter und dessen Mutter sind im Hause, eine unsaubere Gesellschaft! Es ist garnichts zu machen mit diesen Leuten.

Das sagt meine Gnädige von den Trübenseern auch; der selige Andermütz ist der Einzige, dem sie in dieser Richtung etwas zutraute.

Du bist freilich ein starker Kontrast zu dem alten Andermütz, lachte Goldner. Einen so wunderlichen Heiligen wie den mag es selten gegeben haben. Stelle dir vor, daß er den Trübenseer Weibern von der Kanzel aus verbot, in bloßem Kopfe zu erscheinen, eingedenk der Worte Pauli. Überhaupt steckte er während der letzten Jahre voller Schrullen. Du wirst noch manche Geschichte von seiner Hartnäckigkeit und seinem wunderlichen Glaubenseifer zu hören bekommen.

Sieh, dort geht das Fräulein schon, unterbrach ihn Richter, ich werde sie in das Hegelsche Haus begleiten.

Pfarrer Goldner öffnete den Mund zu einer erstaunten Frage, doch schon hatte ihn Richter verlassen und stand neben Mathilden, als sie das Pförtchen öffnete.

Ich möchte den Hegel auch sprechen, sagte er, darf ich Sie begleiten?

Sie hatte nichts dagegen einzuwenden.

Mathilde sah von der Seite auf zu ihrem Begleiter. Dieser ging, die behandschuhten Hände auf dem Rücken, gleichmütig neben ihr her und sah mit seinen durchdringenden Augen bald einen Bauern, der ihnen begegnete, bald eine am Wege gackernde Gans an. Dabei lag etwas wie Spott um seinen entschiedenen Mund, und Mathilde dachte, was wohl der selige alte Andermütz zu diesem Nachfolger sagen würde.

Plötzlich wandte er sich ihr zu. Ist es Ihnen unlieb, daß ich mit Ihnen gehe? Sie sehen mich so strafend an, gnädiges Fräulein. Seien Sie un-

besorgt! Ich werde Ihrem Schützlinge Hegel nicht die Leviten lesen, obwohl er es verdient. Herr Brennhold soll des öftern über Hegels Trunksucht geklagt haben.

Das Trinken ist die Folge seines häuslichen Unglücks. Der arme Mann!

Sie sind sehr milde, sagte er; darf sich denn der Mensch durch Schickungen Gottes erniedrigen lassen? Es ist ein herzzerreißender Anblick, den gottähnlichen Menschen sich im Staube wälzen zu sehen!

Er sprach leise; aber in seinen Augen leuchtete eine warme Liebe für diese im eignen Elend verkommende Kreatur. Sein Blick flog aufwärts nach dem rotglühenden Abendhimmel, aber sein Geist wiederholte nur die willenskräftigen Worte: Du, der du stark bist, bringe Licht in diese Finsternis! Und wenn du es mit deiner ganzen Lebenskraft erkaufst! Eine einzige Seele gerettet, ist das nicht genug?

Mathilde bemerkte zu ihrer Befriedigung, daß der spöttische Zug aus seinem Gesicht gewichen war. Nach kurzem Schweigen blieb sie stehen und sagte: Hier ist das Haus.

Er öffnete die niedrige Thür des einstöckigen Hüttchens. Mit einem fürstlichen Neigen des Kopfes schritt sie an ihm vorbei über die Schwelle. Der Ärmel ihres leichten Kleides streifte seine Hand. Er sah sie einen Augenblick betroffen an und fand, daß sie schön sei. Der Hegel lag in der heißen, niedrigen Stube auf seinem Bett und ächzte. Fliegen summten um ihn her, und die mit Papier verklebten Scheiben des kleinen Fensters erlaubten weder Luft noch Licht, den unglücklichen Bewohner zu besuchen. Zwei schielende Kinder hockten in einer Ecke auf dem schmutzigen Boden und starrten die Eindringlinge an, während eine alte Frau mit gelbem und runzlichem Gesicht ihnen entgegenhumpelte, die thränenden Augen mit der schmutzigen Schürze wischend.

Mathilde reichte ihr freundlich die Hand und erkundigte sich leise nach den Verordnungen des Arztes. Dann stellte sie ihren Krug auf den Tisch und verließ mit der Alten das Zimmer. Die beiden Kinder liefen den Frauen nach, und Richter blieb mit dem Kranken allein.

Hegel beförderte mit der zitternden Hand eine Branntweinflasche unter die Bettdecke.

Nun, Hegel, sagte der Pfarrer, Ihr habt ein schweres Unglück gehabt. Mit dem Verdienst ist es aus.

Ach du lieber Gott, ja, seufzte dieser, mit mir geht's immer mehr zurück, man mag machen, was man will. Ich glaub's auch garnicht, was der Herr Pfarrer sagt: daß der liebe Gott dem einen so viel giebt wie dem andern. Der sitzt da oben und kümmert sich was rechts um Unsereinen.

Habt Ihr Euch denn um ihn bekümmert, Hegel, als Ihr Eure Schwester aus dem Hause triebt? Habt Ihr Euer Weib an sein Wort erinnert? Hättet Ihr es gethan, sie würde es euch jetzt danken. Hättet Ihr sie auf ihn ge-

wiesen, wie der Mann es soll, so wäre sie noch bei Euch, und Ihr wäret so reich, als Ihr jetzt arm seid. So der Mann seinem Hause lehrt, nach Gottes Wort zu leben, wird er gesegnet sein.

Des Pfarrers tiefernste Augen schienen bis in die Seele des Mannes zu dringen, der vor ihm lag. Die Erinnerung an sein Weib preßte dem Unglücklichen Thränen aus den Augen. Er langte mit der Hand nach der Flasche.

Es ist nun doch zu spät, murmelte er, selbst wenn es so ist, wie Sie da sagen.

Richter hielt die Hand fest. Es ist nie zu spät, zu Gott zurückzukehren, sagte er dringend. Seht mich an! Sehe ich aus, als ob ich löge? Nein? Ihr wollt mir also glauben.

Wie gebannt sah der Kranke in die mächtigen Augen, aus denen ein zwingender Wille sprach.

Wenn Sie einen so ansehen, da möchte man alles thun, was Sie wollen!

So hört: Ich werde Eurer Schwester in Trübensee sagen, Ihr bereutet Eure Härte gegen sie.

Aber —

Still! Ihr müßt vergeben, wenn Ihr wollt, daß Euch vergeben wird. Eure Schwester wird kommen und bei Euch bleiben, bis Ihr gesund seid. Sie wird für Euch, für Eure Kinder und für Euer Haus sorgen.

Ach, das wird sie nicht thun! Sie ist mir gar zu böse.

Ihr irrt. Sie wünscht nichts mehr als Euch zu helfen, denn Gott hat ihren Sinn gewendet.

In diesem Augenblick ertönte von der Küche her ein widerliches Schreien. Der Kranke schauderte, und der Geistliche richtete sich horchend auf.

Ach, daß Gott! daß Gott! Der Vetter! jammerte Hegel.

Richter sprach ein paar beruhigende Worte und wandte sich nach der Küche; er mußte sich sehr bücken, um durch die Thür zu kommen. Von der Küche aus führte eine Hinterthür in den kleinen Hof; sie stand weit auf, und das Abendlicht fiel voll in den kleinen Raum. Auf dem Herde stand ein Trog und davor das Fräulein mit heraufgestreiften Ärmeln, im Begriff, mit ihren feinen Händen das Geschirr des Arbeiterhauses zu waschen. Eine leichte Röte bedeckte ihr Gesicht. Sie sprach in entschiednem Tone zu einem angetrunkenen Menschen, dessen gedunsenes Gesicht im Zorn erglüte.

Ihr müßt das Geld leihen, Christoph; sobald er arbeiten kann, erhaltet Ihr es wieder! Aber wie soll er gesund werden, wenn Ihr nicht das Essen beschafft?

Der Trunkene schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die darauf gestellten Schüsseln klirrten.

Sie wollen mir mein Geld aus der Tasche ziehen, damit er's versaufen kann! Aber ich sehe nicht ein, warum ich mein mühsam erschundenes Tagelohn

nicht selbst versaufen soll. Da möchte ja jedes krank werden. Wenn er wieder arbeitet, kann er meinethalben wieder Schnaps trinken.

Aber Christoph, habt Ihr denn gar keinen andern Gedanken mehr als den schrecklichen Branntwein! Wenn ich denke, was für ein braver und schmucker Bursche Ihr wart! 's ist wirklich ein Jammer!

Ja ja, lallte der Trunkene, mit mir geht's freilich nicht aufwärts; aber das ist nicht der Branntwein. Die Reichen und Vornehmen sind schuld daran, die alles Gute für sich nehmen. Meine Schwester, die Abeln, ist auch nicht viel garstiger gewesen als das Fräulein. Er warf aus seinen schwimmenden Augen einen Blick auf Mathilden, der dieser das Blut aus den Wangen trieb.

Sie wandte sich ab. Geht jetzt; ich werde noch einmal mit Euch sprechen, wenn Ihr nüchtern seid.

Der Mensch lachte auf. Unsereiner darf freilich so ein vornehmes Dämchen nicht einmal ansehen. Und Menschen sind wir doch alle beide! Das könnt' ich Ihnen gleich beweisen!

Aber der Beweis blieb aus, denn bei diesen Worten verließ Pfarrer Richter seinen Betrachtungsposten auf der Thürschwelle, packte den Taumelnden an der Schulter, warf ihn in den Hof und schloß die Hinterthür, worauf er zu der zitternden Mathilde zurückkehrte.

Ich habe absichtlich nicht eher eingegriffen, damit Sie selbst sähen, in welche Lagen Ihr Mangel an Vorsicht Sie bringen kann. Was nun, wenn niemand in der Nähe gewesen wäre?

Er sprach in Erregung.

Soll ich nicht auf Gott vertrauen? fragte sie zurück.

Aber Gott hat Ihnen Vernunft gegeben, um Sie zu leiten in seinem Dienste.

Mathilde senkte schweigend den Kopf und fuhr fort, das Geschirr zu waschen; aber seine Worte thaten ihr weh.

Ich will Ihnen nicht zureden, sagte er weiter, Ihre Thätigkeit im Dorfe aufzugeben. Es kann Ihnen nur Nutzen bringen, die Leiden andrer kennen zu lernen. Sie können auch Gutes wirken; aber seien Sie vorsichtiger. Vergessen Sie nie —

Er brach kurz ab; aus ihren gesenkten Augen fielen Thränen auf die fleißigen kleinen Hände, und der sichere Mann verlor die Fassung. Ein sonderbares Gefühl umschleierte auf einmal seine klaren Gedanken. Sie bemerkte jedoch nichts davon in seinem Gesicht, als sie endlich aufsah.

Warum fahren Sie nicht fort? fragte sie.

Weil ich Ihnen nicht weh thun will.

Ich weiß es, ich weiß es, sagte sie schnell; Sie haben in allem recht, und ich danke Ihnen.

Geräuschlos stellte sie die Teller und Töpfe auf die Leiste. Er wandte sich nach der Thür.

Und Sie werden meinem Rate folgen?

Ich werde an Ihre Worte denken, sagte sie.

Er ließ die Thürklinke los, die er schon in der Hand hatte, und trat noch einmal zu ihr. Sie wollen vorsichtiger sein? sagte er eindringlich, ich glaube wirklich, ich muß Ihnen Mißtrauen gegen das Menschengeschlecht predigen!

Das junge Mädchen sah mit vertrauensvollem Lächeln zu ihm auf. Das würde Ihnen nichts nützen, Herr Pfarrer.

Er sah es selbst. So sprach sie nach dem Zusammentreffen mit dem widerlichen Trunkenen! Sie hatte offenbar die Absicht nicht aufgegeben, diesen Menschen wieder zu sprechen. Richter sah sie nicht ohne Bewunderung an. Er fühlte, daß er nicht das Recht habe, sie noch weiter zu vermahnen.

Mathilde kniete neben dem Herde, Stroh und Reisig aus dem Bereiche des Feuers entfernend. Dann legte sie behutsam einige Stücke Holz auf die Flamme und setzte einen Kochtopf mit Wasser darüber. Ach könnte man doch mehr thun! sagte sie, während sie die Ärmel zurückstreifte.

Sie unterziehen sich dieser groben Arbeit mit bewundernswerter Geschicklichkeit, bemerkte er mit einem leisen Lächeln, das ihr wieder etwas spöttisch erschien. Mathilde aber dachte in diesem Augenblicke, wie er wohl aussehen würde, wenn er einmal bewunderte statt zu tadeln?

Als sie aus dem Hause traten, waren die Farben des Abendhimmels verschwunden. Sie wanderten schweigend nebeneinander her. Die Dorfbewohner hatten meist ihr Abendbrot schon verzehrt und saßen nun in friedlichem Gespräche vor den Thüren; die Weiber mit ihren Strickstrümpfen, die Männer mit den kurzen Pfeifen daneben.

Auf dem Schenkplatze angelangt, blieb Mathilde stehen.

Mein Weg trennt sich hier von dem Ihren. Gute Nacht.

Er sah ihr nach. Erst als sich das Pförtchen in der Parkmauer hinter ihr schloß, wandte er sich um und ging nach der nahen Pfarrwohnung.

(Fortsetzung folgt.)



Notiz.

Nochmals Goethes Lila. Wir werden nachträglich darauf aufmerksam, daß in dem in Nr. 40 dieser Zeitschrift abgedruckten Aufsatze von Eugen Reichel: „Goethes Lila“ ein starker Irrtum untergelaufen ist: Mozarts „Zauberflöte“ stammt nicht aus dem „Anfang der achtziger Jahre“ des vorigen Jahrhunderts, sondern ist zum erstenmale am 30. September 1791 in Wien aufgeführt worden. Es kann also nicht davon die Rede sein, daß Goethe, als er in Italien die „Lila“ aufs neue für den Druck bearbeitete, dabei einzelne Züge der „Zauberflöte“ entlehnt habe. Höchstens könnte man annehmen, daß beide, Goethe und der Dichter der „Zauber-

flöte," aus ein- und derselben Quelle geschöpft hätten. Nun hat Otto Jahn in seinem „Mozart" (Bd. IV, S. 294 ff.) die Entstehungsgeschichte der „Zauberflöte" ganz ausführlich erzählt. Der wirkliche Dichter derselben war garnicht Schikaneder, der Direktor des Theaters auf der Wieden, sondern ein Chorist von ihm, Karl Ludwig Gieseke, später Professor der Mineralogie in Dublin († 1833).*) Die Handlung ist zum Teil entlehnt aus der von Wieland, v. Einsiedel und Liebeskind unter dem Titel „Dschinnistan" herausgegebenen Sammlung von Feen- und Geistermärchen (Winterthur, 1786—1789), und zwar aus dem von Liebeskind bearbeiteten Märchen „Lulu" im dritten Bande (1789); zum großen Teile aber ist sie Giesekes Erfindung, zum geringsten Teile Schikaneders Zuthat. Da nun die „Lila" zuerst 1790 im sechsten Bande von Goethes Schriften veröffentlicht ist, so haben wir folgende Veröffentlichungsreihe: 1789 „Lulu," 1790 „Lila," 1791 „Zauberflöte." Vorausgesetzt also, daß Goethe auch in Italien noch nicht die letzte Hand an sein Stück gelegt, sondern unmittelbar vor dem Druck nochmals daran geändert hätte, wäre eine Abhängigkeit der „Lila" sowohl wie der „Zauberflöte" von dem Märchen im „Dschinnistan" denkbar. Die nähern Untersuchungen hierüber anzustellen, müssen wir natürlich dem Verfasser des Aufsatzes in Nr. 40 überlassen.

D. Red.



Literatur.

Kriegstagebuch eines Truppenoffiziers. Von Hermann Vogt, Oberstleutnant a. D. Berlin, R. Eisenschmidt.

Die anspruchslosen, aber frischen Aufzeichnungen eines Offiziers vom zweiten schlesischen Husarenregiment Nr. 6, Aufzeichnungen, welche vom Verlassen der Garnison in Leobschütz bis zum Wiedereinrücken in dieselbe die persönlichen Erlebnisse und Anschauungen des Verfassers, aber auch nur diese, geben, sind ein wertvoller Beitrag zur Kleingeschichte des Krieges. Selten gewinnt der Laie Einblick darein, wie sich für den einzelnen Soldaten das Leben im Felde, im Feindesland, auch in einem durchaus siegreichen Feldzuge wie dem von 1870—1871, gestaltet. Der Einzelne ist zugleich ein Stift in der ungeheuern Kriegsmaschine und doch eine handelnde, fühlende, leidende Persönlichkeit; es ist lehrreich, wie sich das große Kriegsdrama im Auge des bescheiden Mitwirkenden spiegelt und wie jeder Tag seine eigne Physiognomie hat. Wird dies alles so knapp und doch so lebendig erzählt, wie in den Aufzeichnungen Vogts, so entsteht ein Buch, an dem wohl auch weitere Kreise, als die der alten Kriegskameraden des Verfassers, warmen und dankbaren Anteil nehmen können.

Tartarin in den Alpen. Neue Ruhmesthaten des Helden von Tarascon. Von Alphonse Daudet. Leipzig, H. Le Soudier.

Daudet besitzt, wie wir wissen, einen besonders scharfen Blick für die Schwächen seiner engern Landsleute. In Numa Roumestan hat er die gefährlichen Seiten

*) Jahn erzählt, Gieseke sei aus Braunschweig gewesen und in Halle relegirt worden; Gümbel in der Allgemeinen Deutschen Biographie (Bd. 9, S. 162) giebt (nach Wurzbach) Augsburg als seine Geburtsstadt und Altorf als die Universität an, wo er studirt habe. Die Mitteilungen Cornets, auf die sich Jahn stützt, sind zufällig eben wieder abgedruckt worden in den Erinnerungen an Mozart in der neuesten (41.) Nummer der „Neuen Zeitschrift für Musik" (8. Oktober 1886).

des südfranzösischen Temperaments an dem Beispiele eines Menschen gezeigt, der es durch seine lebhafte Phantasie und seinen unerschöpflichen Vorrat an großen Worten zu einer politischen Stellung bringt und durch seinen Leichtsinn das Wohl des Landes und sein häusliches Glück zugleich aufs Spiel setzt; in Tartarin, dem Löwenjäger in der Einbildung, die unschädlichere Ausgabe derselben Gattung. Als echter Humorist hegt er für diesen seinen komischen Helden eine aufrichtige Zärtlichkeit und vergißt nicht, während er sich über ihn lustig macht, unter dem prahlerischen Benehmen den im Grunde guten Kerl durchschimmern zu lassen. So schickt er jetzt den Präsidenten des Alpenklubs von Tarascon in die Schweiz, angeblich, weil Tartarin irgendeine große Bergbesteigung ausführen muß, um sich daheim in seiner gefährdeten Stellung zu behaupten, in Wahrheit, weil Daudet seine kritischen und satirischen Bemerkungen über das Hotelland am harmlosesten bei den Unternehmungen und Abenteuern des wagehalsigen Hasenfußes anbringen konnte. Wenn er in phantastischem Humor übertreibt, so kommt das mit auf Rechnung des Don Quixote von Tarascon, und es ist begreiflich, daß die Schweizer die zahlreichen bittern Wahrheiten in diesem Buche lachend hinunterschlucken, weil es ein so lustiges Buch ist, während sie wahrscheinlich die lebenswahren Bilder in Kellers „Martin Salander" weniger gutgelaunt hinnehmen. Köstlich ist der „Auftritt" des Helden. Wer jemals auf dem Rigikulm in den Nebel und in die große Fremdenfalle geraten ist, in welcher Sonnenuntergang und Sonnenaufgang, auch wenn sie nicht genossen wurden, berechnet werden, der wird mit dem innigsten Ergötzen lesen, wie der arme Tartarin in der eisigen Atmosphäre beinahe erstickt, weil niemand mit ihm reden will, und ihm das Reden doch Bedürfnis ist wie Essen, Trinken und Schlafen. Wie er dann in die Gesellschaft russischer Nihilisten gerät und ahnungslos deren Helfershelfer wird; wie er zu seinem Schmerz erfährt, daß Wilhelm Tell keine geschichtliche Gestalt ist, und, so vorbereitet, sich von dem sogar in Tarascon als Lügner verrufenen Bompard aufbinden läßt, die ganze Schweiz sei an eine Gesellschaft verpachtet, welche u. a. auch die Bergbesteigungen völlig gefahrlos eingerichtet habe und nur von Zeit zu Zeit scheinbar ein Unglück geschehen lasse, um der Sache wieder Reiz zu geben; wie er, dadurch dreist gemacht, wirklich gewagte Partien ausführt; wie er endlich nach Tarascon zurückkehrt, als gerade Bompard dort die einzigen, auf dem Eise des Montblanc aufgefundenen Ueberreste des verehrten Präsidenten des Alpenvereins vorweist: ein Stück von einem Backenknochen, einen Fetzen von einer Weste, die Schnalle von einem Hosenträger und einige Barthaare — das ist mit einer Laune erzählt, welche dem Uebermut der Erfindung entspricht.

Das Werk ist von Stephan Born gut übersetzt und in einer Pariser Offizin nicht nur hübsch, sondern auch mit geringen Ausnahmen ganz korrekt gedruckt. Nur etwas erscheint dabei unbegreiflich. Eine große Anzahl vortrefflicher, den Text wirklich illustrirender Zeichnungen in schwarzer Tusche oder in Wasserfarben ist in einem dem Meisenbachschen verwandten Verfahren von Guillaume Frères reproduzirt worden. Manche sind breiter als die Kolumne und ragen daher so weit über den weißen Rand, daß das Buch nicht beschnitten werden dürfte; aber auch wo diese Zwangslage nicht bestand, sind die Bilder häufig aus dem Texte heraus und zur Hälfte auf den Blattrand gestellt. Hoffentlich wird diese Abgeschmacktheit nicht von deutschen Buchdruckern nachgeahmt werden!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.





Noch ein Wort über Schöffengerichte.



In Nr. 39 der Grenzboten findet sich ein Aufsatz von Karl Meisel (einem praktischen Juristen, wie aus einigen Bemerkungen zu Anfang des Artikels hervorgeht) über Schwur- und Schöffengerichte. Darin ist zunächst von den mancherlei Mißständen die Rede, welche das Institut der Schwurgerichte nach Ansicht des Verfassers mit sich führt, und nachdem dieselben eingehend betrachtet worden sind, folgt eine Reihe von Sätzen, welche die Vorzüge des Schöffengerichtes vor dem Schwurgericht darthun sollen und welche mit den Worten beginnen: „Ein großer Teil der oben berührten Mißstände wird vermieden im Schöffengerichte. Hier kommen Juristenrecht und Rechtsbewußtsein des Volkes in der richtigen Weise zusammen.“

Es ist nicht meine Absicht, dem Verfasser auf das Thema der Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Schwurgerichte zu folgen, nur einige Worte möchte ich an den eben angeführten Satz anknüpfen, weil mir gerade die Gegenüberstellung des „Juristenrechts“ und des „Rechtsbewußtseins des Volkes“ den Schwingpunkt zu treffen scheint, von dem aus bis jetzt im Grunde alle Diskussionen für und wider die Schöffengerichte ausgegangen sind, jedoch ohne daß derselbe meines Wissens irgendwo in seiner ganzen Schärfe — sagen wir lieber gleich Schwäche — rückhaltlos bloßgelegt worden wäre.

Im voraus will ich bemerken, daß die weiteren Ausführungen Meisels bis zu den Worten: „Bedenken gegen die Schöffengerichte schwinden müssen“ lediglich Ausführungen des Satzes enthalten, daß das Rechtsbewußtsein des Volkes das Juristenrecht in verständiger Weise durchdringen müsse, wenn etwas Ersprießliches bei praktischer Handhabung des Strafrechtes herauskommen solle, daß diese Aus-

führungen zwar manches Beherzigenswerte für die Praxis der Schöffengerichte, wie wir sie nun einmal haben, enthalten, daß ich jedoch nicht anzuerkennen vermag, daß eine Besserung der Zustände gegen früher erreicht werde, auch wenn alle von dem Herrn Verfasser den Berufsrichtern gegebenen Winke genau befolgt werden.

Der Verfasser stellt die beiden Begriffe „Juristenrecht" und „Rechtsbewußtsein des Volkes" zu einander in Gegensatz. Mir will es zunächst scheinen, als wenn er den Gegensatz nicht scharf genug präzisirt hätte. Ein Recht neben dem Juristenrecht, unter welchem man in dem gegebenen Zusammenhange Strafgesetzbuch, Strafprozeßordnung, polizeiliche und sonstige, für die strafrechtliche Jurisdiktion der Untergerichte maßgebende Kodifikationen zu verstehen hat, ein etwa in Gewohnheiten und Anschauungen der großen Masse beruhendes und neben den erwähnten Kodifikationen anwendbares Recht giebt es garnicht, folglich auch kein Bewußtsein eines solchen Rechtes. Meisel will einen solchen Gegensatz indes wohl auch nicht gemacht haben, sondern stellt nur die verschiedene Art und Weise einander gegenüber, auf welche hier der Jurist und dort der Mann aus dem Volke die geschriebenen Gesetze im gegebenen Falle auszulegen geneigt sein könnte und in der That oft auch geneigt ist. Er würde dann besser von einem „Rechtsbewußtsein der Juristen" und einem „Rechtsbewußtsein des Volkes" gesprochen haben — wobei ich nur beiläufig bemerken möchte, daß der Ausdruck „Volk" immer noch ein sehr mißlicher bleibt, denn zum Volke gehört jeder, auch der Jurist; unter Volk wird Meisel also wohl die Laien im Gegensatz zu den Juristen verstanden wissen wollen, dabei freilich noch selber zuzugestehen haben, daß innerhalb des Rechtsbewußtseins dieser Menschenklasse noch die gewaltigsten Unterschiede obwalten, da sich wohl nicht bestreiten lassen dürfte, daß z. B. das Rechtsbewußtsein eines Professors der Philosophie vielfach ein ganz andres sein wird als dasjenige eines Dorfschultheißen.

Sagen wir also gleich: Der Verfasser unterscheidet zwischen der Auffassung des Fachjuristen und der Auffassung des Nichtjuristen mit normalem, gesundem Menschenverstande, und er verlangt, daß beide sich bei Anwendung des geschriebenen Strafrechtes durchdringen, gegenseitig klären und ergänzen sollen.

Demgegenüber behaupte ich nun: Der Fachjurist hat auch gesunden Menschenverstand, dieser allein verbürgt aber eben die richtige Handhabung der geschriebenen Gesetze nicht. Wäre dies der Fall, so brauchten wir eben keine Fachjuristen. Der gesunde Menschenverstand muß zu diesem Zwecke durch die Fähigkeit, juristisch zu denken, die nur durch lange Studien und Erfahrungen erworben werden kann, sozusagen höher potenzirt sein. Wer aber behauptet, eben wegen seiner juristischen Dressur müsse der Berufsrichter notwendiger- oder wenigstens zweckmäßigerweise Laienrichter als gleichberechtigte Kollegen zur Seite haben, der behauptet weiter nichts als: Der gesunde Menschenverstand des Richters ist infolge seiner juristischen Schulung korrumpirt!

Gottlob, daß dem nicht so ist! Man begegnet häufig der Phrase, daß die Schöffengerichte sich „im allgemeinen bewährt“ hätten. Damit ist leider weiter nichts gesagt, als daß sie keinen absonderlichen Schaden gestiftet haben. Das gebe ich zu. Woran liegt das aber? Daran, daß im Schöffengerichte glücklicherweise in den meisten Fällen der gesunde Menschenverstand des Laienrichters schließlich doch noch mit dem juristischen Verstande des Fachrichters übereinstimmt, daß beide sich decken. Insoweit sind also die Laienrichter mindestens überflüssig. Und wie steht es nun mit der Minderzahl derjenigen Fälle, wo das Zusammenwirken des Fachrichters und der Laienrichter zu einem Ergebnisse führt, das von demjenigen abweicht, welches mit dem Fachrichter allein erreicht worden sein würde, wo also die Ansichten beider Elemente auseinander gehen und das Richtige nur auf einer Seite liegen kann? Ich habe allen Grund zu der Vermutung, daß die Wagschale auch hier sich sehr zu Gunsten des Fachrichters neigen würde, wenn es möglich wäre, hierüber ein erschöpfendes statistisches Material zusammenzubringen, und kann wenigstens aus meiner Praxis versichern, daß mir nur sehr selten von den Schöffen „neue Gesichtspunkte“ eröffnet worden sind, an die ich nicht selber gedacht hätte, daß ich aber in vielen Fällen meine liebe Not gehabt habe, ein auch nur halbwegs der Sachlage entsprechendes Erkenntnis zu stande zu bringen oder gar die Publikation baren Unsinns hintanzuhalten.

Worüber ist denn — abgesehen von rein strafprozessualischen Zwischenfragen, bei denen sich die Schöffen meist ganz auf den Fachrichter zu verlassen pflegen — im Schöffengerichte im wesentlichen zu entscheiden? 1. Über die Frage: Liegt eine bestimmte strafbare Handlung vor oder nicht, oder eine andre als die ursprünglich ins Auge gefaßte?*)

Ist die Sachlage einfach, wie es gewöhnlich der Fall ist, geht z. B. jemand in einen Laden und nimmt vom Tische weg ein Geldstück, so werden Richter und Schöffen sofort darin übereinstimmen, daß hier Diebstahl vorliegt. Wozu bedarf es dabei der Zuziehung des einfachen gesunden Menschenverstandes zu dem juristisch potenzirten?

Ist die Sachlage dagegen verwickelt, wie dies z. B. bei Betrugsfällen, wo eine ganze Anzahl oft schwer herauszufindender Umstände vereint sein muß, damit der Thatbestand des Vergehens hergestellt erscheint, häufig vorkommt, ja handelt es sich überhaupt nur darum, in recht zweifelhaften Fällen darüber zu entscheiden, ob man es mit einem der zahlreichen, im Strafgesetze garnicht definirten juristisch-technischen Begriffe zu thun habe oder nicht, wobei oft nicht einmal ohne Kenntnis des Zivilrechts durchzukommen ist (man denke an Begriffe wie Eigentum und Besitz, anvertraute Sache, Verwandtschaftsgrad u. dergl.),

---

*) Ich trenne die Frage nach objektivem und subjektivem Thatbestande, um nicht allzu weitläufig zu werden, nicht noch besonders.

so hieße es doch wahrhaftig, dem Fachjuristen ein testimonium paupertatis der schlimmsten Art ausstellen, wenn man behaupten wollte, der Beistand der Schöffen verbürge hier in ganz besondrer Weise die richtige Urteilsfindung! Wozu um Gotteswillen hat denn der Mann Jura studirt? Bei solchen Fällen geht die Weisheit der Schöffen gewöhnlich jämmerlich in die Brüche, und sie ordnen sich schließlich, um mit der Sache nur zu Ende zu kommen, entweder der Anschauung des Berufsrichters, seiner bessern Übung vertrauend, unter, oder sie bleiben bei ihrem Widerspruche stehen, obschon sie denselben im Grunde mit nichts als unklaren Gefühlseindrücken zu begründen vermögen. Was hilft hier die Beteiligung des einfachen gesunden Menschenverstandes bei der Sache?

2. Über die Frage: Mit welchem Strafmaße ist der Thäter zu belegen, was liegen für Milderungs- oder Erschwerungsgründe vor?

Es soll zugegeben werden, daß gerade bei Erörterung dieser Frage der Laie hie und da unbefangener urteilt als der Fachrichter, der durch langjährige Handhabung der Strafgesetze manchmal geneigt sein mag, Umständen wie Vorbestrafungen, Wert der entwendeten Gegenstände, Alter des Thäters 2c. zu schablonenhaft Rechnung zu tragen. Allein kommen denn derartige Unbilligkeiten so häufig vor, daß es nötig wäre, dem Fachjuristen deshalb Männer aus dem „Volke" zur Kontrole, gewissermaßen als Korrektiv verkehrter Anschauungen, beizugeben? Nein und abermals nein! Mit einem Worte: So versumpft ist der deutsche Richterstand noch nicht, daß man nicht mehr sagen könnte, bei Beurteilung aller in der untern Strafinstanz zu erörternden Fragen treffe er das Richtige entschieden besser und schneller als der Laie. Und so läuft denn das ganze Schöffengericht (ich sage das keineswegs in polemisirendem Tone gegen die Autoritäten, welche bei Einführung desselben den Ausschlag gegeben haben, sondern durchaus objektiv) auf weiter nichts hinaus, als auf ein Zugeständnis an die große Masse, die sich nun in dem Glauben wiegen mag, sie wirke bei Ausübung der Strafrechtspflege als wesentliches Element mit, während die Schöffen im Grunde genommen nichts sind als — Staffage!

In großen Städten und gewissen, besonders von der Kultur beleckten Distrikten, wo mehr Intelligenz zu erwarten ist, als im allgemeinen auf dem platten Lande, mag dem Richter, der vorwiegend dialektisch geschulte, gebildete Laien als Schöffen zur Seite haben wird, dieser Gedanke nicht so leicht kommen. Wer aber, wie ich, jahraus jahrein fast nur mit einfachen, aus der Dorfschule hervorgegangenen, leider nur zu oft in ganz engherzigen Anschauungen befangenen Bauersleuten als Kollegen zu amtiren hat — wie dies für die meisten Amtsgerichtsbezirke zutreffen wird —, den geht manchmal wahrhaftig ein Ekel an, und er kann sich kaum des Gefühls erwehren, daß er hier bei einer bloßen Komödie mitwirke. Es muß das endlich einmal gerade herausgesagt werden, und ich weiß, daß ganze Scharen von Kollegen mir beistimmen werden, ich habe deren aus den verschiedensten Gauen unsers Vaterlandes über

diese Dinge sich äußern hören. Soll ich noch Einzelheiten anführen? Da will ich nur jenes gutmütigen alten Schultheißen gedenken, der einen Fuhrmann, welcher ein Stück behauenes Zimmerholz fand und sich anmaßte — es war allerdings nur einige Groschen wert — durchaus freisprechen wollte, „weil so etwas doch jeder mitnehme, der es finde," und jenes Schöffen, der auf Freisprechung eines Mannes, welcher im Walde einen Haufen verkaufte und übergebene Wellen gestohlen hatte, deswegen bestand, weil der Käufer gegenüber der verkaufenden Domäne versprochen hatte, die Wellen bis zu einem bestimmten Termine abzufahren, dieser Termin aber zur Zeit des Diebstahls vorüber war. Ich kann die Versicherung abgeben, daß Redensarten wie folgende: „Wenn wir den Kerl hinsetzen, muß die Gemeinde seine Familie ernähren, das können wir doch nicht verantworten!" oder: „Ach, die hohen Kosten! da wollen wir doch die niedrigste Geldstrafe nehmen!" oder: „Kann denn das nicht mit einem Verweis abgemacht werden? Die Frau hat so und so viel Kinder zu ernähren?" mit merkwürdiger Konsequenz sich wiederholen. Dies wird genügen!

So äußert sich gewöhnlich das „Rechtsbewußtsein des Volkes," wenn es sich mit dem des Juristen nicht deckt. In den meisten Fällen, wie gesagt, decken sich ja beide, wenn es auch dabei häufig genug erst langer Auseinandersetzungen des Fachrichters bedarf. Aber gerade deshalb scheint mir die Frage: „Wozu dann das ganze Institut der Schöffengerichte mit seinen unendlichen Formalitäten, Weitläufigkeiten und Kosten?" gerechtfertigt.

Und glaubt man denn im Ernste, die Schöffen empfänden es als ein freudig zu begrüßendes Zugeständnis an das Volk, als eine Ehre, bei der Rechtsprechung mitzuwirken? Ich kann versichern, daß ich noch nie einen Schöffen gehört habe, der gern zu den Sitzungen gekommen wäre; alle, die ich darüber ausgeforscht, empfanden den Schöffendienst als eine Last, murrten über die unwillkommene Störung, die sie durch denselben in ihren Geschäften empfanden, ganz zu schweigen von der lieben Not, die ich oft gehabt habe, einem Schöffen die Zustimmung zu einer nur annähernd angemessenen Strafe für ein Individuum aus seinem eignen Dorfe abzuringen, da ihm die schöne Aussicht auf Wiedervergeltung vorschwebte, deren er sich infolge seines Urteilsspruches vonseiten des Verurteilten versehen zu müssen glaubte. Eine hübsche Illustration zu der beliebten Phrase von der größern „Unbefangenheit des Laienelements" gegenüber dem „verknöcherten Fachrichter"!

Hieße es: „Freiwillige vor!" dann würde der Fachrichter wohl meistens allein zu Gericht sitzen oder sich wenigstens von einer verwünscht fragwürdigen Gesellschaft umgeben finden. Aus dem „Volksbewußtsein" ist das Institut der Schöffengerichte nicht erwachsen, das steht fest, es ist künstlich in dasselbe hineinverpflanzt worden. Man lebe nur unter dem „Volke" und beobachte es! Und wo es schon bestanden hat vor Einführung der neuen Justizorganisation, da hat man an ihm eben festgehalten wie an einem alten, bequem gewordenen

Rock, den man mit einem neuen nur deshalb nicht gern vertauscht, weil man sich diesen erst wieder auf den Leib gewöhnen muß. So steht die Sache. Ich bin am Schlusse.

Lieber Herr Kollege Meisel: Kommen Sie aufs urwüchsige platte Land, wo die Hauptmasse der 46 000 000 Deutschen wohnt, und Sie werden mir zurufen: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie!"



Land und Leute in Bulgarien.

3. Finanzen, Gesetzgebung, Verkehrsmittel, Unterrichtswesen und Armee.



Die finanziellen Verhältnisse Bulgariens waren bis 1885 recht befriedigender Art und könnten noch besser gewesen sein, wenn die Art, wie die Steuern erhoben werden, nicht sehr primitiv und mangelhaft wäre, was namentlich von dem System gilt, welches auf dem Lande üblich ist. Die Eintreibung der Abgaben liegt hier dem von den Bauern gewählten Gemeindevorstande ob, dessen Schulbildung Quittungen unthunlich und dessen Denkart ehrliche Ablieferung der Gelder unwahrscheinlich macht. Der gute Mann geht eben, wenn der Termin zur Ablieferung kommt, umher, sieht, was er einsammeln kann, wobei zu bemerken ist, daß der Bulgare sich immer ärmer zu stellen pflegt, als er ist, drückt heraus, soviel die Zitrone hergeben will, und überlegt dann, was er davon der höhern Behörde für sich unterschlagen darf, ohne daß sie es merkt. Trotzdem hat sich Bulgarien im Punkte der Finanzen bisher vergleichsweise nicht übel befunden. Wenigstens hatte es bis vor kurzem keine Schulden, während sein serbischer Nachbar mit seiner leidenschaftlichen Neigung zu Kriegshändeln und Niederlagen bereits 260 Millionen Franks (144 Franks auf den Kopf der Bevölkerung) zusammengeborgt und nun tüchtig zu arbeiten und zu sparen hat, um den Juden der Wiener Länderbank und andern die Politik „fruktifizirenden" Semiten fette Dividenden zahlen zu können. Der bulgarische Handel, der 1879 nur etwa 52 Millionen Leva (Franks) umsetzte, hob sich in den nächsten drei Jahren auf 90 Millionen, und so brachten die Zölle dem Staatsschatze recht ansehnliche Summen ein. An der Ein- und Ausfuhr waren in erster Linie Österreich-Ungarn, dann England, Rumänien und Frankreich, letzteres mit drei Millionen, beteiligt. Der Absatz Deutschlands ist schwer zu schätzen, da er durch österreichische Firmen vermittelt wird.

Das erste Budget des Fürstentums, für das Finanzjahr 1880—1881 entworfen, wies 23 114 000 Leva Einnahmen bei 27 306 267 Leva Ausgaben, also

ein Defizit von 4 169 087 Leva auf, welches durch Erhöhung der Zölle und der Holz- und Tabaksteuer sowie durch Einführung neuer Zölle an den südlichen Grenzen gedeckt werden sollte. Die Ausgaben verteilten sich folgendermaßen: Kriegswesen 11 250 000, Inneres 8 860 367, Finanzen 3 697 400, Justiz 1 404 200, Unterricht 1 372 120, Äußeres 677 000 Leva. Im Juni 1880 beschloß das Sobranje das Gesetz über das Münzwesen, nach welchem Goldstücke zu 20 und 10, Silbermünzen zu 5, 2, 1 und 1/2 Leva und Kupferstücke zu 10, 5, 2 und 1 Stotinik geprägt werden sollten. Es giebt aber im Verkehr nur fremdes Gold, wogegen das umlaufende Silber meist in Stücken mit bulgarischem Gepräge besteht. Eine in Aussicht genommene Münzkonvention mit Serbien und Rumänien kam nicht zustande. Das Budget von 1881—1882 ergab 28 154 280 Leva Einnahmen und 29 141 814 Leva Ausgaben, also ein weit geringeres Defizit als das vorige. Die Ausgaben verteilten sich wie folgt: Militär 11 249 999, Inneres 8 807 815, Finanzen 3 553 652, Justiz 1 881 520, Unterricht 1 691 700, Zivilliste und Hofstaat 1 300 000, Äußeres und Kultus 644 528, Ministerrat 12 600 Leva. In diesem Jahre votirte das Sobranje Gesetze über die Behandlung des Budgets, über die Errichtung eines Oberrechnungshofes, über die von Filialsteuerämtern und über das Zollwesen. Der Zehnte vom Getreide wurde in Baargeld verwandelt. Ferner wurde die Viehsteuer besser geordnet, und schließlich ergingen gesetzliche Bestimmungen hinsichtlich der Zinsbauern im Kreise Köstendil, welche den von den türkischen Gutsherren (Spahis) beanspruchten Zehnten nicht mehr entrichten wollten und nun unter Entschädigung der Türken mit Geld davon befreit wurden. 1882 wurde statt des dem Staate zustehenden Zehnten eine Grundsteuer eingeführt, auch schritt man zur Errichtung einer Nationalbank in Sofia, zu der schon der russische Gouverneur Dondukow-Korsakow mit zwei Millionen den Grund gelegt hatte. Für 1883 wurde das Budget auf 30 568 280 Leva Einnahmen und 31 205 427 Leva Ausgaben festgesetzt. Das wieder verhältnismäßig geringe Defizit sollte durch den Rest der Devisen gedeckt werden. Im Oktober dieses Jahres nahm die Volksvertretung einen mit Rußland abgeschlossenen Vertrag an, nach welchem das Fürstentum der russischen Regierung zufolge des Berliner Friedens 10 618 250 Rubel an Okkupationskosten aus dem Kriege von 1877 schulden und dieselben in halbjährigen Raten von je 400 000 Rubeln, vom 1. September 1883 angefangen, abzahlen sollte. Auf eine Vergütung von Zinsen leistete man in Petersburg Verzicht.

Der Voranschlag des Budgets für 1885 faßte sich in folgenden Ziffern zusammen: Einnahmen 34 899 900 Leva, davon 19 575 000 an direkten, 13 520 700 an indirekten Steuern, sowie 1 804 200 an verschiednen Einnahmen; Ausgaben 35 780 324 Leva, von denen die „obere Verwaltung“ 1 210 900, die öffentliche Schuld 2 105 004, die Finanzen und öffentlichen Arbeiten 6 981 100, das Innere 5 372 230, das Äußere, die Posten und Telegraphen 3 346 800, der

Unterricht 2 508 701, die Justiz 2 580 428 und das Heerwesen 11 675 161 in Anspruch nahmen. Ob hier die 800 000 Rubel, die alljährlich an Rußland abgeführt werden sollten, mitgerechnet waren, ist nicht ersichtlich. Gezahlt wurden sie unsers Wissens nicht. Sodann hat der Krieg mit Serbien ohne Zweifel viel Geld gekostet, und so wird das Defizit des Voranschlags sich wahrscheinlich bedeutend höher stellen, als dieser annimmt.

Die Finanzlage Ostrumeliens war nicht so gut wie die des Fürstentums, als die Vereinigung mit letzterem versucht wurde. Das erste Finanzjahr, 1879—1880, schloß mit einem Defizit von 230000 türkischen Lire (4 140 000 Mark), was nicht verwundern kann, wenn man bedenkt, daß der damalige Aufstand der Pomaken viel Geld kostete, und daß die Verwaltung infolge der hohen Gehalte der Beamten und der von Rußland abgeordneten Offiziere bedeutende Summen verschlang. Bekam doch der Generalgouverneur 100000 Franks Gehalt und 23000 Franks Repräsentationsgelder, und erhielt doch jeder der sechs Direktoren (Minister) jährlich 21600 Franks für seine Person. Das im Dezember 1881 von der Provinzialversammlung votirte Budget für 1882 wies eine Einnahme von 78800000 und eine Ausgabe von 81500000, also ein Defizit von 2700000 Piastern (à 18 Pfennige) auf, welches durch Ersparnisse gedeckt werden sollte. Das Budget für 1883 sollte 70 Millionen an Einnahmen und 81 Millionen an Ausgaben betragen, und das Defizit von elf Millionen mit einer Erhöhung der Hammelsteuer und einer Anleihe von 5½ Millionen Piastern ausgeglichen werden. Im Dezember 1882 hatte jedoch die Provinzialversammlung die Jahreseinnahme für fünf Jahre vom 1. März 1883 an auf 60 Millionen Piaster und den an die Pforte zu entrichtenden Tribut auf 18 Millionen, zahlbar in monatlichen Raten, festgesetzt und beschlossen, daß nach Ablauf der fünf Jahre die Höhe jener Summe nach den in dieser Zeit wirklich eingegangenen Einnahmen abgeändert werden solle. Dieser Beschluß wurde der Pforte mitgeteilt und zur Annahme empfohlen, nachdem die ostrumelische Regierung schon früher erklärt hatte, daß sie den anfangs festgestellten Tribut nicht abführen könne, da sie jährlich kaum 60 Millionen einnehme. Die Pforte ging jedoch auf dieses Ansinnen nicht ein, sondern erklärte es für einen Versuch, ihre Rechte und die ihrer Gläubiger zu schmälern, und als einen Verstoß gegen das Organische Statut, in welchem die Bevollmächtigten der Großmächte die Einnahmen Ostrumeliens zu 80 Millionen Piaster angenommen und den Tribut auf 24 Millionen bemessen hatten. Für das Jahr 1884 schlug man die Einnahmen der Provinz auf 74805500, die Ausgaben auf 74108065 Piaster an. Das Budget vom vorigen Jahre muß infolge der Revolution von Philippopel und der ihr folgenden Ereignisse einen sehr bedeutenden Ausfall aufweisen, der sich indes jetzt noch nicht berechnen läßt. Dazu tritt aber noch, daß die Provinz mit dem Tribut, den sie der Pforte zu leisten hat, stark im Rückstande geblieben ist. Sie zahlte davon bis 1883 nur

28600000 (1880 bloß $8\frac{1}{2}$, 1881 bloß 7610000) Piaster und war dem Sultan im September dieses Jahres mehr als 32 Millionen schuldig. 1884 wurde wenig, nach der Revolution garnichts abgeführt, und so wird der Rückstand jetzt mehr als 60 Millionen Piaster betragen, was für ein Land von der Größe und Einwohnerzahl dieses Teiles von Bulgarien eine geradezu riesenhafte Schuld ausmacht.

Was die Verkehrsmittel anlangt, so hat das Fürstentum Bulgarien nur eine Eisenbahn: die von Varna nach Rustschuk, welche 224 Kilometer lang ist, wogegen die Provinz Ostrumelien zwei Schienenstränge besitzt, von denen der eine Sarambej mit Mustafa-Pascha-Köprü verbindet, von wo eine Bahn über Adrianopel nach Stambul führt, während der andre in der Zweiglinie Sejmanli-Jamboli besteht; jener hat eine Länge von 210, dieser eine solche von 106 Kilometern. Das gesamte Bahnnetz beider Teile Bulgariens im weiteren Sinne ist also nur 540 Kilometer lang. Zwar sollte vom Fürstentume vertragsmäßig auch die nur 118 Kilometer betragende Strecke Vakarel-Caribrod und von Ostrumelien das kurze Ergänzungsstück Sarambej-Vakarel, 45 Kilometer, wodurch im Anschluß an die von Serbien zu bauende Bahn Belgrad-Nisch-Caribrod eine direkte Schienenstraße zwischen Konstantinopel und Wien hergestellt worden wäre, jetzt vollendet sein und sich im Betriebe befinden, aber weder die Regierung in Sofia noch die in Philippopel hat in den letzten acht Jahren mit diesen Arbeiten auch nur irgendwie begonnen. Die Hauptursache dieser Unterlassungssünden liegt in den Ränken und Umtrieben der bulgarischen Parteiführer, welche die zu erteilenden Konzessionen entweder für sich selbst erstrebten oder möglichst vorteilhaft für ihre Tasche fremden Spekulanten zu verschaffen suchten. Es wäre gut, wenn die Mächte auf die künftige Regierung kräftig einwirkten, daß wenigstens die Linie Caribrod-Sarambej bald vollendet würde, welche für den Handel und Verkehr Österreich-Ungarns und Deutschlands mit der Balkanhalbinsel von besondrer Wichtigkeit ist. Im Interesse Bulgariens aber würde es sein, wenn dann auch rasch die Linien Jamboli-Burgas (etwa 100 Kilometer), Karnabad-Schumla (80 Kilometer), Philippopel-Tirnowo (170 Kilometer), Nikopoli-Plewna (45 Kilometer), eine Bahn zur Verbindung Sofias mit Rustschuk (400 Kilometer) und eine Linie zwischen Sofia und Widdin (180 Kilometer) möglichst bald in Angriff genommen würden. Allerdings würde ein derartiges Schienennetz bei dem großenteils gebirgigen Charakter der Gegenden, in denen es auszuführen wäre, sehr erhebliche Summen erfordern, aber dem Lande einen Aufschwung bringen, der das aufgewendete Kapital genügend verzinste. Die bulgarische Dampferverbindung wird durch die österreichische Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, durch den Österreichischen Lloyd und durch die Russische Dampfschifffahrts- und Handelsgesellschaft besorgt. Die beiden letzteren fahren im Schwarzen Meere und legen regelmäßig in Varna und Burgas an. Die zuerst genannte befährt die Donau von Negotin bis Silistria,

eine Strecke von 475 Kilometern, und hat auf derselben neun Stationen, wo sie Personen und Güter absetzt und einnimmt. Für den Bau von Chausseen ist in den letzten Jahren ziemlich viel geschehen, und wenn man deren noch nicht viele besitzt, so sind die bestehenden solid angelegt und werden sorgfältig in gutem Stande erhalten.

Für das Schulwesen ist in Bulgarien besser gesorgt worden als für die meisten andern Zweige der Verwaltung. Die türkische Regierung that nichts dafür, wohl aber gründeten bulgarische Kaufleute, die sich in Odessa und Bukarest Vermögen erworben hatten, schon im Jahre 1835 eine Schule, und zehn Jahre nachher zählte man deren bereits fünfundvierzig. Noch rascher ging es nach 1877 aufwärts, wo die Russen von Staatswegen und auf Kosten des Landes Mittelschulen einrichteten, eine Volksschulinspektion einführten und gleichmäßige Programme für den Unterricht vorschrieben. Im Frühling von 1879, nach der Trennung des Fürstentums von Ostrumelien, erhielt jenes ein eignes Ministerium für die Volksaufklärung, welches sich später unter der Leitung des Tschechen Jiretschek der Hebung des Schulwesens mit lobenswertem Eifer und Geschick annahm. Dasselbe ist jetzt in sechzehn Bezirke unter ebenso vielen Inspektoren geteilt und durch ein Gesetz geregelt, welches freilich in seiner Ausführung und Befolgung noch sehr vom guten Willen der Bevölkerung abhängt und diesem nicht überall begegnet. Jeder Bulgar soll nach gesetzlicher Vorschrift seine Kinder in die Elementarschule schicken, die unentgeltlich unterrichtet und mindestens drei Klassen hat. Das Schuljahr soll zehn Monate umfassen, das Kind auf dem Lande sechs, in den Städten acht Jahre die Schule besuchen. In den letzteren begann die Regierung mit der Errichtung von Mittel- und Fachschulen, und sogar die einer Universität wurde ins Auge gefaßt. Unterblieb die letztere, so machte man in den untersten und mittleren Regionen ziemlich rasche Fortschritte. Seit dem Jahre 1878 wurden im Lande etwa sechshundert Schulhäuser nach bestimmtem Plane erbaut, und 1880 gab es bereits elf staatliche Mittelschulen (darunter ein geistliches Seminar, ein Gymnasium, vier Realschulen und zwei höhere Mädchenschulen) und 1088 Volksschulen mit 1379 Lehrern und 56855 Schülern und Schülerinnen. Im Jahre 1882 zählte man 1365 Unterrichtsanstalten, darunter 82, die für Mädchen allein bestimmt waren, und zwei Seminare für Lehrer und Lehrerinnen. Die Bildung verteilt sich ungleich über das Land. Am weitesten zurück sind die Gebirgsgegenden zwischen Berkowitza und Sofia, die Landstriche von Jskretz, Bresnik und Radomir, ein Teil des Gebietes von Köstendil und das Küstenland. Mehr Eifer im Schulbesuche, besser unterrichtete Lehrer und stattlichere Schulhäuser zeigen die Bezirke im Osten, besonders die Umgebung von Tirnowo, Gabrowo, Schumla und Prowedja. Neben diesen bulgarischen Unterrichtsanstalten giebt es noch Schulen für die türkischen, die griechischen, die armenischen und die jüdischen Kinder. In den türkischen wird nur im Koranlesen und im Schreiben unterrichtet, in den

jüdischen herrscht, da die bulgarischen Israeliten Sephardim sind, als Unterrichtssprache ein Idiom, welches ein verdorbenes Spanisch ist. In Ostrumelien hatte sich das Volksschulwesen schon in den letzten beiden Jahrzehnten der Türkenherrschaft einigermaßen entwickelt, selbstverständlich durch Fürsorge von Privatleuten. Nach 1877 hob es sich auch hier rascher. Nach dem Organischen Statut sollte die Kenntnis des Lesens und Schreibens obligatorisch sein und nach fünfzehn Jahren sogar das politische Wahlrecht davon abhängen. So verdoppelte sich die Zahl der Schüler im Laufe eines einzigen Jahres, und 1881 zählte die Provinz schon 1412 Elementarschulen mit 80591 Schülern, unter denen sich 23782 Mädchen befanden, während im Fürstentume nur 17½ Prozent der Gesamtzahl der Schulkinder weiblichen Geschlechts waren. Bürgerschulen mit drei bis vier Klassen hatte die Provinz 21, darunter 17 bulgarische und 4 griechische, zusammen mit 51 Lehrern, 26 Lehrerinnen, 1370 Schülern und 600 Schülerinnen. Außerdem hatten die Städte Philippopel und Sliwen jede eine Realschule mit sechs Klassen.

Wir schließen unsre Mitteilungen mit einem Blicke auf das Heer des Fürstentums Bulgarien und auf die ostrumelische Miliz. In beiden Teilen des Landes herrscht die allgemeine Wehrpflicht, nur die Geistlichen sind von ihr befreit. Die Mannschaften sollen im Fürstentume zwei Jahre bei der Fahne dienen, dann in der Infanterie acht, in der Kavallerie und Artillerie fünf Jahre zur Reserve gehören, worauf sie zur Landwehr übertreten, in der sie zehn Jahre verbleiben. Die Infanterie ist in Druschinen (Bataillone) eingeteilt, deren es jetzt 24 giebt. Jede Druschine hat im Frieden 21 Offiziere und mit Einschluß der Unteroffiziere, Spielleute und Nichtkombattanten 608, im Kriege etwa 1000 Mann. Die Reiterei besteht aus einem Regimente, das in 5 Sotnjen (Schwadronen) zerfällt und 25 Offiziere und 770 Mann zählt. Die Artillerie teilt sich in Feld- und Belagerungsartillerie; jene bildet ein Regiment mit 9 Batterien zu je 8 Geschützen, das 30 Offiziere und 1220 Mann zählt, diese eine Kompagnie mit 3 Offizieren und 108 Mann. Dazu kommen zwei Kompagnien Sappeure, zusammen 10 Offiziere und 254 Mann. Die Artillerie hatte früher 9- und 4pfündige Kanonen von russischem Muster, jetzt aber führt sie durchgehends Kruppsche Geschütze, die von den Russen den Türken abgenommen und vor einigen Jahren an Bulgarien überlassen wurden. Die Infanterie ist seit 1880 mit Berdangewehren bewaffnet, doch ist nur die des stehenden Heeres damit ausgerüstet, für die Landwehr sind nur Krukagewehre vorhanden. Die Reiterei führt Schaschkas und Berdankarabiner. Die Uniform aller Waffengattungen ähnelt der russischen, die Infanterie trägt dunkelgrüne Röcke von Blusenform mit roten Kragen und Ärmelaufschlägen, Pluderhosen von derselben Farbe, die in die hohen Kniestiefeln gesteckt werden, und einen schwarzen Leibgurt zur Befestigung der Patrontasche und Bajonnetscheide, die Artillerie eine dunkelgrüne Ulanka mit schwarzen Kragen und Aufschlägen und blaue Pluderhosen mit breiten

roten Streifen, die Kavallerie eine stahlgraue Ulanka mit karmoisinrotem Kragen und gleichfalls blaue Beinkleider. Die Kopfbedeckung besteht bei der ganzen Armee in dem landesüblichen Kalpak aus schwarzem Lammfell mit rotem Deckel und einem messingnen griechischen (dreifachen) Kreuze. In Bezug auf Ausbildung und Dienstbetrieb folgte die Armee bisher in allen wesentlichen Stücken den russischen Vorschriften, deren Reglements man schon mit Rücksicht auf die Zusammensetzung der Truppen übernommen hatte. Jede Druschine hatte anfangs an Russen: 1 kommandirenden Offizier (Major), 4 Hauptleute, 1 Adjutanten, 5 Unteroffiziere und 70 Gemeine, jede Schwadron: 1 Rittmeister, 1 Unteroffizier und 10 Soldaten, jede Batterie: 1 Kapitän, 1 Unteroffizier und 45 Gemeine, die Sappeurkompagnie 1 Hauptmann, 1 Unteroffizier und 49 Gemeine. Unter der provisorischen Verwaltung der Russen bezogen die Offiziere, welche sie anstellten, unverhältnismäßig hohe Gagen; der Major einer Druschine z. B. erhielt jährlich 16 680 Leva, fast so viel wie ein österreichischer Feldzeugmeister. Später bemühte sich der Fürst Alexander, um sich dem russischen Einflusse zu entziehen, um die Besetzung der Offiziersstellen mit Bulgaren, und seit der Zar seine Offiziere abberufen hat, sind die meisten Chefs der Druschinen und Sotnjen, sowie alle Leutnants Angehörige des Landes, die ihre Ausbildung größtenteils auf der Kriegsschule in Sofia erhalten haben, während die übrigen auf russischen Anstalten der Art studirten.

Die Wehrkraft Ostrumeliens gliederte sich nach dem Organischen Statut in die Miliz ersten und zweiten Aufgebots und die Reserve. Alle tauglichen Eingebornen der Provinz waren von ihrem zwanzigsten bis zu ihrem zweiunddreißigsten Lebensjahre wehrpflichtig. Das Land war in zwölf Ergänzungsbezirke geteilt, deren jeder ein Bataillon ersten und ein solches zweiten Aufgebots zu stellen hatte. Von jedem Bataillon der ersteren Kategorie bestand im Frieden nur der Stab und eine Kompagnie von fünfzig Mann. Der Rest der Rekrutirten wurde beurlaubt und gruppenweise auf zwei Monate einberufen, um bei jener Kompagnie ausgebildet zu werden. Neben den zwölf Kompagnien für die Infanterie bestanden eine Schwadron und eine Batterie, jene um Kavalleristen, diese um Artilleristen für den Dienst einzuüben. Bei allgemeiner Mobilisirung sollten aus den Bataillonen der beiden Aufgebote Brigaden und Divisionen gebildet werden. Eine Mobilisirung war aber nur auszuführen, wenn man von auswärts Leute erhielt, welche die Truppen zu befehligen imstande waren. Das Offizierkorps Ostrumeliens bestand nämlich nur aus fünfzig Majoren und Kapitänen, die aus der russischen Armee ausgetreten waren, einigen Leutnants, Zöglingen der Militärschule in Sofia, einigen andern fremden Subalternoffizieren und dem vom Sultan ernannten Generale der Miliz. Der Gesamtkriegsstand der letzteren sollte sich auf 25000 Mann Infanterie, 150 Reiter und 4 Geschütze beziffern. Die Bewaffnung der Infanterie war anfangs keine einheitliche, neben dem Krukagewehr hatte man Martini-

und Peabodybüchsen, später jedoch wurden 16 000 Stück Berdangewehre angeschafft.

Unmittelbar vor der Revolution von Philippopel war die Friedensorganisation der Armee des Fürstentums folgende: 1. Erste oder westliche Division, bestehend aus 2 Brigaden zu je 2 Regimentern von 3 Bataillonen, dem 1. Kavallerieregiment mit 4 Schwadronen und dem 1. Artillerieregiment mit 6 Batterien zu je 8 Geschützen. 2. Zweite oder östliche Division, gleichfalls 2 Brigaden Infanterie zu je 2 Regimentern von 3 Bataillonen, mit dem 2. Kavallerie- und dem 2. Artillerieregiment. Außerhalb des Divisionsverbandes waren noch vorhanden die Sotnje der fürstlichen Leibgarde, ein Geniebataillon zu 4 und ein zweites zu 5 Kompagnien, die Festungsartillerie-Kompagnie, das Trainkorps, 2000 Mann, und die Gendarmerie 1600 Mann stark. Nach dem Staatsstreiche von Philippopel wurde erstens die Stärke der taktischen Einheiten erhöht, das Infanteriebataillon auf 1000, die Schwadron auf 175, die Batterie auf 180, das Geniebataillon auf 880 Mann. Dann brachte man das Infanterieregiment auf 4 Bataillone und errichtete aus den 16 Bataillonen der Reserve 4 neue Regimenter. Die Stärke der regulären Armee wuchs hierdurch auf 56 400 Mann an. Dazu kam noch die ostrumelische Armee, welche, wie bemerkt, in Friedenszeiten allerdings nur die Cadres von 12 Bataillonen Infanterie, eine Schwadron und eine Batterie sowie 880 Gensdarmen zu Fuß und 380 zu Pferde umfaßte, jetzt aber durch Einberufung der zweiten Milizklasse und durch Formirung der Reserve in eigne Bataillone mehr als verdoppelt worden war und mindestens 28 000 Mann zählte. Dadurch erhob sich die Stärke, welche die gesamte bulgarische Streitmacht hatte, auf ungefähr 84 000 Mann, wobei der Landsturm, den die beiden Teile Bulgariens stellten und den man auf 20- bis 22 000 Köpfe anschlug, nicht mitgerechnet ist. Mit den Schaaren der Freiwilligen, die aus Macedonien kamen, mag das Heer, welches der Fürst Alexander zuletzt gegen die Serben im Felde hatte, gegen 100 000 Mann gezählt haben, doch war davon sicher nur etwa die Hälfte als brauchbare Soldaten in unserm Sinne zu bezeichnen, und der Mangel an Offizieren machte sich sehr fühlbar.

Die Ziele der Reform des höhern Schulwesens.



ie Häckelsche Rede auf der letzten Naturforscherversammlung über die „Ziele der Reform des höhern Schulwesens" wird nicht verfehlen, bei den Gegnern des bestehenden Unterrichtswesens das sie so glücklich auszeichnende Gefühl des unbedingten Rechtes und der absoluten Unfehlbarkeit bedeutend zu steigern. Die populäre Presse nicht bloß der radikalen Richtung, die der Bewegung gegen die huma-

nistische Erziehung als einer interessanten Mode sympathisch gegenübersteht, wird sie als neue, bedeutsame Kundgebung der sehr rührigen Partei freudig begrüßen. Eine Äußerung vonseiten der in den gebildeten und wahrhaft liberalen Schichten des Volkes sicherlich niemals zu überwindenden Gegenpartei dürfte daher bei diesem Anlaß auf Nachsicht rechnen.

Parteien scheinen es nun einmal durchaus sein zu wollen, die in dieser objektivsten Sache einander gegenüberstehen. Man weiß, wie kläglich alle Versuche zur Verständigung zu scheitern pflegen. Die Zeit liebt überhaupt die Extreme, das Absprechen, das Uneingeschränkte. Aber in dieser Frage sind es wirklich zwei durchaus entgegengesetzte Weltauffassungen, die zum Ausdruck kommen, von denen die eine die andre unbarmherzig verneinen muß.

Ich kann nicht umhin, bei diesem Punkte des trübseligen Eindruckes zu gedenken, den die fortschreitende Verwüstung der Überreste des antiken Roms vor kurzem in den oben berührten Kreisen hervorrief und der in allen ihren Organen fast gleichzeitig zu erschütterndem Ausdruck gelangte. War es wirklich bloß jener äußere Anlaß, der diese tiefe Erregung bewirkte? Erschien er nicht vielmehr zugleich als deutlicher, greifbarer Anhalt für ein lange unterdrücktes, überall genährtes Gefühl? Mir kam er wirklich vor wie ein bängliches Anzeichen für eine den einzelnen Vorgang getreu im großen spiegelnde Erscheinung, für die kaum mehr hinwegzudisputirende Thatsache, daß die Schönheit keinen Raum mehr hat zwischen den Geschäftsstraßen und Volksplätzen der modernen Welt. Die arme Schönheit! Sie hat wohl in den letzten fünfhundert Jahren die Geister zu viel und stellenweise zu ausschließlich beschäftigt. Aber es berührt doch schmerzlich, wenn man sieht, wie man die erste gebotene Gelegenheit am liebsten benutzen möchte, sie wieder gänzlich auf und davon zu jagen, wie man sich anstellt, als wäre man ein halbes Jahrtausend am Narrenseile geführt worden, wie man ihr, gleich einem endlich zu seinem Ziele gelangten Angeber, triumphirend den Prozeß macht und sich so ungeheuer behaglich fühlt bei diesem grausamen, häßlichen Geschäfte. Die arme Schönheit! Sie kann sich nicht verteidigen, sie kann bloß wirken, durch sich selbst wirken, und muß sich entsagungsvoll ergeben, wenn sie diese Wirkung nicht erreicht. Ich finde es nicht ritterlich gehandelt gegen die arme Schönheit, daß ihrer Richter und Angreifer gar so viele sind.

Und daß die Angriffe gegen die humanistische Erziehung letzten Endes Angriffe gegen die Schönheit sind, die bedrohlichsten, ja die ausschlaggebenden, darüber kann sich nur der täuschen, dem die Grundbedingungen für die Möglichkeit und Wirksamkeit der Schönheit in einer stets von nächsten Zwecken bestimmten Welt gleichgiltig oder gänzlich fremd sind. Für das, was man in Deutschland seit Schiller als „ästhetische Erziehung“ schätzt, nämlich die Methode, „den sinnlichen Menschen durch die Schönheit zur Form und zum Denken (im allgemeinen) zu geleiten,“ dafür ist die Idee der humanistischen Erziehung

unter unsern Verhältnissen der einzig mögliche Ausdruck. Ja, sie ist der Berufsdrillung auf das schärfste entgegengesetzt, denn auch heute noch lebt in wahrhaft vorwärtsstrebenden Menschen die Überzeugung, daß hoch über allen Berufen der Beruf stehe, „Mensch“ zu sein. Und wenn wir es nach jahrtausendelanger Arbeit noch nicht einmal so weit gebracht haben sollten, daß wenigstens die Glücklicheren unter uns die paar Mußejahre der reiferen Jugend zum Ansatze dazu benutzen können, für welchen Zweck arbeiten wir denn eigentlich? Ist diese Idee nicht eine Antizipation des idealen Menschheitszustandes? Sollte sie uns verwehrt sein, weil noch so unendlich viel zu arbeiten ist? O, es wird immer noch unendlich viel zu arbeiten geben, so wie es immer genug gegeben hat, und trotzdem, bewegt sich nicht seit Uranfang das strebende Schaffen der Menschheit in Antizipationen?

Nur der oberflächliche Beurteiler wird hohnlächelnd auf den freilich oft entmutigenden Kontrast zwischen Schönheit und ästhetischer Erziehung einerseits und der Grammatik und Einpaukerei unsrer Gymnasien anderseits hinweisen. Jede menschliche Einrichtung muß mit den Kräften rechnen, die ihr zur Verfügung stehen, mit den Verhältnissen, denen sie sich anzubequemen hat. Die Sprache ist nun einmal das allgemeinste ästhetische Bildungsmittel, das nächstliegende, das unentbehrliche. Die „Schönheit der Natur,“ welche die Utilitaristen im Gefühl der traurigen Lücke ihres Programms so beiläufig erwähnen, wird sich — wahrhaft und im ästhetischen Sinne — immer wenigen sensibleren Naturen erschließen, die Musik ist ihrem eigensten Charakter nach esoterisch, die bildende Kunst für die Erziehung aus äußern Gründen unbrauchbar, auch moralisch bedenklich. So bleibt nur die Sprache, das weiteste und zugleich das höchste ästhetische Material, das in seinen Gestaltungen, als Dicht- und Redekunst, in seiner Wirksamkeit geradezu keine Grenzen hat. Sie wird immer den Grundstock der Erziehung bilden müssen, alles übrige sich an sie nur anschließen dürfen. Virtuose Beherrschung der Sprache zu erzielen liegt nicht in ihrer Aufgabe; das hängt von der Befähigung und Übung des Einzelnen ab. Sie will nur ihre oben vorangestellte Idee mittels der Sprache zur Ausführung bringen. Hieraus geht schon hervor, wie falsch die Zweckanschauung ist, welche die Gegner der Humanitätsschule in ihren Schulplan hineinbringen. Die Schule kann und will ihre Schüler auch nicht zu Franzosen und Engländern machen. Viele derselben könnten gerade dies vielleicht in ihrem spätern Leben nicht brauchen. Sie würden vielleicht dann lieber Russisch oder Arabisch oder wer weiß was sonst in ihrer Jugend gelernt haben. Das Französische und Englische wird herbeigezogen wegen seiner Bedeutung für die allgemeine Menschheitsbildung. Will es der Schüler praktisch verwerten, so gehört etwas ganz andres dazu, als was die Schule ihm geben kann. Das lehrt die tägliche Erfahrung. Und daß man dies nicht etwa bestreite mit der beliebten Hinweisung auf die geringe Stundenzahl, die den modernen Sprachen eingeräumt sind! Man nehme

unsre jungen Mädchen, bei denen sie aus nicht näher zu erörternden Gründen die Stelle der alten Sprachen vertreten müssen. Lehrt diese die Schule französisch und englisch sprechen? Wir müßten mit fertigen Französinnen und Engländerinnen umgeben sein, wenn die durchschnittlich zwölf Stunden Französisch und Englisch in der Woche solche Resultate zu Wege brächten. Nein, wo die Fertigkeit sich vorfindet, da wird sie nicht der Schule verdankt, sondern besondern Umständen, der größern Fähigkeit, fleißiger Lektüre, Konversation und schriftlicher Übung, am besten dem Aufenthalt in dem betreffenden Lande. Und das findet man selbstverständlich, aber dem Gymnasium macht man den platten Vorwurf, daß es mit seinem vielen Latein und seinem Griechisch gar keine Griechen und sehr schwache Lateiner erziehe.

Der Sprachunterricht der Schule darf, wie jeder ihrer Lehrgegenstände, nicht unter dem Gesichtspunkte eines äußern Zweckes, sondern muß nach innern Gründen beurteilt werden. Das scheint auch selbstverständlich, und trotzdem muß man es wie eine neue Wahrheit verkünden, wenn man sieht, wie Männer, die ihre philosophische Schulung zuerst vor diesem Irrtum bewahren sollte, ihn mit der größten Unbefangenheit kodifiziren. Nicht um Sprachen zu sprechen, nicht um Geschichte zu wissen, nicht um die Natur zu erforschen, treiben wir auf der Schule Sprachen, Geschichte und Naturkunde, sondern aus dem bloßen Grunde, daß es Sprachen giebt, daß Geschichte war, daß Natur erforscht werden kann. Die höhere Schule ist einfach eine Menschheitspflicht. Daher ist es uns ganz gleichgiltig, ob dieser oder jener die Sprachen spricht, deren Gesetze, Eigentümlichkeit und Schönheit ihm die Schule erklärt hat, ob er die Jahreszahlen der Thatsachen noch weiß, deren Bedeutsamkeit für die Geschichte sie ihm eröffnet hat, ob er später die Natur erforscht, deren Unermeßlichkeit ebenso wie die der andern geistigen Gebiete ihm die Schule nur andeuten konnte. Kann sich hierin jemals etwas ändern? Wollen wir zurückkehren zum mittelalterlichen Noviziat, zur Lehrzeit, zur Berufsübung von früher Jugend an, weil der „Kampf ums Dasein" heute stärkere Ansprüche stellt als jemals? Das, was die Schule hierfür mitgeben kann, ist sicherlich sehr gering, desto wichtiger muß aber gerade jetzt die allgemein menschliche Ausrüstung sein, welche sie dem Schüler mitgiebt. Er bedarf ihrer mehr als je, und immer geringer wird die Möglichkeit, sie sich außerhalb der Schule anzueignen.

Als solche aber fassen wir nicht kleinliche, äußerliche Mittelchen auf, die ihm vielleicht einmal im Leben Vorteil gewähren können, encyklopädistischen Hausrat der jeweiligen geistigen Zeitströmung, sondern aus inneren Prinzipien hergeleitete, bewährte Formen. Diese Formen werden nie verrosten, so lange jede Zeit sie mit neuem Lebensinhalt füllt. Sie sind zu charakterisiren mit der Definition Schillers von der ästhetischen (bei Herder „humanen") Erziehung: Heranbildung des sinnlichen Menschen zum Denken durch ein lebendiges, menschliches Material. „Nichts ist dem Menschen so interessant als der Mensch,"

der lebendige Mensch; in antiker Fassung: „der Mensch ist dem Menschen ein Gott.“ Wenn die Kritiker der bestehenden Unterrichtsmethode offen wären, was ihrer Stellung und der Würde und Bedeutsamkeit der von ihnen vertretenen Sache viel besser anstünde, so würden sie sich auch nicht mit jenen Notbehelfen, den Ködern für das große Publikum, abgeben, sondern geradezu jener bisher geltenden, in den höchsten Kulturperioden ausgebildeten Form der Erziehung ihre neue entgegensetzen: Erziehung des Menschen zum Denken durch das Denken. Das wären dann wenigstens zwei geistig gleichwertige Weltauffassungen, die sich einander gegenüberstünden, die ästhetische und die rationale, statt daß sich jetzt die Vertreter der letzteren — vielleicht nur aus taktischen Rücksichten, jedenfalls nicht zu ihrem Ruhme — zu Vorkämpfern einer beschränkt utilitaristischen Alltagsweisheit machen. Sie könnten sagen: Das phantasievolle Jugendalter der Menschheit ist lange zu Ende, wir sind schon mitten in der Periode verständig arbeitender Vernunft, da der Mann sich sein Haus zimmert zum angenehmen Wohnen auf dieser Erde. Ihr müßt diese Thatsache nun einmal anerkennen, ihr, die ihr, den Übergang zweier grundverschiednen Bildungsformationen darstellend, noch immer in der vergangnen lebt. Sie könnten sagen: Der der höhern Erziehung zugeführte junge Mensch ist nicht mehr der sinnlich befangene Wildling von ehedem. Er ist der Geisteserbe seit Jahrtausenden kultivirter Geschlechter. Ihr könnt ihm mit stärkerer Kost kommen. Lehrt ihn die zweifellose, die geistschärfende Mathematik, die aufklärende, ernüchternde Wissenschaft der Natur und von den Geisteswissenschaften die zur That kräftigenden, die allgemein wichtigen, als Nationalökonomie und Handelswissenschaft. Was zum Schmucke des Lebens gehört, könnt ihr anfügen, wie es dem Berufe des Mannes geziemt. Es ist gehörig, daß er etwas wisse von denen, die vor ihm auf der Welt gewesen sind, daß er Sprachen lerne, deren Vorkenntnis ihm einmal angenehm sein könnte, daß er auch Dinge lese, die nicht bloß zur Anspannung, sondern auch zur Erholung des Geistes beitragen. Aber alles dies nicht zu viel und mit Unterschied. Denn das erste könnte ihn beirren im Schätzen und Begreifen der eignen Zeit, und mit dem letzteren kann viel Zeit vertrödelt und Hang zur Träumerei und Schwärmerei großgezogen werden. Aber ein solches Programm, welches dem von ihnen bekämpften wenigstens wissenschaftlich gewachsen wäre, hüten sich die Feinde des Gymnasiums doch aufzustellen. Denn sie sind doch zu sehr pädagogisch unterrichtet, um nicht zu wissen, daß ihr Schulplan bei dem letzten ausschlaggebenden Faktor vorläufig auf heftigen Widerstand stoßen würde: bei der Jugend. Das Kind scheint trotz seiner mit den Generationen zunehmenden Anstelligkeit und Gelehrigkeit insofern immer noch Kind bleiben zu wollen, daß es die der Phantasie näherstehenden Beschäftigungen den abstrakten vorzieht. Daher erhält sich unser hyperklassisches Gymnasium in einer so anders gearteten Zeit trotz alledem, weil der philologisch-historische Unterricht, trotz der bei Durchschnitts- und Unterdurchschnittslehrkräften mitunter entsetzenerregend handwerks-

mäßigen Behandlung, der überwiegenden Majorität der Schüler noch immer mehr behagt, als der mathematisch-naturwissenschaftliche. Denn aus Kindern werden Leute, und das Bestehen des Gymnasiums rechtfertigt vorläufig noch jene Behauptung. Auch gelangt man wohl später zu der Erwägung, daß in der Tretmühle der Gewohnheit die geplanten modernen Schulfächer dieselbe dürftige Behandlung erfahren würden wie die alten, und daß sie nicht die innewohnende Kraft und den unzerstörbaren Reiz haben wie jene. Die Geschichte der Realschule, die auch bezeichnenderweise ursprünglich ein Kompromiß war und das Schicksal aller Kompromisse teilt, beweist das deutlich.

Die Reformen des Gymnasiums können, so weit sie notwendig sind — und welche menschliche Einrichtung erheischt sie nicht? —, wie alle Reformen, die nicht verhängnisvoll werden sollen, nur aus ihm selbst heraus bewirkt werden. Und sie sind da, wie der von seinen Gegnern als „unglückselig" verschrieene Lehrplan von 1882 beweist. Sie werden naturgemäß auch hierbei nicht stehen bleiben, sondern hoffentlich redlich fortschreiten mit der pädagogischen Erkenntnis der Zeit und den veränderten Verhältnissen der Gesellschaft. Es ist leicht möglich, daß sie sehr bald mit der großen Umgestaltung abgeschlossen haben werden, deren deutliche Spuren sich bereits ankündigen: mit der Zweiteilung unsers Gymnasiums in eine mehr dem praktischen Charakter der Volks- und Bürgerschule entsprechende untere und eine der höhern Bildung ausschließlich gewidmete obere Hälfte. Beide würden dennoch zusammengehalten werden durch den Rahmen der den höhern Ständen gemeinsamen Einheitsschule und würden sich in Organisation und Methode zusammenschließen. Diese Umgestaltung würde nur den veränderten Umständen entsprechen, unter denen das Gymnasium heute erscheint, der Teilnahme breiterer Bevölkerungsschichten an der höhern Bildung, der praktischen Bedeutung des Gymnasiums für nichtakademische Reifezeugnisse, der größern Zahl der Gymnasien, welche sie fast mit Stadtschulen identisch gemacht und teilweise zur Vertretung der Bürgerschulen gezwungen hat. Es bedeutet keine geringe Ehre für das Gymnasium, daß all diese Neuerungen sich auf dasselbe konzentrirt haben, an ihm sich haben vollziehen können. Der Grund scheint kein äußerlicher und zufälliger. Er liegt gerade in dem scheinbar unpraktischen, aber hoch humanen Endziel des Gymnasiums, dem vornehmen, durch keine materiellen Rücksichten beirrten Berufe, Menschen zu bilden. Nicht als Vorbereitung zur Universität in der handgreiflichen Bedeutung ist das Gymnasium aufzufassen, und man fühlt das wohl. Es will nicht präpariren auf irgend etwas, was dort gelehrt wird, sondern es will bilden, damit gelernt werden kann. Nicht das Gymnasium zielt auf die Universität hin, sondern die Universität, d. h. die Lehrstätte der höhern menschlichen Berufe, setzt das Gymnasium voraus. Giebt das Gymnasium diese Stellung auf, so versetzt es sich selbst den Todesstoß, denn dann ließen sich für jedes einzelne Fach Anstalten denken, die Besseres leisten, als es in diesem Sinne zu leisten je imstande sein würde. Wird sie ihm

genommen, dadurch, daß man ihr nicht mehr ausschließliche Geltung läßt, so wird ihm der tötliche Streich von außen beigebracht; es würde unter unsern heutigen Gesellschaftszuständen zu Grunde gehen und so lange im Grabe ruhen, bis die aus seinem Mangel hervortretenden Übelstände seine Wiederbelebung in irgendeiner Form herausforderten. Denn alles Höher-Menschliche tritt nur unter Zucht und einem gewissen äußern Zwange in Erscheinung, und wie der Humanist früher trotz seiner alten Feinde seine Aufgabe nur erfüllen konnte, daß er thatsächlich der einzige höhere Lehrer war, so kann er sich heute in einem unruhigen, experimentirungssüchtigen Zeitalter vor ihnen nur schützen, daß er rechtlich der einzige bleibt. Es ist erfreulich, aber auch natürlich, daß sich der Staat dieser Einsicht so früh erschloß, denn er übersieht am ehesten, daß auf keinem Gebiete unbeschränkte Freizügigkeit und vages Experimentiren so gefährlich und unzuträglich ist, als auf dem der höheren Jugendbildung. Die Freunde der Schönheit und Humanität hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß dieser Zustand andauern werde, bis wieder günstigere Lebensbedingungen für ihre Ideale denselben überflüssig gemacht haben werden.



Der ewige Jude.

1.



ymbolische Dichtungen haben heutzutage ein allgemein verbreitetes Vorurteil gegen sich. Eine lange Erfahrung hat dieses Vorurteil begründet. Gewöhnlich haben die philosophischen Dichter, die über die Wirklichkeit hinaus zu Bildern griffen, welche mehr bedeuten sollten, als sie dem naiven Auge boten, keinen befriedigt: nicht den Denker, nicht den Künstler. Es ist eine Thatsache, daß die bleibenden Meisterwerke der Literatur stets realistischer Art waren: „Hermann und Dorothea“ ist der Nation wertvoller als die „Achilleis,“ der erste Theil des „Faust“ lieber als der zweite geworden; und auch geringeren Dichtern als Goethe ging es so, z. B. Immermann. Diese ästhetische Überzeugung hat sich schließlich in unsrer Literatur Bahn gebrochen und ist die herrschende geworden, sodaß man die jetzige Epoche geradezu als die des Realismus hat bezeichnen können. Die bedeutendsten dichterischen Köpfe bekennen sich zu diesem Kunstprinzip, zu einer Kunst, welche es mit ihren Gestalten ehrlich meint und sie nicht als Stellvertreter von Ideen angesehen wissen will. Freilich ist dieser

Realismus, der übrigens so alt wie die poetische Kunst selbst ist, nicht mit dem modernen Naturalismus in einen Topf zu werfen. Wenn es diesem auf die peinlich getreue Nachahmung der äußerlichen Wirklichkeit ankommt, so begnügt sich jener lange nicht damit; ein idealer Gehalt muß ihm jeden Stoff künstlerisch brauchbar machen.

Ein Dichter, welcher die mythische Gestalt des ewigen Juden zum Helden wählt, muß sich des Gegensatzes bewußt sein, in den er sich zu der herrschenden literarischen Richtung stellt. Auch Max Haushofer, der geistvolle Autor des neuesten „Ewigen Juden"*) war sich darüber klar; denen, welche diese Einwendungen gegen ihn erheben würden, schrieb er in der Widmung des Gedichtes an die Leser die Antwort:

Alltagsgeschichten könnt ihr selbst erleben,
Sie brauchen keinerlei Begeisterung.
Nicht einen Abklatsch wollt' ich; nein, ein Heben
Zum freisten Schöpferspiel, zum höchsten Schwung!
Laßt einmal Unerhörtes Euch erzählen —
Weltfremd und bittend komm' ich zu den Seelen!

Jeder Mutige nimmt uns von vornherein für sich ein. Einer Dichtung, die sich mit so stolzer Bescheidenheit, wie die vorliegende, einführt, sind wir gern zu horchen bereit. Wir wollen unsre ästhetischen Grundsätze zunächst vergessen und uns ganz auf den Standpunkt des Dichters stellen, der es unternimmt, ewige Ideen der Menschheit in körperliche Form zu kleiden, der an das Luftigste mit kühner Gestaltungskraft sich heranwagt und ganz offen erklärt: „Das Höchste ist's, was ich darin erstrebe!" Es giebt nicht viele unter unsern Dichtern, die den Mut haben, mit solchem Geständnis ein Werk in die Welt zu schicken; man schreibt heutzutage um Honorare, aber nicht um ein höchstes Kunstideal zu erreichen. Schon deswegen allein wären wir geneigt, das Werk eines solchen Schwärmers näher zu würdigen, aber wir müssen auch gleich gestehen, dieser Schwärmer verfügt über eine höchst respektable dichterische Kraft. Er ist ein Beherrscher der Sprache und der metrischen Formen, der vor keinem lebenden Dichter zurücksteht. Er hat eine bewegliche und erfinderische Phantasie, die mit der vollsten Freiheit ihren klar geschauten Bildern gegenübersteht, einer Freiheit, die ihn sogar zum Spiel mit seinen Bildern verleitet und seiner Neigung für den barocken Spaß der Romantiker Vorschub leistet. Ein fein gebildeter Kunstverstand leuchtet überall durch, mag man auch gerade vom künstlerischen Standpunkte dann vieles bekämpfen. Dazu kommt eine seltene Tiefe des Geistes, ein reiches und klares Wissen, ein sprudelnder Witz, die den „ewigen Ahasver" bei all seinen Fehlern jedenfalls zu einer fesselnden und anregenden Lektüre machen, was man sonst Dichtungen dieser Art nicht nachrühmen kann. Man wird in

*) Der ewige Jude. Eine dramatische Dichtung in drei Teilen von Max Haushofer. Leipzig, Liebeskind, 1886.

der That nicht sagen können, daß man jemals sich bei dem fünfhundert Seiten starken Bande gelangweilt hätte.

Was er mit seinem ewigen Juden beabsichtigte, spricht Haushofer in dem dramatischen Prologe seiner Dichtung klar aus. Beim Maler Eckbert kommen der Schriftsteller Kurt Hofrat Graumann und dessen Nichte zusammen; ihnen liest Kurt — es ist ein früher Winternachmittag — sein Drama vor. Einleitend spricht er:

... Doch ihr werdet fragen:
Wie kann man sich mit solchem Stoffe plagen?
Ein Mensch, der niemals stirbt, kann kein
Vernünft'ges Opfer für Tragödien sein;
Denn die Tragödienhelden müssen sterben,
Um ein unsterblich Leben zu erwerben.
An dieses hatt' ich nicht gedacht.
Vielleicht hat jemand auch Verdacht,
Ich käme mit der Judenfrage,
Die uns in Zeitungen jetzt alle Tage
Zuwidrer wird, in meinem Stück daher.
Da fürchtet nichts. Mein Ahasver
Der ist schon längst kein Jude mehr.
Ganz konfessionslos ist das alte Haus;
Es wird einfach ein armer Mensch daraus.
Ein armer Mensch! Der ärmste! Denn er trägt
Den alten Jammer unentwegt
Aus einem in das andere Jahrhundert,
Daß sich der Fels, auf dem er ruht, verwundert.
Doch Mitleid ist's nicht eigentlich,
Was ich für ihn erwecken will! Für mich
Ist sein geheimnisvolles Loos
Erbärmlich und doch riesengroß,
Ist menschlich und doch weltentrückt,
Daß Schauer oft mein Mitleid unterdrückt.
Ich sehe den Unsterblichkeitsgedanken
Verkörpert durch die Weltgeschichte schwanken
Als geisterhaften Greis, Erlösung suchend,
Mit glüh'ndem Blick sich und die Welt verfluchend.
Ein Götterschicksal ist's, in Staub gekleidet,
Bewundert und beklagt, verwünscht, beneidet.

Der Leser fragt verwundert: Was hat Ahasver, der unfreiwillig Unsterbliche, der zum jammervollen Nichtsterbenkönnen Verurteilte mit dem Unsterblichkeitsgedanken, dem geraden Gegensatze seiner Sehnsucht, zu thun? Wie kommt der Dichter dazu, solche sich offenbar ausschließende Widersprüche zu vereinigen? Nun, in dieser Vereinigung liegt eben das Originale von Haushofers Auffassung des Ahasverischen Charakters, womit nicht gesagt werden soll, daß diese Originalität, so tiefsinnig sie auch motivirt sein mag, über jedes Bedenken er-

haben sei. In dem ersten Teile seines Werkes, dem „Mythos," ist Haushofers Richtung jedenfalls ganz im Geiste der bedeutsamen christlichen Sage gehalten. Sie berichtet, daß der Jude Ahasver den Erlöser in hartherziger Weise von der Schwelle seiner Thür gestoßen, als dieser, unter der Last des Kreuzes zusammenbrechend, auf ihr ruhen wollte. Haushofer deutet diesen Vorgang ganz treffend dahin: Ahasver habe durch dieses rohe Verjagen des bei ihm einkehrenden Erlösers die Erlösung selbst von sich gestoßen. Ahasver hat überhaupt seinem innersten Wesen nach kein Verständnis für den Begriff der Erlösung. Er ist der Antipode des heilbringenden Nazareners. Er ist der lebendige Gegensatz aller Religion, denn jede Religion beruht wesentlich auf dem Begriffe der Erlösung, jede Religion verweist von diesem irdischen, sittlich unausgeglichenen Dasein auf ein andres, überirdisches. Haushofer zieht alle Folgerungen, welche sich aus diesem Gegensatze ergeben, und diese bilden das reich ausgestattete Charakterbild seines Ahasvers. Konsequent wäre es gewesen, die Gegensätze selbst in einer mythisch erhabenen Dichtung, in der die beiden Pole des menschlichen Wesens als überlebensgroße Gestalten sich gegenüberstünden, darzustellen. Diesen Weg hat Haushofer jedoch nicht eingeschlagen. Er hat nur den einen negativen Teil des Gegensatzes behalten, und dieser Ahasver wird ihm in sehr charakteristischer Weise für den Geist der ganzen Dichtung zum Sinnbilde des Menschentums aller Zeiten. Und mit historischem Sinne verfolgt er dieses Menschentum in seiner Entwicklung in der Geschichte. Der erste Teil der umfangreichen Dichtung stellt uns Ahasver zunächst in seinem ursprünglichen Wesen vor: als den, der die Erlösung nicht versteht und daher zum ewigen irdischen Dasein verurteilt wird. Der zweite Teil, das Trauerspiel der Unsterblichkeit, bringt ein neues Motiv hinzu, das nur lose mit dem Grundgedanken Ahasvers zusammenhängt. Es ist allerdings richtig, daß der Wunsch der Menschen, Herr über jenen Tod zu werden, der ihnen so oft zur Unzeit den Lebensfaden beschneidet, ein irreligiöser ist. Schon das griechische Heidentum feiert den Tod als eine Gunst der Götter, trotz all seiner Lebensfreude. Insofern ist ein Streben, die leibliche Unsterblichkeit zu gewinnen, dem Ahasver verwandt. Und doch ist es für jedes unbefangene Gefühl unorganisch mit seinem Charakter verbunden, um so unorganischer, als dieser sich im Verlaufe der Dichtung zum bedeutsamen Vertreter des Weltschmerzes entwickelt, was weit konsequenter gedacht ist. Zugleich wird der Weltschmerz gleichfalls als Folge des Mangels an religiösem Gefühl hingestellt. Dies also ist das Thema des zweiten Teiles. Nun war aber notwendig, zu dieser ganzen rein negativen Gedankenrichtung den positiven Teil zu ergänzen. Hat Ahasver mit seinem Weltschmerze wirklich recht? Ist die Erlösung eine Wahrheit, oder ist sie es nicht? Darauf hat der dritte Teil, die phantastische Komödie, die Antwort zu erteilen. Man sieht schon aus dem Bisherigen, daß die Dichtung zwar vom Christentume ausgeht, aber nicht mit demselben schließen wird. Wie es geschieht, werden wir schließlich

sehen; vorerst wollen wir den Gang der Handlung so übersichtlich als möglich verfolgen.

Sie beginnt (wie Goethes „Faust," dessen Formen vielfach der Dichtung zum Muster gedient haben, wie gleich die dramatische Darstellungsart ebensowenig streng für die Bühne berechnet wurde) mit einem Vorspiel zwar nicht im Himmel, sondern ganz passend auf der finsteren Toteninsel. Aus einer Lichtquelle in der Höhe spricht der Herr zum Dämon des Todes, der vor dem schlafend auf Trümmern eines gescheiterten Schiffes liegenden Ahasver steht:

Er ist's, Vernichter! Schau ihn an!
Ich gab dir alle, die da wohnen!
Ihn gab ich nicht: du mußt ihn schonen!

Der Tod gehorcht, bittet sich aber die Gunst dafür aus, in menschlicher Gestalt in die Welt treten zu dürfen. Die Gunst wird ihm gewährt. Der Dämon ruft alle seine dienstbaren Geister herbei; es erscheinen nach einander die Dämonen des Schreckens, der Krankheit, des Hungers, des Frostes, des Geizes, der Schuld, der Gewalt, der Not, der Trunksucht, des Krieges und des Alters. Ein jeder stellt sich selbst prahlerisch vor — eine Szene, die an Lessings Faustfragment erinnert. Der Dämon des Todes lobt sie, spornt sie zu neuem Thun an und befiehlt ihnen, den hier schlafenden Ahasver, wo immer sie ihm begegnen, zu schonen. Auch nicht der gütige Dämon des Alters darf ihm nahen; bloß der Dämon der Schuld darf es. Die andern Dämonen verschwinden, Ahasver erwacht. In seiner Kriegerrüstung erkennt er den Tod nicht und fragt diesen nach dem Lande, wo er sich befinde. Es sei die Todesinsel, vernimmt er, keiner sei entronnen als sie drei. Doch sei hier kein Bleiben. Aber wie man fortkomme? fragt Ahasver weiter. „Für uns ist ein Balken leicht genug," erwiedert die Schuld. Ahasver fragt wieder:

Trägt er vielleicht auch meine Last?
Dämon des Todes. Du sorgst noch für dein Leben, alter Mann?
Du, den kein Meer verschlingen kann?
Ahasver. Wer sagt das?
Dämon des Todes. Frage diese da!
Ahasver (zu dem Dämon der Schuld). Du weißt?
Dämon der Schuld. Denk an den Weg nach Golgatha!
Ahasver (wild). Es ist nicht wahr! Ich glaub' es nicht!
Noch sah der Tod mir niemals ins Gesicht!
Dämon der Schuld. Ich sage nichts, als: denk an Golgatha!
Ahasver. Warst du dabei? Hast du vernommen?
Dämon der Schuld. Ja!
Ahasver. Nur eitle Drohung war's! Ein Schall — ein Wort
Aus irrem Munde! Laßt uns fort.

Dämon der Schuld. So komm! (Er besteigt den im Wasser schwimmenden Mastbaum und zieht Ahasver nach. Der Dämon des Todes folgt bis an das Meer.)

Ahasver. Noch hab' ich Kraft und Lust zum Leben;
Und wenn sie mir einmal entschwinden,

Dann wird es Gift und Dolch und andres geben,
Um aus dem Leben einen Weg zu finden.
Ich finde ihn! Was soll es gelten?
Ich finde ihn!

Dämon des Todes. Such' durch neun Welten!

Mit dieser Herausforderurg Ahasvers an den Tod, an die man im zweiten Teile der Dichtung, welcher das Duell beider darstellt, zu denken hat, wird die Handlung eröffnet.

Die ersten zwei Akte führen uns nach Salzburg, das Juvavium der Römer. Es ist die Zeit der Völkerwanderung, Odoaker ist schon in Rom eingerückt. Juvavium wird von den Germanen bedroht. Wir befinden uns innerhalb der Befestigungswerke der Stadt, über welche der sagenhafte Untersberg hereinblickt. Es ist Nacht. Zwei Legionssoldaten stehen Wache. Ahasver tritt in Bettlergestalt auf. Die Wachen erinnern ihn an das Grab des Nazareners; vor fünfhundert Jahren stand derselbe Mann in Erz geformt, ebenso stumm und unbeweglich, im Bann der alten unvergeßnen Pflicht da. Er will vorbei; die Wache versperrt ihm schweigend den Weg. Und Ahasvar spricht:

Er läßt mich nicht!
Es ist nicht nötig, daß wir deshalb uns erhitzen!
Bleib du nur steh'n; ich bleibe sitzen;
Und wenn es auf das Warten ankömmt, Mann,
Sei überzeugt, daß ich das besser kann.
(Setzt sich auf einen Stein.)
Rief jemand? Oder waren das die Eulen?
Sie fliegen gern durch's feuchte Thal. —
Wenn mich nichts täuscht, so wandr' ich von den Säulen
Des Herkules zum drittenmal
Nach Indiens entlegensten Gestaden.
Ein weiter Weg! Ich ging nicht den geraden.
Ich hatte Zeit genug. Mehr als genug.
Wie langsam mich die müde Sohle trug,
Stets kam ich früh genug an's Ziel.
Ein schöner Weg! Der Völker sind so viel
Von Meer zu Meer; doch alle kann ich nennen;
Die Wasser und die Berge lernt' ich kennen
An diesem Weg. Nun will ich andre gehen,
Will andre Länder, andre Völker sehen.
's ist viel zu seh'n auf dieser Welt,
Und jeder, dem sie recht gefällt,
Kann sich ganz gut auf ihr vergnügen.
Ich nicht. Wozu mich selbst belügen?
Längst freut der Trödel mich nicht mehr;
An meinem alten Kopfe trag' ich schwer;
Mich dünkt, ich bin recht greisenhaft.
Und dennoch — geh ich so landaus, landein,
Dann strömt mir immer neue Kraft
Durch das gealterte Gebein.

Da kommen Aurelius und Horatius, der römische Feldherr und sein Tribun, herzu. Ahasver stellt sich ihnen in spitziger Rede als Philosoph im Bettlergewande vor. Sie erkundigen sich bei ihm nach dem Stande der Germanen, seine Auskünfte schrecken sie auf, die Nachricht vom Sturze des römischen Imperators ist ihnen ganz neu. Ein hinzukommender Fremder bestätigt die gefährliche Nähe der Germanen. Es ist der junge christliche Priester Walafried, ein Schüler des heiligen Severinus, der eben auf einer seltsamen Pilgerfahrt zum Bischof von Rom begriffen ist. Auf dem Sterbebette hatte ihm seine Mutter das Gelübde abgenommen, den Urahn seines Geschlechts, der kein andrer als der ewige Jude ist, zu erlösen. Dieser Walafried also bestätigt die Nähe der Germanen, und kaum hat er es ausgesprochen, so sieht man auch schon eine flammende Röte am Himmel über dem Untersberg aufsteigen. Die Germanen haben das Kastell erstiegen, sind in die Stadt eingedrungen, jeder Widerstand ist vergeblich, die letzten Römer müssen fliehen. Indes der Straßenkampf tobt, fällt Walafried in die Kniee und betet. Ahasver fragt ihn, den er sonst nicht weiter kennt:

Mit welchem Götzen sprichst du hier?
Walafried. Mit keinem Götzen. Gott ist über mir
Und über alle Menschenwelt!
Ahasver. So frag ihn doch, ob ihm gefällt,
Was in den Gassen dort geschieht?
Ob er die beilzerspellten Schädel sieht,
Ob er den Jammer der Todwunden
Hört und den Schlachtschrei der Gesunden.
O frag ihn! Riecht das frischvergoßne Blut,
Das Brandgewölke deinem Gotte gut?
Walafried. Mit denen, die ihn lästern, spricht
Der Gott, zu dem ich bete, nicht!
Ich gehe. Bessere Gesellschaft ist
Der Tod dort unten, als du bist!
Ahasver. Du weißt zwar nicht, weshalb; doch sprachst du wahr!

Die siegreichen Heruler ziehen ein, den Herzog Widumar an der Spitze. Der flammende Untersberg, der alle mit abergläubischem Schauer erfüllt, regt Widumars Neugier an. „Was dort in Felsenschlünden sich sagenhaft verbirgt,“ will er ergründen.

Der zweite Akt führt uns in das Gebiet des Geisterberges. Ahasver hatte sich Widumar angeschlossen, und sie gelangen beide zunächst in eine dämmernde Felsschlucht, „barock und phantastisch,“ in welcher das Märchenvolk der Zwerge sein Heim hat. In anmutig heiterer Weise wird dieses Treiben geschildert. Ahasver, der in seinem Alter noch immer nicht genug gesehen und erfahren hat, fragt die Zwerge nach dem Wege in die verborgene Wunderpracht des verzauberten Berges. Die Zwerge warnen: „Manche Wege führen hinein; heraus nur einer; vielleicht auch keiner!“ Da kommt auch Walafried herzu. Er sucht

den Weg nach Rom. Der Germane Widumar wundert sich, einen Priester in so jungen Jahren zu sehen: „Bei uns giebts Priester nur in grauen Haaren.“ Darauf Walafried:

Nicht würdig bin ich noch, das sag' ich gern,
Daß man aus meinem Mund das Wort des Herrn
Schon hören soll. Doch ich vernahm
Den Ruf aus seinem Mund und kam.
Ahasver. Ich hörte gern — doch hör' ich etwas schwer —
Den Ruf! Wie hört man ihn?
Walafried. Von innen her:
Wer ihn nicht hören will, dem bleibt er stumm.

Die Zwerge zeigen dem jungen Pilger den Weg nach Rom und weissagen die bevorstehende Völkerverwirrung. Ahasver aber drängt es, die Wunderwelt der Geisterhöhle zu schauen. Ein Zwerg will ihn bis an das Thor derselben führen, und Widumar lädt den zögernden Walafried ein, mitzuthun: „Die Romfahrt währt noch lange! Geh erst mit uns!“ Ahasver spottet:

Die alten Heidengötter fürchtet er.
Wenn seine Augen nackte Weiber sehen,
Dann könnte wohl sein Glaube nicht bestehen!
Walafried. Nein! Der besteht! Trotz aller Teufelei!
(für sich) Das ist Versuchung! Soll ich bleiben? Gehen?
Widumar. Bist du ein Mann?
Walafried. So kommt! Gott steh' mir bei!

Die folgende Szene macht uns mit den Bewohnerinnen der Geisterhöhle bekannt. In einer hohen Felsgrotte, bei Sonnenuntergang, kommen die „Erscheinungen“ Saelde, Aventiure, Minne und die Beherrscherin aller, Perachta (die Sage), zusammen. Die Mädchen sehnen sich, die Welt kennen zu lernen und zu erfahren, wer sie selbst seien; die Königin Perachta klärt sie über ihr Wesen auf:

Im Schoße der Zeit, verborgen und zart,
Erwachsen Kinder von luftiger Art.
Dem Menschengeschlecht aufs engste verwandt,
Werden sie einmal hinausgesandt.
Dann wandern sie waltend durch Volk und Lande
Und schaffen Geschicke und binden Bande.
Dort, wo der Herzschlag des Volkes hämmert,
Wo Sitte erwächst und Sage verdämmert,
Da hausen sie dann, und locken und leiten
Zum Sinnen und Sehnen, zum Streben und Streiten.
Sie lassen den einen werben und wagen,
Als Dulder den andern Leiden ertragen;
Und schafft sich der Mensch auch das eigene Leben,
Unsichtbare Mächte stehen daneben;
Bald helfen sie ihm in Güte zum Ende,
Bald hemmen sie ihm die hastenden Hände.
Das werdet auch ihr, seid ihr einst frei
Und unter den Menschen alle drei!

Aventiure ruft: „O freudige Fahrt!“ Minne: „Ein zauberisch Ziel!“ Nur Saelde fragt nachdenklich: „Wie lange, Herrin, währt jenes Spiel?“ Perachta erwiedert: „So lang euch die Welt, die rastlos ringende, kennt und behält!“ Da hört man Schritte nahen; auf den Wink Perachtas verschwinden die Mädchen zwischen den Felsen, und die Königin sagt im Nachgehen:

Will wieder einer
Vermessen wagen,
Hier nach den Zaubern des Berges zu fragen?
Er soll sie haben,
Der sie begehrt!
Wer Wunder verlangt, ist Wunder wert!

Die Nahenden waren Aurelius und Horatius. Der verwundete römische Feldherr will allein sein; sein Tribun warnt ihn vor dem Zauber des Ortes: „Wer sich vom Schlaf hier überfallen läßt, in tausend Jahren erst darf er erwachen.“ Darauf Aurelius:

Das Volk behauptet wundersame Sachen.
Ein tausendjähr'ger Schlaf! O schöne Sage!
Ein tausendjähr'ger Schlaf! Und keine Klage,
Kein Schmerz, kein Haß, kein Hoffen und kein Jammer
Dringt in des Schläfers tiefe Felsenkammer!
Ganz traumhaft sieht er nur den Strom der Zeiten
In weiter Ferne sacht vorübergleiten,
Sieht dichtgedrängte Völkerschaaren wallen
Und Throne aufsteh'n, alte Reiche fallen,
Sieht, wie aus ihren Tempeln Götter weichen
Und neuen Göttern ihre Hände reichen,
Wie sich zum Umsturz die Gebirge neigen,
Und junge Länder aus der Tiefe steigen,
Und alles das, dem Schläfer ist es bloß
Ein Traum, den er im zauberhaften Schoß
Des Berges träumt; ihm liegen tausend Jahre
Als Thau der einz'gen Nacht im Haare;
Und wenn er staunend aufwacht, stellt
Ihn das Geschick in eine junge Welt!
Ein tausendjähr'ger Schlaf! Süß muß er sein!
Laß mich allein, Tribun! Laß mich allein!

Allein geblieben, verfällt er in Phantasien; er denkt an das schöne Campanien. Da spaltet sich die Felswand im Hintergrunde; man sieht in eine sonnige Landschaft: Pinien und Cypressen, dahinter Berge und Meer. Auf den Trümmern eines zierlichen Bauwerks sitzt Saelde, den Blick nachdenklich auf den Römer gerichtet. Schwärmerisch begrüßt er sie. Die aus dem Thale herauftönenden Hörner der Legion rufen ihn; doch vorerst will er einen Schritt in dieses Reich wagen. Er eilt auf Saelde zu. Sie erhebt sich und streckt ihm die Arme entgegen. Hinter ihm schließt sich der Fels. Nach einer Pause kommt Widumar, von dem Zwerge geführt. Das Spiel wiederholt sich: der Fels spaltet sich

abermals. Man sieht eine großartige Fjordlandschaft am Meere. In einem reichgeschmückten Schiffe steht am Steuer Aventiure in Harnisch und Helm. Sie singt ein Lied. Widumar eilt auf sie zu; sie reicht ihm die Hand, und er springt auf das Schiff. Der Fels schließt sich wieder. Nach einer neuen Pause treten Ahasver und Walafried ein. Walafried fühlt sich durch die überall lebendige Natur geängstigt; Ahasver beruhigt ihn mit nüchterner Weisheit: „Leicht wird ein loses Spiel der Natur zum grausen Schreckbild erregten Sinnen. . . . Doch kommt was wirklich von außen her, dann ist's kein bloßes Geflunker mehr." Da geht die Felswand abermals auseinander; man sieht im Mondlicht den Garten der Minne. Minne selbst sitzt an einem Brunnen und steht langsam auf. Ahasver ruft verblüfft:

Wär' ich in Indiens Pagoden,
Dann sagt' ich: Das ist holde Gaukelei!
Doch hier, auf Norikums rauhwackuem Boden,
In öder Felsenwüstenei,
Hier gilt es mehr!

Walafried ist in Angst vor der lockenden Hölle; Ahasver spottet des jungen Menschen, dem vor einem Mägdlein bangen will. Minne singt ein jubelndes Liebeslied. Walafried kämpft mit seiner Pflicht, doch schließlich fällt er der Minne zu Füßen und verschwindet mit ihr im Felsen. „Der scheint mir ganz gut aufgehoben," sagt Ahasver befriedigt, in der frohen Erwartung, nun endlich auch den langen Schlaf genießen zu können, nach dem er in seiner Müdigkeit dürstet. Allein Perachta, die jetzt erscheint, bringt ihm die große Enttäuschung. Den letzten Sproß vom Stamme Ahasver, jenen Walafried, habe er selbst hergelockt zum tausendjährigen Schlaf.

O, hättest du ein warnend Wort
Gesagt, als er mit der Versuchung rang,
Dann ging' er jetzt mit dir den Gang,
Der einzig zur Erlösung führen kann.

Ahasver. Er hätte mich erlöst?

Perachta. Ja, alter Mann!

Ahasver (schreiend). Verdammtes Blendwerk! Mensch! Wach auf! (Er stürzt auf die Felswand los; diese schließt sich; verzweifelnd krallt er die Hände in das Gestein.)

Perachta. Laß dem Jahrtausend seinen Lauf!
Dann frage wieder nach!

Ahasver. Wach' auf! Wach' auf!

Damit schließt die Exposition der Dichtung.

Einige Bedenken lassen sich nicht unterdrücken. Die Allwissenheit Perachtas sind wir bei ihrer Göttlichkeit in Kauf zu nehmen bereit, obgleich wir trotz aller Grübelei nicht imstande sind, die Bedeutung dieser symbolischen Gestalt zu ergründen. Aber verwundert fragt man: Wie kommt Ahasver plötzlich zu dem Streben nach Erlösung? Ist er nicht als noch immer der Welt sich freuend eingeführt worden? hat er nicht im Gespräch mit Walafried verraten, daß er das

Christentum noch nicht kennt? Hat er die Geisterhöhle des Untersberges etwa mit andern Absichten aufgesucht, als der, seine Neugierde für Dinge zu befriedigen, die er, der Vielgereiste, noch nicht kennen gelernt hat? Wann und wo ist in diesen zwei Akten Ahasvers Lebensmüdigkeit betont worden? Wort und Begriff der Erlösung kommen zum erstenmal aus dem Munde der konfessionslosen Perachta, und Ahasver versteht sie gleich, versteht auch seine Sünde, die er vom christlichen Standpunkte begangen hat. Wie ist das möglich?

Dies bleibt unklar; ebenso wie man nur schwer ergründen wird, was der Dichter mit dem tausendjährigen Schlaf seiner drei Gesellen symbolisiren wollte. Wenn wir die Vermutung aussprechen, daß der Dichter den Stillstand in der Ideenentwicklung der Menschheit andeuten wollte, daß er sagen wollte: Die Idee der Erlösung zog als Christentum in Europa ein, sie verbreitete sich, schuf Sitte und Kultur, aber sie verwirklichte sich nicht, die Menschheit wurde nicht erlöst, und diese Idee machte auch keinen Fortschritt in sich selbst durch — haben wir mit dieser Auslegung Recht? So geraten wir gleich im Beginne in das Elend aller symbolischen Poesie — in das Bedürfnis, zu kommentiren. Doch verfolgen wir die Dichtung weiter.

Olympia und der olympische Zeustempel.

(Schluß.)



n der Lösung des Problems, wie das Verhältnis der olympischen Giebelskulpturen zu bestimmten Künstlern aufzufassen sei, war viel vermutet, aber noch keine Einigung in der gelehrten Welt erzielt worden. Die Wege, welche die wissenschaftliche Forschung bisher eingeschlagen hatte, standen unter dem Einflusse des konservativen Standpunktes, den man gegenüber der Autorität des Pausanias einnahm, die zu enthüllen insofern einen Verlust für die Geschichte der griechischen Kunst zur Folge haben mußte, als der Erkenntnis und Würdigung der künstlerischen Eigenarten zweier Meister die wichtigste Grundlage, ihre Originalwerke, entzogen wurde. Allein die Gründe, welche gegen die Glaubwürdigkeit der Angaben des Periegeten sprachen, waren so schwerwiegend, daß der Autoritätsglaube mehr und mehr ins Schwanken kam, und man sich auf Grund einer besseren Einsicht nicht scheute, das Wort, welches im Stillen vielleicht schon auf vieler Munde geschwebt hatte, offen auszusprechen: Ist unsre literarische Quelle bezüglich ihrer historischen Glaubwürdigkeit auf Treu und Glauben hinzunehmen, oder ist die Kritik berechtigt, an ihrer Zuverlässigkeit zu zweifeln? Gerade die Ausgrabungen von Olympia hatten die Wissenschaft in den Stand gesetzt, an der Hand der Thatsachen, welche die neuen Funde ergeben hatten, die Beschreibung des

Pausanias kontroliren zu können und ihm mancherlei Irrtümer nachzuweisen. Wir müssen es uns versagen, diese im einzelnen hier aufzuzählen, bemerken aber, daß gerade die Besprechung des Zeustempels, die chronologische Bestimmung der Baugeschichte und die Beschreibung der Giebelgruppen nicht frei von irrigen Ansichten ist, wenn diese auch mild beurteilt werden können.

Wenn wir die dürftigen Nachrichten über die äußeren Lebensumstände der beiden Künstler überblicken, so ist das einzige sichere Datum aus dem Leben des Alkamenes dieses, daß er nach Vertreibung der sogenannten dreißig Tyrannen im Jahre 402 für Thrasybul und seine Anhänger Statuen der Athene und des Herakles anfertigte. Mit dieser Nachricht müssen sich die Daten über die Baugeschichte des Zeustempels ungezwungen in Zusammenhang bringen lassen. Der Tempel wurde in der siebenundsiebzigsten Olympiade, also in den Jahren 472—469, unter Leitung des einheimischen Architekten Libon begonnen und etwa fünfzehn Jahre später vollendet, da die Lakedämonier für den Sieg in der Schlacht bei Tanagra im Jahre 457 einen goldnen Schild als Weihgeschenk an dem First aufhängen lassen konnten. Um diese Zeit werden also auch die Statuen der Giebelgruppen vollendet gewesen sein. Zwar ist durch Vollendung des architektonischen Aufbaues die gleichzeitige Vollendung des aus einzelnen Statuen und Gruppen bestehenden Giebelschmuckes insofern nicht bedingt, als dieser noch nach Jahr und Tag an den Ort seiner Bestimmung gebracht werden konnte, wie dies z. B. nach neuerdings bekannt gewordnen Schatzmeisterrechnungen beim Parthenon der Fall war, bei dem noch vier Jahre nach der Einweihung an den Giebeln gearbeitet wurde. Aber einen gleichen oder größern Zeitabstand zwischen dem Baue des olympischen Tempels und der Aufstellung der Giebelfiguren anzunehmen, sind wir durch kein Zeugnis berechtigt. Ja der Charakter der Skulpturen des Zeustempels würde aufs entschiedenste dem widersprechen. Denn wenn auch die zwölf Metopen noch etwas früher als die Giebelgruppen angesetzt werden müssen, da sie als architektonische Glieder mit dem Baue in engstem Zusammenhang stehen und fertig sein mußten, als der Triglyphenfries aufgebaut wurde, so sind doch beide, abgesehen von Einzelheiten, durchaus aus einem einheitlichen Gusse und stilistisch so verwandt, daß zwischen Vollendung beider Monumente kein großer Zeitabstand denkbar ist. Nehmen wir für die Entstehung dieser Skulpturen rund 460, als äußerste Grenze 457 an, so besteht zwischen diesem Jahre und dem einzigen sichern Datum aus dem Leben des Alkamenes eine Differenz von ungefähr achtundfünfzig oder fünfundfünfzig Jahren. Auch ohne daß man sich auf moderne Verhältnisse bezieht, kann es als eine Art logischer Forderung hingestellt werden, daß, wenn ein Staat, in dem von altersher eine rege Kunstübung geherrscht hat, einen fremden Künstler mit einem Auftrage von der Bedeutung betraut, wie es die plastische Ausschmückung des Heiligtums des panhellenischen Zeus war, dieser Künstler als solcher einen Namen, daß er Proben seiner Leistungsfähigkeit gegeben haben mußte, die seine Wahl

rechtfertigten. Nehmen wir nun an, daß Alkamenes in dem Alter von dreißig Jahren, was eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein dürfte, in dieser Weise sich ausgezeichnet hatte, so würde er in einem Alter von ungefähr neunzig Jahren noch künstlerisch thätig gewesen sein, eine Wirksamkeit, die mit Rücksicht auf ähnliche Erscheinungen aus der neueren Kunstgeschichte — es braucht nur an Tizian, Michelangelo, Jacopo Sansovino und andre erinnert zu werden — zwar nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, immerhin aber doch nur eine Ausnahme bildet und für Alkamenes als eine durch nichts begründete Möglichkeit angesehen werden muß.

Derartigen zeitlichen Bedenken unterliegt die Wirksamkeit des Päonios nicht. Außer seiner Geburtsstadt kennen wir nur das Datum der Aufstellung seiner Nikestatue. In der bekannten Inschrift am Postamente derselben heißt es, daß sie von dem Zehnten feindlicher Kriegsbeute dem olympischen Zeus geweiht sei, eine Bestimmung, die jetzt mit Sicherheit auf die Beute bezogen wird, welche die Messenier im peloponnesischen Kriege nach der Niederlage der Spartaner auf der Insel Sphakteria im Jahre 424 durch Plünderung des feindlichen Gebietes gewonnen hatten. Unter dem frischen Eindrucke dieses Sieges wird man dem Künstler den Auftrag erteilt haben, und wohl spätestens im Jahre 420 wird das Siegesweihgeschenk vollendet und in Olympia aufgestellt worden sein. Zwischen dieser Zeit und Päonios' Thätigkeit am Zeustempel würde ein Zeitraum von etwa vierzig Jahren liegen, den die Kunst mit Riesenschritten und in staunenswerter Schnelligkeit bis zu ihrer höchsten Blüte durchmessen hatte. Wenn vielen der Gedanke, die Giebelgruppe und die Nike als Werk von ein- und demselben Künstler sich vorzustellen, unmöglich erschien, und dieser Zweifel, wie wir gestehen wollen, nicht ohne innere Berechtigung ist, so müssen wir anderseits bedenken, daß ein Zeitraum von mehreren Jahrzehnten, in dem ein Phidias seine Meisterwerke geschaffen hatte, in dem die Malerei, unter deren Einfluß die nach den Gesetzen der statuarischen Plastik fast unmöglich erscheinende Nikestatue steht, zu freier Entwicklung gelangt war und in Polygnot und seinen Schülern hervorragende Vertreter gefunden hatte, wohl geeignet war, der Individualität eines bildungsfähigen Künstlers seine Spuren aufzuprägen. Päonios braucht kein Schüler von Phidias gewesen zu sein, um in dem Bannkreise der attischen Kunst zu stehen.

Wenn sich die Wissenschaft berufen fühlt, eine alte Überlieferung, die sich mit klaren Worten über eine Thatsache ausspricht, in ihrer Glaubwürdigkeit anzuzweifeln und ihren eignen Weg einzuschlagen, so hängt die Berechtigung dieses Verfahrens zum guten Teile von der Beantwortung der Frage ab: Von wem kommt die angefochtene Tradition, und wo ist ihr Ursprung abzuleiten? Giebt Pausanias seine eignen Eindrücke, die er an Ort und Stelle empfangen hatte, wieder, schöpft er bei Beschreibung und Beurteilung von Kunstwerken aus seinen eignen Kenntnissen, oder berichtet er, was er von andern gehört, was er in Büchern gelesen hatte? Die Reisebeschreibung des Pausanias hat viel

verdienten und unverdienten Tadel gefunden; sogar der Vorwurf, daß er gar nicht in Olympia gewesen sei, ist ihm nicht erspart geblieben. Dieser Vorwurf, der eine, nach den Begriffen der Alten allerdings zu entschuldigende Kompilation seines Werkes in sich schließen würde, wird nun für jeden, der sehen will und sehen kann, auf Schritt und Tritt widerlegt. Pausanias war in Olympia, er hat gesehen, was er beschreibt, aber er berichtet daneben auch, was er gelesen und was man ihm erzählt hat. Bei Beschreibung der Zeusstatue sagt er: „Was über die Maße des Zeus in Bezug auf Höhe und Breite geschrieben worden ist, weiß ich, kann aber die Vermesser nicht loben." Er hat also offenbar eine Schrift vor sich gehabt, in der unter anderm die Maße der Statue angegeben waren; aber eben so offenbar kennt er die Statue aus eigner Anschauung. Wichtiger noch für die Kritik seines Werkes ist eine andre Thatsache. Das alte Olympia mit all seinen Sehenswürdigkeiten und Kunstschätzen, die trotz der durch die Römer im umfangreichsten Maße betriebenen Plünderungen noch im zweiten nachchristlichen Jahrhundert in einer Menge vorhanden waren, von der wir uns nur eine schwache Vorstellung machen können, hatte seine Fremdenführer, geradeso wie heutigen Tages die besuchtesten Städte Italiens, und wenn auch Parallelen aus moderner Zeit für das praktische Leben im Altertume oft wenig verbindlich sind, so dürften sich doch die heutigen italienischen Ciceroni mit ihrer erborgten Wissenschaft von den alten griechischen „Exegeten" nur wenig unterscheiden. Wer jemals z. B. in Rom das kaum zu vermeidende Unglück gehabt hat, sich eines Cicerone zu bedienen, der wird Dinge erfahren haben, die er trotz aller Wissenschaft bisher nicht gewußt hat. Auch in Pompeji, wo die Führer staatlicher Kontrole unterworfen sind, wird der Laie mit manchen dem Fachmanne unbekannten Ergebnissen der Forschung überrascht. Das ist in der Natur der Sache begründet. Die Führer lieben es, sich mit einem besondern Nimbus zu umkleiden, der ihre Autorität bei den Fremden erhöhen soll; sie bleiben — weshalb nimmt man ihre Hilfe in Anspruch? — wohl in den seltensten Fällen die Antwort auf eine Frage schuldig, sie wissen auch den unbekanntesten Meister eines Kunstwerkes zu nennen. Raffael hat viel gemalt — warum nicht auch dies oder jenes Bild? Wir wollen hier nun nicht die Frage entscheiden, inwieweit Pausanias „Kunstkenner" war; genug, auch er hat angehört, was die Exegeten ihm erzählten, wenn er auch bisweilen mit seinem Urteil über die Glaubwürdigkeit der Angaben nicht zurückhält. „Der Mann, welcher dem Pelops (im Ostgiebel) den Wagen lenkte, hieß nach der Sage der Troizenier Sphairos. Der Exeget in Olympia nannte ihn Killas" — erzählt Pausanias. Hatte der Führer vielleicht auch gesagt: Die Namen der Künstler sind Päonios und Alkamenes? Ja, woher sollte sie denn Pausanias sonst erfahren haben? Bei den vielen Weihgeschenken, welche in den Tempeln und in der Altis aufgestellt waren, nannte die Künstlerinschrift den Meister, sie las Pausanias, ihren Inhalt schrieb er sich auf, es waren

authentische Urkunden, die Kunstwerke sprachen selbst. Anders dagegen bei den hoch im Geison des Tempels aufgestellten Giebelgruppen. Hier hatte der Künstler seinen Namen nicht kommenden Geschlechtern überliefern können, und wir begreifen es wohl, warum Pausanias die Parthenongiebel nur ganz summarisch und nur mit dürftigen Worten beschreibt und des Phidias, sei es auch nur als indirekten Urhebers, garnicht gedenkt. Die Nachrichten über Kunstwerke, die nicht um ihrer selbst willen geschaffen sind, die nur dekorative Bestimmung haben, indes den Forderungen einer architektonischen Wirkung genügen sollen, pflegen, wenn sie nicht zufällig mit anekdotenhaften Zügen untermischt sind, in erstaunlich kurzer Zeit zu verlöschen. Seit der Vollendung des Zeustempels bis zu den Tagen, wo Pausanias in Olympia weilte, waren sechs Jahrhunderte vergangen. „Welchen Wert, schreibt Bötticher, würden wir heute auf die Mitteilung eines Fremdenführers legen, der uns versicherte, dieses in einer schlesischen Kirche erhaltene Becken sei von der Hand Bernwards von Hildesheim, oder der uns den Meister der Wechselburger Reliefs namhaft machte? Und brauchen wir so weite Zeitabstände heranzuziehen? Wie viele gebildete Berliner wissen denn, von wessen Händen die herrlichen Giebelfeldkompositionen am Opernhause und am Schauspielhause herrühren, Meisterwerke, von denen das eine sechzig, das andre vierzig Jahre zählt?"

Es läßt sich übrigens leicht erklären, warum man gerade den Namen des Alkamenes mit der einen der beiden Giebelgruppen in Verbindung brachte. Daß Phidias mit den Seinen in Olympia lange Zeit geweilt hatte, war nie vergessen worden; die Inschrift an der Zeusstatue legte davon klares Zeugnis ab, und noch Pausanias sah außerhalb der Altis ein Gebäude, welches man ihm als die Werkstatt des großen Meisters bezeichnete und in welchem ein allen Göttern gemeinsamer Altar errichtet war. Mag nun die Eitelkeit der Eleer oder der Exegeten in Olympia Schuld gewesen sein, wenn den Fremden der Name eines möglichst bedeutenden Künstlers genannt wurde, oder mag in späterer Zeit in Olympia thatsächlich der Glaube verbreitet gewesen sein, daß die Schüler und Genossen des attischen Meisters nicht ohne Einfluß auf die Ausführung der Giebelskulpturen gewesen seien, jedenfalls begreifen wir es, warum man gerade einen so bedeutenden Künstler wie Alkamenes, der in unsrer Überlieferung einmal geradezu Schüler des Phidias genannt wird und von dem Pausanias sagt, er sei „ein Mann, der zur Zeit des Phidias lebte und in Bezug auf Kunstfertigkeit in Ausarbeitung von Bildsäulen den zweiten Platz behauptete," als Meister der einen Giebelgruppe bezeichnete.

Während die westliche Giebelgruppe aus Gründen, wie sie im Vorstehenden entwickelt worden sind, fast allgemein jetzt aus der Reihe der Werke des Alkamenes gestrichen wird, hat man eine gleich strenge Kritik für Päonios und sein Verhältnis zu dem Ostgiebel als unerlaubt oder wenigstens als unnötig hinzustellen gesucht. Wir gehen bei der Entscheidung dieser Frage aus von der

authentischen Urkunde, die uns Päonios selbst hinterlassen hat, von der am Postamente seiner Nike befindlichen Inschrift, an deren Schluß es heißt: „Päonios machte es [das Werk], der Mendäer, der auch die Akroterien an dem Tempel machend siegte.“ Um die Streitfrage, die sich an diese Worte knüpft, zu erledigen, gilt es das Wort „Akroterien“ in seiner richtigen Bedeutung festzustellen. Die Einen waren der Meinung, die Akroterien bedeuteten den Giebelschmuck, eine Auffassung, welche die Richtigkeit von Pausanias' Angabe zur Gewißheit erheben würde; die andern behaupteten, mit den Akroterien sei nur der Firstschmuck gemeint, die zu beiden Seiten des abfallenden Tempeldaches aufgestellten goldnen Gefäße und die den First krönende bronzene und vergoldete Nike, ein Siegesweihgeschenk der Lakonier. Diese Akroteriennike, deren Anfertigung dem Päonios als Sieger in einer Konkurrenz übertragen worden war, habe die Messenier später veranlaßt, bei demselben Künstler ein dem Motiv nach ähnliches Werk zu bestellen, welches somit als eine Wiederholung der auf dem Giebel befindlichen Statue gelten müsse. Die erstere Annahme ist aus Gründen, die hier nicht dargelegt werden können, gänzlich unstatthaft: Päonios rühmt sich in der Inschrift als Meister des Firstschmuckes, der zu seiner Zeit unzweifelhaft mit dem auch bei uns noch gebräuchlichen Namen „Akroterien“ bezeichnet wurde. Allein es wäre, worauf auch hingewiesen worden ist, nicht undenkbar, daß in der spätern Zeit der Sprachgebrauch schwankend und die ursprünglich engere Bedeutung des Wortes auf den ganzen plastischen Schmuck des Giebels ausgedehnt worden sei. Auf diese Weise würde es sich erklären lassen, wie Pausanias oder der Exeget, dem er seine Mitteilung verdankte, den Namen des Päonios, auch mit den Giebelgruppen in Verbindung bringen konnte. Doch würde mit dieser Auffassung, wenn ihre Richtigkeit sich bestätigen sollte, nur die Erklärung dafür gewonnen sein, wie die Überlieferung, die wir besitzen, entstanden ist. Ein vollgiltiges Zeugnis aber gegen Päonios als den Meister der einen Giebelgruppe legt die Inschrift der Nike selbst ab; es ist freilich, wie man zu sagen pflegt, nur ein argumentum ex silentio, aber ein Zeugnis, das im vorliegenden Falle von einer Bedeutung ist, wie sie eine positive Angabe in sich schließt. Wenn Päonios wirklich den Ostgiebel gearbeitet hatte, so wäre es höchst wunderbar, wenn die Inschrift eines Bildwerkes, das ohne Zweifel die Aufmerksamkeit eines jeden aus dem Grunde auf sich lenken mußte, weil es vermöge seiner hohen Aufstellung alle übrigen Weihgeschenke der Altis überragte, wenn diese Inschrift nur der Firstbekrönungen und nicht auch des viel größern und bedeutendern Werkes gedacht haben sollte. Ein Künstler, der es nicht verschmähte, eines frühern Werkes seiner Hand zu gedenken, der den Ehrgeiz besaß, sich als den Meister der Akroterienfiguren zu rühmen, hätte gewiß auch diejenigen Skulpturen erwähnt, die eine weit hervorragendere Stellung im Bereiche seiner Wirksamkeit eingenommen, seiner Person in Olympia ein besondres Interesse und seinem künstlerischen Rufe eine erhöhte Bedeutung verliehen hätten. Und diese Überzeugung

ist es, welche uns den Schluß aufdrängt, daß auch der Name des Päonios mit einer der beiden Giebelgruppen in keinerlei Zusammenhang zu bringen ist.

In den Erwartungen, daß mit den Giebelgruppen des Zeustempels von Olympia ein Kunstwerk ersten Ranges, ein Werk von der Bedeutung der Parthenonskulpturen, unserm Denkmälervorrate eingereiht werden würde, hat man sich getäuscht; ebensosehr in der Hoffnung, daß der Kunstcharakter des Alkamenes und des Päonios uns nun in einem klaren Bilde vor Augen treten würde. So ist es begreiflich, daß man sich nur schwer entschließen konnte, die Richtigkeit der Überlieferung in Frage zu stellen.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, den Skulpturen des Zeustempels durch Vergleichung andrer Monumente eine positive Stellung in der Geschichte der griechischen Kunst anzuweisen. Man glaubte Spuren gefunden zu haben, welche nach Westen deuteten, und man wies mit Nachdruck auf Sizilien und Großgriechenland hin; von dort sei der Einfluß einer eigenartigen Kunstrichtung nach Olympia hinübergedrungen. In den jüngsten Metopen des Tempels von Selinunt glaubte man namentlich in Haltung und Bewegung einzelner Figuren eine Reihe von Vergleichungspunkten gefunden zu haben, die einen den Bildwerken des Zeustempels verwandten Geist atmeten, und die deshalb „entweder von der nämlichen Bildhauerschule herrührten, welche in Selinunt, also im Westen, thätig war, oder doch von einer Bildhauerschule, welche mit jener im Westen thätigen nahe verwandt war und mit ihr in lebendigster Wechselwirkung stand." Von andrer Seite wurde dagegen auf die Verwandtschaft mit den Parthenonskulpturen hingewiesen, und die Frage, je nach der Datirung der beiden Monumente, in verschiednem Sinne beantwortet. Diese Verwandtschaft zeigt sich weniger in den steifsymmetrischen Figuren des Ostgiebels von Olympia, als besonders in der Kompositionsweise der westlichen Giebelgruppe, wo Anklänge an bestimmte Parthenonmetopen, namentlich in einzelnen originellen Motiven, unverkennbar sind. Gegenüber der gesteigerten und energischen, ja kühnen Bewegung empfand man bei den zum Vergleich herangezogenen Parthenonmetopen eine gewisse Flauheit der Komposition, eine Gebundenheit und wenig energische Motivirung einzelner Kämpfergruppen, eine Erscheinung, welche den Schluß berechtigt erscheinen ließ, daß die Priorität der Erfindung den Parthenonskulpturen angehöre. Und da die technische Ausführung und die Formgebung der beiden olympischen Giebelgruppen unzweifelhaft eine gleichartige ist, so mußte man die Zeitbestimmung der einen auch auf die der andern übertragen und dem Ostgiebel ebenfalls ein jüngeres Datum, als das der Bildwerke des Parthenon ist, anweisen. Die Erklärung für die Reminiszenzen würde sich, wenn wir vorläufig den Skulpturen des Parthenon eine frühere Entstehungszeit einräumen wollen, aus den äußern Thatsachen aus Phidias' Leben, wie sie bisher in ihrer historischen Aufeinanderfolge aufgefaßt wurden, ergeben.

Über Phidias' Tod bestehen zwei Überlieferungen, die sich direkt wider-

sprechen. Nach der einen wurde der Meister wegen Unterschleifs angeklagt, dessen er sich bei der Anfertigung des großen Goldelfenbeinstandbildes der Athena Parthenos im Parthenon in Athen schuldig gemacht haben sollte, und zwar hätten die Feinde des mit dem Künstler eng befreundeten Perikles, um dessen Ansehen zu untergraben und ihn beim Volke zu verdächtigen, einen Mitarbeiter des Phidias zu der Aussage bestimmt, der Meister habe von dem für die Statue der Athena bestimmten Golde eine große Menge veruntreut. Die Richtigkeit dieser Anklage konnte dadurch widerlegt werden, daß man den Goldschmuck der Göttin nachwiegen konnte, wobei das Gewicht als richtig befunden wurde; aber der Haß sei gegen den Meister — und wohl auch gegen seinen Gönner, den großen Staatsmann — so geschürt gewesen, daß man nun eine Anklage wegen Gotteslästerung eingebracht habe, weil er sein und des Perikles Bild auf dem Schilde der Parthenos angebracht habe. Er sei darauf in den Kerker geworfen worden und hier entweder an einer Krankheit oder an Gift, das ihm die Feinde des Perikles beigebracht hätten, gestorben. Die andre Überlieferung erzählt, daß Phidias infolge eines Prozesses wegen Unterschlagung von Elfenbein von Athen nach Elis geflohen sei, den Zeus in Olympia gefertigt habe und dann von den Eleern wiederum wegen Veruntreuung getötet worden sei.

War Phidias nach Vollendung der Athena Parthenos und des plastischen Schmuckes ihres Heiligtums nach Olympia gegangen, so würde sich die Ähnlichkeit einer Reihe von Motiven, die sich in dem Westgiebel des Zeustempels und einzelnen Parthenonmetopen findet, aus Reminiszenzen erklären lassen, welche die attischen Künstler im Gefolge ihres großen Meisters nach Olympia übertrugen. Allein die ganze zweite Überlieferung unterliegt den gewichtigsten Bedenken. Phidias muß nach Vollendung des Zeus große Ehren bei den Eleern genossen haben. Die Werkstatt, die der Staat ihm in Olympia hatte bauen lassen, wurde, wie wir sahen, noch zu Pausanias' Zeit gezeigt, und den Nachkommen des Meisters hatte man das Amt übertragen, für die Reinigung des Zeus Sorge zu tragen. Das weist mit zwingender Notwendigkeit darauf hin, daß — was Brunn schon vor dreißig Jahren ausgesprochen hat — Phidias in Olympia mit Ehren empfangen und mit Ehren wieder entlassen worden sein muß.

Die neuesten Untersuchungen über die Baugeschichte des Parthenon haben ergeben, daß der Tempel wahrscheinlich in den Jahren 435—434 vollendet, 447—446 begonnen worden ist. Vom Jahre 446 an muß also Phidias in Athen anwesend gewesen sein und wird hier neben andern Arbeiten die Athena Parthenos (im Jahre 438) vollendet und den plastischen Schmuck für den Parthenon entworfen haben. Es ist undenkbar, daß er während dieser Zeit, in der seine Arbeitskraft im höchsten Grade in Anspruch genommen war, noch andre große Werke, wie den Zeus in Olympia, der seine Anwesenheit dort er-

forderte, gearbeitet habe. Der Zeus ist also schon vor dem Jahre 447 vollendet worden und schließt sich in seiner Entstehungszeit unmittelbar an den Bau des olympischen Tempels an. Das ist aber eine in jeder Hinsicht natürliche Aufeinanderfolge der Thatsachen. Denn die andre Annahme, daß der Zeus nach der Parthenos, also nach dem Jahre 438, gearbeitet sei, müßte für die unerklärliche Erscheinung den Beweis liefern, wie es möglich war, den Tempel, welchen man dem panhellenischen Zeus errichtet hatte, länger als zwanzig Jahre ohne die Kultusstatue zu lassen, ohne welche das Heiligtum keinen Zweck und keine Bestimmung hatte. Die Datirung der beiden Hauptwerke des Phidias wirft aber auch auf das wechselseitige Verhältnis der Skulpturen vom Parthenon und von Olympia ihr eigentümliches Licht. Die olympischen Giebelkompositionen sind vor den Bildwerken des Parthenon entstanden und zwar wahrscheinlich in einer Zeit, wo Phidias mit den Seinen schon in Olympia und an dem Zeusbilde beschäftigt war. Wir lassen die unbegründete Möglichkeit unerörtert, daß der Meister bei Aufstellung des Programms für den Giebelschmuck des Zeustempels das entscheidende Wort gesprochen und daß der Sieger in der Konkurrenz die Arbeit in dem geistigen Bannkreise des Phidias, aber in eignem Stile ausgeführt habe. Jedenfalls kannte Phidias die Giebelgruppen von Olympia, mag er an deren Komposition direkt oder garnicht beteiligt gewesen sein; und als ihm später der Auftrag erteilt wurde, die Bildwerke für den Parthenon in Athen zu entwerfen, und ihm teilweise die Aufgabe gestellt war, ein dem Gegenstande der Darstellung der olympischen Giebelgruppen verwandtes Thema zu behandeln, schwebten ihm Erinnerungen vor an die Kunstwerke, die er in Olympia gesehen und deren Entstehung er vielleicht mit Interesse verfolgt hatte. Was jener Künstler in Olympia — wenn es ihrer nicht mehrere gewesen sind — nicht hatte erreichen können, was ihm die Grenze seines Kunstvermögens versagt hatte, das erreichte der Genius des großen attischen Meisters in einer Vollendung und erhabenen Schönheit, die ihm für immer seinen Platz in der Kunstgeschichte angewiesen haben.

Mit diesem Hinweise müssen wir schließen. Die Ansichten in dem vielumstrittenen Problem über die kunstgeschichtliche Stellung der Skulpturen des olympischen Zeustempels haben sich noch nicht vollkommen geklärt, und ein sicheres Ergebnis ist bisher noch nicht gewonnen. Aber mit Hilfe des regen Eifers, der sich gerade jetzt auf allen Gebieten der klassischen Archäologie entwickelt, und nach immer erneuter Prüfung der Thatsachen wird auch über die Bildwerke von Olympia und ihren Platz in der griechischen Kunstgeschichte eine klare Anschauung, ein sicheres Urteil noch erzielt werden. Kann doch der morgende Tag bringen, was Jahrzehnte lang gesucht worden ist.





Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)

Einunddreißigstes Kapitel.



Die Sonne war untergegangen. Die Bäume regten sich bisweilen, als ob es ihnen wohl sei in der warmen Abendluft. Rings umher war es ruhig, nur das Wasser gluckste und murmelte beim Eintritt in den Graben, und kleine Mücken tanzten darüber.

Georg Riffelshausen hatte mit Julien die Gräber des Hofmarschalls und Theresens besucht. Jetzt saßen sie vor dem Hause auf einer grünen Gartenbank.

Georg sah vor sich hin. Seine Gedanken weilten bei der Frau, an deren Grabe er soeben gestanden hatte. Lebendig, als habe sie ihn erst gestern verlassen, schwebte ihr Bild vor seinen Augen mit dem demütigen Lächeln und dem guten, klugen Blick. So lebhaft sah er sie, daß er kopfschüttelnd aufblickte, um der Erregung, die sich seiner bemächtigten wollte, Herr zu werden.

Julie, wie sie, die Hände ineinander gelegt, nach den Baumwipfeln schaute, erinnerte nur wenig an ihre Mutter. Es lag in dem jungen Gesicht ein ungewöhnlich ernster, fast harter Zug.

Woran denkst du, Julie? fragte er, nachdem er sie eine Weile betrachtet hatte.

Sie machte eine lebhafte Bewegung. Ich war mit meinen Gedanken noch bei den Toten. Ist es Unrecht?

Warum?

Weil es so unnütz ist, sich über vergangenes zu grämen. Und doch komme ich nicht darüber weg. Ich kann die Jahre, die zwischen dem Tode der Mutter

und dem des Vaters liegen, nicht vergessen! Diese Zeit wird mir immer länger scheinen, als alles, was vorhe war oder nachher kommen wird. Wie es mit jedem Tage öder wurde im Hause! Valer kam auf das Gymnasium, Trakelberg ging. Wenn wir Schwestern uns abends niederlegten, fürchteten wir uns vor dem kommenden Morgen. Der brachte auch immer wieder dasselbe. Denselben trüben, kranken Ausdruck in Vaters Gesicht und die Angst bei jedem andern, etwas möchte ihn reizen. Wenn ich ihm die Theekanne reichte, zitterte seine Hand, gewöhnlich sah er mich gar nicht an, und das war gut; denn er konnte es ja nicht ertragen, durch einen mitleidigen Blick an seinen elenden Zustand erinnert zu werden. Aber ich hätte immer weinen mögen und möchte es jetzt noch mehr, denn wäre ich älter gewesen und verständiger —

Liebes Kind, das ist wirklich nutzlos, sagte der Baron; wenn ich mich nun darüber grämen wollte, daß ich nicht einige Jahre früher zurückgekommen bin?

Ich thue es für dich, Onkel Georg. Ich denke es tausendmal. Mir ist, als ob du alles Übel abgewendet hättest, mit dem Gute und —

Nun, und?

Und das andre.

Er beugte sich zu ihr herüber. Was meinst du, Julie?

Ich meine die Geschichte mit dem Grafen Daïda. Die Freundschaft mit diesem Menschen war dem Papa zum Lebensbedürfnis geworden. Wie vertrauensvoll hatte er sich ihm angeschlossen, und wie furchtbar ist er getäuscht worden! Er hat den Schlag nie überwunden. Auch körperlich ist er seit jenem Duell nicht wieder zu Kräften gekommen. Daïda trägt die Hauptschuld an unsers Vaters frühem Tode.

Sie seufzte und senkte den Kopf. Ein schwacher rötlicher Schimmer lag auf ihr, auf dem Hause, auf den Bäumen und Wegen.

Immer wieder, sagte sie, taucht das Bild dieses verhaßten Menschen in mir auf. Er ist mir eine Verkörperung des bösen Prinzips. Oft im Traum meine ich, ich müsse mich mit ihm für das Wohl unsrer Familie herumschlagen. Ich habe sogar gewünscht, ich könnte über ihn zu Gericht sitzen.

Richtet nicht, sprach Georg vor sich hin. Sie hatte es gehört und erfaßte lebhaft seine Hand.

Was mir selbst geschieht, will ich verzeihen und kann es. Aber wenn man meinen Lieben böses anthut — nie, nie!

Georg Riffelshausen sah ernst in ihre glänzenden Augen. Und kannst deinen Lieben doch selbst böses anthun, Julie?

Dir etwa? Unmöglich! Ich lasse mich für dich in Stücken reißen, auf der Stelle!

Er mußte über ihren Eifer lachen; aber als sie aufstand und in das Haus ging, sah er ihr sinnend nach.

Dieser Ausdruck sinnenden Ernstes ohne Beimischung von Traurigkeit war

dem Gesicht des Barons eigentümlich. Wer mit Georg redete, scheute sich, ein grobes Wort zu gebrauchen, und wer ihm in die Augen sah, scheute sich vor einem unreinen Gedanken. Mit andern konnte er heiter sein, doch ließ er sich nie durch eine Empfindung fortreißen. Seine Stärke lag in dem steten Bewußtsein der dem Menschen gesetzten Schranken, dem Gleichgewicht, das er in sich zu erhalten wußte.

Keinem Menschen fiel es ein, Georg einen Philosophen zu nennen. Er galt nur für einen guten Landwirt, und daß er dies war, hatte er in den letzten Jahren bewiesen.

Herr Baron, sagte der Schmidt, als er jetzt vor dem Hause den Tisch zum Abendessen deckte, wenn man die Sache so betrachtet, ist's doch eigentlich mit uns in gutem Gange. Mit dem Gute sind wir aus dem gröbsten, und die jungen Herrschaften machen sich heraus wie's liebe Leben. Man braucht sie ja nur anzusehen. Wie anders war das, als wir kamen!

Dann sah er nach seiner Uhr.

Nun könnte Fräulein Mathildchen wohl zurückkommen, sonst giebt's Mißvergnügen bei der Tante. Da ist neulich Herr Brennhold, der Niederbettenheimer Fabrikherr, durchs Dorf geritten, wie Fräulein Julie unterwegs war. Der hat sich den Hals verdreht, um hinter ihr herzusehen, und dann den Grün gefragt, ob das unser Fräulein wäre? In der Schenke haben sie's erzählt. Na, und Fräulein Mathildchen erst! Ach, da sollten Sie die Leute nur reden hören! Ganz wie die selige Frau Mama, sagen sie.

Georg schüttelte den Kopf. Das mögen die Leute wohl sagen, aber es ist nicht richtig.

Möcht' ich doch wissen! Nein, Herr Baron, das ist schon so.

Du kanntest sie ja kaum, Schmidt.

Nun, doch ebensolange wie der Herr Baron?

Aber Georg wußte das besser. Es hatte nur einmal eine Frau gegeben, die wie ein Engel zwischen Menschen umherging, deren Andenken ihm so heilig war, daß er kaum wagte, ihren Namen auszusprechen. Mit den Jahren war dies Bild immer klarer geworden, immer idealer; es gab nichts irdisches mehr, ihm zu vergleichen.

Die Mathilde bleibt einmal wieder aus wie das Röhrwasser, sagte jetzt auch Julie, indem sie noch einmal mit ordnender Hand um den gedeckten Tisch ging.

Georg zupfte einen langhaarigen, großen Jagdhund, der Ajax hieß und Valers Eigentum war, freundschaftlich an den Ohren. Ohne von dem geneckten Tiere aufzusehen, bemerkte er, Julie solle doch nicht verlangen, daß Mathilde sich nicht einmal länger, als verabredet worden, bei ihren Freunden im Dorfe aufhalte. Wo bleibt aber die Tante? Sie ging mit Valer auf den Boden, weiß der Himmel, was sie dort zusammen vorhaben! Der Valer hat ja be-

ständig Unsinn im Kopfe. Nun sieh nur, da hat er doch schon wieder die Zuckerdose ausgeleert, um der Tante einen Streich zu spielen! Nein, Onkel, es wird wirklich alle Jahre schlimmer mit ihm.

Ungeachtet dieser trüben Versicherung lachte Julie heiter, und auch dem Baron schien die Sache nicht sonderlich bedenklich. Beide amüsirten sich damit, Ajax auf einen großen Käfer zu hetzen, der ungeschickt aus einer Steinritze gekrochen kam. Ajax hatte aber trotz seiner entschiednen Übermacht durchaus keinen Mut und zog sich höchst schimpflich nach rückwärts. Bei diesem harmlosen Zeitvertreibe wurden unsre Freunde von der Tante betroffen, die, ein schwarzwollnes Tuch über dem Kopfe, ein graues um die Schultern, am Arme des Neffen aus dem Hause geschritten kam. Valer erfreute sich einer schlanken und zierlichen Figur, die jedoch an Höhe bei weitem nicht die des Vaters oder Bruders erreichte. Er überragte kaum die beiden Schwestern, die dafür von ihm den Ehrennamen „die Bohnenstangen" erhalten hatten. Das eigentümlich geschnittene Gesicht Valers hatte sich mit den Jahren nicht verschönert, aber etwas in der Erscheinung des Mannes war von der des Knaben sehr verschieden: die peinliche Sauberkeit und Akkuratesse. Seine Hände waren sorgfältig gepflegt, seine Zähne blendend weiß, und seine kleinen Füße waren mit Stiefeln vom neuesten Schnitt bekleidet.

Na, rief Valer den Wartenden fröhlich zu, habt ihr uns wirklich noch etwas übrig gelassen?

Aber die Tante sah sich ärgerlich um. Wo bleibt denn nur die Mathilde?

Valer machte ein schlaues Gesicht, als wenn er wunder was über ihr Fernbleiben wüßte, und rückte der Tante einen Stuhl heran. Diese blickte wie ein Argus auf dem Tische herum, entdeckte auch eine Schale mit Honig, deren Anwesenheit sie als gänzlich überflüssig erachtete, und befahl Julien, sie sogleich fortzutragen. Und bringe mir gleich meinen Strickbeutel mit, den mit den Socken für Anton; er liegt in der gelben Kommode in meiner Stube im dritten Schubfache rechter Hand. Aber mache mir ja keine Unordnung, Julie.

Die Nichte begab sich auf den Weg.

Die Julie hat einen schrecklichen Hang zum Verschwenden, Georg, man muß immer hinter ihr her sein, klagte die Tante.

Georg schwieg, und auch Valer achtete die „Eigentümlichkeiten" der Tante und sagte nichts gegen diese Beschuldigung. Aber im stillen seufzte er ein wenig über die engen Verhältnisse, die ihm schon viel Kümmernis verursacht hatten.

Inzwischen erschien Mathilde auf der Wallgrabenbrücke, und Valer eilte ihr entgegen.

Na na, nur nicht so stürmisch! rief er mit sittlicher Entrüstung, während er sie lebhaft in die Arme schloß. Als sie sich aber lachend von ihm losmachte, sah er sie scharf an. Ist dir etwas begegnet, Tilde?

Nein — warum?

Schon gut. Aber nimm dich in Acht. Die Tante ist heute, wie man sagen kann, beutelustig. Du hast warten lassen, Schelmchen, und das hat die teure Seele in den Harnisch gebracht. Kennst du übrigens den Gesangbuchsvers:

Gott, dein Gang ist immer richtig,
Scheint er uns auch manchmal krumm;
Kommt's daher, daß wir so dumm?

Du solltest dein gutes Gedächtnis besser anwenden!

Na, dir hört man's aber an, daß du mal wieder Priestertum gekneipt hast.

Und dir, daß du sehr lange in keine Kirche gekommen bist.

Die Geschwister langten gleichzeitig mit Julien am Wallgrabenplatz an, und nachdem sich Mathilde entschuldigt hatte, setzte man sich zum Essen. Die dicke Milch war fett und gut, der Zucker fehlte allerdings, da aber niemand zu sagen wußte, wie er aus der Schale gekommen war, meinte Tante Cäcilie: Die Milch ist ohne Zucker viel gesünder.

Valer bekräftigte dies eifrig und erzählte der Tante mit erhobener Stimme eine Geschichte, in der eine ganze Familie von Wohlschmeckern an den Folgen des Schwelgens in Milch mit Zucker und Zimmet verstorben war.

Du sollst nicht so viel Unsinn schwatzen, Bruder, rief Julie, als Tante Cäcilie mit Vergnügen anhörte, wie bereits der zwölfte seinen Geist aufgab.

Soll ich vielleicht unter die Trappisten gehen, wie der schöne Ulanenleutnant Daïda?

Also das ist wahr? fragte der Onkel.

Thatsache. Er hat sich aus seinen Schulden nicht herausreißen können, und auch der Alte hat ihn nicht halten können. Das Vermögen der Mutter hat er ganz verputzt. Wir dachten, er würde wie sein edler Bruder in Amerika untertauchen, statt dessen wählt er la Trappe! Ein so junger Mensch und mit dem Leben so fertig!

Die arme Mutter! sagte Mathilde.

Die ist auch eine sonderbare Frau. Sie sieht aus, als sei ihr alles gleichgiltig, die eignen Kinder mit eingerechnet.

Nun, meinte Tante Cäcilie, einer so saubern Gesellschaft gegenüber ist die Gleichgiltigkeit nicht weiter zu verwundern.

Wißt ihr noch, wie wir als Kinder für diese jungen Daïdas schwärmten? fragte Mathilde.

Ja, weil niemand sie bädigen konnte, sagte Julien nachdenklich. Was ist denn aus dem dritten Sohn geworden?

Er ist in österreichische Dienste getreten und hat seinen gleichfalls zerrütteten Finanzen durch eine reiche Heirat aufgeholfen. Die einzige Schwester dieser Brüder ist eine Schönheit ersten Ranges.

Kennst du sie?

Nein, aber ich kenne etliche der Unglücklichen, die dieser Turandot zu tief

in die Augen geschaut haben. Sie soll klein sein, aber auffallend schön. Ihr glaubt wohl nicht, daß sich das vereinigen läßt?

Mathilde und Julie protestirten lebhaft. Ganz im Gegenteil, meinte Mathilde, bei Damen ist das Feine und Zierliche an sich Schönheit. Nur bei Männern gefällt es mir nicht, wenn sie klein sind. Heute habe ich einen gesehen, der hatte wirklich eine schöne Figur —

Nun, fahre nur fort, Fräulein Schwester, wer war denn dieser eine? Seht doch, unser Tildchen errötet wirklich — das wird interessant!

Na, heraus mit der Sprache.

Ist vielleicht der Bierhannes gewesen, das ist so ein langer Laban!

Oder Tobi Heinevetter mit den Teckelbeinen!

Jetzt seid stille, ihr Ungeheuer. Ihr kennt ihn garnicht. Es war der neue Pfarrer von Trübensee.

Alle Wetter! rief Valer, der Hohepriester unsrer lieben Schefflingen!

Richter? fragte Georg, du trafst ihn wohl in der Pfarre?

Ja, Onkel; kennst du ihn?

Ich kenne ihn ein wenig.

Nun, das ist herrlich, sagte Valer heiter, da kannst du uns ja gleich bezeugen, ob der würdige Pfaffe in der That der Doppelgänger des Apoll vom Belvedere ist!

Das habe ich ja garnicht gesagt, rief Mathilde wirklich ärgerlich.

Tante Cäcilie aber hob würdevoll die Tafel auf: Ich dächte, es wären der Sottisen nun genug gesagt. Wenn der Richter hier einmal predigt, könnt ihr ihn ja mit dem Centimetermaß messen, wenn ihr Lust habt.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Am folgenden Morgen, als der Nebel noch in weißen Schleiern über den Wiesen lag, Hügel und Baumspitzen aber schon in der Morgensonne erglänzten, fuhren Valer und Mathilde nach Rummelshausen, um Anton von der Eisenbahnstation abzuholen. Der Herr Leutnant hatte längern Urlaub erhalten und wollte mit dem Frühzuge in Rummelshausen eintreffen.

Obwohl Mathildens Herz in freudiger Erwartung schlug, war das Gespräch, das die Geschwister führten, doch recht ernster Natur. Sie hatten gestern Abend noch den Onkel um eine Unterstützung für Hegel gebeten, und er hatte ihnen ihre Bitte abgeschlagen.

Er hat gewiß gute Gründe, seufzte sie jetzt, er thut ja immer das richtige; aber es ist so hart, solches Elend ansehen zu müssen, ohne helfen zu können! Wäre ich nur etwas reicher! Mein Taschengeld reicht eben notdürftig zur Bestreitung meines Anzuges aus, und was ich da absparen kann, wird sicherlich

nicht an die Toilette gewendet. Aber da sind die Armen im Dorfe und die Kranken, denen man oft nur mit Hilfe seiner Groschen eine kleine Erleichterung schaffen kann. Wenn Julie nicht am Ende immer noch Rat wüßte, ich käme garnicht aus.

Ja, sie ist eine schlaue Hexe, räumte Valer ein; du aber solltest dich wirklich nicht über Vermögen der Wohlthätigkeit befleißigen, Tilde. Es kommt nichts dabei heraus. Unsre Verhältnisse sind ja leider nichts weniger als glänzend, und ich gebe zu, daß dies Wirtschaften um jeden Groschen dazu angethan ist, einem das Leben zu verleiden! Meine unselige Karriere! Wie lange kann's dauern, bis ich glücklich Assessor bin, und bis dahin sitze ich euch ganz auf der Tasche! Was soll man aber machen? Ich bin nicht müßig gewesen und habe es ja auch dahin gebracht, bei meinen Herren Kollegen als Monstrum von Ehrgeiz zu gelten. Du lieber Himmel! Mein Ehrgeiz ist einzig der, endlich auf eignen Füßen zu stehen! Ich verbrauche Geld, und ihr armen Schwestern verbringt eure Jugend in einer Quälerei, die euch so ernst gemacht hat, daß ihr andern Mädchen euers Alters garnicht mehr ähnlich seid. Ob die Julie auch eine Ahnung davon hat, was Leichtsinn ist?

Ach, lieber Valer, entgegnete Mathilde, jetzt ist ja alles gut, und wir haben wirklich keine Ursache mehr, zu klagen. Julie und ich fühlen das alle Tage mit Dankbarkeit. Ach, wie anders war das alles, ehe Onkel Georg kam! Die Jahre vor dem Tode des Vaters — die, Valer, lassen sich freilich nicht vergessen!

Sie stützte den Kopf in die Hand und sah trüber vor sich hin. Ihr Bruder wußte jetzt, woher der traurige Ausdruck kam, den ihre schönen, dunkeln Augen oft unbewußt annahmen und der ihn so oft betroffen hatte.

In diesem Augenblicke fuhr ein leichter zweirädriger Wagen an ihnen vorbei, gezogen von zwei blanken Rappen, die den alten Siebenhofer Braunen mit Leichtigkeit Terrain abgewannen. Der Insasse, der selbst kutschirte, war ein stutzerhaft gekleideter junger Mann, der die Geschwister mit Eleganz grüßte und dann in die Lindenallee einbog, die nach der Eisenbahnstation führte.

Das waren ja wohl die Trübenseer Pferde? fragte Mathilde, dem Jüngling nachblickend.

Wie? Kennst du Emilchen nicht mehr? Ein angenehmer Gassenbengel! Kein Spur von Rasse an dem ganzen Kerl. Ich habe den Barbiergehilfen von Kind auf nicht ausstehen können, und sehne mich nach einer Hundepeitsche, wenn ich ihn nur von ferne schwänzeln sehe!

Noch hatte Valer seinen Grimm nicht ganz ausgetobt, als der Wagen vor dem Stationsgebäude hielt. Die Geschwister begaben sich auf den Perron, auf dem in Muße einige Eisenbahnbeamte hin und her wandelten. Valer knüpfte ein Gespräch mit einem Weibe an, das sich durch das turbanartig um die hohe Zopfkrone gewundene Tuch als Waldbewohnerin zu erkennen gab. Mathilde

wandelte währenddessen an das Ende des Perrons, um zu sehen, ob der erwartete Zug sich noch nicht an der Krümmung des Schienenweges zeige. Sie sah nichts, aber als sie sich umwandte, kam Emilchen von Schefflingen auf sie zugestiefelt.

Ich habe doch wohl die Ehre, Fräulein von Riffelshausen zu begrüßen?

Die bin ich.

Dann gestatten Sie mir, gnädiges Fräulein, Ihnen einen alten Bekannten in Erinnerung zu bringen, Emil Schefflingen. Hätten Mama und Lischen gewußt, welche angenehme Überraschung meiner hier warte, so hätte ich sicherlich eine ganze Wagenladung von Grüßen mitbekommen. Ha ha ha!

Der junge Mann begann laut zu lachen, und Mathilde kam diese Heiterkeit, deren Ursache sie garnicht einsah, so komisch vor, daß sie auch lachte.

Juchheisa dideldumdei! Hier geht's ja hoch her, bin auch dabei! zitirte der zu ihnen tretende Valer und sah aus seinen kleinen grauen Augen höhnisch auf Schefflingen. Alle tausend, Emilchen, der neue Anzug sitzt Ihnen aber brillant. Wo wollen sie denn Eroberungen machen, schönster aller Kavaliere?

Schefflingen sah den lärmenden Bewunderer böse an. Ihr Fräulein Schwester und ich waren eben dabei, eine alte Bekanntschaft zu erneuern.

Hoffentlich knüpfen sie da wieder an, wo Sie damals aufhörten! Wissen Sie noch, wie Sie Mathildens Kleid an die Tischdecke genäht hatten, sodaß meine verehrte Schwester beim Aufstehen all die chinesischen Nippsachen vom Tische riß? Ich erinnere mich, daß Ihr Herr Vater damals die Freundschaft gewaltsam abbrach, indem er sie ersuchte —

Mathilde hatte dem Bruder mit wahrem Schrecken zugehört. Jetzt schnitt sie seine Erzählung kurz ab, und indem sie Schefflingen die Hand reichte, sagte sie lächelnd: Ja, wir waren eine wilde Bande damals. Aber wie geht es Ihren Lieben in Trübensee?

Emilchen war angenehm überrascht durch ihr Dazwischenkommen, hatte aber nicht Zeit, ihre Frage zu beantworten, da der Zug bereits heranbrauste.

Valerian zog Mathildens Arm durch den seinen, nickte dem Nachbar herablassend zu und ging mit ihr davon, ehe jener noch seinen Abschiedsgruß beendet hatte.

Die Wagenthüren öffneten sich. Eine Schulgesellschaft „Batavia“ oder „Germania“ stürmte mit Schreien und Toben aus einem Wagen dritter Klasse; sie war auf einer Turnfahrt in den Thüringer Wald begriffen. Dann stürzten einige Tannenbäderbesuchende, einige Handlungsreisende auf den Perron, und mit einemmale drängte sich Kopf an Kopf auf dem erst so stillen Bahnhofe. Herr Fi—tz! Herr Fi—tz! schrie eine schrille Weiberstimme vom äußersten Ende des Perron her, ja, wolle Se denn weiterfahre? Hökerweiber drängten sich mit ihren Tragkörben herzu; eine Musikantenbande zog lachend und schimpfend nach der dritten Klasse, ein dicker Herr brüllte nach dem Kellner; eine Dame zankte

sich in lauten, hitzigen Tönen mit dem Schaffner; sie wollte ihren Hund mit in das Kupee nehmen. Aber die Schaffner der Thüringer Eisenbahn wissen, was sie wollen. Entweder, Se gehn alleine 'rein, meine Dame, oder Se bleiben mit samt dem Hunde draußen!

Schon hatten die Siebenhofer dem trüben Gedanken Raum gegeben, der Erwartete sei nicht mitgekommen, als Mathilde plötzlich durch einen Kuß überrascht wurde, der von einem tüchtigen Schnurbart erzählte. Entsetzt sah sie auf, brach aber vor versammeltem Volke in einen Freudenruf aus, als sie den lachenden Augen des ältesten Bruders begegnete.

Aber Toni!

Ja, der bin ich schon. Ich habe dich doch nicht erschreckt, Tildchen? Aber ihr lieben Kinder, meinetwegen auf die Bahn zu fahren! Guten Morgen, Valer! Na, also ihr lebt alle noch? Und was macht Julie? und Onkel — das heißt Tante Cäcilie und Onkel Georg, alle munter?

Na, um Gottes Willen, Anton, brummte Valer, du hast dir wohl deine Sprechwerkzeuge ganz expreß geschmiert, du langer Krieger! Kommt nur nach dem Wagen, Kinder!

Mathilde drückte Antons Hand.

Du Herze, sagte er. Man bestieg den Familienwagen, natürlich erst nachdem auch der Kutscher ausführlich begrüßt war. Und da fuhr auch richtig wieder vor ihnen der Trübenseer Wagen dem Städtchen zu. Diesmal nahm ein Offizier den Platz neben Emilchen ein; Emilchen hatte sich einen Freund geladen. (Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Nochmals der Eid vor Gericht. Der in meinem Aufsatz über die „Meineidpest“ gemachte Vorschlag, den Schiedseid im Zivilprozeß durch die Vernehmung der Parteien als Zeugen zu ersetzen, hat kürzlich in diesen Blättern in dem Aufsatz „Der Eid vor Gericht“ eine Erwiederung gefunden, die mich zu einer kurzen Entgegnung nötigt.

Der Verfasser des letztern Aufsatzes behandelt meinen Vorschlag im wesentlichen als eine Wiederholung des in der Reichstagskommission gestellten und abgelehnten Antrages, an die Stelle des Schiedseides nach englisch-amerikanischem Muster die eidliche Vernehmung der Parteien zu setzen. Diesem Antrage setzt er energischen Widerspruch entgegen, und mit diesem Widerspruche bin ich ganz einverstanden; die Gründe gegen die Nachahmung der englisch-amerikanischen Einrichtung habe ich selbst in meinem Aufsatz (S. 400 und 401) als berechtigt anerkannt. Mein Vorschlag ist aber ein ganz andrer. Nach englischem Recht ist jede Partei befugt, behufs des ihr obliegenden Beweises ihre eidliche Vernehmung über ihre eignen Behauptungen zu verlangen. Mein Vorschlag geht dahin: 1. Wenn die beweispflichtige Partei für ihre Behauptungen keinen andern Beweis antreten kann oder will, so ist sie berechtigt — statt wie bisher der Gegenpartei den Eid zuzuschieben —, die letztere als Zeugen zu benennen, worauf deren Vernehmung nicht in ungeordnetem

Verfahren, sondern nach Maßgabe der gesetzlichen Vorschriften über den Einzug des Zeugenbeweises erfolgt; die benannte Partei hat aber — wie sie bisher das Recht hatte, den zugeschobenen Eid zurückzuschieben — das Recht, statt sich als Zeuge vernehmen zu lassen, die Vernehmung des beweispflichtigen Gegners zu verlangen; 2. wenn ein unvollständiger Beweis geliefert ist, so ist das Gericht berechtigt — statt wie bisher einen Ergänzungseid oder einen Reinigungseid aufzuerlegen —, die eine oder die andre Partei als Zeugen zu vernehmen.

Daß nach diesem Vorschlage alle in dem Aufsatz „Der Eid vor Gericht" hervorgehobenen schlimmen Folgen der zeugeneidlichen Vernehmung der Parteien nicht eintreten können, glaube ich in meinem Aufsatz (S. 400 und 401) gezeigt zu haben; wohl aber würden dadurch die mit dem Schiedseide verbundnen Gefahren (a. a. O. S. 354 und 355) beseitigt werden. Daß es einer Partei unangenehm ist, vor die Wahl gestellt zu werden, entweder die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen und infolgedessen den Prozeß zu verlieren, oder den Prozeß dadurch zu gewinnen, daß sie eine ganze oder halbe Unwahrheit sagt oder die Wahrheit unterdrückt, das ist unbestreitbar, aber schwerlich ein Grund gegen meinen Vorschlag.

Ulm. G. Pfizer.

Literatur.

Im Sündenbabel. Berliner Novellen und Sittenbilder. Von Max Kretzer. Leipzig, Reißner, 1886.

Schon vor einiger Zeit veröffentliche Max Kretzer eine kleine Sammlung von Erzählungen und Lebensbildern, „Im Riesennest" betitelt, in denen sich ein bemerkenswerter Fortschritt gegen frühere Arbeiten des Schriftstellers dadurch kundgab, daß der beobachtende Blick nicht mehr ausschließlich auf den widrigen Erscheinungen, dem wüsten und greuelvollen Elend verweilte, daß die Lebendigkeit, mit welcher der Erzähler seine Aufgaben erfaßt, mehr als einmal von echter Wärme durchhaucht, ja von einem Lichtstrahl der Schönheit vergeistigt wird. Auch in der vorliegenden Sammlung ist Kretzer offenbar bemüht, glücklichere Situationen und Konflikte darzustellen, als in einigen seiner großen Romane. Unter den vier Erzählungen des Buches: „Die Blinde," „Maler Ulrich," „Der Baßgeiger," „Das verhexte Buch" geben wir der ersten den Vorzug; in allen aber ist ein Kern, der wohl wert wäre, durch eine schärfere Charakteristik und poetische Stimmung befruchtet und entfaltet zu werden. Jedenfalls erweckt er Hoffnungen, daß der Verfasser den platten Naturalismus und die Lust am Widerwärtigen auf immer hinter sich geworfen hat und rüstig fortschreitet.

Amerikanische Humoristen: Frank R. Stockton, Ruderheim, häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares. Autorisirte Ausgabe. Deutsch von M. Jacobi. — Mark Twain, Unterwegs und Daheim, neue Sammlung humoristischer Skizzen. Deutsch von U. Brachvogel, M. Jacobi, G. Kuhr u. a. Stuttgart, Lutz, 1886. (Sternenbanner-Serie I. II.)

Wenn man diese zwei Bände hintereinander gelesen hat, wie wir es gethan haben, dann ist man in sehr vergnügter Stimmung und weiß den Uebersetzern Dank für die vermittelte Unterhaltung. Beide Humoristen vertreten die in Amerika blühende Kunst der short story, welche jetzt auch im deutschen Zeitungswesen zu immer größerer Bedeutung gelangt. Das bisherige Feuilleton, welches in leichter Form allgemein interessirende Fragen des Tages behandelte, droht von der Novellette, der satirischen oder auch ernsten Skizze verdrängt zu werden. Es ist vielleicht dieser Umschwung zu bedauern vom Standpunkte des Zeitungslesers, dem das

Feuilleton immerhin Bildungsmaterial zuführen konnte; aber er hat auch seine gute Seite, der ernste Autor wird die Wochen- und Monatsschrift zum Organ seiner Mitteilungen wählen, und wenn sich in der Skizze und Feuilletonnovelle Talente vom Range eines Mark Twain und Stockton aufthun, so wird man auch nichts dagegen einzuwenden haben. Mark Twain ist bei uns nicht weniger bekannt als in seiner amerikanischen Heimat, und auch der vorliegende Band, der übrigens schon verbreitete Stücke, wie: „Der gestohlene weiße Elefant," „Die wahre Geschichte des Duells zwischen Gambetta und Fourtou" u. a. enthält, wird ihm Freunde werben. Mark Twain gewinnt durch die Mannichfaltigkeit seiner Satire. Er hat einen offenen Blick für die verschiedensten Zustände und Erscheinungen in der Heimat wie in der Fremde, und hat die Gabe, die schwachen Seiten derselben mit erfinderischer Komik, die allerdings auch nicht vor der Karikatur zurückscheut, darzustellen und zuweilen blutig zu verhöhnen. In den ersten drei Stücken der vorliegenden Sammlung wird das Touristentum verspottet: seine großsprecherischen Manieren, die verlogene Naturliebhaberei. „Die Schrecken der deutschen Sprache" belustigen sich über die langen eingeschachtelten Sätze, über ellenlange Wortzusammensetzungen schlechter deutscher Schriftsteller; und wie dort die wahre Naturliebe aus der Satire blickt, so hier die aufrichtige Sympathie Mark Twains zu den Deutschen. Das „Rezept für Schwarzwäldergeschichten" macht sich lustig über Auerbachs Idealisirung des Dorfes. „Die Liebe des jungen Alonzo Fitz Clarence und der schönen Rosannah Ethelton" greift gar hinein ins allermodernste Menschenleben: durch das Telephon verlieben sich die zwei jungen Leute, er ist in Newyork, sie in San Francisco; es fehlt auch nicht an einem intriganten Bösewicht, der das Telephon mißbraucht. Diese Geschichte ist ebenso lustig, wie die „Geschichte Adlers" schauerlich ist. Die übermütigste Skizze ist „Die Geschichte des Invaliden." Der Erzähler hat die Leiche eines Jugendfreundes in die Heimat zu führen und nimmt sie in einer Kiste verwahrt getrost ins Kupee mit; die Kiste wird aber mit einer ihr genau gleichsehenden andern, die alten, faulenden Käse enthält, zufällig vertauscht, und der üble Geruch, den dieser Käse verbreitet, richtet nun die drolligsten Verheerungen an. Andre Skizzen richten ihre satirischen Spitzen gegen französische Eigentümlichkeiten, die berühmte Geschichte vom gestohlenen Elefanten geißelt die Newyorker Polizei.

Von ganz anderm Charakter ist die fein humoristische, idyllische Art Frank Stocktons, der durch diese Uebersetzung seines in Amerika vielgelesenen „Ruderheim" wohl das erstemal beim größern deutschen Publikum eingeführt wird. Ein junges, auf ein bescheidenes Einkommen angewiesenes Ehepaar richtet sich, da ihm die Miete einer Stadtwohnung zu schwer fällt, auf einem Schiffswrack am Flusse nahe der Stadt häuslich ein. Aber eine unvorsichtige Magd schneidet sich zu tief in der Schiffswand ein Fenster aus und das „Ruderheim" muß untergehen. Dann pachtet das Ehepaar ein bescheidenes Landhaus in der Nähe, und dieses Leben giebt dem Erzähler Stoff für eine Reihe von liebenswürdigen und für uns Entfernte sehr interessanten Bildern amerikanischen Stillleben. Daß er schließlich einige derbere humoristische Szenen mit einflicht, kann bei dem Autor, der für eine vielverbreitete Zeitschrift seinen kleinen Roman fortsetzungsweise schreibt, nicht überraschen. Höhere dichterische Qualitäten darf man freilich bei ihm so wenig wie bei Mark Twain suchen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Liberal und konservativ.



Jüngst hat sich ein umfangreicher Zeitungskrieg abgespielt, den wir lieber vermieden gesehen hätten. Auf dem Parteitage der Nationalliberalen zu Köln hatte ein Redner ausgesprochen, die Partei wolle eine liberale, eine fortschreitende Partei sein, nicht aber mit dem nichtssagenden Namen einer Mittelpartei belegt werden. Ein Bericht über jene Versammlung hatte dann auch gesagt, die nationalliberale Partei habe an dem Ausbau des Reiches, sowie an der Anbahnung der Möglichkeit seines Entstehens einen entschiedenen Anteil gehabt. Diese Äußerungen gaben der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" Veranlassung zu einem tadelnden Artikel. Sie hob hervor, daß bei Herstellung des deutschen Reiches die nationalliberale Partei Verdienste nicht in Anspruch nehmen könne, und daß die Abweisung des Namens einer „Mittelpartei" und die Betonung der Bezeichnung einer „fortschreitenden" Partei auf unberechtigte Insinuationen gegen andre Parteien hinauslaufe. Dagegen haben dann wieder viele nationalliberale Blätter sich zur Wehr gesetzt und die Vorwürfe zurückzuweisen gesucht.

Wir beklagen diesen Streit, der sich mehr an Worte als an Sachen geknüpft hat. Welche Stellung die Männer der im Jahre 1867 aus sehr verschiednen Elementen gebildeten nationalliberalen Partei zu der Entstehung des deutschen Reiches eingenommen haben, ist im allgemeinen so bekannt, daß an dem Urteil darüber durch einen Streit über das Verdienst oder Nichtverdienst dieser Männer nichts geändert werden kann. Nicht minder war aber auch die Betonung, daß die nationalliberale Partei eine fortschreitende Partei sei und nicht in dem Namen einer Mittelpartei aufgehen wolle, ohne Wert. „Fortschreitend" in gewissem Sinne will heute jede Partei sein. Und den Namen

einer Mittelpartei sollten die Nationalliberalen umso weniger ablehnen, als man ihnen in der That zurufen kann: In hoc signo vinces.

Wir möchten an diese Vorgänge eine allgemeine Betrachtung knüpfen, deren Thema wir mit den Worten bezeichnen: Der Gegensatz von liberal und konservativ hat in den heutigen Verhältnissen seine entscheidende Bedeutung verloren. Die Ansichten über die Berechtigung beider Richtungen haben sich dergestalt geklärt, daß kein Verständiger die eine oder die andre zur ausschließlichen Geltung wird bringen wollen.

Es hat allerdings in diesem Jahrhundert eine Reihe von Jahren gegeben, in welchen die deutschen Regierungen engherzigerweise nur darauf bedacht waren, in ihrer Hand die Regierungsrechte zu häufen und jede freiheitliche Regung des Volkslebens zu unterdrücken. Während dieser Perioden konnten sich viele, indem sie gegen diese vorherrschende Richtung ankämpften, mit berechtigtem Stolze „Liberale“ nennen. Dieser Liberalismus wurde auch damals von der großen Masse des Volkes getragen. Natürlich stellte derselbe den bestehenden Zuständen gegenüber mehr oder minder bestimmte Anforderungen, und so entstand eine Art liberalen Programms, welches das Glaubensbekenntnis aller Durchschnitts-Liberalen bildete.

Der letzte große Kampf, der vom Standpunkte dieses — man darf sagen einseitigen — Liberalismus geführt wurde, war der preußische Verfassungskonflikt. Ihm lag der Glaube zu Grunde, daß die Regierung bei ihren Anforderungen nichts andres bezwecke, als die Erweiterung ihrer Machtmittel dem eignen Volke gegenüber. Daß sie hochpolitische Ziele im Auge habe, welche einen wesentlichen Teil des liberalen Programms selbst erfüllen sollten, konnte man sich nicht denken. So ging denn der Liberalismus gleichsam mit geschlossenen Augen in diesen Kampf hinein.

Die Schlacht von Königgrätz wurde geschlagen. In dem Indemnitätsgesetze sammelte die Regierung feurige Kohlen auf das Haupt des Liberalismus. Schon nach dem Ausgange dieses Kampfes mußte sich jeder unbefangen Denkende mindestens im Stillen sagen, daß der Liberalismus doch nicht der Güter höchstes im Staatsleben sei.

In dem konstituirenden Reichstage that Graf Bismarck eine Äußerung, die im allgemeinen zu wenig Beachtung gefunden hat. Er sagte in seiner Antwort auf eine Rede des Abgeordneten Lasker am 27. März 1867: „Ich teile die Überzeugung des Herrn Vorredners, daß den höchsten Grad von Freiheit des Volkes, des Individuums, der mit der Sicherheit und gemeinsamen Wohlfahrt des Staates verträglich ist, jederzeit zu erstreben die Pflicht jeder ehrlichen Regierung ist.“ Damit war jene alte Regierungspolitik aufgegeben. Jene Äußerung war im Prinzip das vollständige Programm des Liberalismus. Und niemand wird behaupten können, daß der Reichskanzler dieses Programm nicht treulich erfüllt habe. Freilich über die Frage, was an individueller

Freiheit mit der Sicherheit und Wohlfahrt des Staates verträglich sei, lassen sich verschiedne Ansichten hegen, und es haben sich auch öfters Meinungsverschiedenheiten darüber ergeben. Aber wer kann sich rühmen, daß ihm eine politische Rechenkunst zu Gebote stehe, welche diese Frage unbedingt beherrsche? Am allerwenigsten läßt sie sich beherrschen mit abstrakten Prinzipien. Und in der Befreiung von einer solchen Prinzipienherrschaft liegt zum erheblichen Teile die Größe der Staatskunst unsers deutschen Staatsmannes.

Schon bei der ersten Berufung des norddeutschen Reichstages wurde alle Welt überrascht durch Gewährung des allgemeinen Stimmrechts mit geheimer Abstimmung — einer der weitestgehenden Wünsche des Liberalismus. Dem „liberalen" Anspruche auf Gewährung von Diäten für die Reichstagsmitglieder trat dagegen bis auf den heutigen Tag der Reichskanzler entschieden entgegen. Eine Reihe von Jahren hindurch hat der nach diesem Wahlsystem berufene Reichstag unbestreitbar eine würdige Vertretung des deutschen Volkes dargestellt. Wer aber den heutigen Reichstag betrachtet, wird vielleicht auch als liberaler Mann den Zweifel kaum unterdrücken können, ob man nicht schon mit Gewährung des allgemeinen Stimmrechts ein Fehler begangen habe? Und wie würde der Reichstag erst aussehen, wenn daneben noch Diäten gewährt und damit noch ein weiterer Anreiz in die Wahlagitation hineingeworfen wäre?

Die ganze Gesetzgebung aus der Zeit des Norddeutschen Bundes und der ersten Periode des deutschen Reiches atmet einen durchaus liberalen Geist. Eine große Menge der Forderungen des liberalen Programms ist durch dieselbe erfüllt worden. Bei einzelnen Dingen hat freilich der Reichskanzler beharrlichen Widerstand geleistet. Wird man ihn deshalb tadeln wollen? Kann man z. B. behaupten, es sei ein Fehler gewesen, daß der liberalen Forderung: Abschaffung der Todesstrafe, nicht nachgegeben worden sei? Wir möchten fast glauben, daß manche Liberale selbst im Laufe der Zeit an diesem Axiom zweifelhaft geworden seien.

Im allgemeinen kann man unbedenklich sagen, daß die Gesetzgebung jener Periode sich bewährt hat. Gleichwohl hat man in einzelnen Punkten, wo man mit dem Liberalismus zu weit gegangen war, bereits korrigiren müssen. Aber auch in solchen Dingen, die wir als bewährt betrachten und nicht wieder aufgeben möchten, hat es sich vielfach gezeigt, daß die Sache doch ihre zwei Seiten hat, und daß den gewonnenen Vorteilen auch manche Nachteile gegenüberstehen, welche die Vorteile nicht als reinen Gewinn erscheinen lassen. Auch diese Erkenntnis ist geeignet gewesen, darüber zu belehren, daß der Liberalismus doch nicht das alleinseligmachende Prinzip ist. Sie hat namentlich die Folge gehabt, daß heute der Liberalismus in der großen Masse unsers Volkes bei weitem nicht mehr die unbedingte Anerkennung findet, deren er sich noch vor einem Vierteljahrhundert erfreute. Dem liberalen Prinzip entsprach es z. B., daß in dem Strafgesetzbuch, um die Möglichkeit milderer Bestrafungen herbeizuführen,

die Strafen öfters in weitem Umfange dem Ermessen des Richters überlassen wurden. Wenn nun aber heute manche Richter von dieser liberalen Gesetzgebung in der Art Gebrauch machen, daß sie fast immer auf die mildeste Strafe erkennen und dadurch das Ansehen der Strafgesetze herabsetzen, kann sich davon wahl ein verständiger Liberaler erbaut fühlen?

Eine der tiefsten Einschnitte in die Grundsätze des Liberalismus war das Sozialistengesetz. Bisher hatte es als ein unbedingter Glaubenssatz der liberalen Parteien gegolten, daß Preßfreiheit, sowie Vereins- und Versammlungsrecht durchweg im Staatsleben bestehen müßten, und daß dieselben auch, mit einigen Repressivmaßregeln gehandhabt, keine Gefahren in sich trügen. Da war es denn ein schwerer Schlag, daß man mit diesem Gesetze plötzlich bekennen sollte: es geht doch nicht. Bekanntlich war dieses Gesetz die erste Klippe, an welcher das Schiff der Nationalliberalen ein Leck bekam. Heute giebt es wohl nur wenige besonnene Männer, die nicht, trotz alles Liberalismus, der Überzeugung wären, daß das Gesetz leider eine Notwendigkeit sei. Wiederum ein Beweis, daß man mit abstrakten Prinzipien die Welt nicht regieren kann.

Fast komisch möchte man es nennen, daß ein Teil der Liberalen auch den „Freihandel" zu seinen unantastbaren Grundsätzen rechnet. Sieht man von dem Worte „frei" ab, so hat die Frage, ob man bestimmte Waaren für die Einfuhr freigeben oder einem Zoll unterwerfen will, mit dem Liberalismus nicht das mindeste zu thun. Gleichwohl war es die Zollgesetzgebung des Jahres 1879, welche in den Bestand der nationalliberalen Partei einen neuen Riß brachte.

Dennoch würde es vielleicht nicht zu der verhängnisvollen Trennung der Partei gekommen sein, wenn nicht in deren Kreisen ein geheimes Weh geherrscht hätte. Das war die Thatsache, daß der Reichskanzler das vom Liberalismus von alters her auf sein Programm geschriebene Verlangen einer parlamentarischen Regierung zu erfüllen andauernd sich weigerte. Nach jahrelangem Langen und Bangen hatte man im Jahre 1878 geglaubt, dieses Ziel mindestens thatsächlich erreicht zu haben. Da schwand es wieder vor den Blicken der Hoffnungsreichen wie eine Fata Morgana. Das war für einen Teil der Liberalen, welche bisher die Regierung gestützt hatten, zu viel. Sie trennten sich von der nationalliberalen Partei und gingen nach einem kurzen Zwischenstadium zur Fortschrittspartei, d. h. zur grundsätzlichen Opposition, über. So ist denn bis auf den heutigen Tag das liberale Prinzip der parlamentarischen Regierung bei uns nicht zur Geltung gekommen. Aber wir fragen jeden Besonnenen: Würden die deutschen Zustände sich wohl besser gestaltet haben, wenn in buntem Wechsel die Herren von Kleist-Retzow, Windthorst, Lasker, Richter, vielleicht auch Bebel einmal die öffentlichen Dinge geleitet hätten? Die Zustände der Länder, in welchen eine parlamentarische Regierung herrscht, bieten mit ihren ständigen Ministerwechseln, abgesehen von der darin liegenden Befriedigung einzelner, doch in der That nichts verlockendes.

In dem Umschwung, den die deutsche Geschichte seit den letzten beiden Jahrzehnten genommen hat, hat der Gegensatz von Liberalismus und Konservatismus gewissermaßen seinen Gegenstand verloren. In der Abgrenzung der Gewalt zwischen Regierung und Elementen des Volkstums liegen die Dinge so, daß man mindestens sehr zweifelhaft sein kann, ob eine Erweiterung der Machtsphäre der letztern noch zu erstreben sei. Ebenso ist der individuellen Freiheit so viel Raum gewährt, daß man zweifeln kann, ob ein noch höheres Maß von Freiheit im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt zu wünschen sei. Über Einzelnes mag sich ja streiten lassen. Aber über den Wert einer Maßregel sollte doch niemals entscheiden, ob sie konservativ oder liberal, sondern nur ob sie verständig und heilsam sei. Diese Frage läßt sich schon deshalb nicht nach abstrakten Prinzipien beantworten, weil sie nach Zeit und Ort ganz verschieden zu beantworten ist.

Gleichwohl mögen die Männer, die sich von Haus aus zum Liberalismus bekannt haben, diesen auch jetzt noch als ihr Prinzip bekennen. Sie sind dazu umsomehr berechtigt, als in der That die liberalen Grundsätze heute die Welt regieren. Hat doch auch der Reichskanzler erst vor kurzem ausgesprochen: „Ich glaube, wir sind alle freisinnig.“ Aber die einsichtsvollen unter jenen Männern werden sich zugleich bewußt sein, daß sie zu einem verständigen Konservatismus in keinem absoluten Gegensatze stehen; daß sie vielmehr die Verständigung nach dieser Seite hin, und nicht etwa, um wieder den alten Liberalismus auf den Thron zu setzen, nach der radikal-liberalen Seite hin zu suchen haben. Eben deshalb hat die nationalliberale Partei keinen Grund, den Namen einer „Mittelpartei“ von sich zu weisen. Dieser Name ist so wenig nichtssagend, daß er vielmehr ihr Stolz sein sollte.



Wieder die ägyptische Frage.



Noch hat sich das eine Haupt der vielköpfigen Hydra, welche wir in der orientalischen Frage vor uns haben, nicht völlig beruhigt, und schon regt sich ein zweites, um dem Weltfrieden die Zähne zu zeigen. Die bulgarische Gefahr scheint sich zu legen, dafür aber sieht es aus, als ob die ägyptische sich aus dem Halbschlafe, in den wir sie während der letzten beiden Jahre versunken sahen, wieder erheben wollte. Allerdings ist es bis jetzt nur die französische Presse, die seit einigen Wochen die Ansprüche Frankreichs auf Einfluß im Nillande von neuem

betont und auf eine baldige Entfernung der britischen Streitkräfte aus demselben dringt; aber die Zeitungen sind oft nur die vorausgeschickten Plänkler, wenn eine Regierung sich zu einer diplomatischen Campagne anschickt, und es wäre nicht unmöglich, daß die Gerüchte, nach welchen das Ministerium Freycinet demnächst in London Vorstellungen wegen einer endlichen Räumung Ägyptens vonseiten der Engländer machen werde, sich als begründet erwiesen. Jedenfalls beschäftigt die ägyptische Frage nicht bloß die Zeitungsschreiber, sondern auch die Staatsmänner Frankreichs gegenwärtig mehr als die bulgarische Schwierigkeit, und da jene wahrscheinlich einige Zeit im Vordergrunde verbleiben wird, so erscheint es nützlich, die Sache einmal näher zu betrachten und zu beleuchten.

Seit der Schlacht bei Tel-El-Kebir, welche der Herrschaft Arabis ein Ziel setzte, ist das Nilland für die Franzosen ein Punkt gewesen, an den sie fast mit demselben Schmerze dachten wie an Elsaß-Lothringen. So lange der Feldzug dauerte, mochten viele unter ihnen sich Glück wünschen, daß ihre Regierung sich von einem Wagnisse fern gehalten habe, in das sich die englischen Nachbarn und Nebenbuhler, wie es schien, unbesonnen gestürzt hatten. Aber von dem Augenblicke an, wo diese nach raschem Erfolge im Lande Fuß faßten und sich einzurichten begannen, machte diese Freude wesentlich anderen Empfindungen Platz. Man sah, daß jene vorsichtige Haltung ein arger politischer Fehler gewesen war, indem sie dem britischen Rivalen die Erlangung von Vorurteilen gestattet hatte, die er natürlich nicht mit Frankreich zu teilen geneigt war. Der Verdruß darüber äußerte sich in lauter Klage, und da Freycinet es gewesen war, welcher der französischen Flotte den Befehl erteilt hatte, vor der Beschießung Alexandriens von der Seite der englischen wegzudampfen, wurde er nicht mit Unrecht für die Einbuße an Einfluß verantwortlich gemacht, die Frankreich im Thale des Nil erlitten hatte. Daher jetzt sein Bestreben, diesen Vorwurf loszuwerden, und dies die Erklärung, wenn er jetzt in der That begonnen hat, England zum Abzuge und zur Rückerstattung des Anteils von Einfluß zu drängen, den man französischerseits, als er Verantwortlichkeit einschloß, aufzugeben sich beeilte. Kurz: Freycinet wünscht, das Ansehen wiederzuerlangen, welches er bei dieser Gelegenheit verloren hat, und es versteht sich von selbst, daß er sich bei den Bestrebungen, welche diesem Wunsche entspringen, der eifrigen Unterstützung aller französischen Politiker zu erfreuen hat. Wie weit auch die gemäßigten Republikaner in ihren Meinungen und Zielen von den Konservativen entfernt stehen, welche breite Kluft die roten Sozialdemokraten von beiden scheidet, alle sind einig, daß auf England jeder Druck ausgeübt werden müsse, um es zum Rückzuge aus dem Pharaonenlande zu nötigen. Auch Clemenceau, der in allen übrigen Dingen andrer Meinung als der jetzt am Ruder stehende Staatsmann ist, stimmt in dieser Angelegenheit durchaus mit ihm überein. Dazu kommt noch, daß die Franzosen bei der Stellung, die sie hierbei einnehmen, starke Rechtsgründe für sich anführen können. Die Mächte, deren

Einwilligung bei den zahlreichen neuen Abkommen in Betreff der ägyptischen Staatsschulden notwendig war, haben gleiche Stimme bei der Kontrole der Finanzen und können gegen die Fortdauer einer Okkupation Einspruch erheben, welche die Lasten des Landes erheblich vermehrt und dadurch dessen Fähigkeit, die Verzinsung und Tilgung seiner Schulden zu bewirken, vermindert. Die Franzosen können sagen: Der Feldzug der Engländer in Ägypten ändert durchaus nichts an der Lage der Dinge, die Europa vor demselben dort geschaffen hat. England ging dorthin, um eine Revolution niederzuwerfen, und es blieb dort, um den Plan des Mahdi zu vereiteln. Beide Zwecke fallen jetzt weg, und die Engländer haben nichts weiter zu thun, als nach Hause zu gehen und das Land der Verwaltung zu überlassen, welche sie selbst einrichten halfen. Sie könnten noch hinzufügen, daß das englische Ministerium, welches zuletzt im Amte war, nicht nur die Gleichberechtigung der übrigen Großmächte in der Sache anerkannte, sondern thatsächlich Europa aufforderte, sich an dem Zustandekommen der letzten Anleihe von neun Millionen Pfund Sterling zu beteiligen, die England also nicht allein garantirte.

So weit sind die Franzosen in ihrem Verlangen berechtigt. Aber ihre Presse geht weiter und spricht leidenschaftlich davon, daß man hier wieder einmal das perfide Albion vor sich habe. Sogar das Journal des Débats behauptete in diesen Tagen, die englischen Beamten fälschten zu Gunsten ihrer gottlosen Pläne die Rechnungen Ägyptens. Möglich ist hier allerdings, daß die Klage einigen Grund hat, man habe die Einnahmen mehrere Jahre zu niedrig veranschlagt, um den Vorschlag einer Reduktion des Zinsfußes zu rechtfertigen. Aber gegenwärtig hat man schwerlich Anlaß, zu bezweifeln, daß die Einnahmequellen, deren Ertrag für die Staatsschuld belegt ist, Ausfälle aufweisen. Jeder Sachkenner weiß, daß die ägyptischen Finanzen sich in schlechtem Zustande befinden, aber daran sind weniger die Engländer als die Franzosen schuld, indem sie es waren, welche am hartnäckigsten und erfolgreichsten den englischen Vorschlag einer allgemeinen Herabsetzung des Zinsfußes bekämpften.

Sollte nun wirklich der französische Botschafter in London angewiesen werden, die oben angeführte Forderung zu erheben, so würde er ohne Zweifel eine abschlägige Antwort erhalten, die mit einer diplomatischen Umschreibung des bekannten Tu l'as voulu, George Dandin beginnen könnte und, ebenfalls in artiger Rede, mit der Erklärung schließen dürfte, England müsse selbst erst die Überzeugung gewinnen, daß es in Ägypten nichts mehr zu thun habe, um gehen können. Jetzt halte es seine Aufgabe noch nicht für hinreichend erfüllt. Ein solcher Bescheid hätte auf den Beifall der ungeheuern Mehrzahl der Engländer zu rechnen, welche die Behauptung der jetzigen militärischen Stellung Englands am Nil als unbedingte Notwendigkeit für eine gesicherte Beherrschung des nächsten Weges nach Indien, dem asiatischen Zwilling des politischen Doppelwesens, welches das britische Weltreich darstellt, anzusehen gewohnt sind. Der

Kanal zwischen dem Mittelländischen und dem Rothen Meere ist der Lebensnerv oder die große Arterie, wodurch beide Körper sich gegenseitig ihre Kräfte mitteilen, und gerät er unter den Einfluß oder gar direkt in die Gewalt einer dritten Macht, so ist die Folge Lähmung beider. Ägypten allein ist zu schwach, um eine solche Gefahr, die größte für England, abwehren zu können. Diese Gefahr ist in den letzten Jahren gewachsen, und zwar in doppelter Weise: einmal durch die russischen Eroberungen in Mittelasien, die dem Zarenreiche den Landweg nach Indien abkürzten, dann durch die Ausbreitung des russischen Einflusses auf der Balkanhalbinsel, welche Rußland mit der Zeit die Stellung einer Mittelmeermacht verschaffen kann, die zur See eher als England nach Ägypten zu gelangen imstande ist. Es handelt sich also für England geradezu um Leben und Sterben, wenn es mit allen Kräften und Mitteln darnach strebt, sich soweit, als die Umstände es gestatten, im thatsächlichen Besitze des Landes zu erhalten, durch welches der Kanal führt. Eine Einverleibung desselben in die britischen Besitzungen ist dazu nicht nötig, es genügt, wenigstens für jetzt, daß der Hauptinteressent an dem Kanale dort auch den Haupteinfluß behält, und das widerstreitet dem Bedürfnisse Westeuropas, abgesehen von Frankreich, keineswegs. Es ist daher eine begründete Meinung, wenn man in London der Überzeugung lebt, daß die ägyptische Politik der englischen Regierung, sofern nur die Interessen der Inhaber der ägyptischen Schuldpapiere gewahrt bleiben und hinreichende Bürgschaften für die Freiheit des internationalen Handelsverkehrs, der durch den Suezkanal sich bewegt, vorhanden sind, vonseiten Deutschlands, Österreichs und Italiens nichts in den Weg gelegt werden wird.

Anderseits waren vor kurzem Gerüchte im Umlauf, nach denen nicht bloß Frankreich, sondern mit diesem im Verein Rußland und die Pforte mit der Absicht umgingen, von dem englischen Kabinet bestimmte Erklärungen hinsichtlich des Termins zu verlangen, an welchem England der Okkupation Ägyptens ein Ende machen werde. Diese Gerüchte wurden von französischer Seite für unbegründet erklärt, und zu gleicher Zeit meldete ein offiziöses Blatt in Berlin, Frankreich sei es nicht gelungen, den Sultan zur Beteiligung an einem diplomatischen Vorgehen gegen die englische Stellung am Nil zu bewegen. Die letztere Mitteilung war aber offenbar eine halbe Bestätigung der betreffenden Gerüchte; es war in Konstantinopel ein Versuch gemacht worden, und derselbe war mißlungen, er konnte indes wiederholt werden, und dann mit besserm Erfolge, und es konnte zu den beiden Mächten in Gestalt Rußlands eine dritte treten und dasselbe Verlangen aussprechen oder vorläufig dieselben Vorstellungen machen. Die angeführten Gerüchte werden also nicht falsch, sondern nur inkorrekt sein, nur der Zeit vorgreifen, nur Anfänge oder Vorbereitungen von Thatsachen als bereits fertige oder nahegerückte Thatsachen hinstellen. Daß die Sache möglich ist, wird sich nicht wohl bestreiten lassen. Nichts von alledem, was wir von den Anschauungen und Tendenzen der drei genannten Mächte

wissen, läßt uns annehmen, daß es ihnen an Neigung fehlen könnte, in der Angelegenheit gemeinsam zu handeln. Alles spricht vielmehr dafür, daß sie hierin einen Punkt erblicken werden oder bereits erblicken, in dem sich ihre Interessen vereinigen. Über Rußland können wir uns kurz fassen. So lange das weltgeschichtliche Ringen desselben mit England um die Suprematie im Orient dauert, wird England mit aller Bestimmtheit zu erwarten haben, daß Rußland sich jedem Bündnisse gegen den britischen Nebenbuhler anschließen, daß es jeder Bestrebung gegen dessen Interessen seinen Beistand gewähren wird. Von Frankreich ist bereits gesprochen, aber noch werden einige weitere Bemerkungen hier am Orte sein. Frankreich war immer darauf bedacht, alleiniger Gebieter über das Mittelmeer zu werden, und es war seit einem Jahrhundert bemüht, den Engländern hier den Rang abzulaufen, indem es in Nordafrika eroberte. Von Bonapartes Zuge nach dem Lande der Pyramiden an bis auf Mehemed Alis Herrschaft richtete es sein Augenmerk vorzüglich auf Ägypten, und es war ihm gelungen, eine Besitznahme desselben dadurch vorzubereiten, daß es sich durch Parteinahme für dessen Herrscher in ihren Streitigkeiten mit dem Sultan zum Beschützer für die Zukunft empfahl, und daß es dem Lande Offiziere, höhere Beamte, Ingenieure und Gelehrte verschiedner Art schickte. Der Suezkanal wurde von einem Franzosen und großenteils mit französischem Gelde ausgeführt, sicher mit einem Seitenblicke auf Indien. Alles, was bis vor einigen Jahren von Frankreich in Ägypten versucht und gethan wurde, trug mehr oder minder den Stempel der Eifersucht und der Feindseligkeit gegen England, mit dem es zuletzt die oberste Kontrole über die Verwaltung teilte. Jene Feindseligkeit wird jetzt noch verbittert durch eine verdrießliche Erinnerung. Gleich neben der eigentümlichen Neigung der Menschen, die zu hassen, welchen man Unrecht zugefügt hat, steht der instinktmäßige Groll gegen die, welche von den Sünden Vorteil haben, die man gegen sich selbst begangen hat. Frankreich würde möglicherweise den Engländern ihre Erfolge am Nil verzeihen — zumal da sie bisher mit Mißerfolgen abwechselten —, wenn es nur dahin gelangen könnte, diesen selben Engländern die Mißgriffe zu vergeben, die, von ihm selbst begangen, jene Erfolge in erster Linie möglich machten. Frankreich kann es dem „treulosen Albion" nicht vergessen, daß es klug und kühn genug war, an jenem verhängnisvollen Morgen, wo die alliirten französischen Panzerschiffe aus der Bucht von Alexandrien plötzlich wegfuhren und am Horizonte verschwanden, zurückzubleiben und die Stadt zu beschießen. Der Umstand, daß es durch diese — wie sollen wir's nennen? — sagen wir, durch diese vorsichtige Fahnenflucht, die gemeinsame Kontrole mit eigner Hand zerstörte und stillschweigend in die nun erfolgende englische Okkupation einwilligte, macht das letztere Ereignis zu schmerzlich für das politische Gewissen der Franzosen, als daß sie es zu ertragen und sich darüber zu trösten vermöchten. Eifrig haben sie sich in den letzten beiden Jahren abgemüht, der ärgerlichen Thatsache ein Ende zu machen, und in

London darf man sich nicht wundern, wenn man in Paris jetzt die Gelegenheit für gekommen hält, sich Bundesgenossen zu werben, welche den selbstverschuldeten Schaden wieder gut machen helfen. Sollte die Türkei den Plan unterstützen, so würde dies auch nicht unbegreiflich sein. Der hohen Pforte hat die Besetzung Ägyptens mit den Rotröcken der Königin Viktoria natürlich niemals besonders freudige Gefühle erweckt. Obwohl sie dort nicht viel andre Interessen mehr hat, als daß ihr der Tribut zu rechter Zeit und ungeschmälert zugeht, muß ihr die englische Garnison und die englische Verwaltung doch insofern mißfallen, als sie das Ansehen und die Würde des Padischa als des Suzeräns von Ägypten noch mehr zu bloßem Scheine werden ließ, als sie so schon waren. Für die Paschas von Stambul aber ist die Okkupation eine äußerst verdrießliche Sache; denn sie ist mit einem Regime verbunden, bei dessen Fortdauer das reichliche Bakschisch ausbleiben muß, welches ihren geräumigen und stets hungrigen Geldtruhen während der goldnen Zeit Ismails in Fülle und auch später noch einigermaßen befriedigend zufloß. Abgesehen endlich von ihren eignen Interessen und Antrieben in der Sache zeigen die neuesten Ereignisse, daß die Pforte nicht abgeneigt ist, einer fremden Politik, und zwar der ihres Erbfeindes, als Werkzeug zu dienen. Wenn der Sultan sich, wie es scheint, dazu hergeben will, in Ostrumelien das Spiel einer andern Macht zu spielen, so könnte er das noch besser in Ägypten thun. Dort kann er's nur zu seinem Schaden wagen, hier winkt ihm wenigstens ein scheinbarer Gewinn. Steht Abdul Hamid den Franzosen bei ihrem Vorgehen gegen Englands Position am Nil bei, so darf er dabei auf Rückerstattung eines Teiles seiner Souveränität hoffen, und im schlimmsten Falle würde er nur einen Eindringling in seine Machtsphäre mit einem andern vertauschen, der minder gefährlich wäre.

Eine diplomatische Aktions Frankreichs oder mehrerer Mächte gegen die englische Okkupation Ägyptens ist somit nicht unwahrscheinlich, nur wird sie vermutlich noch einige Zeit auf sich warten lassen. Die Antwort ist aber vorauszusehen: sie wird in einer festen und deutlichen Weigerung bestehen. Die Engländer werden sagen: Wir haben uns wiederholt verpflichtet, das Land zu verlassen, sobald es wieder geordnet und in den Stand gesetzt ist, sich selbst zu schützen, und bei dieser bedingten Verpflichtung verbleiben wir. Wir werden also nicht vor Vollendung unsers Werkes gehen, zumal da das die unausbleibliche Folge haben würde, daß der leer gewordene Platz von einer andern europäischen Macht ausgefüllt werden würde, die unsre Pflichten übernähme, ohne in deren Erfüllung zeitlich beschränkt zu sein. Alles, was wir verlangen, ist, daß Ägypten, wenn wir abziehen, in einen Zustand gebracht sei, wo es allein stehen kann, ohne daß ihm eine Hand unter die Arme greift, wenn wir losgelassen haben. Das ist keine unbillige Bedingung, kein Anspruch auf ausschließlichen Vorteil. Niemand wird dadurch geschädigt, vielmehr kommt es allen zu Gute. Denn kann jemand in Wahrheit behaupten, die in Rede stehende Bedingung sei be-

reits erfüllt? Befindet sich das Land nicht vielmehr immer noch in einem Zustande der Schwäche und Unordnung, wo es dringend eines Vormundes bedarf? Man wird die erste Frage verneinen, die zweite bejahen müssen. Nur kann man fragen, wie es komme, daß England mit seinem Reorganisationswerke noch nicht weiter gekommen ist, und ob es ihm dabei am Ende nicht an Geschick oder gar an gutem Willen mangle. Es ließe sich denken, daß es langsam arbeite, um bleiben zu können, bis zu der Zeit, wo die große Verteilung des Reiches der Sultane beginnt, die schwerlich noch Jahrzehnte auf sich warten lassen wird.

Wie dem aber auch sei, schwerlich kann Frankreich daran denken, anders als mit diplomatischer Mahnung vor England zu treten. Der Versuch, es zur Nachgiebigkeit zu zwingen, wäre gleichbedeutend mit einem Kriege bis zum äußersten, aus welchem Frankreich so wenig als Sieger hervorgehen würde wie zur Zeit der ersten Republik. England ist ihm als Seemacht entschieden überlegen, und wenn die britische Armee bei weitem schwächer ist als die französische, so kann letztere für einen überseeischen Krieg doch kaum viel mehr Truppen abgeben als erstere.

Ein Artikel der Liberté meinte aus den artigen Worten, welche beim Empfange des neuen französischen Botschafters in Berlin zwischen diesem und Kaiser Wilhelm ausgetauscht wurden, auf eine Bereitwilligkeit Deutschlands schließen zu können, Frankreich bei der Verdrängung Englands aus Ägypten beizustehen. Die in der Anrede Herbettes vorkommenden Worte über ein „Feld der gemeinsamen Interessen" bezogen sich nach dem Blatte auf Ägypten, und es hieß dann weiter: „Da Deutschland jetzt zur Kolonialmacht geworden ist und mit Recht den Wunsch hegt, frei mit den fernen Meeren zu verkehren, so hat es wie jede andre Seemacht ein Interesse daran, daß der Suezkanal nicht in Englands Händen ein neues Gibraltar werde. In dieser Beziehung werden die Kabinette von Paris und Berlin parallel und im Einvernehmen mit den übrigen Kontinentalmächten, deren Interessen mit den ihrigen zusammenfallen, vorgehen können." Wir haben guten Grund zu bezweifeln, daß die „Kolonialmacht," deren Schiff in Berlin gesteuert wird, großes Interesse daran habe, daß der Suezkanal aus den Händen Englands in die ihrer guten Freunde in Frankreich übergehe, und meinen, daß sich andre Gebiete genug finden, die sich als „Feld gemeinsamer Interessen" bezeichnen lassen; das wichtigste gemeinsame Interesse Deutschlands und Frankreichs besteht in der Erhaltung des Weltfriedens und der Vermeidung oder Wegräumung aller Fragen, welche denselben bedrohen und gefährden.



Germanische Altertümer
aus den Bauerdörfern Nordungarns.

Von Karl Rhamm.

3. Die Hausgenossenschaften in den Haudörfern und ihr Ende.

(Schluß.)



Ich muß nun noch einer eigentümlich und für das Wesen des ganzen Verhältnisses sehr bezeichnenden Gewohnheit Erwähnung thun, durch welche für eine gewisse und gegenseitige Ausgleichung unter den einzelnen, bald anwachsenden, bald abnehmenden Geschlechtsgenossenschaften Sorge getragen wurde. Man hat mir merkwürdigerweise gesagt, daß eine Übervölkerung einer „Behausung“ — dies ist der Ausdruck des Stadtbuchs — nicht leicht vorkommen könne, da ja, wie wir gesehen, die Erwerbsthätigkeit der Glieder sich nicht auf den Hof beschränkte. Im Notfall konnte man ja einige jüngere Söhne in die Stadt schicken, um ein Handwerk zu lernen, wie es nach Krischko früher auch bei dem ungarischen Kleinadel Brauch war. Es konnte aber auch der andre Fall eintreten, daß ein Haus infolge von Todesfällen, Kinderlosigkeit verödete und es an Händen fehlte, um das Feld gehörig zu bestellen. Man konnte sich dadurch zu helfen suchen, daß man die Söhne früh verheiratete, wie überhaupt frühe Heiraten, der Burschen mit dem vierzehnten, der Mädchen mit dem zwölften Lebensjahre damals sehr im Schwange gewesen sein sollen. Man konnte Knechte annehmen, die freilich Lohn kosteten. Aber es gab noch einen andern Ausweg, der obendrein Geld ins Haus brachte. Man konnte aus einem übervölkerten Geschlecht ein Mitglied aufnehmen, das sich dann durch eine Einzahlung einkaufen mußte, welche aber nicht etwa nach dem Grundwert des Hofes, sondern nach dem Betriebsinventar, dem Zugvieh, Wagen, Pflug u. s. w. berechnet wurde, von dem er den auf seinen Anteil fallenden Schätzwert zu entrichten hatte. Waren also in der Genossenschaft schon fünf Mitglieder, so zahlte er den sechsten Teil. Außerdem wird für seine Person noch verlangt, daß er zur „Freundschaft“ im alten Sinne gehöre, daß er mit dem Hause verwandt sei. Häufig wurde eine derartige Aufnahme dadurch vermittelt, daß der Eintretende eine Tochter aus dem Hause heiratete.

Im Innern der Hausgenossenschaft herrschte — getragen durch die althergebrachte Sitte — größte Verträglichkeit und strenge Unterordnung unter den Wirt. War ein Mitglied aufsäßig, trunksüchtig, wurde es eine Gefahr für

den Frieden und die Ordnung des Ganzen, so konnte die Genossenschaft im äußersten Notfall ihr Hausrecht brauchen und das räudige Schaf einfach fortjagen. Aber auch sonst wurde den aus der Gemeinschaft ausscheidenden kein eigentliches Erbteil ausgezahlt. Der Mann, welcher fortzog, bekam ein paar Gulden, die Mädchen erhielten bei der Verheiratung als Ausstattung eine Kuh, eine Truhe, Bettgewand, und dazu wurde ihnen eine nach Kräften prächtige Hochzeit ausgerichtet. Damit war sie abgefunden.

Wenn wir nun eine Anschauung von dem Wesen dieser eigentümlichen Lebensordnung gewinnen wollen, so ist der Gesamteindruck, wie er auch durch die Urkunden des Stadtbuchs gestützt wird, folgender. Auf jedem Hofe, in jeder Behausung sitzt ein ganzes, von dem ersten Ansiedler abstammendes Geschlecht, zu einer wirtschaftlichen Genossenschaft zusammengefaßt. Zu sagen, daß das Grundstück sich in diesem Geschlechte vererbe, würde ein schiefer Ausdruck sein, denn ein eigentlicher Erbgang, ein Erbfall findet nicht statt. Das Grundstück, der Hof hat immer nur mit dem Ganzen des sich stets aus sich selbst erneuernden und ergänzenden Geschlechts zu thun, als mit der Genossenschaft, deren Zugehörigkeit durch die innern Vorgänge im Geschlecht bestimmt wird. Der Wechsel der Geburten und Todesfälle und die Abstufungen der Verwandtschaft innerhalb des Geschlechts sind lediglich ein Internum der Genossenschaft und lassen das Rechtsverhältnis des Hofes selbst gänzlich unberührt. Die Genossenschaft, die ein Jahrhundert nach dem andern in der Behausung sitzt, stirbt nicht, sie kann garnicht eines natürlichen Todes sterben, da sie beim Kräfteverfall sich stets durch eine Blutinfusion kurirt, sich kräftigt durch die Adoption aus dem Geschlechte im weiteren Sinne; sie kann nur durch einen Gewaltstreich aus dem Wege geräumt werden, und ein solcher Gewaltstreich war das Gesetz von 1848/49, welches die Teilung des Hofes gestattete. Es ist unzweifelhaft, daß diese Gesetzgebung die Axt an die Wurzel des Baumes gelegt hat, der Jahrhunderte hindurch seine weite Krone schirmend über Sitte und Zucht, wie über das Wohlergehen der Bevölkerung gebreitet hatte. Indes, wäre dasselbe Gesetz vor hundert Jahren erlassen worden, so wäre es vielleicht wirkungslos verhallt. Das mögen wir aus dem Beispiel der südslawischen Zadruga in denjenigen Gegenden sehen, wo dieselbe nicht, wie z. B. in der alten Militärgrenze, durch Gesetze befestigt war; dort, wo die altslawischen Gewohnheiten sich unberührt erhalten konnten, stand es jedem Mitgliede frei, sich abzuteilen, ja in der Herzegowina hatte sogar der Sohn dem Vater gegenüber das Recht auf Herausgabe des Erbteiles, oder vielmehr, um mich richtig auszudrücken, auf Herausgabe des Anteils, der jedem männlichen erwachsenen Gliede der Genossenschaft zustand. (Siehe Bogišić, Zbornik, S. 328—329.) Durch die neue ungarische Gesetzgebung wurde also zunächst nur ein Zustand geschaffen, wie er unter den Südslawen zur Zeit der Blüte der dortigen Hausgenossenschaft stets bestand. An beiden Orten ist der letzte Grund der Auflösung ein andrer; es ist der unruhige,

stöbernde Geist der Neuzeit, der überall neue Bedürfnisse schafft, Hoffnungen vorspiegelt, Unzufriedenheit sät und nichts auf dem alten Flecke läßt. Hier wie dort betrachtet die öffentliche Meinung die Aufhebung der alten Gesamtwirtschaft als ein Unglück, aber trotz der bessern Überzeugung fällt auch unter den Südslawen eine Zadruga nach der andern. Jeder will heute lieber nach seiner eignen Façon hungern, als nach der Façon eines andern schwelgen. Im Norden heißt es: Sie können sich nicht mehr vertragen; im Süden sind es nach dem stets wiederholten Echo bei Bogišić hauptsächlich die Weiber, welche die an und für sich verträglicheren Genossen reizen, sich zu teilen, weil sie sich nicht unterordnen, sondern selbst regieren wollen.

Auch in einem andern Punkte ist die Parallele zwischen den deutschen und den südslawischen Genossenschaften belehrend. An beiden Orten wird die Teilung nicht immer vollständig ausgeführt; sie beginnt häufig — für die nächste Veranlassung zur Trennung bezeichnend — mit der inneren Abscheidung von Herd und Tisch, und für die Haudörfer besonders scheint dies vielfach die Regel zu sein. So standen z. B. in Hochwies (Velkopole) schon vor zwanzig Jahren auf jedem Hofe mehrere Häuser, während der Grund und Boden selbst noch ungeteilt blieb. Dann wird die Ernte geteilt. Erst später kommen die Felder an die Reihe. Interessant ist es, daß in Münichwies, wo auch dieser zweite Akt sich schon abspielt, zur möglichsten Herstellung der Gleichheit wohl ein regelmäßiger Felderwechsel unter den Beteiligten beliebt wird.

Weit schwieriger als die eben berührte Frage nach dem Einfluß des neuen Gesetzes über die freie Teilbarkeit der Grundstücke ist die andre nach dem Einfluß des alten Teilungsverbots auf die Entwicklung oder gar Entstehung der Hausgenossenschaften. Daß eine solche Einwirkung wenigstens auf die Erhaltung derselben in die neueste Zeit hinein stattgefunden hat, ist wohl unzweifelhaft; wahrscheinlich, daß auch dadurch der eigentümlichen Ausgestaltung des ganzen Verhältnisses ein gewisser Zwang auferlegt ist. Endlich ist die Möglichkeit nicht abzuweisen, daß das Verbot der Teilung verbunden mit der Auflegung des an die Grundherrschaft zu entrichtenden Zehnten — im übrigen waren die deutschen Bauern durchaus frei im Gegensatz zu den strenger Hörigkeit unterworfenen Slowaken — das Grundstück sozusagen ein- für allemal für das ganze Geschlecht festgelegt hat, daß die doch wohl meist aus den fränkischen Teilen Mitteldeutschlands stammenden Bauern, welche die Bevorzugung eines älteren Bruders im Anerbenrecht nicht kannten, keinen Ausweg sahen, als das Beispiel der Slowaken nachzuahmen.

Ich kann diese Frage hier nicht weiter verfolgen und bemerke nur, daß die Überlieferung durchaus sich für das Alter dieser Verhältnisse ausspricht, dafür, daß dieselben deutschen Ursprunges seien. Gleicher Ansicht sind die Slowaken, die sich darauf berufen — ich habe diesen Punkt schon oben berührt —, daß die Hausgenossenschaft bei ihnen eine andre, eine beschränktere gewesen sei.

Für dasselbe spricht auch das Alter und die Gleichmäßigkeit des Hausbaues in allen mir bekannten deutschen Dörfern, endlich nach Wolands Zeugnis das Vorkommen der Hausgenossenschaft in dem von aller Verbindung mit den Haudörfern gänzlich abgelegnen deutschen Dorfe Tergenye unweit der Donau.

Die schon des öftern bemerkte Übereinstimmung in den Verhältnissen der bis auf die heutige Zeit erhaltenen und näher bekannten Hausgenossenschaften bewährt sich auch noch in einem letzten Punkte, in den Folgen der Auflösung die für alle einen Niedergang der Wirtschaft bezeichnet. Was Mackenzie Wallace in seinem Werke über Rußland S. 684 hierüber für die russische Bäuerei anführt, kann in den meisten Beziehungen auch für die andern Gebiete Geltung beanspruchen. Die Gesamtwirtschaft gleicht gewissermaßen einem mächtigen Baume, der mit seinem weitschattigen Geäste einer ganzen Sippschaft Schutz vor dem Unwetter geben kann, während fünf oder sechs an seine Stelle gesetzte kleine Bäume nicht vermögend sind, nur einen einzigen entsprechend zu decken.

Man kann sagen, daß die Geschlechtsgenossenschaften die Vorzüge der großen und kleinen Wirtschaften vereinigen und ihnen noch andre hinzufügen, welche besonders das ethische Gebiet berühren und durch kein andres System zu erreichen sind. Vor allem gestatten sie die größte Arbeitsteilung, eine ganz unbegrenzte Ausnutzung der Arbeitskräfte, da die Genossenschaft, wenn sie auch zunächst bodenständig ist, alle denkbaren Erwerbszweige in ihren Bereich ziehen kann; diese Vielgestaltigkeit ihrer Hilfsmittel, diese Dehnbarkeit ihres Bandes liegt im Grundwesen der Hausgenossenschaft beschlossen und erscheint überall, in Rußland, in Bulgaren, in Kroatien und Dalmatien wie in den Haudörfern. Der Überschuß der Bevölkerung sucht anderwärts Arbeit und behält dabei seine Heimat, seinen Unterstützungswohnsitz. Die Hausgenossenschaft verwendet die besten Arbeiter: alle arbeiten auf eigne Rechnung, und sie braucht doch keinen Lohn zu zahlen, sie besitzt eine große Widerstandsfähigkeit gegen Unfälle, die die Einzelwirtschaft leicht niederwerfen. Ein sehr wichtiger Umstand liegt endlich darin, daß die Wirksamkeit dieser festen Verbände einen sittigenden und erziehenden Einfluß auf die ganze Bevölkerung ausübt; sie erweisen sich als Wahrer alter einfacher Sitte, Lebensweise und Zucht, einer Zucht, der nicht bloß die Kinder, sondern die Erwachsenen noch unterliegen: Faulheit, Widersetzlichkeit, Schmutz, Unordnung, Trunksucht sind Familienunterschiede, Schäden, welche in der Unterordnung der Hausgenossenschaft garnicht aufkommen können.

Auch in den Haudörfern ist die Aufhebung der Hausgenossenschaft nach übereinstimmenden Zeugnissen von den nachteiligsten Folgen gewesen. Es sollte aber bei diesem einen Unglück nicht sein Bewenden haben. Bevor die neuen, noch ungewohnten Zustände Zeit hatten, Wurzel zu schlagen und Gestalt zu gewinnen, mitten in diese unglückliche Zeit der allgemeinen Auflösung und Verwirrung fiel, wie eine Bombe, ein andres Ereignis, welches den Ruin der Bauerschaft vollendete: ich meine den Einzug der Juden, welchem die von solchen

Übergängen und Umwälzungen untrennbaren Verlegenheiten und Notstände auf das verhängnisvollste in die Hände arbeiteten. Ein Teil der Haudörfer, unter ihnen Krickerhäu, war früher vor dieser Plage geschützt durch die Privilegien von Kremnitz, welche den Juden die Niederlassung vier Meilen im Umkreise der Stadt untersagten. Auch nach der Abschaffung dieses „mittelalterlichen Zopfes“ gelang es dem Vater Wolands, der zugleich Richter und Notar im Orte war, durch seinen Einfluß die Juden bis an sein Lebensende fernzuhalten. Heute, nach verhältnismäßig kurzer Frist, ist die Bevölkerung schon so in den Händen des Generalgewaltigen, daß der Bauer, wie mir versichert worden ist, es nicht mehr wagen darf, sein Vieh an einen andern zu verkaufen, auch wenn dieser einen doppelt so hohen Preis bietet.

Die Krickerhäuer können sich übrigens damit trösten, daß sie mit den übrigen Ungarn in derselben Verdammnis sind. Seit den letzten Jahrzehnten haben die Juden in immer helleren Haufen das flache Land überzogen, und überall sinkt der Wohlstand der Bauern vor ihnen dahin in den Staub. Es ist nachgerade ein allgemeiner Erfahrungssatz, daß, sobald der Jude sein Gewölbe, seinen Schnapsladen im Dorfe aufgeschlagen hat, der Bauer verloren ist. Das weiß auch der Bauer ganz genau, er weiß, daß seine menschlichen Schwächen, Bedürfnisse, Leidenschaften stärker sind als seine Willenskraft, und daß sie ihn mit gebundenen Händen früher oder später dem Juden ausliefern, der nur eine Schwäche hat, das Geld, ein Bedürfnis, das Sparen, eine Leidenschaft, die Spekulation. Der Bauer ist hier in dem bekannten Falle des Vogels auf dem Ast, der wider seinen Willen magisch von dem Auge der Schlange gefesselt wird. Auch der Vogel braucht nur seine Flügel zu rühren, ein Aufschwung — so ist er gerettet. Warum ist der Vogel so dumm, warum braucht er nicht seine Schwingen? fragen wir mit der Doktrin. Das einzige Mittel des Vogels ist, dem Auge der Schlange fern zu bleiben, die einzige Rettung des Bauern, die Ansiedlung der Juden um jeden Preis zu hintertreiben. Das haben denn die Bauern in der That mehrfach versucht, und zwar auf verschiednen Wegen. Natürlich vermag der Einzelne hierbei nichts, es bedarf einer allgemeinen Einigung, einer Verschwörung, die von der Doktrin, wenn sie zum Regiment käme, als gänzlich unsittlich und den obersten Prinzipien, zumal dem der Freizügigkeit, zuwider, mit schwerer Ahndung belegt werden würde. Das Einfachste und Sicherste ist, dem Juden überhaupt kein Lokal zu vermieten, aber dazu gehört, daß sich in der ganzen Gemeinde kein einziges räudiges Schaf findet, es ist deshalb schwieriger anzuwenden, auch kann man ihn nicht immer hindern, sich anzubauen. Aber man kann ihn boycotten!

In einem Dorfe der kroatischen Militärgrenze verbreitete sich das Gerücht, ein Jude sei im Anzuge, und die erschreckten Bewohner, verstört wie ein Hühnerhof, über dem der Geier seine Kreise zieht, eilten zu ihrem geistlichen, in jenen Gegenden auch weltlicher Berater, dem Pfarrer. „Laßt ihn ruhig ge-

währen," war der Rat des Hochwürdigen, „geht alle hin und kauft bei ihm; im Anfang wird er recht billig geben, und ihr könnt gute Geschäfte machen. Dann aber paßt auf: sobald er anfängt, aufzuschlagen, gebt ihm jeder eine Ohrfeige und bleibt weg." Dieser Rat, treulich befolgt, hatte eine doppelte Wirkung. Nach vierzehn Tagen saßen in Ermangelung eines Gefängnisses alle männlichen Mitglieder des Orts im Gemeindehause, um die fünf Tage, die das Gesetz auf die einfache Realinjurie setzt, abzubrummen, das Gewölbe des Juden aber stand öde, und er mußte abziehen. Das Dorf war gerettet. Natürlich ist das kroatischer Tabak, der nicht jedermanns Sache ist; aber der Pfarrer, der seine Pappenheimer wohl kannte und bloßen Versprechungen nicht trauen mochte, wollte offenbar ein Zwangsmittel anwenden, und er erreichte seine Absicht.

In einem andern Falle, welcher sich in einem ungarischen Dorfe ereignete, halfen sich die Bauern selbst. Als sie erfuhren, daß der Jude ein Gewölbe gemietet habe, traten sie zu einer Beratung zusammen. Da erhob sich einer der Ältesten und hielt ihnen folgende Rede: „Seht hin, Freunde, in das Nachbardorf. Ihr alle wißt, wie es da zugegangen ist: vor zehn Jahren, ehe der Jude einzog, waren alle gute Wirte, jetzt sind sie alle Bettler. Ihr wißt also, was euch bevorsteht. Es giebt nur eine Hilfe, wenn wir uns alle mit einander bei einer guten Strafe verpflichten, dem Juden nichts abzukaufen." Dieser Rat leuchtete den Bauern ein, und jeder verpflichtete sich, bei Strafe von fünfzig Gulden das Gewölbe des Juden nicht zu betreten. Nachdem diese Sache zur Zufriedenheit abgemacht war, fiel es den Bauern wie ein Alp von der Brust, und im Übermute ihrer Laune beschlossen sie, den einziehenden Juden mit fürstlichen Ehren zu empfangen. Als die bepackten Wagen am Eingange des Ortes erschienen, staunte der Jude, die gesamte Bevölkerung in ihren Sonntagskleidern versammelt zu finden. Eine Deputation der Bauern, mit dem Richter an der Spitze, begrüßte ihn als den ersehnten Wohlthäter des Dorfes, indes die Zigeuner ihre besten Weisen herunterfiedelten. Der Jude war gerührt, fast weinte er. Er versprach den Bauern goldne Berge, er wollte ihnen Geld zu fast verschwindenden Zinsen leihen, er wollte der Vater der Bedürftigen, der Witwen und Waisen werden. Kaum konnte er erwarten, bis seine Siebensachen ausgekramt waren, dann stellte er sich erwartungsvoll hinter den Dräsen. Er stand einen Tag, er stand noch einen, eine Woche, bis ihm die Augen aufgingen und er den Streich merkte. Es blieb ihm nichts übrig, als einen verlustvollen und schimpflichen Rückzug anzutreten. Die Bauern aber, als sie von seiner Absicht hörten, erinnerten sich, daß man dem fliehenden Feinde goldne Brücken bauen müsse, und fragten bei ihm an, ob er wünsche, mit Musik geleitet zu werden, aber er verbat sich diese Aufmerksamkeit.

Wie kommt es denn nur, fragt man, daß sich der Bauer gerade vor den Juden in einer so lächerlichen Weise fürchtet, und nicht vor den Christen, „deren es ja doch auch so schlechte giebt?" Ich bin nicht vorbereitet, eine so scharf-

sinnige Frage zu beantworten, und beschränke mich auf einen kleinen Beitrag. Es ist ein Erlaß von einer höhern Verwaltungsstelle, der mir unterwegs zur Kenntnis kam, eine Anweisung, durch welche allen Vorstehern, Dorfrichtern 2c. eingeschärft wurde, ein aufmerksames Auge auf gewisse Praktiken der Juden zu haben. So komme es vor, daß der Jude einem Bauer ohne weiteres ein Fäßchen Branntwein auf den Hals schicke. Auf die Beschwerde des Bauern, seinen Einwand, er habe keins bestellt, erfolge die Antwort, er möge entschuldigen, es sei ein Versehen, aber da das Faß nun einmal dort sei, möge er es ihm, dem Juden, zu Gefallen noch ein Weilchen stehen lassen, er habe im Augenblicke keinen rechten Platz. Der Jude vertraut darauf, daß es niemand gern mit ihm verderben mag, er weiß, daß der Bauer auf die Dauer der Versuchung nicht widersteht, das köstliche Naß anzuzapfen.

Hiermit wäre nun die Mähr von den Haudörflern und ihrer Not zu Ende. Bergab geht es mit ihrer Wirtschaft, bergab mit ihrem Volkstume. Heute allerdings antworten die Münichwieser, denen ihr Pfarrer einige slowakische Gebete beigebracht hat, auf alle seine weitern Fragen noch verstockt: „Ich kann kein Bindisch“ (Windisch). Aber fünfzig Jahre oder etwas mehr, und der Todeskampf wird auch hier vorüber sein, das letzte Röcheln des deutschen Mundes wird verstummen, und die Nachkommen dieser treuen und tüchtigen Bauern werden lernen, sich zu rühmen, daß sie dem großen, zur Weltherrschaft berufenen Volke der Slawen angehören. Diese Haudörfler sind unter allem deutschen Volke in Ungarn die Beklagenswertesten, wahre Heloten, wie Schröer sagt, einmal in seinem Sinne, weil sie jeder Möglichkeit einer Pflege ihres Volkstumes beraubt sind, aber heute, wo sie in die Hände der Juden gegeben sind, noch in einem andern. Von unsrer Seite, etwa von der des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, kann für diese unsre ungarischen Landsleute nichts gethan werden, nichts wenigstens, so lange sie in Ungarn sind. Aber die Frage legt sich nahe, angesichts der soeben begonnenen Maßregeln auf dem Wege einer innern Kolonisation, ob wir nicht versuchen können, sie zurückzurufen. Ich möchte nämlich behaupten, daß es schwer fallen wird, innerhalb unsers Vaterlandes eine Bevölkerung zu finden, welche in so hohem Maße alle erforderlichen Eigenschaften vereinigt, um mit dem polnischen Elemente den Kampf ums Dasein aufzunehmen, wie die hartgewöhnten Bauern der Haudörfer, die durch ein Spiel des Schicksals bis auf die heutige Zeit gewissermaßen in dem fast bedürfnislosen Urzustande festgehalten worden sind, welcher ihre Vorfahren zur Zeit der großen deutschen Kolonisationen kennzeichnete.

Die Haudörfler sind durchweg ein starkes, rüstiges Geschlecht, die Krickerhäuer beispielsweise zum Teil hünenhaften Wuchses, an Körperkraft und Arbeitsleistung den Slowaken überlegen, wie sie auch einen größern Prozentsatz zum Militär stellen. Den Ruhm des Stärksten unter ihnen genießt Andreas Steinhübel, gewöhnlich schlechtweg „der Starke“ genannt. Als einst ein Bär

erlegt war, den vier Männer nicht vom Platze schaffen konnten, warf er ihn allein auf den Rücken und trug ihn davon. Ein andermal stahl ihm, als er mit einem beladenen Getreidewagen fürbas zog, ein Zigeuner hinterrücks eine Garbe. Doch er merkte es, erwischte ihn, und da jener noch eine freche Antwort gab, versetzte er ihm, wie er vor Gericht aussagte, „um ihm einen Denkzettel zu geben," eine Ohrfeige, die ihn tot zu Boden streckte. Da seine Entschuldigung glaubhaft erschien, kam er mit einem blauen Auge davon.

Als unverdrossene Arbeiter sind die Haudörfler in Ungarn weit und breit gesucht und werden den Slowaken vorgezogen. In ihren geringen Bedürfnissen stehen sie fast noch in jenem glücklichen Zeitalter des Hafermuses, für welches der Hirsebrei der höchste Leckerbissen war; erhielt doch Schröer von einem Greise die Versicherung, daß er in seinem Leben noch kein Fleisch gegessen habe. Wenn man Leute sucht, die durch überlegene Kraft, Arbeitstüchtigkeit, Bedürfnislosigkeit und Kinderzahl selbst den polnischen Bauer und Arbeiter aus dem Felde schlagen, so sind sie hier. Und darauf muß es ankommen, wenn ich die Zwecke der Regierung recht verstehe. In den Kreisen der schon verwöhnteren Hofbauern Norddeutschlands, der „Ökonomen" Braunschweigs oder der „Proprietäre" Butjadingens, die sich in den besten Jahren zur Ruhe auf den Altenteil setzen, ihre Söhne aufs Gymnasium schicken und ihre Töchter an Kandidaten und Referendare verheiraten, überhaupt aber von vielen Kindern, deren Abfindungen den Hof schwächen, nichts halten, in diesen Kreisen ist wohl Kaufkraft zu finden, aber nicht das, was im rauhen Osten vor allem Not thut. Der Bauer, welchen man hier ansetzen will, muß von anderm Schrot und Korn sein. Er muß gewohnt sein, bis an sein Lebensende hart zu arbeiten, er muß seine Freude an einem reichen Kindersegen haben und in dem Überschusse seiner Söhne und Töchter die Provinz mit billigen und leistungsfähigen Arbeitskräften versorgen, die dem polnischen Zuzuge die Thür verschließen. Vor allem aber braucht es Kinder und das Münichwieser Wasser! Es kommt für die Zwecke der Germanisirung viel weniger darauf an, daß die neuen Ansiedler „gedeihen," d. h. bei wenigen Kindern gut essen und trinken, als daß sie wuchern, das polnische Element überwuchern, daß sie sich mit einem Dutzend von Kindern gerade durchschlagen. Übervölkert, wie die Haudörfer sind, und das nicht erst heute, sondern schon seit langer Zeit, würde es nur eines Rufes bedürfen, davon bin ich überzeugt, um Tausende herbeizuziehen. Einen Kaufpreis können diese Leute selbstverständlich nicht bieten, aber das verlangt ja die Regierung auch garnicht, sie hat ja die verschämte Erbpacht, den Rentenkauf, zugelassen, sie kann auch das nordfranzösische droit de marché zulassen, eine Zeitpacht, bei welcher eine Klausel dem Pächter durch Festsetzung einer Konventionalstrafe von entsprechender Höhe das Recht sichert, die Pacht fortwährend zu denselben Bedingungen zu erneuern. (Siehe darüber das jüngst erschienene Buch von Karyschew: Die Erbpacht in Westeuropa, russisch.)

Zwei Bedenken allerdings können gegen unsre Freunde erhoben werden: einmal sind sie Katholiken und somit der polnischen Propaganda zugänglicher, und dann fangen sie an, sich dem Schnapse zu ergeben. Freilich können umgekehrt protestantische Ansiedler die Polen wohl verdrängen, nicht aber aufsaugen. Die Gefahr der Polin wenigstens ist für die Haudörfler nicht vorhanden. Dieselben haben den Slowaken gegenüber ein sehr stark ausgezeichnetes Sonderbewußtsein. Zwischenheiraten unter beiden Stämmen sind ganz unerhört. Dem zweiten Übelstande, der Gefahr der Verschnapsung, würde neben der bevorstehenden Branntweinbesteuerung am besten durch irgendeine Fürsorge entgegengetreten, welche die Juden von dem Betriebe der Schankwirtschaft in den betreffenden Dörfern gänzlich fernhielte.

Der ewige Jude.

2.



Den tausendjährigen Stillstand der Handlung benutzt der Dichter dazu, in acht grandiosen, teils monologischen, teils dramatisch bewegten Bildern den Charakter seines Ahasver näher auszuführen; im Grunde sprengt er hier schon die dramatische Form seines Gedichtes, dessen epischen Geist wir gleich anfänglich betont haben. Aber die Bilder sind an und für sich bedeutend.

Die große Enttäuschung am Untersberg hat Ahasvers Lust am Leben doch gebrochen. Da ihm der ersehnte lange Schlaf nicht als gewünschte Erlösung zu Teil geworden, mußte er rastlos weiter wandern. So finden wir ihn am Berge Sinai. Er hält die Trümmer jener ersten Gesetzestafeln, in die Gott mit eignem Finger seine zehn Gebote eingeschrieben und die Mose beim Anblick des goldnen Kalbes zerbrochen hat. Ahasver kommentirt diese zehn Gebote mit seinem ideal- und glaubenslosen Geiste in sarkastischen Worten und schließt:

So steht geschrieben, was Jehovah sprach,
Und heute sagen's Millionen nach,
Und thun's, wenn es ihnen just behagt;
Und andre, denen man es nie gesagt,
Befolgen es in gut und schlimmer Zeit
Als ehernes Gebot der Menschlichkeit.
Ich bin zu alt, um das noch zu verstehn;
Für mich paßt keines mehr von diesen Zehn;
Denn ich begehre nichts, was hier verboten;
Nichts von der Welt! Nichts als den Schlaf der Toten!

Und zornig wirft er das älteste Gesetz der Menschheit in den Abgrund. Das folgende Bild zeigt ihn an einer öden Klippenküste des roten Meeres. Er findet einen versiegelten gläsernen Krug; er öffnet das Siegel, und ein Geist tritt befreit hervor, den König Salomon dahineingebannt. Zum Dank will ihn der Geist erdrosseln, doch entspinnt sich ein friedliches Gespräch. Der Geist prahlt, sein Geschlecht sei vom Anbeginn der Welt, vor den Menschen dagewesen, bestimmt, denjenigen Herren und Knechte zugleich zu werden, die sie zuerst in Anspruch nähmen. Ganz im Sinne der neuesten Entwicklungstheorie setzt er hinzu:

Ein Zufall war es bloß,
Daß aus dem nimmermüden Schoß
Der Schöpfung just der Mensch gesprungen,
Dem es zu allererst gelungen
Die Geister in Gedanken einzufangen.
Sonst wäre dieses Werk nach langen
Jahrhunderten dem Vieh geglückt;
Doch das habt ihr zu zeitig unterdrückt.

Ahasver spottet, in einem Gehirn hätte er keinen Raum, in diesem leeren Kruge wohl aber Platz genug finden können. Und der Geist erwiedert:

Um meinesgleichen zu begreifen,
Muß eure Weisheit erst noch reifen.
Ahasver. Du lügst! Und jedes, das sich Geist nennt, lügt!
Der plumpe, grobe Stoff allein
Ist Wahrheit; ihr seid höchstens Schein,
Der unsre armen Sinne trügt!
Wo warst du, eh' ich dich ans Licht gezerrt?
Du warst in diesen Krug gesperrt!
Durch Menschenhände unterm Spiegel
Des Meeres wurdest du versenkt,
Und Menschenhände lösten dir das Siegel.
Von unsrer Laune wurdest du gelenkt,
Geschaffen und gefangen und geschlagen;
Und unsre Launen stammen aus dem Magen.
So ist der Geist ein Mißprodukt
Von dem nur, was man just verschluckt.
Was ist an deinesgleichen zu begreifen?
Millionen mögen durch den Weltraum schweifen
Wie du! Was sind sie uns? Ein Hauch!
Das Schaltier, das hier auf dem Bauch
Im Sande kriecht, ist mehr als du.
Die Schalen klappt es auf und zu —
Was kannst denn du?

Erzürnt ob dieser frechen Rede droht ihm der Geist mit dem Tode. Doch der wäre dem Ahasver ja gerade recht. Dieser Mut gefällt dem Geiste, er will den Ahasver nun im Gegenteil zum Propheten jener Religion machen, die er sich in seiner engen Haft von sechzehnhundert Jahren ausgedacht habe. „Nimm

die Sendung — ruft er ihm zu — und schreie: Allah ist groß, und ich bin sein Prophet!" Worauf Ahasver fragt:

Und was vermagst du dem zu geben,
Der sich zu dir bekennt?
Geist. Ein ew'ges Leben!
Ahasver. Wo? hier?
Geist. Nein; doch im Paradies!
Ahasver. Du auch?
Verdufte wieder, eitle Dunstgestalt!
Fleischlose Narrheit du! Gestank und Rauch!
Ich dein Prophet? Glaubst du, ich sei so alt
Geworden, um den nächsten Lügensack
Zu tragen, den mir solch verlognes Pack
Aufbürden will? Geh! Wirf dich in den Wind
Und suche dir ein andres Menschenkind,
Das toll genug für deine Sendung ist.
Sie wachsen ja genug auf diesem Kloß von Mist!

Und er schickt den Geist nach Mekka zu Mohammed, Abdallahs Sohn. Es ist klar: diese Szene offenbart uns die ganze Tiefe des ahasverischen Charakters. Nicht bloß für die christliche Idee der Erlösung fehlt ihm das Verständnis, sondern für jede Religion überhaupt. Er ist der nüchterne, realistische Menschengeist, der an diesem irdischen Dasein so lange mit Wohlgefallen und Behagen hängt, als sich nur nicht die körperlichen Beschwerden fühlbar machen. Ein Jenseits anzuerkennen, kann er niemals über sich bringen; aber jede Religion verweist auf ein solches, als den Ort jener sittlichen Ausgleichung, die hier auf Erden nicht gefunden wird. Darum ist Ahasver seinem Wesen nach irreligiös, und auch der Weltschmerz, den er, wie wir noch sehen werden, vertritt, wird demnach als wesentlich irreligiös hingestellt.

Das dritte Bild zeigt uns Ahasver im Schlunde des Ätna; vergebens bittet er den Giganten Enkelados um einen tötlichen Fußtritt. Das vierte Bild führt uns wieder in den Untersberg: der tote Kaiser Karl wird auf seinem Throne aus der Kaisergruft zu Aachen von den Paladinen hereingetragen. Bei dieser Gelegenheit will sich Ahasver wieder einschleichen, woran ihn Perachta hindert. Das fünfte Bild zeigt ihn in einer Klippenlandschaft am Meeresgrunde; den herumliegenden Leichen der Schiffbrüchigen nimmt er das Gold ab, welches an ihnen hängt. Das sechste Bild führt uns auf einen wildzerklüfteten Gletscher, wo Gemsjäger den eingeschlafenen Ahasver halberstarrt im Eise finden; sie wecken ihn zu seinem Mißvergnügen auf und geleiten ihn aus der Wildnis. Das siebente Bild zeigt uns Ahasvers verborgene Schatzhöhle. „Das Beste trug ich hier zusammen, was aus versunknen Schiffen, aus den Flammen zerstörter Städte noch zu retten war. Ein Hort, wie ihn kein König sein nennt! Zwar für mich ist's nur wertloser Tand; doch findet sich vielleicht der Mann, in dessen Hand der wunderbare Kram noch einmal

vollen Wert gewinnt.“ Das achte Bild endlich zeigt Ahasver zwischen den rauchenden Trümmern des eben von den Türken zerstörten Konstantinopels. Die Dämonen des Vorspiels gesellen sich nacheinander zu ihm; sie wechseln Erinnerungen an alle die furchtbaren Ereignisse aus, bei denen er sie angetroffen hat. Mit geschlossenem Visir erscheint schließlich der Meister Tod. Ihm huldigen alle übrigen Dämonen, nur Ahasver erkennt ihn nicht und fragt ihn in seiner kecken Weise, wer er sei? „Du rutschest auf den Knieen noch vor mir!“ ruft ihm der Dämon, das Visir lüftend, zu und versinkt. Ahasver hat ihn am Totenschädel, der hinterm Visir sichtbar wurde, erkannt und streckt ihm knieend die Hände nach.

Nun endlich sind die tausend Jahre des Zauberschlafes um, und nach diesen grandiosen Bildern ist der Leser auf die weitere Entwicklung nicht minder als der erlösungsbedürftige ewige Jude gespannt. Aber beiden soll eine bittere Enttäuschung werden. Jener Walafried, in dessen Händen Ahasvers Schicksal liegt, bleibt ein gar zu unbedeutender Mensch, er ist kein poetisch ebenbürtiger Gegenspieler zu seinem Urahn, die frühere Handlung wiederholt sich im Grunde genommen, und das ist der große Fehler dieser folgenden drei Akte. Pünktlich stellt sich der ewige Wanderer bei der Geisterhöhle des Untersberges in Salzburg ein. Pünktlich werden die drei Verzauberten aus dem Bann entlassen. Sie glauben alle nur eine kurze Nacht verschlafen zu haben und wundern sich über die veränderte Welt. Natürlich! Doch finden sie sich bald in dieser neuen Welt zurecht, und zwar Aurelius und Widumar mit Hilfe Ahasvers, der ihnen den guten Rat giebt, sich zum Christentume zu halten. Walafried erhält die Minne zur Führerin; das gute Mädchen konnte sich von seinem Helden nicht, wie Saelde und Aventiure von den ihrigen, trennen. Sie begleitet Walafried auf dem Wege nach Rom, den dieser, seiner vor tausend Jahren beschworenen Pflicht eingedenk, unverzagt fortsetzt, indes Ahasver ungesehen dem unschuldigen Pärchen auf den Fersen folgt. In Rom nähert er sich ihnen hilfreich unter der Verkleidung eines reichen Kunsthändlers aus Armenien. Er giebt ihnen Wohnung in seiner Villa am Esquilin und hilft den skeptischen Kardinal Colonna durch reiche Geschenke für Walafrieds fromme Pläne gewinnen. In der rücksichtslosesten Weise giebt Walafried der mitgezogenen Geliebten kurz den Abschied, um für die Erlösung seines Ahnherrn im Mönchskloster ein fortan Gott geweihtes Leben zu führen. Die verzweifelte Minne — „eine Erscheinung“ nach dem Personenverzeichnis —, die sich Mutter fühlt und sich so brutal dem alten Juden zuliebe geopfert sieht, bricht in die leidenschaftlichsten Verwünschungen aus, als ihr Ahasver (in einer mächtig ergreifenden Szene) den Entschluß seines Enkels mitteilt, und enteilt schutz- und mittellos in die weite Welt hinaus. Nach zwanzig Jahren finden wir Aurelius, Widumar und Walafried in einem Burgzimmer des Bischofs von Salzburg, alt, für den Tod reif, wieder. Die ersten zwei haben inzwischen ein an Abenteuern reiches Leben geführt; Walafried hat

überall Schiffbruch gelitten. Die Erinnerung an die schmählich verlassene Minne hinderte ihn, das Mönchsgelübde abzulegen; sein Gönner, der Kardinal, verschaffte ihm die Stellung als Burgvogt des Bischofs. Nun begiebt er sich mit Widumar auf die Jagd nach einem gefährlichen Straßenräuber. In ihrer Abwesenheit erscheint Saelde und holt sich ihren bis in den Tod getreuen Aurelius. Walafried gelangt auf seinem Zuge wieder zum Geisterberge, wohin sich der Verfolgte, von Aventiure geleitet, geflüchtet hat. Da stehen Perachta und Ahasver. Dieser erfährt, daß der Verfolgte Walafrieds eigner, von Minne in dem größten Elend geborner Sohn Wolfhart sei; aber sie hält den Urahn davon ab, sich in den Kampf zu mengen, selbst dann, als Wolfhart einen tötlichen Pfeil auf seinen unbekannten Vater abschießt. Im Sterben erfährt Walafried, daß der zu Erlösende in seiner Nähe, und daß der verfolgte Wegelagerer sein eigner Sohn sei. Die Tradition wenigstens zu retten, stammelt er dem auch seinerseits erschütterten Wolfhart die alte Familiensage ins Ohr und mahnt ihn, den Urahn zu erlösen. Inzwischen kommt Minne nachtwandlerisch aus der Tiefe des Felsens hervor, sie erblickt den sterbenden Geliebten und zieht ihn mit sich in den Berg. Perachta spricht:

Schlaft ihr im Felsengrabe tiefgeborgen!
Die Zwischenwelt des Todes hält euch fest,
Bis euch an einem Auferstehungsmorgen
Der Berg in eine junge Welt entläßt.
Bis dahin lebt ihr still im Schoß der Sage —

Unterbrechend fällt ihr Ahasver mit der schmerzvollen Frage ins Wort: „Und ich?“ Ihm wird die Antwort zu Teil: „Du wanderst bis zum jüngsten Tage!“ Und damit endet der erste „Ein Mythos“ überschriebene Teil der Dichtung.

Ein Jahrhundert später spielt die Handlung des zweiten Teiles derselben, das eigentliche „Trauerspiel der Unsterblichkeit,“ welches der Prolog ankündigt. Gemäß dem Plane der ganzen Dichtung, welcher die Entwicklung Ahasvers in der Geschichte darzustellen anstrebte, wird nun der ewige Jude auf einer neuen Stufe seiner Fortbildung geschildert. Zwar hat er sich nicht zum Christentume bekehrt, aber auch sein Judentum ist nur äußerer Schein; es schien ihm nicht der Mühe wert, ein andres Dogma zu studiren; weltgewandt, reich ist er geblieben. Aber auch der allerletzte Tropfen von Lebensfreude ist aus ihm verschwunden, und ergreifend bricht seine Klage um den erlösenden Tod immer wieder durch. Neue Charakterzüge, die im Keime früher schlummerten, treten jetzt zu Tage: seine tiefe Humanität, die beispielsweise in den oben zitirten Versen aus der Szene auf dem Berge Sinai schon angedeutet ist. Auf seinen Wanderungen hat er die Nachkommen jenes Walafried immer teilnahmsvoll im Auge behalten, und um den letzten Sprößling aus seinem Geschlecht, um Else ist er sehr besorgt. Er verwundert sich selbst darüber und erteilt sich die Antwort

Ich muß mich selber fragen,
Wie's kommt, daß mich in meinen alten Tagen
Stets neue Fäden mit der Welt verknüpfen,
So oft mir alte aus den Händen schlüpfen.
Man wird sein Menschentum nicht los,
Ist man auch noch so alt und groß.

Und aus Menschenliebe kommt Ahasver zu einer scheinbar so widerspruchsvollen Handlung, wie der, einem Alchemisten, der aus rein wissenschaftlichem Ehrgeiz nach dem Elixir der Unsterblichkeit sucht, das von Hermes Trismegistos dazu geschriebene richtige Rezept, welches Ahasver aus dem Brande der alexandrinischen Bibliothek glücklich gerettet hat, zu übergeben. Dadurch bringt er seinen alten Feind, den Tod, gegen sich auf und muß zornige Worte von diesem anhören:

Ich kenn' ihn, alter Jude, deinen Plan!
Gesellschaft möchtest du! Du fühlst dich zu allein!
Die ganze Menschheit soll unsterblich sein!
Darum hast du mir das gethan!
Ahasver. Und wenn ich's deshalb that — war das so frevelhaft?
Ich will ja nicht die ganze Menschenschaft
Unsterblich machen. Ach — sie hätten es ja satt,
Wenn sie erst hundertfünfzig Jahre
Durchkostet haben. Müd' und matt
Legt sich dann jeder gern auf seine Bahre.
Denn schneller, als man denkt, hat man hier abgehaust.
Nur eines wollt' ich. Ach, und wenn du gnädig bist —
Thanatos. Ha — dem brutalen Griffe dieser Faust
Willst du entreißen, was ihr Opfer ist?
Du Schlaukopf? Wolltest du?
Ahasver (faßt ihn bei der Hand). Ach ja! Ich wollte,
Daß diese Faust nicht liebevolle Gatten
Mehr auseinanderreißen sollte,
Daß sie nicht länger wie ein Höllenschatten
Vor dem erstarrten Mutterblicke
Das unschuldvolle Kind erstické;
Daß sie nicht mehr in grauser Schlacht
Die Menschen mähe wie die Halme!
Daß sie nicht mehr im Schlund der See, im Qualme
Verbrannter Dächer, und am Marterpfahl
Des Henkers mit der Todesqual
Der Menschheit ihre grausen Spiele treibe!
Das wollt' ich! Und ich wollte mir den Segen
Der Welt verdienen, daß er bei mir bliebe
Als einz'ger Trost auf meinen öden Wegen!
War das so schlecht? So gottverdammt?

Der Tod und Ahasver stehen sich in diesem Trauerspiele als Hauptgestalten gegenüber. Allem, was der ewige Jude unternimmt, tritt der Tod, der hier

als ein junger, hübscher Arzt, Doktor Alexandros Thanatos aus Bologna, auftritt, feindlich zerstörend entgegen. Es ist aber dieses Duell von zwei übermenschlichen Gestalten, auf denen die Handlung des ganzen Trauerspiels ruht, der poetische Fehler desselben. An dramatisch bewegten, mächtig ergreifenden Szenen, in denen die Poesie des Schauerlichen großen Anteil hat, fehlt es dem Stücke nicht; aber die straffe, vom hohen Drama geforderte Einheit vermißt man in seinen drei Parallelhandlungen. Wir wollen sie kurz skizziren.

Die eine Handlung ist die des Kaisers mit dem Alchemisten Ernst von Werth. Der Kaiser, eine wahrhaft vornehm-männliche Erscheinung, hat ihn in Dienst genommen, weil er von ihm die Erzeugung des Goldes erwartet. Ernst ist sich ziemlich klar darüber, daß er Gold nicht werde erzeugen können; er hält den Kaiser mit allgemeinen Worten hin; den Schutz, den die kaiserliche Gunst seinen geheimnisvollen Arbeiten gewährt, will er jedoch zu eignen wissenschaftlichen Forschungen benutzen, vor allem zur Erzeugung des Elixirs der Unsterblichkeit. Sein Freund Ahasver hatte ihm das lange gesuchte Buch des Hermes Trismegistos gebracht. Indes drängt die Not; ein Doktor Thanatos droht ein gefährlicher Nebenbuhler in der Gunst des Kaisers zu werden; der Krieg in Ungarn verschlingt große Summen, und die Majestät bedarf des Geldes. Da tritt Ahasver helfend dem Alchemisten zur Seite. In der Gestalt eines reichen Juden Jesaias Wiener gewährt er dem Kaiser eine große Anleihe zu den mäßigsten Zinsen und bezeichnet Ernst von Werth als seinen Geschäftsträger. Allein den Umgang mit dem Doktor Thanatos hat der Kaiser mit dem Leben zu büßen. Nicht ohne Grund ist der Doktor nach Prag gekommen: die hereinbrechende Pestilenz verschafft ihm ausgiebige Praxis. Auf einer Jagd wird der Kaiser unwohl und stirbt. Man sagt, die dämonische Predigt, welche Thanatos in der verfallenen Karthäuserkirche gehalten, und zu welcher ein Chor unsichtbarer Stimmen sein schallendes Amen gesagt, hätte den Kaiser so sehr erschüttert. In dieser Predigt wird die Idee des Dichters von jener Unsterblichkeit, welche wirklich besteht, entwickelt. Der Tod spricht die Toten an:

Die Welt ist voll von euern Thaten;
Doch waret ihr alle schlecht beraten;
Denn was ihr pflanztet, ist verdorrt;
Was ihr erwarbt, ging wieder fort.
Doch an den Trümmern der Ahnenwerke
Erproben die Enkel ihre Stärke;
Sie lernen an dem Untergegangnen,
Und fahren fort mit dem Angefangnen.
Sie füllen die Welt mit neuen Thaten,
Durchwühlen den Schutt mit emsigem Spaten;
Und was die Besten gekonnt und besessen,
Das endet nicht und wird nicht vergessen.
Die Toten, als Meister der jüngeren Zeit
Leben sie fort in Ewigkeit.

Die Welt ist auch voll von euern Sünden!
Zahllose lebendige Flüche künden,
Weß Geistes Kinder ihr alle wart!
Doch die vergangnen Sünden rächen
An stillen Toten sich nimmermehr;
Sie ziehen als schweigendes Geisterheer
Ins Herz der keimenden jungen Geschlechter.
Und für den begangnen Frevel der Alten
Müssen — so will's die Gerechtigkeit heischen —
Die Söhne und Enkel sich spät noch zerfleischen.
So war's und wird ewig so weiter gehalten!
Doch nicht nur die Sünden der Alten sind erblich:
Es bleibt auch Edles und Hohes unsterblich.
Die Welt ist voll von Erinnerung;
Und die Erinn'rung, in heißem Verlangen,
Will wieder im Schmucke des Daseins prangen.

Die zweite Handlung, der eigentliche Kern des Stückes, ist zum Schaden des Ganzen sehr barock erfunden. Es ist zunächst ein Fehler, daß dieser Alchemist eine so unbedeutende Gestalt, eigentlich nur das Werkzeug Ahasvers ist. Sodann ist sein Streben nach der Unsterblichkeit mit dem für die Poesie viel zu abstrakten allgemein-wissenschaftlichen Interesse motivirt; tragisch verwendbar hätte nur ein eminent persönlicher Drang werden können. Dieser Alchemist muß geradezu dumm erscheinen, wenn er trotz der Klagen seines Freundes Ahasver über das Elend des Nichtsterbenkönnens standhaft seine Bemühungen um die Unsterblichkeit fortsetzt. Und grotesk genug ist sein Gang zum Hochgericht, wo noch die Leiche eines hingerichteten Strauchdiebes hängt; an ihr soll das gefährliche Elixir zunächst probirt werden. Der Doktor Thanatos selbst holt ihm in ärztlicher Kollegialität die Leiche vom Galgen. Aber als Ernst endlich das Experiment an ihr machen will, wird er durch einen ganz zufällig ankommenden Brief mitten in der Arbeit abgerufen. Ins leere Laboratorium tritt der Doktor Thanatos durch die Hinterthür herein. Er setzt das unterbrochene Experiment fort und bringt — komisch genug — die Leiche in der That zum Leben, zum Sprechen. Der wieder lebendige Dieb will aber um keinen Preis den Todesschlaf gegen ein neues Leben vertauschen. Thanatos tötet ihn, indem er ihm die ganze Phiole zum Austrinken reicht. Die umstürzende Leiche wirft noch das Glas zerschmetternd an die Wand, daß es zerspringt und das Laboratorium in Brand setzt. Dabei geht das einzige Manuskript des Trismegistos für ewig der Menschheit verloren. Das alles könnte als ein schlechter Witz des Dichters aufgefaßt werden. Nur läßt sich die künstlerische Absicht dabei nicht begreifen; das tolle Unternehmen des Alchemisten wird dadurch keineswegs ad absurdum geführt.

Die dritte Handlung, welche in die zweite schon eingegriffen hat, ist diese. Else, der letzte Sprößling aus dem Geschlechte Ahasvers, ist als Kind dem

Alchemisten von ihrem Urahn anvertraut worden. Das heranwachsende Mädchen hat in dem vom Volke gemiedenen düstern Hause des einsamen Gelehrten wenig Freude gefunden. Sie hat sich in einen Junker verliebt und ist vor zwei Jahren entflohen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Sie ist dem Geliebten nachgelaufen, der sie aber bald treulos verlassen hat. Sie ist dann ins größte Elend geraten, und hat schließlich ihren Leib preisgegeben, um sich in die Heimat durchzubetteln: „ein treues Abbild der zu Tode gehetzten Menschheit." Der Junker, der sie verraten, war kein andrer als der Doktor Thanatos. Gleichwohl findet sie beim Alchemisten die freudigste Aufnahme. Der tief erschütterte Ahasver will ihr alles Gut der Welt zu Füßen legen, um sie wieder glücklich zu machen. In einer großen Szene bittet er den Tod, nur dieses einemal in seinem grausamen Thun innezuhalten und Else zu schonen. Der Tod überläßt die Entscheidung dem Mädchen selbst: „Frei folge sie dem eignen Herzenszuge! Sie möge richten zwischen dir und mir!" Else entscheidet sich für den Tod. Sie ist von dem Schüler des Alchemisten, dessen Werbung sie ablehnte, knabenhaft beleidigt worden; sie hat auch ihren treulosen Liebhaber im Doktor Thanatos wieder erkannt und nicht vermocht, seine Kälte zu besiegen. Darum will sie sterben. Vom Turmzimmer des Domes stürzt sie sich trotz der flehentlichen Bitten Ahasvers in die Tiefe; der Alte stürzt ihr nach. Else bleibt tot liegen am Kirchhof, Thanatos findet sie dort, und ein Erbarmen schleicht in seine Brust.

Wie schön du bist! Ich liebte dich im Leben;
Jetzt noch viel mehr. Da du mir zagend
Als Jungfrau deinen ersten Kuß gegeben,
Empfingst du jenes Gift, das durch die Adern jagend
Unfehlbar tötet. Millionen haben
Dir das zuvorgethan und folgen dir;
Und keine weiß es, bis man sie begraben,
Daß dem holdlächelnden Visir
Der Liebe das entfleischte Schreckbild grinst!
Mein süßes Kind, dem was noch kommt, entrinnst,
Du nicht. Vielleicht ist's minder schwer.

Da kommt Ernst herzu; im Schmerz über den Tod Elses außer sich, fordert er den Doktor Thanatos zum Duell heraus, da dieser sich selbst kalt als den Urheber ihres Todes bezeichnete. Ernst, der beste Fechter des Reiches, fällt von der Hand des Fremden, der ihm auch die Grabrede hält:

Im steten Lebenswechsel ewig jung,
Bin ich die bleibende Erinnerung
An alle die gestorbnen Millionen,
Die jetzt mein eigen sind und bei mir wohnen.
Auch dein Gedächtnis ist nicht ganz verloren.
Du hast das Unbekannte aufbeschworen,
Dem Jenseits an das Thor gepocht;
Du hast es zu erschließen nicht vermocht;

Ich that's. Nun führ' ich dich auf andern Wegen
Den Rätseln, die du suchst, entgegen.
Wenn ich nicht kam, so tränkst du diese Nacht
Das Gift, auf das du jetzt verzichten mußt,
Das nur den Leib unsterblich macht.
Du hättest dann in deiner Brust
Die Hölle tausend Jahre hin und her
Gewälzt, wie dieser Ahasver!

Ernst ist erlöst, Ahasver nicht, denn, wie der Tod am Schlusse der Tragödie verkündet:

Nur einer dauert aus und trägt
Das Menschentum versteinert durch die Zeiten.
Als Schatten will ich den begleiten,
Bis einst ein Sturm die Welt zerfegt,
Und wir auf Trümmer Weltgeschichte schreiben.
Die Zeit verbraust — wir beide werden bleiben,
Bis alles kirchhofstill ist, öd' und leer —
Steh' auf — und wandre weiter, Ahasver!

Im Grunde ist diese Entscheidung des Todes ein nackter Machtspruch und keineswegs die tragische Konsequenz des Ganges der Handlung. Warum soll Ernst erlöst werden und Ahasver nicht? Worin besteht die größere Schuld des Juden? Streng genommen, verdiente dieser Ahasver alias Jesaias Wiener, welcher eine so tief gefühlte Herzensgüte bekundete, eine Tugend, die er bei der verhängnisvollen Begegnen mit Christus nicht im allergeringsten Grade besaß, erlöst zu werden; auch vom streng christlich-orthodoxen Standpunkte müßte einem so gütigen, hilfreichen, mitleidvollen Manne die Erlösung zugestanden worden. Haushofer geriet demnach bei der Fortbildung seines Ahasver-Charakters in Widerspruch zu seinem Ausgangspunkte: Jesaias Wiener ist nicht der eigentliche Ahasver mehr; dem „Trauerspiele der Unsterblichkeit“ fehlt es an der Tragik. Vielleicht ist es eine Tragikomödie.

Der dritte Teil der Dichtung ist „Eine phantastische Komödie“ überschrieben. Und in der That feiert hier der barocke Humor Haushofers wahre Orgien. Der Leser erinnert sich des Prologs, welcher der eigentlichen Handlung des Gedichtes vorausging. Ein Maler Eckbert von Ardey, sein Freund, der Schriftsteller Kurt Westphal, der Hofrat und Direktor eines Irrenhauses Graumann und dessen Nichte Ada fanden sich im Atelier des Künstlers zusammen und hörten die Vorlesung des von Kurt gedichteten „Ewigen Juden“ an. In dieselbe Gesellschaft führt uns der dritte Teil, in die vollste Gegenwart also, und man kann sich sehr wohl München als Ort der Handlung denken. Die eben kennengelernte Dichtung wird kritisirt — nicht zum Schaden des Dichters natürlich. Aber noch mehr: in diese selbe Gesellschaft tritt Ahasverus in eigenster Person, und der Scherz wird so weit getrieben, daß er es dem Dichter Kurt zum Vorwurf macht, ihn, den unter ihnen lebenden wahrhaften

ewigen Juden, nicht bei seiner Dichtung zu Rate gezogen zu haben. Ahasver ist vor einigen Jahren bei Nacht von der Polizei in einem Walde aufgegriffen worden; als er sich der Wahrheit gemäß für den ewigen Juden ausgab, wurde er zu Graumann ins Irrenhaus gesteckt. Aber außer dieser „Wahnidee," welche die Wissenschaft sich kaum noch durch Vererbung erklären kann, und außer einem fabelhaften Gedächtnisse, vermöge dessen er von den entferntesten Zeiten zu reden weiß, als wäre er selbst dabei gewesen, hatte der Psychiater nichts Abnormes an seinem Patienten entdecken können, vielmehr im Stillen häufig seine erhaben ruhige Weisheit bewundern müssen. Ahasver ist seinen Wächtern vor einiger Zeit entsprungen, und nun erscheint er wieder bei seinen Freunden in der Gestalt des Rentiers Markus Schwarz aus Leyden, von allen gern gesehen und bewillkommnet. Es ist unser alter Bekannter: den Weltschmerz trägt er versteinert im Gesicht; ein Kunstliebhaber, ein Wohlthäter ist er geblieben; mystischer Reichtum steht ihm zu Gebote. Allein mit seinem im zweiten Teile so leidenschaftlich bewegten Gemüte ist doch eine Änderung vorgegangen. Graumann glaubt Spuren von Zufriedenheit in seinem alten Weltschmerze zu entdecken; darauf sagt Schwarz-Ahasver:

Die leidige Gewohnheit lehrt
Zuletzt auch das, was ewig währt,
Als unabwendbar hinzunehmen.
So gut die Sterne sich bequemen,
Alljährlich ihre Luftgeleise
Um ein Zentralgestirn zu gehn,
So konnt' es auch bei mir geschehn,
Ich wandre wie der Mond im Kreise
Um meine Welt jahrein, jahraus;
Doch hab' ich eins vor ihm voraus:
Ich kann mich drehen, wie ich will,
Kann weitergehn und halte still,
Wenn ich auf etwas Neues scheine
Und irgendwo zu nützen meine.
Sonst bin ich grad' wie er so hart,
Verdorrt, verödet und erstarrt.

Dieser Markus Schwarz, genannt Ahasver, geht nun mit seinem ganzen bittern Ernste durch die bunte Reihe von kaleidoskopartig einander ablösenden Szenen, welche in losem Zusammenhange fünf Akte lang einander folgen und Wirklichkeit und Phantasterei, Allegorie und Symbolik in keckster Laune durcheinander würfeln. Diese Szenenfolge hier zu reproduziren ist überflüssig; es genügt die Bemerkung, daß der Verfasser mit Aufopferung aller strengen Form ein sprühend geistreiches Bild der Gegenwart hinwirft. Schließlich wird Komödie in der Komödie gespielt. Es wird ein Karnevalsfest des Künstlervereins angenommen, das „Labyrinth der Phantasie" soll zur Anschauung gebracht werden. Und hier werden die märchenhaften Gestalten, die Perachta, die Saelde,

Aventiure und Minne, die Zwerge, die ganze Szenerie des Untersberges, welche der Leser im ersten Teile kennen lernte, wieder hervorgeholt. Auch im Theater wandelt Ahasverus auf und ab; indes alle Komödie spielen, bleibt er sich immer selbst treu. Zu guterletzt wird in dieser tollen Nacht noch ein Festspiel aufgeführt: „Der letzte Mensch.“ Nur zwei Personen hat das Stück: die eine ist der letzte Mensch, die zweite muß aus dem Kreise der Zuschauer selbst zum improvisirten Gegenspiel auf die Bühne treten — Ahasver. Der letzte Mensch berichtet von der kolossal rapiden Entwicklung, welche die Menschheit in den zweitausend Jahren seit 1886 durchgemacht hat. Nach der Sozialrevolution, die einige Menschenalter darauf folgte, kam alles, was in der Menschheit liegt, zur Entfaltung

An Tugend wie an Scheußlichkeit:
Sinnlose Lüste — männlichste Entfaltung —
Geldherrschaft — Pöbelzorn — Verkäuflichkeit —
Hochherz'ge That — brutaler Egoismus —
Aufopferung und Massenfanatismus!
Da sah man Diebsbrut an Ministerstellen,
Und Orgien auf dem Tribunal;
Dort Sittenrichter in Bordellen —
Ein Mißbrauch war's von Hoheit und Skandal,
Ein Hexensabbath, wie die Welt
Nie vorher einer auf den Kopf gestellt! —
Ein Rückschlag freilich kam hernach,
Der grausam seinem Zweck entsprach,
Der Riesenstädte von der Erde fegte
Und Völker schweigend zu den Akten legte.
Noch zweimal wiederholte sich das Spiel:
Dann endlich ward's der Menschheit doch zu viel;
Sie kam allmählich in das Klare
Und füllte ihre letzten tausend Jahre
Mit Besserm aus. Da kam denn die Erfindung
Der Einheitssprache; dann die Überwindung
Der Schwerkraft; chemisch-reine Volksernährung,
Dann das Diabolin —

ein Sprengstoff aus konzentrirter Elektrizität, mit dem der Erdball in die Luft gesprengt werden sollte. Aber die Trümmer hielten doch zusammen, und das letzte Menschenhäuflein, das am Leben blieb, hat ein Tränklein zubereitet, mit dessen Hilfe man in süßen Träumen aus dem Leben scheidet. Der biedere Ahasver hat Respekt vor diesen Fortschritten und fragt: „So habt ihr also rein im Schoß der lautersten Glückseligkeit geendet?“ Aber der letzte Mensch ruft, indem er den Spott fahren läßt:

Glückseligkeit? Ein Schall! Glückseligkeit,
Wie wenig kennst du deine Zeit!
Ach, alter Mann! Wir haben wohl gerungen,
Titanengleich! Die Schöpfung ward bezwungen,

Das Tiefste, Reichste aufgestört.
Doch niemals hat es aufgehört,
Mit scharfem Zahn an uns zu nagen,
Mit steter Sehnsucht uns zu plagen.
Nie ließ er nach, der innere Tyrann,
Der stets erneute Qual ersann;
Es zeugte jeder Fortschritt nur aufs neue
Uns Leiden, Zweifel, Überdruß und Reue.
Und heut, da ich der Menschheit großes Buch
Beschließe, faßt mich wehmutsvolles Sehnen;
Auf jedem Blatte dieses Buchs sind Thränen;
Und auf dem letzten Blatte steht ein Fluch.
So ist's mit unserer Gottähnlichkeit!
Erdrückt vom Jammer der Vergangenheit,
Schlaflos vom Schmerzensschrei der Millionen,
Die wesenlos in diesen Trümmern wohnen,
Freudlos am Ausgang alles Erdenglücks
Erleben wir den Schluß des alten Stücks.

Nun kommen alle bösen Dämonen herein, um von dem letzten Menschen das Erbe der Welt zu übernehmen. Aber mit der Menschheit ist auch die Existenz jener bösen Dämonen zu Ende. Den letzten Augenblick mit dem letzten Menschen zu teilen tritt noch Minne auf die Bühne. Sie rufen den Dämon des Todes herbei; er will sie begnadigen, wenn sie sich lieben. Dem letzten Menschen macht Minne noch das Herz schwer. Ahasver aber entscheidet: es soll gestorben werden. Er reißt dem Dämon die Hülle vom Haupt. Donner, tiefe Finsternis. Der Vorhang der kleinen Bühne fällt. Schweigen in der Zuhörerschaft. Allein die Königin des Festes, die Phantasie, ist mit diesem Schluß nicht zufrieden; sie läßt nach ihrem Königsrecht den Vorhang noch einmal aufgehen, eine großartige Landschaft erscheint, im Hintergrunde auf einem Berge ein helles Licht. Die Königin feiert in begeistertem Hymnus die Schönheit der Welt und die Größe des Menschen. In der Kunst wird schließlich der einzige Trost des Menschen gesehen:

Der Mensch muß an sich selbst zum Künstler werden;
Wenn das einst jeder weiß und thut,
Dann ist das Schönste allgemeines Gut,
Dann ist das Reich der Phantasie auf Erden!

Ahasver ist andrer Meinung; er bleibt der unverbesserliche Pessimist. Das erfahren wir aus dem Nachspiel, in welchem Graumann, Schwarz und der Dichter Kurt vom Feste heimkehrend vorgestellt werden. Schwarz bleibt dabei: „Der letzte Mensch ist jedenfalls ein Narr“;

Für mich ist fraglich nur ein einzig Ding:
Das Ew'ge — ist es ein geschlossner Ring?
Ist es ein Strom, der stets der gleichen Quelle
Entströmt und nie zur alten Stelle

Zurückkehrt? Diese Frage treibt
Sich stets in meinem alten Kopf umher —
Ich fürchte, daß sie unentschieden bleibt.

Die Lösung des Ahasver-Problems verschiebt der Dichter auf das Ende der Zeiten. So „konfessionslos" wie sein Held, ist der Dichter selbst, und sein Gedicht wird dadurch, bei allen Schwächen, die nicht wegzuleugnen sind, zu einem merkwürdigen Denkmal unsrer Zeit, die wohl weiß, was Religion ist, aber keine Religion hat.

Wien. Moritz Necker.



Neue Theaterstücke.

Von Eugen Reichel.

Es ist müßiges Geschwätz, das von einseitigen oder blasirten Leuten ausgeht und zu allen Zeiten ausgegangen ist: die Zeit des Theaters sei vorüber, die Deutschen hätten Wichtigeres zu thun. Unwahr zu jeder Zeit! Das Theater ist und bleibt die populärste, wirksamste Kunst. Keine kann soviel bieten. Es ist immer des Schweißes der Edeln wert, die sich darum bemühen, es zu bereichern, es zu erhöhen.
Heinrich Laube.



Es ist eine Thatsache, daß das Theater in Deutschland auch heute noch immer nicht jene feststehende Hochachtung der eigentlich Gebildeten genießt, die es doch notwendigerweise braucht, wenn es als ein wesentlicher, durch nichts andres zu ersetzender Kulturfaktor seine Aufgabe erfüllen soll. Zwar darf immerhin behauptet werden, daß das deutsche Theater der Gegenwart, wenn man der Theaterverhältnisse im achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gedenkt,*) gewissermaßen sein goldenes Zeitalter erlebt; aber wir, die

*) Justus Möser erklärte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, „daß keine Stadt in Deutschland so groß und volkreich sei, um eine ziehende Gesellschaft, die sich bloß von ihren Vorstellungen erhalten will, lange bei sich ernähren zu können," und wünschte, „daß einige Einwohner einer Stadt, sie mögen sich nun von der Feder oder vom Leder nähren, sich zur Bühne geschickt machen und für einen mäßigen Nebengewinnst ihren Mitbürgern etwa die Woche zweimal das Vergnügen eines Schauspiels bereiten möchten." Karl Lessing berichtete 1768 aus Berlin: „Seit den zwei Monaten, daß Döbbelin spielt, hat er neun ganze Stücke auf das Theater gebracht, die sich die Berliner längst zum Ekel gesehen hatten, da sie noch besser gegeben wurden als jetzt." Lessing schrieb 1772 an seinen Bruder: „Döbbelin spielt in Braunschweig mit sehr mäßigem Beifall, und reich soll er wenigstens dabei nicht werden." Eva König schrieb in demselben Jahre von Wien aus: „Nach dem allgemeinen Urteil soll das deutsche Theater seit einem halben Jahre sehr gesunken sein, und mein Schwager sagt: wenn es jemals mit Recht wäre gelobt worden, so sei es wirklich wieder gefallen. Er findet es unter dem Mittelmäßigen." Engel machte 1786 in seiner „Mimik" Vorschläge zur Hebung des

wir es miterleben, werden durchaus nicht geneigt sein, dieses „goldene Zeitalter“ anzuerkennen; die Klagen über den „Verfall“ des Theaters bestehen heute so gut wie früher. Woran liegt das? Die Verhältnisse sind zur Zeit so günstig wie nur irgendmöglich: jede Stadt von mittlerer Größe hat ihr Theater, jedes Theater verfügt über einige anständige Schauspielkräfte, das eine und andre sogar über wirkliche Künstler, die ohne Zweifel den Bühnenkünstlern der frühern Zeit überlegen sind*); die mittlere Bühnenliteratur hat sich gehoben; noch zu keiner Zeit arbeiteten soviel gewandte und gebildete Leute für das Theater

---

Theaters und meinte dann: „Doch freilich sind das nur Träume, so lange noch auf unsern meisten Bühnen entweder volle Anarchie oder eine unwissende Diktatur herrscht; es sind Träume, so lange auch der einsichtsvollste Direktor immer nur für Abwechslung, für Neuigkeiten sorgen, und wenn sichs bei der Probe ergiebt, daß jeder seine Rolle nur einigermaßen gelernt hat, geschwinde zur Aufführung schreiten muß rc.“ Er klagte: „Wenn wir nur erst Bühnen hätten, auf welchen es für jede Art von Charakteren Personen von vollkommenem Talent gäbe, Bühnen, wo weder Unwissenheit noch Sorglosigkeit und Parteilichkeit die Rollen unrecht verteilten. Aber wenn es Bühnen dieser Art nirgend als in Utopien giebt — werd' ich da Unrecht haben, wenn ich die Probe des Lesens der Probe der Aufführung vorziehe?“ Solger, dem Tieck die wehmütigsten Klagen über das deutsche Theater entgegengebracht hatte, antwortete darauf (1819): „Ich gestehe, man mag der Verzweiflung nahe kommen, wenn man bei dramatischen Arbeiten an diese Bühne, diese Schauspieler und dieses Publikum denkt rc.“ Und neun Jahre später schrieb Klingemann: „So gering geschätzt und gewissermaßen verachtet das deutsche Theater jetzt gerade von den Geistreichsten in der Nation behandelt wird, so scheint es mir doch in dem Kerne noch fest und gesund zu wurzeln; und es bedarf wohl nur eines echt produktiven Genies, um das durch eine verwirrende und überkünstelnde Kritik hervorgelockte wuchernde Gestrüpp niederzuschlagen und den Stamm des Baumes selbst mit neuer, frischer Kraft emporzutreiben“ („Kunst und Natur“). Seydelmann aber meinte 1835: „Das hiesige Schauspiel (München) ist ein schöner Quark. Und mit geringen Ausnahmen geht es jetzt so in ganz Deutschland. Und das nennen sie »Kunstinstitute,« »Hofbühnen,« und die Kerle, die darauf herumfaullenzen, heißen »Künstler«! Tagediebe, dumme, eitle Hunde! die ihre ganze Force im lüderlichen, ungewaschenen Maule haben, in grenzenloser Eitelkeit und in Neid und niederer Schmähsucht.“ Die verzweiflungsvollen Klagen Immermanns und andrer Männer späterer Zeit brauche ich wohl nicht noch zu erwähnen. Wir sehen, das Theaterelend war immer das nämliche.

*) Ich glaube nicht mehr an die Vorzüglichkeit der frühern Schauspieler, und schreibe sie nur der mangelnden ästhetischen Bildung ihrer Zuschauer und Beurteiler zu. Aus den meisterhaften Schilderungen, die wir von Lichtenberg über das Spiel Garricks und Westons besitzen, ersehen wir nur, daß ihre Leistungen derart waren, wie sie heute von jedem tüchtigen Darsteller geliefert werden; einzelnes, wie z. B. daß Garrick in dem Hamletmonolog bei den Worten: So excellent a King die letzten Worte ganz verschluckte, daß er am Ende des Monologs mitten im Ausbrechen des Unwillens eine Pause machte und das entscheidende Wort unter Thränen hervorsprudelte, zeugt von höchster Geziertheit. Auch die berühmte „Rockfalte“ scheint mir ein äußerst seltsames Komödiantenmätzchen gewesen zu sein. Und um dieses „Effektes“ willen, der selbst einem Lichtenberg erst nach wiederholtem Sehen auffiel, mußte sich das Londoner Publikum einen Hamlet im Frack gefallen lassen! Überhaupt war Garrick vorwiegend Komiker, und vermutlich (wenn man die Stücke betrachtet, in denen er spielte) ein ziemlich derber Komiker. Was macht nicht Lessing für ein Aufheben von der Fingertupferei der sterbenden Frau Hensel! Eckhof war wohl nichts weiter als ein verständiger

wie heutzutage; selbst unsre Dichter werden nicht müde, nach dem Lorber des Dramatikers zu ringen, und haben nicht selten wirklichen Erfolg; das Publikum strömt in die Theater, wenn nur irgend etwas ihm sehenswert Dünkendes gespielt wird; die Zeitungen sind unermüdlich, nicht nur in der eingehenden Berichterstattung über die verschiednen Neuigkeiten, sondern auch in den Mitteilungen über die Theater und ihre darstellenden Mitglieder — und trotz alledem hören die Klagen über das Theaterelend nicht auf. Die Schönheit der Theaterbauten stehe in grellstem Gegensatze zu dem, was innerhalb dieser Paläste geboten werde, heißt es hier; die Schauspieler verstünden die „Klassiker" nicht mehr zu spielen, jammert man dort; die Theaterstücke seien so trostlos, daß ein gebildeter Mann unmöglich an ihnen Geschmack finden könne, sagen die einen; das Publikum laufe nur noch der Dekorationen wegen ins Theater, behaupten die andern. Wer darf es da dem gebildeten Manne verdenken, wenn er mit diesen Trostlosigkeiten nichts zu schaffen haben will? Aber nun erschien Wagner, schleuderte diesem verachteten Theater den Fehdehandschuh entgegen, baute sich seinen Kunsttempel und lud die „Gebildeten" der Nation zum weihevollen Kunstgenießen nach Bayreuth — und die „Gebildeten" schrieen, was denn der Mann eigentlich wolle, ob die bestehenden Theater, die doch für alles andre gut genug seien, für seine Kunstwerke nicht ausreichten?

Sprecher. Schröder und Iffland wurden von den Zeitgenossen sehr gefeiert; aber während z. B. Matthisson 1794 Schröders „Lear" als den „Gipfelpunkt seiner Kunst" feierte, meinte er 1816, daß Eßlair in der „ungeheuern Darstellung des Lear weit über Schröder hinausragt;" und Iffland kann, wenn man den Berichten trauen darf, höchstens in Rollen niederer Gattung, im Komischen und bürgerlich Rührenden, tüchtig gewesen sein. Dalberg wollte an Ifflands Spiel „eine gewisse Kälte des Herzens" bemerken und klagte gelegentlich über „zu leises, unverständliches Sprechen"; ein Franzose äußerte über Iffland: Point de nature, peu d'art, beaucoup d'artifice. Klingemann betonte zu verschiednen malen, daß es Iffland an Phantasie mangle. Von dem berühmten Talma berichtete Öhlenschläger in seinen „Lebenserinnerungen," daß er am Schluß der Szenen „die Stimme auf eine affektirte, übertriebene Weise erhob, die Hände in die Luft streckte, mit ihnen zitterte und dann einen furchtbaren Applaus bekam"; W. von Humboldt tadelte sein starkes Atemholen und die „unästhetischen Verzerrungen des Gesichts," und von Solger erfahren wir, daß er sich bei jeder Gelegenheit „entsetzlich übertrieb" und, wie er „mit der meisten Tiefe der Empfindung, so auch mit der meisten Ausgelassenheit und Übertreibung spielte." Von dem berühmten Seydelmann weiß man genug, wenn man liest, wie er den Mephistopheles spielte. Wenn diese „großen" Schauspieler dessenungeachtet den wenigen erfahrenen Kennern jener Zeiten so sehr gefielen, so lag das nicht nur an der Unerfahrenheit des Publikums, sondern auch an der Erbärmlichkeit der Schauspieler im allgemeinen (man denke nur an Bergopzoomer, den Freund Schröders, der Seife in den Mund nahm, um wirklich zu schäumen, wenn es ans Rasen ging! Oder an die Schilderung, welche Schiller 1782 in seinem Aufsatze „Über das gegenwärtige deutsche Theater" von den „Spielern" entwirft!); Schauspieler, die zu jener Zeit für ganz tüchtig galten, würden wir heute wohl kaum auf den kleinsten Bühnen ertragen; auch das von Dalberg so lautbeklagte „Handwerksmäßige der Schauspielkunst" hat sich heute auf allen mittleren Bühnen mehr der Kunst genähert; auch den Schauspielern kommt eben die fortgeschrittene Bildung der Zeit zu Gute, wenn sich auch unsre Ansprüche in demselben Verhältnis gesteigert haben.

Die Widersprüche sind so grell wie möglich. Nun klagen aber gar die Theaterleiter selbst, daß sie keine vernünftigen Stücke bekommen können, daß das Gute, ja nur das Brauchbare von Jahr zu Jahr seltener werde, während zugleich von allen Seiten das Toben der Schriftsteller über die Faulheit und Urteilslosigkeit dieser beklagenswerten Direktoren lauter und lauter wird. Was soll der außerhalb dieses vielstimmigen Lärmes stehende Beobachter zu alledem sagen? Auch Goethe klagte 1795: „Alles will schreiben und schreibt, und wir leiden auf dem Theater die bitterste Not"; und doch ließ der notleidende Intendant ein Talent wie den unglücklichen Heinrich von Kleist nicht nur unbeachtet, er that sogar sein Möglichstes, ihm durch einen unzweideutigen Durchfall allen Mut zu benehmen!

Werden wir uns also nur zunächst einmal darüber klar, daß die Theaterverhältnisse jedenfalls zu keiner Zeit besser gewesen sind als heute, daß sie heute wenigstens kein trostloseres Bild darbieten als früher.

Aber sind sie nicht vielleicht schon deshalb trostloser, weil wir vor sechzehn Jahren eine Nation geworden sind? Wenn vor hundert Jahren der „gutherzige Einfall," den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, scheiterte, so lag das, wie es scheint, daran, daß es keine deutsche Nation gab; diese Entschuldigung dürfen wir heute jedoch nicht mehr anwenden: wir sind eine Nation, wir besitzen sogar eine Hauptstadt, deren Einwohnerzahl die Million bereits überschritten hat. Unser Nationalbewußtsein ist so stark geworden, daß man es bisweilen fast weniger stark wünschen möchte. Aber ob auch wirklich „Theater" und „Nation" zwei sich sozusagen deckende Begriffe sind? Griechenland war eigentlich nie eine Nation (Staat), und doch soll in Athen das Theater geblüht haben. Rom war der mächtigste Staat, aber das römische Theater blieb immer elend. Die spanische Bühne leistete ihr Bestes, als die Nation von ihrer Höhe hinabgesunken war. Es scheint demnach, als ob die witzige Bemerkung Lessings nicht viel mehr als eben eine witzige Bemerkung gewesen sei, die für den Tag ihre Pflicht that.*) Der Begriff „Nation" dürfte wohl auch mit der Kunst nichts zu schaffen haben. Das Gemeinwesen ist allerdings eine wichtige Vorbedingung für jede Kunst, welche sich an die Gesellschaft wendet; aber dieses Gemeinwesen bleibt auf engere Kreise beschränkt und kann als größere oder große Stadt blühen, wenn Blütenkeime in ihr vorhanden sind. Diese Blütenkeime müssen jedoch vor allen Dingen wirklich vorhanden sein; sind sie da, so werden sie sich entwickeln, wenn die Verhältnisse günstig sind. Für die Kunst und ihre

*) Schon Nicolai meinte: „Lessing thut Hamburg wirklich Unrecht. Nicht das Hamburgische Publikum, sondern große Fehler in der innern Verwaltung der sogenannten akademischen Schaubühne, falsche Maßregeln und Mißverständnisse mancher Art waren schuld, daß diese Unternehmung bald fallen mußte. Ich weiß nicht, was das Wort »Nationaltheater« bedeuten soll; aber ein sehr vorzügliches Theater zu besitzen ist Hamburg gewiß der erste Ort in Deutschland."

Vertreter giebt es nun aber nur eine Art von günstigen Verhältnissen: ein empfängliches, wohl auch kunstverständiges und möglichst wohlhabendes Publikum aus allen Schichten der Gesellschaft. Ist ein solches Publikum heute in Deutschland vorhanden? Da es nichts Unfruchtbareres giebt, als zu hohe Forderungen an die Menschen im allgemeinen zu stellen, so behaupte ich: dieses Publikum ist zur Zeit über das ganze Reich verbreitet in Massen, wie sie Deutschland noch niemals hervorgebracht hat*); und namentlich in Berlin füllt dieses vortreffliche Publikum die Konzertsäle, die Museen und Kunstausstellungen wie nie zuvor. Die Konzertsäle und Kunstausstellungen habe ich gesagt — aber auch die Theater? Wenn wir uns nur über den Begriff „Theater" verständigen können! In Berlin kommen, wenn wir das Opernhaus nicht mitrechnen, eigentlich nur zwei Theater höhern, edlern Ansprüchen entgegen: das Schauspielhaus und das Deutsche Theater. (Das kleine Residenztheater zehrt von Übersetzungen aus dem Französischen, kann also hier zunächst garnicht in Betrachtung gezogen werden, obschon die Aufführungen dort ganz wacker sind; auch wendet der Berliner diesem unzeitgemäßen Unternehmen mehr und mehr den Rücken, das Theater macht keine guten Geschäfte, und das Wallnertheater begnügt sich mit Zoten und Schwänken, für die kein halbwegs gebildeter Mann einen Abend opfert.) Wie verhält sich nun das Publikum diesen beiden Theatern gegenüber? Es giebt wohl nur eine Antwort auf diese Frage: die Theater machen gute Geschäfte; das Publikum ist also mit ihnen zufrieden und sucht auch hier Befriedigung für edlere Bedürfnisse. Es ist jedoch klar, daß zwei mittelgroße Theater für das Publikum der Hauptstadt, die jeden Abend mehrere Tausend Fremde beherbergt, nicht ausreichen könnten, wenn alle Kreise des reichen und wohlhabenden Publikums von den Theatern angezogen würden; ein starker Bruchteil der Genußfähigen sieht sich also von diesen edleren Genüssen ausgeschlossen — werden etwa Klagen hierüber laut? Nein. Dieser Genuß wird also von den Darbenden nicht entbehrt, und warum wird er nicht entbehrt? Ja warum? Man geht ins Konzert mit Andacht und in der festen Überzeugung, daß man von dort aus wirklich bereichert nach Hause zurückkehren werde; man

*) Wohl ist es mir 1881 in Weimar begegnet, daß mich nach einer Jubelaufführung der „Räuber," als der bereits umgekleidete Darsteller des Franz mit den andern Darstellern dem Publikum seine Verbeugung machte, jemand ganz erregt fragte, ob das der Dichter sei, und daß einige Jahre früher in München nach dem ersten Akte von „Kabale und Liebe" ein gemütlicher Knopfreisender mich um Auskunft über das Stück bat, weil er auf etwas Lustiges gehofft hatte. Ja selbst in Berlin erzählte mir 1879 eine wirklich gebildete Dame, daß sie „neulich im Schauspielhause den »Erbförster« von Friedrich Friedrich gesehen" habe und meinte, nachdem ich sie über den Irrtum aufgeklärt, daß sie doch „ganz bestimmt wisse, daß der Name des Verfassers aus zwei Vornamen bestehe"; und viele Berliner waren damals der Meinung, daß der Dichter des „Erbförsters" und der Schauspieler Ludwig dieselbe Person seien. Aber das sind Ausnahmefälle, die für die Schätzung des Publikums und seine Genußfähigkeit nicht maßgebend sein dürften.

besucht die Museen und Ausstellungen, weil man weiß, daß dort eine Fülle von Anregungen geboten wird und in jedem Falle wenigstens einige Kunstwerke der Art sind, daß man sich nur schwer von ihnen losreißen mag. Aber zu welchem Zwecke soll man ins Theater gehen? Soll man sich ein Stück, das dem geschmacklosen Herrn Direkter und seinen Regisseuren gefallen hat, von Leuten vorführen lassen, die ebenfalls mit Behagen den Quark breit treten? Soll man bestenfalls irgend eine nach der Schablone gearbeitete Jambentragödie, in welcher schlechtgehobelte Puppen die ungehobelten Verse des salva venia Dichters radebrechen, in sich aufnehmen, um acht Nächte lang am Alpdrücken zu leiden?

Wir stehen hier vor dem, was den Kern aller Theaterklagen bildet: ob sie auch in der Gegenwart berechtigt sind? Sie müssen doch wohl einen Kern von Berechtigung haben, weil sonst jene Entbehrenden nicht klagen oder vielmehr dem Theater nicht so gleichgiltig gegenüben stehen würden.

Da uns aber mit leeren Klagen nicht geholfen wird, da wir uns obendrein bereits darüber klar geworden sind, daß die Verhältnisse von heute durchaus besser sind, als die von gestern und vorgestern, und nur noch lange nicht so, wie sie morgen und übermorgen hoffentlich sein werden, da wir zu alledem der Überzeugung leben, daß eine Anstalt wie das Theater, welchem die edelsten Geister der Nation seit langer Zeit ihre, wenn auch meist unfruchtbare und unbelohnte Liebe zugewandt haben, durchaus ein wesentlicher Kulturfaktor ist, der der ernstesten Aufmerksamkeit, namentlich der führenden Kreise der Nation, würdig erscheint, so wird es keine unnütze Mühe sein, wenn wir das Leben und Treiben dieser Anstalt wenigstens an der sichtbarsten Stelle des Reiches mit aufrichtiger Liebe verfolgen, um zu erkennen, wie weit jene Klagen auch heute noch berechtigt sind, und ob nicht am Ende doch schon unter dem welken Laube, das die Vergangenheit uns hinterlassen hat, die Keime grünen, welche den kommenden Frühling verkünden. Alles Gute muß sich entwickeln; wie wir nichts vom Himmel herabreißen können, um uns damit zu schmücken, wie die Rosen nicht aus den Wolken in unsre Gärten fallen, sondern aus dem Boden emporblühen, so muß auch die Kunst von unten auf zu Kräften und zur Entfaltung kommen. Der dramatischen Kunst vor allem kann kein Segen aus Bestrebungen erwachsen, welche das Vorhandene von Grund aus bestreiten. Wenn wir die wilden, die ungezogenen und zur „Entartung" neigenden Kinder töten wollten, so würden wir keine würdigen Männer großziehen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird auch die dramatische Kunst oder das, was dieselbe vertritt, zu betrachten sein. Das Unzulängliche soll nicht als ausreichend anerkannt, das Schlechte nicht beschönigt, aber das Verheißungsvolle soll gepflegt und womöglich zum Guten geleitet werden. Der Einzelne, der dem Theaterleben obenein nur als Betrachter nahezustehen scheint, kann freilich nichts andres thun als reden, und vielleicht ein- oder das andremal raten; aber es ist hier, wo alles wild und wirr durcheinanderjagt, wo die buntesten Anschauungen und Ansprüche herrschen, schon

etwas gewonnen, wenn in einheitlicher Weise nach dem Rechten gesehen und nach Grundsätzen, die wirkliche Grundsätze sind und nicht Launen des parteiischen Kritikers, gesprochen wird.

1.

Es ist ein seltsamer Zufall, daß ich meine Berichte mit dem Stück eines Nachahmers der Franzosen, insbesondre Sardous, beginnen muß: das „Deutsche Theater" brachte Sonnabend den 16. Oktober, dem zahlreich erschienenen Pukum als erste Neuigkeit dieses Theaterjahres die „Gräfin Lambach" von Hugo Lubliner.

Lubliner ist kein junger Autor; von seinen Freunden und Feinden ist bereits alles gesagt worden, was über ihn und seine Stücke zu sagen ist, sodaß ich es mir ersparen kann, das oft Wiederholte noch einmal zu wiederholen. Er gehört zu den Spekulanten, verrechnet sich aber häufig und würde sich auch diesmal verrechnet haben, wenn er nicht zugleich auf die Geschicklichkeit der Frau Niemann gerechnet hätte. Einmal ist ihm eine schöne Szene gelungen: die große, gemütvolle Unterhaltung zwischen Werner und Stefana im zweiten Aufzuge des Schauspiels „Die Frau ohne Geist," das auch sonst manche Vorzüge aufzuweisen hatte; hier kam wirklich etwas von einem Dichter zum Vorschein, und ich erinnere mich noch sehr lebhaft der tiefen Wirkung, welche die von Fräulein Meyer und Herrn Ludwig in vollendeter Weise gespielte Szene damals (1879) auf das Publikum des Schauspielhauses ausübte.*) Was Lubliner sonst noch hervorgebracht hat, ist, einige muntere Szenen in dem Lustspiel: „Auf der Brautfahrt" abgerechnet, zum Teil unbedeutend, zum Teil schlecht. Die Verheißungen, welche man vor ungefähr fünfzehn Jahren an das erste Auftreten des jungen Schriftstellers knüpfte, haben sich nicht erfüllt, obschon die Verhältnisse für ihn so günstig wie möglich waren und man ihm selbst ein Streben zum Guten wenigstens früher nicht absprechen konnte. Sein neuestes Stück ist ebenso wie die älteren aus bunt durcheinanderliegenden älteren und neueren Motiven zusammengesetzt, sodaß es unmöglich wird, den Inhalt desselben in wenig Worten wiederzugeben. Eine an der Thür eines fremden Hauses horchende Dame, ein ins Feuer geworfener Brief, der aber natürlich nicht verbrennt, sondern von einem zufällig des Weges kommenden ahnungslosen Manne dem Untergang entrissen wird, ein im Augenblick der höchsten Not entdecktes Tagebuch — mit solchen „Künsten" wird hier gearbeitet! Und das nennen die Herren dann „modern," Abspiegelung des gesellschaftlichen Lebens unsrer Zeit!

*) Wohl mochte der Verfasser auch hier vieles den Darstellern zu verdanken haben; denn weder Frau Niemann, welche die Stefana in Königsberg spielte, noch das Ehepaar Hartmann in Wien wußten die Szene recht zur Geltung zu bringen. Frau Niemann war nicht einfach genug; Herr Hartmann war stellenweise geziert und Frau Hartmann zuweilen sogar kokett. Im Schauspielhause wirkte die Szene auch in späterer Zeit auf mich, und so lange man hier Fräulein Meyer und Herrn Ludwig besitzt, sollte man das Lustspiel immer wieder gelegentlich zur Darstellung bringen.

Über die Darstellung des Stückes ist wenig zu sagen. Wenn der Autor keine Menschen schafft, so können es die Schauspieler natürlich erst recht nicht. Aber das „Deutsche Theater" besitzt einige tüchtige Kräfte, die wohl imstande sind, ein leckes Fahrzeug für einige Zeit über Wasser zu halten, umsomehr, wenn sie von Frau Niemann, für welche das Stück wohl hauptsächlich geschrieben worden ist, unterstützt werden. Frau Niemann verfügt über einen Schatz von schauspielerischen Motiven, sodaß sie nur einiges von diesem Reichtum auszuspenden braucht, um das Publikum, namentlich das empfängliche und leicht zu erwärmende Publikum Berlins, in Entzückung zu versetzen. Aber wie die Kunstreiter und Schnellkünstler immer und immer dasselbe, nur zuweilen in andrer Reihenfolge, in andrer Fassung darbieten, so bietet uns auch Frau Niemann seit längerer Zeit nur noch ihre entzückenden kleinen Theaterstreiche: sie lacht, sie weint, sie kämpft mit ihren Thränen, zuckt mit den Lippen, schlägt mit den Armen um sich, wiegt sich auf einem Absatz, dreht sich um sich selbst, wirft das Köpfchen zurück, zerrt an ihrem Taschentuch u. dergl. m. Von wirklich künstlerischen Leistungen ist bei ihr gar nicht mehr die Rede. Als sie es im vorigen Jahre versuchte, der Klara in Hebbels „Maria Magdalena" Leben einzuhauchen, da wurde die Klara zu einem Lorle — es war nicht schön, wenngleich diese verfehlte Leistung für die Künstlerin immer noch rühmlicher bleibt als alles, was sie uns in den letzten Jahren geboten hat, die Prisca in Bauernfelds „Krisen" vielleicht ausgenommen.

Als Gräfin Lambach entzückte sie das Publikum namentlich in einer Art von Parlamentsszene, die sich zwischen ihr, dem Grafen und einem Stuhl abspielt. Was die Künstlerin hier bot (und wie sie es bot) war ohne Zweifel sehr wirkungsvoll; aber wenn Frau Niemann in ihrer Rolle wirklich gelebt hätte, so würde sie die Szene garnicht haben spielen können. Man denke: nachdem die Gräfin, horchend, erfahren, daß ihr Mann ein Verhältnis mit einer verheirateten Sängerin unterhalten hat, sieht sie sich in der glücklichen Lage, ihrem Gatten in einem fremden Hause eine Szene aufführen zu können. Aber nicht genug, daß sie einfach den Gatten zur Rede stellt; nein, sie macht ein ganzes Brimborium zurecht, spielt ein bischen „Parlament" und erhebt einen Stuhl zum Präsidenten, zu dem sie sich gelegentlich mit den geflügelten Worten wendet: „Herr Präsident, ich habe noch das Wort!" Und das alles, während der Friede ihrer Ehe aufs höchste bedroht zu sein scheint! Es wird so viel davon gesprochen, daß der Schauspieler dem Autor gelegentlich zu Hilfe springen, daß er die Fehler des Autors durch seine Kunst ausgleichen, wohl gar in Vorzüge verwandeln müsse. Das ist jedoch ein Irrtum. Die äußerliche Gewandtheit des Schauspielers kann das Publikum zuweilen über die Mängel eines Stückes hinwegtäuschen; aber er wird dadurch zum Mitschuldigen des Autors, nicht zu seinem Verbesserer. Eine Künstlerin wie Frau Niemann hätte, wenn sie fähig gewesen wäre, die Gräfin in sich zu erleben, wenigstens vor dieser Szene stutzen, sie hätte ihre Unmöglichkeit empfinden müssen, um dann vielleicht den Autor zu veranlassen, das ganze Stück umzuarbeiten. Gerade an einem solchen Falle wird es offenbar, ob wir es mit einem von innen heraus schaffenden Künstler oder mit einem Virtuosen zu thun haben, der seine Künste ganz nach Belieben spielen läßt; ob er sie für das Echte oder für das Falsche und Unwahre spielen läßt, was kümmert's ihn, wenn er nur seinen Zweck erreicht, den elenden Zweck, von arglosen Zuschauern beklatscht zu werden.

(Schluß folgt.)

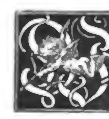


Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)

Dreiunddreißigstes Kapitel.



Während so Mathilde in Rummelshausen Emilchens interessante Bekanntschaft erneuerte, fand in Siebenhofen ein Streit statt zwischen Tante Cäcilie und der bösen Nichte Julie. Erstere wollte nämlich den erwarteten Neffen in der gelben Stube logiren lassen; Julie dagegen behauptete, er müsse in die zu ebener Erde gelegene blaue Stube, da sich nur in letzterer eine Bettstelle befinde, die für den langen Anton die erforderliche Größe habe. Es war nicht leicht, gegen die Tante anzukämpfen, und dies kühne Unterfangen hatte Julien schon manche nicht eben liebreiche Predigt eingetragen. Dennoch fuhr sie fort, ihren eignen Willen neben dem der Tante geltend zu machen. Tante Cäcilie stand an ihrem Weißzeugschrank und überlegte, welche Handtücher man wohl dem Jungen geben sollte. Nebenher bestellte sie das Mittagessen.

Ich muß übrigens sagen, Minna, es scheint, als vergäßest du jetzt manchmal, wer hier eigentlich zu befehlen hat! Wenn Fräulein Julie etwas sagt, so hast du erst anzufragen, ob es mir auch recht ist.

Diese Minna war leider nicht mehr die alte, die so vortrefflich mit dem gnädigen Fräulein ausgekommen war, sondern eine junge Person, die in Wahrheit Pauline hieß, aber von dem Fräulein umgetauft worden war.

Ach, gnädiges Fräulein, meldete der Schmidt, der Herr Fabrikbesitzer Brennhold ist unten angekommen auf einer wunderschönen Isabelle und möchte den Herrn Baron sprechen. Es wäre wegen dem Hegel.

Der Zuckersieder? So! und Georg nicht da! Dem muß man am Ende noch höflich begegnen.

Cäcilie trat an das Fenster und warf verstohlen einen Blick auf das schöne Pferd, das unruhig den Sand mit dem feinen Huf scharrte. Der Reiter war abgegesprungen und stand mit dem Gärtner vor einem der Blumenbeete, während der Gärtnerbursche das Pferd hielt.

Cäcilie dachte seufzend, daß früher kein Unadlicher ein so prächtiges Tier geritten haben würde; aber, meinte sie, die guten Zeiten sind vorüber, da wir noch etwas galten. Sie entfernte sich von dem Fenster und rief Julien. Da ist der Brennhold gekommen und will mit dem Onkel sprechen. Geh mal hinunter und sei ein wenig höflich; Georg wünscht, daß er dem Hegel Entschädigung giebt.

Julie nahm sich nicht die Mühe, einen Blick in den Spiegel zu werfen, ehe sie den fremden Herrn empfing.

Wollen Fräulein Julie nicht erst die Zöpfe hinaufstecken? sagte die Minna auf der Treppe. Julie warf den Kopf zurück. Der Zuckersieder ist ein Geschäftsmann, dachte sie, was kümmert den mein Aussehen?

Auf eine Bemerkung des Gärtners hin wandte sich Brennhold nach ihr um, heftete einen Augenblick seine scharfen, hellen Augen auf sie und grüßte. Julie gewann die Überzeugung, daß er mit diesem einen Blicke jedes Fältchen in ihrem einfachen Hauskleide und jede Linie ihres Gesichts wahrgenommen hatte.

Mein Onkel ist abwesend, Herr Brennhold, sagte sie trocken; vielleicht können Sie Ihre Angelegenheit mir anvertrauen. Vermutlich verdanken wir Ihren Besuch dem Unglück eines Ihrer Siebenhofner Arbeiter. Gehen wir etwas den Gartenweg hinunter.

Er dachte, während sie sprach, daß sie angezogen sei wie ein Dienstmädchen und ein Auftreten habe wie eine — Fürstin, wollte nicht recht passen — nein, wie das, was sie war: wie ein armes Freifräulein.

Wenn ich Sie mit rein geschäftlichen Dingen langweilen darf, gnädiges Fräulein?

Ihr rascher, verwunderter Blick sagte: Mit was denn sonst? Brennhold zog die Brauen etwas zusammen und begann ihr mit kurzen, aber höflichen Worten auseinanderzusetzen, daß er dem Arbeiter Amand Hegel aus Siebenhofen schon mehrmals gedroht habe, ihn zu entlassen, da er manchmal schon am frühen Morgen in trunkenem Zustande in der Fabrik eingetroffen sei. Sie werden mir unbedingt zugeben, daß so etwas in einer Fabrik nicht gelitten werden darf, schon des Beispiels wegen.

Ich denke, die Niederdettenheimer Schenke gehört auch Ihnen?

Die Schenke, wie das halbe Dorf. Was thut das zur Sache, Fräulein?

Julie antwortete nur mit leichtem Achselzucken. Er sah sie von der Seite an. Ihr Gesicht war etwas spitz, aber ihre Gestalt voll und von stolzer Haltung.

Sie warf ein wenig die Oberlippe auf und sah vor sich hin. Als sie nicht antwortete, fuhr er fort: Der Unfall, den ich herzlich bedaure, ist ganz allein seine Schuld. Mein Aufseher meldete, er habe ihn an dem betreffenden Morgen, sobald er kam, zurückschicken wollen, da er total betrunken gewesen sei, doch habe er den Bitten Hegels, ihn an die Arbeit zu lassen, nachgegeben. Sie sehen, gnädiges Fräulein, daß von unsrer Seite nichts versäumt worden ist. Wir sind also dem Hegel gegenüber in keiner Weise verpflichtet, wie Ihr Herr Onkel anzunehmen scheint.

Julie sah den Sprecher jetzt mit unverhohlener Verachtung an. Also wollen Sie nichts für den Verunglückten thun? Daß er in Ihrem Hause, bei Ihrer Arbeit zu Schaden kam, ist Ihnen ganz gleichgiltig? Ist Ihnen der Mensch eine Arbeitskraft und weiter nichts? Nun, dann sind wir ja mit dieser Besprechung am Ende.

Sie mißverstehen mich gänzlich, gnädiges Fräulein, erwiederte er gelassen; ich habe bis jetzt nur vom Standpunkte des Geschäftsmannes aus gesprochen. Ich bin vollkommen bereit, als Privatmann etwas für den Kranken zu thun, und erwarte nach dieser Seite hin Ihre Befehle. Sie kennen die häuslichen Verhältnisse und daher die Bedürfnisse des Arbeiters Hegel wahrscheinlich besser als ich.

Gerade diese Scheidung zwischen Fabrikherrn und Menschen verdroß Julien. So recht aus Gnaden wollte der reiche Mann in Siebenhofen den Wohlthäter spielen, weil die Herrschaft zu arm war, um sich der Bedürftigen anzunehmen. Ihr erstes Gefühl war, sein Anerbieten schroff abzuweisen. Aber was würde der Onkel Georg gesagt haben? Sie schüttelte unwillig den Kopf.

Wenn ich Herr Brennhold wäre und dazu Fabrikbesitzer, so würde ich es mir vornehmlich angelegen sein lassen, mir als letzterer einen guten Namen zu machen. Glauben Sie denn nicht, daß Ihre Arbeiter mit mehr Lust und Mut an ihr Werk gehen würden, wenn sie von vornherein wüßten, daß für sie im Falle eines Unglücks Sorge getragen würde? Und ist das Opfer denn so groß, Herr Brennhold! Kommen Sie mit mir, setzte sie wärmer werdend hinzu, kündigen Sie selbst dem Hegel Ihren Entschluß, ihn zu unterstützen, an! Ich werde Sie zu ihm führen.

Sie war stehen geblieben und sah ihn mit ihren klugen, grauen Augen überredend an. Er hatte kein Interesse für die Gefühle seiner Arbeiter, fand dies aber sehr anziehend bei der stolzen jungen Dame. Ihre Worte: Wenn ich Herr Brennhold wäre, klangen ihm angenehm in den Ohren. Nun, wenn auch nicht Herr, warum nicht Frau? Er konnte sich schon eine kostspielige Frau gestatten. Dann mochte sie ja nach Belieben die Arbeiterverhältnisse reformiren; er würde ihr dies Vergnügen nicht verwehren.

Vielleicht wäre Julie nicht ganz so heiter gewesen, als er ihren Vorschlag annahm, wäre sie dem Gange seiner Gedanken gefolgt. So aber zeigte sie

ihr angenehmstes Lächeln und wurde ganz lebhaft während des rasch angeknüpften Alltagsgesprächs; denn Julie sah es gern, wenn man sich nach ihrem Willen richtete. So wandten sich diese „Geschäftsmenschen“ durch den Gemüsegarten pilgernd nach dem Dorfe zu, als der von Rummelshausen zurückkehrende Wagen mit den Geschwistern vor dem Hause anlangte.

Tante Cäcilie, die Juliens Abwesenheit dazu benutzt hatte, das blaue Zimmer wieder aus- und das gelbe einräumen zu lassen, lief eiligst herbei, um den Liebling zu begrüßen, den sie lange nicht gesehen hatte.

Nun nun, laß nur das Küssen sein, du langer Junge! Du weißt, das mag ich nicht. Geht nur herein — in der gelben Stube logirst du, das Frühstück steht in der Eßstube!

Der Onkel ist natürlich auf dem Gutshofe; aber wo steckt denn die Julie? Anton sah sich suchend um.

Die scheint durchgegangen zu sein, bemerkte Valer, ich sah, als wir kamen, einen Rockzipfel von ihr an der Seite eines jugendlichen Elegants aus dem Garten schlüpfen. Ich werde mich aber einmal an die Verfolgung machen.

Während Valer in den Garten ging, berichtete Anton Mathilden, daß er mit einem Kameraden, einem Leutnant Rohr, gefahren sei, der Schefflingens besuchen wolle. Emil hat doch auf seines Vaters Wunsch den Abschied genommen und will sich in Trübensee um die Landwirtschaft kümmern. Hast du die Elisabeth kürzlich gesehen?

Nein, diesen Sommer noch nicht. Wir fahren selten aus, und Schefflingens sind dies Jahr spät nach Trübensee gekommen.

Ob wohl von Verlobung die Rede ist?

Du meinst Lischen? Nicht daß ich wüßte. Ich glaube auch, Elisabeth würde die Eltern ungern verlassen, ehe Emil heiratet.

Sie hat recht. Die prächtige Frau von Schefflingen erscheint mir immer als das Ideal einer vornehmen deutschen Dame. Der alte Herr scheint übrigens auch sehr nett.

Magst du auch Emilchen so gern? Gegen den scheint unser Valer nicht sehr freundlich gesinnt.

Ach? Das thut mir leid. Ich glaube nicht, daß Emil nach irgend einer Seite hin hervorragend ist, aber ein guter Junge ist er sicherlich; das ist in dieser Familie wirklich nicht anders möglich.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Einige Tage nach Antons Ankunft erschien in Siebenhofen der Bote aus Trübensee und überreichte Fräulein Cäcilie ein Schreiben der Frau von Schefflingen, in welchem diese würdige Dame die lieben Nachbarn einlud, einen Tag

in Trübensee zu verbringen. Dieser Vorfall veranlaßte die Siebenhofer Jugend zu einer ernsten Beratung. Anton und Mathilde hörten mit Teilnahme der Debatte zu, die sich zwischen Julie und Valer, den Hauptschreiern, entsponnen hatte.

Ich sage dir, Julie, es geht nicht. Mit diesen glatten, braunen Kleidern könnt ihr euch unmöglich in einer größern Gesellschaft präsentiren, wenn ihr eingeladen seid!

Nun, dann bleiben wir eben hier, sagte Julie, auf ihrem Bette sitzend. Die Konferenz fand in dem Zimmer der Schwestern statt.

Valerian zuckte die Achseln. Du bist eigensinnig wie ein Droschkengaul. Ich bin froh, daß du meine Schwester bist und nicht meine Frau.

Mathilde sah die Schwester zuredend an. Meinst du nicht, daß wir uns bis übermorgen noch irgend etwas zurechtmachen könnten?

Liegt dir daran, nach Trübensee zu fahren? fragte Julie mit einem Ausdruck der Verwunderung.

Wohl eigentlich kaum. Ich dachte nur —

Aber jetzt mischte sich Anton ein. Daran ist garnicht zu denken, daß ihr zu Hause bleibt, Schwestern! Ihr seht immer so hübsch aus, daß keine Seele auf eure Kleider achtet. Zieht doch die dünnen Kleider mit den Rosatuppen an, die ihr neulich trugt.

Müssen gewaschen werden, bemerkte Julie.

Halt! rief Valer, der in einem auf der Kommode liegenden Modehefte blätterte, wir machen eine Kollekte und kaufen euch in Rummelshausen so einen durchsichtigen weißen Stoff. Mit etwas Hilfe aus dem Dorfe gelingt es euch leicht, etwas niedliches daraus zusammenzuschneidern. Aber ich suche das Muster aus! Davon versteht ihr doch alle zusammen nichts.

Anton fand den Plan vortrefflich, die Schwestern protestirten etwas gegen die „Kollekte,“ besonders wollte Julie davon nichts wissen.

Unsinn! wenn einmal gekauft sein muß, kann uns Onkel Georg auch soviel herausrücken!

Aber Julie, rief Anton, so laß uns doch den Spaß. Du thust ja, als wären wir wildfremde Menschen, die dich durch ein Wertgeschenk beleidigten.

Julie krümmte die Lippen und sah errötend auf ihre Hände. Anton setzte sich neben sie und nahm ihre Hand in die seinen.

Du böse Julie, sagte er freundlich, du denkst bei jeder Gelegenheit soviel, daß man bange werden könnte. Habe ich nicht recht?

Julie machte eine ungeduldige Bewegung und wich dem forschenden Blicke seiner tiefblauen Augen aus. Du bist ein unverbesserlicher Idealist, Anton!

Der Idealist schwieg verletzt.

Na, da will ich nur gleich aufbrechen, sagte Valer und verbeugte sich mit steifer Förmlichkeit nach allen Seiten.

Aber du willst doch nicht wirklich selbst einkaufen? riefen die Schwestern.

Gewiß will ich das; denn erstens bin ich ein Kaufgenie, und zweitens habe ich neulich in Rummelshausen eine so schöne Magd entdeckt, daß ich bereits vor Sehnsucht nach ihrem Anblick abmagere. Ich versichere euch: die reine Antike.

Ich finde dich schrecklich, Valer! rief Mathilde halblachend.

Valerian besorgte seine Mission zu allseitiger Zufriedenheit. Weniger nützlich erwies er sich in der Schneiderwerkstätte, wo er durchaus wissen wollte, daß man die Taillen jetzt kürzer trüge, als Julie sie schnitt, daß die Ärmel unbedingt durchbrochen sein müßten — so Tüllstreifen oder Stickerei, wo man den halben Arm durchsieht, ihr wißt aber doch aber auch garnichts! Am letzten Ende wurde er aber zum Tempel hinausgejagt, und trotz seiner finstern Prophezeiungen wurden die Anzüge auch ohne seine Hilfe zu rechter Zeit fertig und sahen ganz allerliebst aus. Der Spiegel gab es genug im Hause Siebenhofen; fast in jeder Stube fand sich ein Koloß aus der Rokokozeit, in dem man sich, so lang man war, beschauen konnte. Als unsre Schwestern vor einem solchen stehend sich kritisch musterten, durften sie zufrieden sein. Tante, Nichten und Neffen passirten vor dem zurückbleibenden Onkel Revue, bestiegen den Familienwagen, spannten Entoutcas gegen die Sonne auf, und fort ging es.

Noch grünten die Aloës in den Urnen auf der steinernen Freitreppe des Trübenseer Herrenhauses; Wasserpflanzen aller Art bedeckten den berühmten Teich, und auch der Obstgarten prangte noch in herrlichster Fruchtfülle.

Das Haus Trübensee beherbergte zur Zeit eine ansehnliche Gesellschaft. Die Schwester der Frau von Schefflingen, eine Gräfin Lembrück, war mit Sohn und Töchtern anwesend, ingleichen ein Regimentskamerad von Emilchen, Leutnant Rohr.

Die Siebenhofer Nachbarn wurden mit viel Lärm und großer Herzlichkeit begrüßt. Man machte die obligaten Vorstellungen, und auf allen Seiten entspann sich lebhaftes Gespräch. Herr von Schefflingen, der Vater, hatte eine besondre Freundschaft für Julie gefaßt, die er den Siebenhofer Minister nannte und gegen alle Angriffe seiner Frau verteidigte. Bei den jungen Herren hatte Julie weniger Glück. Graf Lembrück bemühte sich zwar mit lobenswertem Eifer, sie über die Vorzüge des Landlebens zu unterhalten, bekam aber nur kurze Antworten wie: Meinen Sie? oder: Ach, in der That! Dabei schienen diese aufmerksamen grauen Augen zu sagen: Ihre Bemerkungen sind zum Erschrecken dumm. Worauf später Lembrück zu seinem Vetter Emil Schefflingen sagte: Die Blonde ist unausstehlich — geradezu unerträglich!

Ach was, entgegnete Emilchen leichthin, sie ist bloß ein bischen hochnäsig; die wollte ich bald zahm machen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Die Konfiskation der Gewinne aus fremden Lotterien in Preußen. Von der Bestimmung der §§ 172 und 173 in Th. I Tit. 16 des preußischen

Landrechts, auf deren Grundlage die bekannten Diätenprozesse gegen mehrere Reichstagsabgeordnete angestrengt worden sind, ist neuerdings in Preußen noch eine andre Anwendung gemacht worden. Es ist wider solche, die in einer auswärtigen Lotterie gespielt und von dort einen Gewinn bezogen haben, Klage erhoben worden auf Herauszahlung dieses aus einem verbotenen Geschäfte bezogenen Gewinnes an den Fiskus, und das Oberlandesgericht zu Breslau hat den Beklagten dieser Klage entsprechend verurteilt. Blätter, welche gegen die gedachten Diätenprozesse mit Entschiedenheit aufgetreten waren, haben nun auch dieses neue Urteil mißbilligt. Dasselbe soll der klaren Absicht des Gesetzgebers, zugleich aber auch dem Rechtsgefühl unsers Volkes widersprechen. Ersteres wird darauf gegründet, daß das neuerdings ergangene preußische Gesetz, welches das Spielen in fremden Lotterien mit einer Geldstrafe bis zu 600 Mark bedroht, den Nachteil der Konfiskation des Gewinnes nicht in sich aufgenommen habe, und daß daher die gedachte Landrechtsbestimmung umsomehr als aufgehoben anzusehen sei, als das neuere Gesetz einheitliches Recht über das Lotteriespiel in allen Landesteilen habe schaffen wollen.

Wir erachten diese juristische Begründung nicht für zutreffend. Die gedachte Vorschrift des Landrechts, der man ja eine gewisse strafrechtliche Tendenz nicht absprechen kann, stellt sich doch der Form nach nur als eine zivilrechtlich vorgeschriebene Folge jedes verbotenen Geschäftes dar. Als solche wird sie von der gedachten Strafvorschrift nicht berührt, und zwar umsoweniger, da sich die Fälle beider Vorschriften garnicht decken. Das Strafgesetz bedroht das Spielen in auswärtigen Lotterien überhaupt. Die Vorschrift des Landrechts wird wirksam, wenn durch das verbotene Spiel ein Gewinn gemacht worden ist. Das sind ganz verschiedne Dinge. Und deshalb ist die Unterlassung einer Beziehung auf die Landrechtsbestimmung oder einer Wiederholung der letztern in dem neuern Strafgesetz keineswegs gleichbedeutend mit einer Aufhebung derselben. Darüber kann juristisch kein Zweifel sein.

Was die Verletzung des Rechtsgefühls betrifft, so mag es ja wahr sein, daß das Rechtsgefühl derer, welche dem gesetzlichen Verbote zuwider gespielt und dabei geglaubt haben, die bezogenen Gewinne ungefährdet in der Tasche behalten zu können, desgleichen das Rechtsgefühl solcher, welche bisher ziemlich ungenirt mit diesen verbotenen Loosen Geschäfte gemacht haben, durch die ergangene Entscheidung sich verletzt fühlt. Wer aber den Unfug zu durchblicken vermag, der mit diesem Vertriebe fremder Loose geübt worden ist, dessen Rechtsgefühl wird sich wohl mit der Entscheidung versöhnen. Erwägt man, daß — wie bereits früher einmal in diesen Blättern (Grenzboten 1885, II S. 119 ff.) ausgeführt worden ist — einige kleinere deutsche Staaten durch Lotterien mit einem solchen Uebermaß von Loosen, daß sie weit über die Staatsgrenzen hinaus vertrieben werden müssen, eine förmliche Besteuerung der übrigen deutschen Länder zu Gunsten ihrer Staatskasse veranstaltet haben, und daß hiergegen alle Strafverbote bisher nicht aufzukommen vermochten, so wird man es wahrlich nicht beklagen, daß diesem Unwesen wenigstens für das Gebiet des preußischen Landrechts durch die drohende Konfiskation der Gewinne ein Riegel vorgeschoben worden ist. Denn wie man auch über die Staatslotterie denken mag: darüber kann doch kein Zweifel sein, daß kein Staat verständigerweise dulden kann, daß seine Unterthanen von einem andern Lande aus mit Lotterieloosen überschüttet und dadurch diesem Lande steuerbar gemacht werden.

Zur Frauenschriftstellerei. Ueber die Verflachung der Romanliteratur durch den hohen Prozentsatz weiblicher Federn unter den Schriftstellern hat man in Deutschland längst geklagt. In neuerer Zeit treten aber schon Anzeichen auf,

welche darauf schließen lassen, daß die Schriftstellerinnen auch wissenschaftliche Gebiete in Arbeit und unter Herrschaft nehmen wollen, welche sie bisher die Güte hatten, den Männern zu überlassen.

In der neuesten Nummer von Krummes Pädagogischem Archiv — einer Zeitschrift, deren Hauptaufgabe die Bekämpfung der Gymnasialbildung, d. h. überhaupt der gelehrten Bildung ist — steht, abgedruckt aus der Sonntagsbeilage einer Berliner Zeitung, ein H. Zimmern unterzeichneter Aufsatz, der Mill Hill überschrieben ist und die Entstehung des großen, im Erscheinen begriffenen englischen Wörterbuches von James A. H. Murray schildert. Gewiß ist dieses Unternehmen jedes vernünftigen Lobes wert, aber es sollte denn doch von jemand besprochen werden, der von den einschlagenden Fragen wenigstens eine Ahnung hat. Kaltblütig schreibt die Verfasserin zum Beispiel: „Hier wird ein Wörterbuch zusammengestellt, mit dem sich keine lexikographische Leistung in irgend einer lebenden Sprache messen kann. Das Werk soll sechs große Quartbände, je 1400 Seiten stark, umfassen, und der Druck allein wird zehn Jahre währen.“ Was für andre Wörterbücher mag die Verfasserin wohl angesehen haben? Der große Pariser Stephanus, der freilich nur von Deutschen bearbeitet wurde, umfaßt nicht 8400, sondern 10 438 Folioseiten, und sein Druck dauerte von 1831 bis 1865.

An einer andern Stelle heißt es: „Endlich kam auch hier, wie auch seinerzeit bei der Herausgabe der revidirten Bibelübersetzung, die Universität Oxford zu Hilfe, und erbot sich, sämtliche Kosten unter der Bedingung zu übernehmen, daß das Verlagsrecht ihr zugesichert werde.“ Dies bezieht sich auf die Worte in Murrays Vorrede: Specimens ... were submitted to the delegates of the Clarendon press. They consensed ... to bear the expense of printing u. s. w., das heißt, die Publikation besorgt das Institut der Clarendon Press, die über große Mittel verfügt und natürlich keineswegs mit der Universität identisch ist.

Weiter wird gesagt: „Was nämlich dieses Lexikon von denen Grimms, Littrés und der »Crusca« unterscheidet, ist die Art, wie Dr. Murray den historischen Charakter des Werkes durchführt. Belehrt durch die Erfolge sowohl wie durch die Mängel seiner großen Vorgänger, ist er betreffs Ableitung, Orthographie, Fortbildung und Definition streng geschichtlich verfahren.“ Man hält sich den Kopf vor Erstaunen. Also Grimm verfährt nicht historisch! Aber freilich Grimm und seine Fortsetzer sind eben nur Deutsche, und der richtige Deutsche bewundert nur das Fremde.

Mit frischem Humor werden ferner Beispiele der Murrayschen Wortbehandlung, auf weibliche Weise mundgerecht verändert, mitgeteilt. Z. B. heißt es in Betreff von abominable wörtlich: „es stammt ab von ab omen, abominare,“ während Murray natürlich das richtige hat: Latin abominabilis ... formed on abominari.

Noch humoristischer wird die Verfasserin bei dem Worte ale: „Unter ale wird das echte alte englische Getränk nebst allen seinen Abarten besprochen, von der guten, ehrwürdigen Zeit seines Ursprungs bis zu dem entarteten Treiben, da (sic) das bösartige Kraut, genannt Hopfen, hinzukam.“ Murray sagt hier ganz einfach folgendes: An intoxicating liquor made from an infusion of malt by fermentation. Various ingredients have at various times been added to impart flavour; at present hops or other bitters are in use.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Aus Wien.



Nach längerer Abwesenheit habe ich Wien in manchen äußerlichen Dingen verändert, in der Hauptsache aber als das alte, das ewig junge wiedergefunden. Viele bestreiten die Richtigkeit dieser Beobachtung. Nach ihrer Meinung altert die Stadt, die Jugendfrische soll gewichen sein, ohne durch Reife ersetzt zu werden. Aber wenn ich betrachte, wofür sich Wien laut interessirt und wie es sein Interesse äußert, so wird mir zu Mute, als ob wir nicht 1886, sondern 1866 schrieben, wohl gar eine noch geringere Ziffer. Das deutet doch auf „gute Konservirung"! An die Zeit vor zwanzig Jahren aber wird man besonders lebhaft erinnert. Wie ich höre, sollen vor wenigen Wochen die tonangebenden Zeitungen ebenso kriegslustig und siegesgewiß gewesen sein, nur daß es diesmal auf den Russen abgesehen war. Und nun wimmeln die Blätter von Biographien, Nekrologen, Erinnerungen, Anekdoten, deren Held Graf Beust ist. Am 23. Oktober 1886 ist er gestorben, 364 Tage nach seinem Pylades Baron Hofmann, am 30. Oktober 1866 war er zum Minister des Auswärtigen ernannt worden. Man hat oft ausgesprochen, diese beiden Persönlichkeiten hätten „nur in Österreich" zu so einflußreichen Stellungen gelangen können. So äußert sich der Pessimismus, welchen gerade Beust einmal als unsern Hauptfehler bezeichnet hat. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß für einen satirischen Roman keine besseren Vorbilder zu finden wären. Sie waren verschlagen in eine Zeit, welche von Staatsmännern andre Eigenschaften als „Leichtigkeit" fordert; aber leichtes Herz, leichte Zunge, leichte Feder, leichte Füße u. s. w. besaßen beide, und so fanden sie sich und nahmen mit einander den Staat auf die leichte Achsel.

Die Erinnerungen an Hofmann führen noch weiter zurück, in die Zeit, als im Auswärtigen Amte lauter streng kirchlich gesinnte Herren saßen, zum Teil

Konvertiten, welche durch verdoppelten Eifer den Flecken protestantischer Herkunft in Vergessenheit zu bringen suchten. Das hatte der damalige Legationsrat Leopold v. Hofmann nicht notwendig, aber gut ultramontan war er auch, und als eine große feudalistisch-föderalistisch-katholische Zeitung gegründet wurde, beteiligte er sich lebhaft. Das von dieser Partei ausgearbeitete „Oktoberdiplom" wurde diesseits und jenseits der Leitha ziemlich einmütig abgelehnt, Schmerling schob es beiseite, indem er es vorgeblich ergänzte, und in dem durch das „Februarpatent" geschaffenen Herrenhause wurde Hofmann Protokollführer. Dieser wenig anstrengenden Thätigkeit entriß ihn der dänische Krieg, er wurde nach Holstein geschickt. Der eigentliche „Zivialadlatus" des Generals Gablenz hieß Halbhuber, und im Einklang damit wurde Hofmann, der später in jene Stellung aufrückte, von seinen Wiener Freunden Gschaftlhuber genannt. Er hat lange nachher versichert, stets einer Verständigung mit Preußen das Wort geredet, rechtzeitig gewarnt zu haben u. s. w. Damals galt er im Gegenteil für den Mittelpunkt und Inspirator jenes Kreises wunderlicher demokratischer Heiligen, welche nach Kiel gekommen waren, um die transalbingische Republik aufrichten zu helfen, und dann für den Herzog von Augustenburg, für Österreich, für den Bundestag, nur unter allen Umständen gegen Preußen sich die Finger wund schrieben. Als Manteuffel Holstein besetzt hatte, sagte ein späterer Kollege Hofmanns: „Wenn sie uns Holstein wegnehmen, werden sie hoffentlich auch den Hofmann mit Beschlag belegen." Doch der hatte sich rechtzeitig davongemacht, bald darauf war er im Gefolge des Grafen Mensdorff in Nikolsburg, und Beust erkannte in ihm den Mann, welcher ihn in die österreichischen Verhältnisse einführen könnte.

Wenn man das Memorandum kennte, welches der von seinem Könige notgedrungen, mit dem Ausdruck tiefen Bedauerns, entlassene sächsische Minister in Prag dem Kaiser von Österreich überreicht und welches diesen bewogen hatte, ihn zu seinem Minister zu machen! Enthielt es nur ein Programm der auswärtigen Politik, so wäre diese Berufung weniger wunderbar. In der Zeit der Verbindung der deutschen Kaiserkrone mit der Königskrone von Ungarn und Böhmen war es ja zur Gewohnheit geworden, Edelleute „aus dem Reich" in den höchsten Stellungen in Wien zu sehen, und die ausländischen Besitzungen Österreichs hatten vollends dafür gesorgt, die Hofkanzleien und die Armee polyglott, national geschlechtslos zu machen. Immerhin pflegte man niemand an den obersten Platz zu stellen, der nicht schon im Dienste des Landes einige Erfahrung gesammelt hatte. Und wie immer behauptet worden ist und die späteren Ereignisse zu bestätigen scheinen, hatte Herr v. Beust sich schnell bereit finden lassen, auch für die Lösung der Verwicklungen im Innern ein Rezept zu verschreiben. Wenn das wahr ist, so charakterisirt es ihn zur Genüge. Wie der Journalist, der täglich seinen Leitartikel liefern muß, bespricht er wohlgemut Verhältnisse, die er garnicht kennen kann, die so schwierig und verwickelt sind,

daß die Einheimischen sich kaum zurecht finden! Ob er sich in der That damals schon den alles durchdringenden Blick und die Wunderhand zugetraut hat, wie nachher, nach der Befriedigung Ungarns? Gleichviel, er wagte es und er mußte es seiner Natur nach wagen.

Beust ist oft und auch in diesen Tagen wieder als die Verkörperung des deutschen Partikularismus dargestellt worden. Ich halte das für unrichtig. Er hatte eine sehr hohe Meinung von sich, war thatenlustig und ehrgeizig, wollte eine geschichtliche Rolle spielen. Eine kurze Zeit konnte es ihm genügen, erster Minister in seinem kleinen Vaterlande zu sein, aber bald sehnte er sich nach einer größern Bühne, und hätte Preußen seine Dienste begehrt, er würde sich schwerlich lange besonnen haben. Als überall die Reaktion triumphirte, suchte er der Welt begreiflich zu machen, daß er an deren Spitze stehe. Der Jahrgang 1851 der Leipziger „Illustrirten Zeitung" muß einen offenbar von ihm beeinflußten Artikel über den großen sächsischen Minister enthalten, welcher dem angeblich noch immer mit der Revolution kokettirenden Preußen als Muster hingestellt wird. Als nach dem Kriege von 1859 und dem Thronwechsel in Preußen Deutschland sich wieder rührte, wurde er urplötzlich national und liberal gesinnt, und sein Erscheinen auf dem Leipziger Turnfeste 1863 ist noch unvergessen. Seine ganze mittelstaatliche Geschäftigkeit, sein Propagiren der Triasidee, alles hatte nur den einen Zweck, einen Boden zu gewinnen, auf dem ein Staatsmann sich produziren könnte, der weder österreichisch noch preußisch war. Die Londoner Konferenz belohnte seine Anstrengungen, er saß in einem europäischen Rate, und hatte noch die Nebenfreude, seinen Rivalen v. d. Pfordten aus dem Felde geschlagen zu haben. Allerdings war die Freude kurz. Welche Zukunftsbilder ihm vorgeschwebt haben mögen, als er es zum Bruch mit Preußen trieb, ob er nicht schon die Markgrafschaft Brandenburg alles Ländererwerbs aus den letzten zwei Jahrhunderten entledigt und sich selbst als leitenden Staatsmann in einem Sachsen gesehen haben mag, welches wieder den Umfang und die Bedeutung wie im sechzehnten Jahrhundert hatte — wer kann das wissen. Hingegen läßt sich mit einiger Genauigkeit seine Gemütsstimmung nach den Tagen von Nikolsburg berechnen. Als sächsischer Minister unmöglich — was weiter? Oppositionsführer im Norddeutschen Reichstage und im Zollparlament? Wer hätte damals geahnt, daß mit dem Widerstande gegen die Einigung Deutschlands noch einmal parlamentarische Geschäfte zu machen sein würden! Sich ins Privatleben zurückziehen? Das hätte er nicht ausgehalten. Und da wurde der Schiffbrüchige, der sich an Bord eines Dreimasters gerettet hatte, ohne weiteres zu dessen Kapitän gemacht, verhalf die vernichtende Niederlage ihm zur Erfüllung seiner kühnsten Träume. Sollte der Schicksalswechsel ihn nicht schwindelig machen?

Der damalige Ministerpräsident Graf Belcredi stand noch auf dem Boden von 1860: um den Dualismus zu verhüten, lieber Föderalismus, „historisch-

politische Individualitäten" mit ständischen Vertretungen und einem Reichsrat als Extrakt der Landtage. Allein er war thatsächlich schon unterlegen, als Beust sich gewandt zwischen ihn und die Ungarn hineinschob, und mit seinem Namen zeichnete, was sich auch ohne ihn vollzogen haben würde — nur langsamer und wahrscheinlich mit besserer Überlegung. Die übereilte Schöpfung, das Reich auf zehnjährige Kündigung, wie man sie genannt hat, liegt uns noch heute und wird uns noch lange wie ein Stein im Magen liegen. Im Augenblick aber herrschte Glückseligkeit. In Sachsen hatte Beust die Presse geknebelt, in Österreich schmeichelte er ihr, in Sachsen war er der unerbittliche Feind des Liberalismus gewesen, in Österreich machte er sich zu dessen Patron; und so hatte er nicht nur die Ungarn für sich, die ihm freilich Dank schuldeten, sondern auch die Deutschen ließen sich einreden, ihnen sei großes Heil widerfahren, weil ihnen der Dualismus beschert worden war, den sie durchaus nicht hatten haben wollen. Ach, daß sie ewig grünen geblieben wäre, die schöne Zeit der liberalen Gesetze und des volkswirtschaftlichen Aufschwunges, als man Giskra auf den Schultern herumtrug, Beust und sein Hofmann sich von den Wogen des Wiener Lebens schaukeln ließen, und jemand, der sich in Geldverlegenheit befand, nur eine Bank zu gründen brauchte, um sofort im Überfluß zu schwimmen. Bismarck war Reichskanzler, Beust auch, Bismarck war Graf geworden, Beust auch, und die berüchtigten „Türkenloose" ins Land gelassen und den Schienenweg nach der Türkei uns versperrt zu haben, konnte Bismarck sich nicht einmal rühmen. Jetzt fehlte nur noch Révanche pour Sadowa.

Daß Beust bereit gewesen wäre, mit den Franzosen, nötigenfalls auch mit Buschmännern und Karaiben, über Deutschland herzufallen, dafür bedurfte es nicht erst des Zeugnisses des großen Diplomaten Grammont; aber sein Hintergedanke war doch wohl, daß es seiner Kunst gelingen werde, den Bundesgenossen um den Kampfpreis zu prellen und so der Wiederhersteller Großdeutschlands zu werden. Als der Krieg 1870 drohte, gab man am Ballplatz die Parole aus, Kleindeutschland werde nicht die Widerstandskraft des alten deutschen Bundes erweisen; doch gleichviel, ob Preußen oder Frankreich siegen sollte oder beide einander gewachsen wären, immer würde sich Österreich die Gelegenheit bieten, die gänzliche Niederwerfung des einen Teils oder ein nutzloses Blutvergießen zu verhindern, den Frieden zu diktiren und seinen Wiedereintritt in den Bund zu erzwingen. Ich habe Grund anzunehmen, daß er absichtlich die Entschließung verzögerte, die Kriegspartei zügelte. Was dann wirklich geschah, und wie er rasch auf die andre Seite sprang, daran brauche ich nicht zu erinnern.

Damals hatte er sich schon längst auf das Gebiet der auswärtigen Politik zurückgezogen. Die von ihm empfohlenen Wortführer der Reichsratsopposition hatten kläglich Bankerott gemacht, er selbst hatte durch geheime Unterhandlungen mit den Tschechen zum Sturz des sogenannten Bürgerministeriums beigetragen,

das Vertrauen der Deutschen eingebüßt und sich des Anspruches begeben, in innern Angelegenheiten mit seinem Rate gehört zu werden. Die Geschichte seines Sturzes ist noch nicht völlig aufgeklärt. In dem berühmten Kronrat, durch dessen Votum der Bruch mit dem System Hohenwarts herbeigeführt wurde, soll nach Beusts eigner Darstellung außer ihm nur die Finanzminister Holzgethan gesprochen und als ein altösterreichischer, gegen jeden Verdacht eines ungestümen Liberalismus und eines nationalen Deutschtums gesicherter Beamter großen Eindruck auf den Kaiser gemacht haben. Holzgethan blieb, Beust mußte weichen — man sagte, damit die geschlagenen Tschechen doch eine Genugthuung erhielten. Wie unerwartet ihm selbst diese Wendung gekommen sei, konnte oder wollte er nicht verheimlichen, nach allen Seiten richtete er wehmütige Abschiedsworte, und sogar ein Bericht über seine Abschiedsaudienz gelangte in die Öffentlichkeit, was ihn vollends um das Vertrauen des Monarchen gebracht haben soll. Aber daran glaubte er nicht. So oft im Laufe der nächsten Jahre seines Nachfolgers Stellung erschüttert zu sein schien, hatte Graf Beust dringende Geschäfte auf seinem Gute Altenberg bei Wien, und unermüdlich thätig war sein Hofmann, halb für Beusts, halb für eigne Rechnung, bis Andrassy sich den lästigen Sektionschef durch dessen Beförderung zum Reichsfinanzminister vom Halse schaffte.

Ein so lustiges Finanzministerium hat es sobald nicht gegeben. Da waren Journalisten, Sängerinnen und Tänzerinnen viel mehr zu Hause als trockne Zahlenmenschen. Die einen berichteten in alle Weltgegenden, daß Österreichs auswärtige Politik auf dem Holzwege sei und sich täglich Blößen gebe, weil der gute Geist Hofmanns gewichen sei, die andern holten sich Rat bei dem Finanzminister, der nebenher Zensor für die Hofbühnen und im Grunde geheimer Intendant war. Daher lag eigentlich nichts überraschendes in seinem Schritt, als er die Intendanz förmlich übernahm; charakteristisch ist nur, daß er damit der Hoffnung auf die Reichskanzlerschaft durchaus nicht entsagen zu müssen glaubt. „Finden Sie, daß ich recht handle?" fragte er unmittelbar vor der Entscheidung einen Vertrauten. „Wenn Exzellenz sich von der staatsmännischen Thätigkeit gänzlich zurückziehen wollen —" „Ich?" unterbrach ihn Hofmann ganz erstaunt, „das fällt mir garnicht ein." Nach und nach mußten sich beide an den Gedanken gewöhnen, daß die Geschichte auch ohne sie weiterrollte, der einstige Kanzler, der zuguterletzt noch in Paris „sein französisches Herz entdeckte," und der ewige Kandidat des Kanzleramts. Der letztere fand sich mit besserem Humor in sein Geschick: er war ja ein Wiener, kein Sachse, denen man eine sentimentale Ader nachsagt.

Und an jene vergangnen Zeiten werde ich auch durch riesige Plakate an allen Straßenecken erinnert. Es wird ebenfalls zur Zeit des dänischen Krieges gewesen sein, daß Mitarbeiter der damals einflußreichsten hiesigen Zeitung, der „Presse," die „Neue Presse" gründeten, weil der Eigentümer des ersteren Blattes

sich geweigert hatte, ihnen dasselbe abzutreten. Das neue Unternehmen hatte u. a. deshalb Erfolg, weil der Redakteur der alten Presse sich zahllose persönliche Feinde gemacht hatte, welche sich nun durch Förderung seiner Konkurrentin rächten. Natürlich fand das Beispiel Nachahmung, und bald entstand fast neben jeder alten eine neue Zeitung, welche behauptete, die wahre alte zu sein. Das Glück begünstigte aber nur ein Unternehmen noch. Der Stab eines jener „Volksblätter," welche durch hohe Politik, Räuberromane und Stadtklatsch das Bildungsbedürfnis des armen Mannes befriedigten, schied ebenfalls aus, erwarb ein in den letzten Zügen liegendes Kreuzerblatt „Wiener Tagblatt," setzte dem Titel das übliche „neu" vor und bezeichnete das Organ als „demokratisches." Besser würde das Motto gepaßt haben: „Viel Geschick, doch kein Charakter." Unter Demokratie war da der Lesepöbel aller Stände zu verstehen, für dessen Geschmack die Redaktion vom ersten Tage an das feinste Verständnis bekundete. Unter anderm wurde eine Rubrik für die halbverschämte Anpreisung einer Waare eingerichtet, welche sonst nur zu später Abendstunde auf den Gassen sich selbst anzubieten pflegt. Natürlich blühte das Geschäft, natürlich beeilten sich alle finanziellen und industriellen Unternehmungen, sich des Wohlwollens des verbreiteten Blattes stets aufs neue zu versichern, natürlich ging dies an eine Aktiengesellschaft über, deren Präsident der Hauptredakteur war. Und nun ist auf einmal die schöne Harmonie gestört. Der Verwaltungsrat der Aktiengesellschaft erklärt, daß die Forderungen des Herrn Präsidenten nicht mehr zu erfüllen gewesen seien, Hunderttausende habe er in den letzten Jahren bezogen, ohne zufriedengestellt zu sein. In aller Stille habe er dasselbe Blatt, aus welchem vor zwanzig Jahren das Tagblatt sich abgezweigt hatte, und das langsam zu Grunde gegangen war, an sich gebracht; aber der Bruch und die Konkurrenz seien doch dem bisherigen Verhältnis vorzuziehen. Und richtig läßt der bisherige Redakteur des „Neuen Wiener Tagblattes" nun ein „Wiener Taglatt" erscheinen, welches ganz genau ebenso ausschaut wie das „Neue" und nach eigner, sehr glaubwürdiger Versicherung in genau demselben Geiste redigirt werden soll, eigentlich das echte alte „Neue Wiener Tagblatt" sein wird. Altes Neues und Neues Altes bekämpfen einander nun in Plakaten und Artikeln, die Ankündigungen werden in den Kaffeehäusern nicht allein auf die Lesetische, sondern auch — welche bescheidene Selbsterkenntnis! — an Orte gelegt, wohin sonst die Zeitungen erst nach der Lektüre gelangen. Und das gebildete Publikum ist höchst aufgeregt, ob es seine Gunst dem Johann Maria Farina am Jülichsplatz oder dem Johann Maria Farina gegenüber dem Jülichsplatz zuwenden soll, denn daß beide Fabrikate gleich kräftig und wohlriechend sein, daß beide Blätter einzig und allein für das Wohl der Menschheit wirken werden, darüber kann ja kein Zweifel bestehen. Hoffentlich zieht nächstens ein Festredner bei dem herkömmlichen Trinkspruch auf die Presse, diese größte Errungenschaft der „Jetztzeit," das Beispiel dieses uneigennützigen Wetteifers heran.

Daß die deutsch-österreichische Ministerpartei verstimmt ist, würde mir nicht aufgefallen sein. Aber ich höre, daß sie ein halbes Jahr oder länger sehr hoffnungsfroh gewesen sein soll. Sie scheint wieder einmal aus den Mienen des Ministerpräsidenten herausgelesen zu haben, daß er seinen Kollegen überdrüssig sei. Darum war die Parole ausgegeben worden: „Pst pst! Kein Geräusch gemacht, damit wirs nicht überhören, wenn er uns ruft. Pst pst! Nicht zu deutsch, damit er nicht scheu wird.“ Doch mitten aus dem blauen Himmel fällt eine Verfügung des Justizministers herab, welche die völlige Tschechisirung des Richterstandes in Böhmen zum Zwecke hat. Und nun ertönen bittere Klagen: „Wir waren doch so brav! Wir fangen nicht leicht an, aber wenn wir einmal anfangen —!“ Auch sie sind glücklich die Alten geblieben.



Das Wachstum der Sozialdemokratie

nach der Statistik der Reichstagswahlen 1867—1884.



ie Wahlen zum konstituirenden norddeutschen Reichstage fanden im Februar, die Wahlen für die erste Legislaturperiode am letzten August des Jahres 1867 statt. In dieser Zeit war von einer einheitlichen Bewegung in der Arbeiterwelt noch keine Rede. Im Lager der von Lassalle gesammelten Truppen, dem Allgemeinen deutschen Arbeitervereine, herrschte Streit und Zerfahrenheit, bis Schweitzer im Mai 1867 an ihre Spitze trat und sie zu ihren ersten Siegen führte. Daneben vollzog sich der Abfall des 1863 gegen Lassalle gegründeten Verbandes deutscher Arbeitervereine von der Fortschrittspartei und sein Übergang zum internationalen Kommunismus. Bebel hatte im Jahre zuvor die sächsische Volkspartei mit gründen helfen und schwang sich auf dem Verbandstage zu Gera 1867 nach heftiger Gegenwehr des Dr. Max Hirsch zum Vorsitzenden des ständigen Ausschusses des Verbandes auf, während sein Lehrmeister Liebknecht noch ganz in einem mit großdeutschen und partikularistischen Phrasen reich verbrämten Radikalismus aufzugehen schien.

Im konstituirenden Reichstage saß von den Arbeiterführern nur der für Glauchau gewählte Bebel, welcher zusammen mit dem Advokaten Schraps die sächsische Volkspartei vertrat. Letztere wurde im ersten ordentlichen Reichstage noch durch Liebknecht verstärkt, den der sächsische Wahlkreis Stollberg entsandt hatte, während die Fraktion der Lassalleaner drei Köpfe stark erschien: Schweitzer siegte in Elberfeld-Barmen in der engeren Wahl gegen den Fortschrittler Löwe-

Calbe, Lennep-Mettmann wählte den Philanthropen Dr. Reincke, und in Chemnitz drang die weibliche Linie, der Anhang der Gräfin Hatzfeldt, mit dem Kupferschmied Försterling durch. Im Jahre 1868 schied Dr. Reincke aus dem Reichstage und für immer von der Bühne der sozialistischen Agitation, nachdem er durch seine Anträge auf Auszählung des Hauses „lehrreiche Beiträge zur Geschichte diätenloser Volksversammlungen“ geliefert hatte. An seine Stelle trat der Tabaksarbeiter Fritzsche. Die sämtlichen für sozialistische Kandidaten abgegebenen Stimmen erreichten noch nicht die Zahl 50000.

Im Verlaufe der Legislaturperiode trat die entscheidende Schwenkung des Verbandes deutscher Arbeitervereine unter Bebels Führung zur Internationale ein; auf dem Eisenacher Kongresse (1869) erstand die sozialdemokratische Arbeiterpartei. Im Reichstage selbst blieb sie nur durch Bebel und Liebknecht vertreten, während sich in Nachwahlen die Lassalleaner durch Hasenclever (für Duisburg) verstärkten und zu Försterling der Präsident der Hatzfeldtschen, Mende, hinzukam. Dreifach gespalten trat die Arbeiterbewegung in das Jahr 1870 ein; der Regierungsbezirk Düsseldorf war die Heimat der Partei der Lassalleaner, in Sachsen stand die Wiege sowohl der weiblichen Linie als auch der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, des deutschen Sprößlings der internationalen Arbeiterassoziation von Marx. Noch am Schlusse der Legislaturperiode erwarben sich die Vertreter aller drei Gruppen, auch der Lassalleaner, die sich bei Beginn derselben noch entschieden auf den Boden der Bundesverfassung gegen den Apostel der Internationalen, Liebknecht, gestellt hatten, den traurigen Ruhm, gegen die Versailler Verträge und gegen die Annahme der Titel Kaiser und Reich zu stimmen.

Die große Zeit von 1870—71 mit ihrer erhebenden Begeisterung aller deutschen Stämme für Kaiser und Reich legte die emsige Minenarbeit unter der Arbeiterbevölkerung an vielen Stellen lahm. Nichtsdestoweniger brachten es die Lassalleaner bei den Wahlen von 1871 auf 63000, die Eisenacher auf 39000 Stimmen. Aber nur einer ihrer Kandidaten wurde gewählt, nämlich Bebel in seinem alten Wahlkreise Glauchau. Von 7656273 Wahlberechtigten (Elsaß-Lothringen ausgeschlossen) hatten 3886515 ihre Stimmen abgegeben und 102000, nach der Aufstellung des statistischen Amtes, welches die Stimmen für die Demokraten Schraps und Jacoby mitzählt, 124600, sozialdemokratisch gewählt. Von je 100 giltigen Stimmen waren 3 auf Sozialdemokraten gefallen, in 18 Wahlkreisen betrug die Anzahl der sozialdemokratischen Stimmen über 25 Prozent der giltigen Stimmen. In den rein städtischen Wahlkreisen kamen auf je 100 giltige Stimmen 17 sozialdemokratische, in den 199 Wahlkreisen mit mehr als 75 Prozent evangelischer Bevölkerung 6, in den 97 mit mehr als 75 Prozent katholischer Bevölkerung nur 0,5. Am stärksten zeigte sich die Verbreitung der Sozialdemokratie, und zwar Eisenacher Richtung, im Königreich Sachsen, welches über 33000 Stimmen lieferte; es folgen dann die Rheinprovinz und Schleswig-Holstein, wo die Lassalleaner gegen 15000 und über 11000 Stimmen auf-

brachten, dann Hannover mit 7400, die freien Städte mit 7100 Stimmen ebenfalls Lassallescher Richtung. In einer Anzahl von Provinzen und Staaten waren gar keine sozialdemokratischen Stimmen abgegeben worden, in allen übrigen blieb der sozialdemokratische Anteil unter 4000. In der Stadt Breslau gab es kaum 300 sozialdemokratische Wähler, ganz Schlesien zählte knapp 2000.

Schweitzer trat freiwillig von der großen Volksbühne ab und widmete sich als Lustspieldichter den weltbedeutenden Brettern, indem er das Vermächtnis Lassalles den minder geschickten Händen Hasenclevers überließ. Was die Verherrlichungen der Pariser Kommune in den Parteiblättern, die zahlreich von den Eisenachern gegründet wurden, nicht vermocht hatten, das brachte die Schwindelperiode mit dem nachfolgenden großen Krach zu stande: der Umsturzgedanke ward mächtiger und tilgte die Wirkungen des großen Jahres auf die Gesinnung der Arbeitermassen mehr und mehr aus, der Anblick der wirtschaftlichen Zerrüttung brachte die politischen Großthaten in Vergessenheit. Die Wahlen von 1874 führten sechs Eisenacher und drei Lassalleaner in den Reichstag; beide Richtungen teilten sich zu ziemlich gleichen Teilen in die etwa 350000 Stimmen, welche gegen die bestehende Gesellschaftsordnung abgegeben worden waren. Die sechs Eisenacher waren sämtlich im Königreiche Sachsen gewählt worden, von den Lassalleanern zwei in Schleswig-Holstein und einer in der Rheinprovinz. Es gab keine preußische Provinz und keinen Staat, in dem die Bewegung nicht erhebliche Fortschritte gemacht hatte. Nur in Posen und in Mecklenburg-Strelitz und in mehreren kleinen Fürstentümern fand sich keine sozialdemokratische Stimme. Westpreußen blieb noch ziemlich unberührt; dagegen wiesen Schlesien 9000 gegen 2000 im Jahre 1871, Schleswig-Holstein 45000 gegen 11200, Brandenburg 14700 gegen 2400, das Königreich Sachsen 92000 gegen 33300, die Herzogtümer 32000 gegen 3700 Stimmen auf.

Das erschreckende Anwachsen der Sozialdemokratie veranlaßte zwar die Behörden zu scharfem Einschreiten, aber unter dem Eindrucke desselben, welches sich gleichmäßig gegen Lassalleaner und Eisenacher richtete, vollzog sich auch die Vereinigung der feindlichen Brüder auf dem Gothaer Kongreß 1875.

Noch erschreckender war die Wirkung der Wahlen von 1877. Von 5401021 giltigen Stimmen fielen 493288 = 9,1 Prozent der Sozialdemokratie zu, 3520000 Wahlberechtigte hatten sich der Wahl enthalten. Die Partei brachte aus den ersten ordentlichen Wahlen zehn Mandate heim, von denen eines, Altona, bei der Nachwahl wieder verloren ging, und blieb an zwanzig Stichwahlen beteiligt, von denen wenigstens drei für sie günstig ausfielen. Wenn das Verhältnis der auf eine Partei gefallenen Stimmen zu der Gesamtzahl aller giltigen Wahlzettel für die Zahl der Abgeordneten jeder Partei maßgebend wäre, so hätte die Sozialdemokratie sechsunddreißig Abgeordnete zu beanspruchen gehabt. Der verhältnismäßig geringe Erfolg hat seinen Grund nicht allein in dem Zusammenstehen der übrigen Parteien gegen die sozial-

demokratischen Kandidaten bei den Stichwahlen, sondern auch in der Zersplitterung der sozialdemokratischen Stimmen über das ganze Reich. Nur in den preußischen Regierungsbezirken Marienwerder, Stralsund, Oppeln, Münster, Aachen, Koblenz, drei kleinen Fürstentümern und Elsaß-Lothringen gab es keine sozialdemokratische Stimme. In Berlin gingen 31500, in Breslau 8600, in den freien Städten 35200, in Elberfeld-Barmen 11400 Sozialdemokraten zur Wahlurne. In ganz Schlesien zählte man jetzt 23450, im Königreich Sachsen 124000, in der Provinz Sachsen 20000 sozialdemokratische Stimmen, während in Ostpreußen, Westpreußen und Posen die kommunistische Idee keine oder eine kaum nennenswerte Propaganda gemacht hatte. Mehring hat in seiner historisch-kritischen Darstellung der Sozialdemokratie (1878) die zutreffende Bemerkung gemacht: „Wo bereits eine starke Opposition gegen das Reich vorhanden ist (in den protestlerischen, welfischen, polnischen und ultramontanen Wahlkreisen), bleibt die Sozialdemokratie auf die Dauer machtlos." Nur wird man zugeben müssen, daß die Zentrumspartei noch andre Umstände als ihre Opposition gegen die Kulturkampfgesetze im Reiche und in Preußen zu ihren Gunsten gegen die Sozialdemokratie buchen darf.

Die Wahlen des Jahres 1878 brachten der Partei nur einen Abgang von 56000 Stimmen und verminderten ihre Abgeordneten um drei. In Berlin, dem Schauplatze der beiden fluchwürdigen Attentate, gewann sie nicht weniger als 25000 Stimmen, verlor aber trotzdem ein Mandat. Auch im Königreiche Sachsen waren neue Anhänger hinzugekommen. Schlesien blieb auf dem alten Stande, Kapell wurde aus Reichenbach-Neurode verdrängt, in Breslau (Ost) siegte aber zum erstenmale ein Sozialdemokrat, Reinders. Sehr gelichtet waren die sozialdemokratischen Reihen namentlich in Thüringen und in Schleswig-Holstein.

Das Sozialistengesetz löste nicht nur die äußere Organisation der Partei auf, sondern verursachte zunächst auch heftige innere Wirren. Die Frage war, wie man sich nun zu verhalten habe; sollte man sich, wie Most und Hasselmann wollten, als Revolutionspartei bekennen, den sofortigen Umsturz predigen und an die Gewalt appelliren, oder, wie Bebel und Liebknecht wollten, die Agitation von der Oberfläche verschwinden lassen, die stille Arbeit der Untergrabung betreiben und durch Ruhe und Geduld beweisen, daß das Sozialistengesetz auf der irrigen Voraussetzung von der Gemeingefährlichkeit der Sozialdemokratie beruhe? Die mildere Tonart siegte, Most und Hasselmann gingen ins Ausland und wurden Anarchisten. Was es indessen mit der milderen Tonart auf sich hatte, bewies der Beschluß des Wydener Kongresses (1880), aus der Stelle des Gothaer Programms: „Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands erstrebt mit allen gesetzlichen Mitteln den freien Staat rc." das Wort „gesetzlich" zu streichen. Gegenüber den Anarchisten, für welche das Wählen ein überwundener Standpunkt war, schrieb der „Sozialdemokrat": „Wir wählen, um die Massen zu revolutioniren."

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß die Partei mit geschwächten Kräften in die Wahlen von 1881 ging. Die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen sank auf 312 000 herab; bei der ersten Abstimmung erhielt die Partei kein Mandat und brachte es nur in 5 Wahlkreisen auf 45—50 Prozent der Stimmen. Trotzdem gewann sie in den engeren Wahlen 12 Mandate. Das Berliner Mandat war verloren gegangen, ebenso zwei im Königreich Sachsen, dafür war auch die andre Hälfte von Breslau und je ein Mandat in Hessen-Nassau, in Franken, im Großherzogtum Hessen, in Reuß ä. L. und in Hamburg erobert worden.

Von nun an wurden neue Exerzierplätze eingerichtet und namentlich in den neu erstehenden Gewerkschaften, in Bezirksvereinen und in den zentralisirten Kassen frische Rekruten gedrillt. Berlin wurde zur Hochschule für Ausbildung von Agitatoren gemacht. Der Erfolg blieb nicht aus: 1884 erreichte die Partei ihren höchsten Stand mit 550 000 Stimmen, 9 Sitze wurden sofort, 15 in den Stichwahlen eingenommen, obgleich die Partei nur in vier Wahlkreisen zwischen 45 und 50 Prozent der Stimmen erhalten hatte. Der Erfolg bei den ersten Wahlen hatte zu erhöhter Kraftanstrengung bei den engeren angespornt; aber nicht ihr allein verdankt die Partei ihre Siege in den Stichwahlen, eine genauere Untersuchung des Stimmenverhältnisses in den 15 Wahlkreisen ergiebt, daß die Sozialdemokratie kaum in einem einzigen Sieger geblieben wäre, wenn die sogenannten Ordnungsparteien einmütiger zusammengehalten hätten. Von den Gegnern waren sieben freisinnig, fünf nationalliberal, zwei klerikal und je einer welfisch und demokratisch. Dem Zuwachs von Stimmen der Ordnungsparteien in den Stichwahlen verdankt die Sozialdemokratie unzweifelhaft ihre Siege in Elberfeld und Braunschweig, wo die freisinnige Partei Hilfstruppen stellte, in München, wo ein Kompromiß zwischen Sozialdemokraten und Nationalliberalen gegen das Zentrum abgeschlossen war, in den beiden Kreisen Breslaus, in Magdeburg, Gotha, Reuß j. L., wo die Feindschaft der Mittelparteien gegen den Freisinn dem sozialdemokratischen Kandidaten zum Siege verhalf. Nach dem Verhältnis der sozialdemokratischen Stimmen, welche bei den ersten ordentlichen Wahlen 1884 abgegeben worden sind, müßte die Sozialdemokratie 38 Vertreter statt 24 (oder 25) im Reichstage haben.

Altes Terrain wiedererobert oder neues gewonnen hatte die Partei namentlich in den preußischen Regierungsbezirken: Königsberg (Wachstum der Stimmen von 250 im Jahre 1881 auf 4470 im Jahre 1884), Stadt Berlin (30000 auf 68500), Potsdam (4100 auf 11900), Magdeburg (9700 auf 16000), Schleswig (14000 auf 24700), Provinz Hannover (9500 auf 18460), Kassel (6500 auf 10400), Wiesbaden (6000 auf 13100), Düsseldorf (17000 auf 29400), in ganz Preußen (131746 auf 259577). Das Verhältnis in den übrigen wichtigeren Staaten war: Baiern 21760:34899, Sachsen 87786:128142, Würtemberg 6152:9154, Baden 4700:11027, Hessen 13825:20176, Braunschweig 5876:7701, Hamburg 23206:37510. Unter den thüringischen

Staaten zeichneten sich besonders aus: Weimar 713:2500, Meiningen 50:3490, Altenburg 968:1976, Koburg-Gotha 1558:7733, Reuß ä. L. 2215:3890, Reuß j. L. 2758:5539. In allen Staaten und größern Verwaltungsbezirken ohne Ausnahme hatte sich ein Anschwellen der sozialdemokratischen Flut gezeigt.

Von hundert giltigen Stimmen waren auf sozialdemokratische Kandidaten gefallen:

in Wahlkreisen mit großen Städten	15,0
» » ohne große Städte	4,2
in den überwiegend evangelischen Wahlkreisen mit mehr als 75 Prozent evangelischer Bevölkerung	15,3
in den überwiegend evangelischen Wahlkreisen mit weniger als 75 Prozent evangelischer Bevölkerung	7,9
in den überwiegend katholischen Wahlkreisen mit mehr als 75 Prozent katholischer Bevölkerung	2,2
in den überwiegend katholischen Wahlkreisen mit weniger als 75 Prozent katholischer Bevölkerung	2,7.

Ein Blick auf die dem statistischen Jahrbuche für 1886 beigegebene kartographische Darstellung zeigt folgendes Verbreitungsbild. Von den zweiundzwanzig rein städtischen Wahlkreisen (einschließlich des Wahlkreises Wiesbaden 6: Frankfurt a. M.) werden neun durch Sozialdemokraten vertreten; außerdem zeigt sich das sozialdemokratische Rot in Schleswig, Hannover, Braunschweig, Düsseldorf, den beiden Reuß, Koburg-Gotha, Sachsen, Hessen, Mittelfranken und Oberbaiern. Das ganze Gebiet rechts von der Elbe, mit Ausnahme von Altona und Breslau, weist nur zwei sächsische Wahlkreise, wo ein stärkerer Anhang der Partei vorhanden ist, sowie Kiel und den Königsberger Stadtkreis auf, wo sozialdemokratische Kandidaten es bis zur Stichwahl brachten.

Trotzalledem kann, wenn man einen größern Zeitraum ins Auge faßt, von einem außerordentlichen Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen nicht wohl die Rede sein. Im Jahre vor Erlaß des Sozialistengesetzes hatte die Partei 493288 Wähler für sich gezählt, 1884 549990. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat seinerzeit darauf hingewiesen, daß in Preußen und Sachsen 1884 nur wenige Wahlkreise vorhanden waren, in denen mehr sozialdemokratische Wahlzettel gezählt wurden als bei irgend einer Wahl zuvor. Zum erstenmale wieder seit Erlaß des Sozialistengesetzes war die Partei nach Überwindung innerer Wirren mit höchster Kraftaustrengung in den Kampf gezogen; auch in den aussichtslosesten Wahlkreisen mußten sich die alten Anhänger zur Heerschau sammeln — es wurde intensiver gewählt. Allerdings war schon auf dem Wydener Kongreß (1880) der Beschluß gefaßt worden, in allen Wahlkreisen ohne Rücksicht auf die Zahl der Gesinnungsgenossen bei der Wahl selbständig vorzugehen und eigne Kandidaten aufzustellen; aber zur Ausführung kam dieser Beschluß und die Parole des Parteiorgans: „Wir wählen, um die Massen zu revolutioniren,“ in vollem Umfange erst 1884.

In Anbetracht dessen, daß der Umsturzpartei ihre Stichwahlerfolge 1884 durch die Verbitterung der sogenannten Ordnungsparteien untereinander so außerordentlich erleichtert worden sind, hat man neuerdings die Forderung erhoben, ein Kartell der letztern gegen die Sozialdemokratie zu bilden. Nehmen wir an, daß ein solches Kartell bereits für die Wahlen 1884 bestanden hätte, so würden etwa vierzehn Sozialdemokraten weniger und sechs Freisinnige, vier Nationalliberale, zwei Klerikale und je ein Welfe und Demokrat mehr im Reichstage sitzen. Den Hauptvorteil hätten also die Freisinnigen gehabt, gar keinen Nutzen die Konservativen. Wenn man mit dem Fürsten Bismarck den Fortschritt als Vorfrucht der Sozialdemokratie betrachtet und die Stellung der Welfen, Demokraten und zum Teil auch der Klerikalen zum Reiche ins Auge faßt, so wird der Unterschied zwischen dem, was ist und dem, was sein könnte, praktisch und politisch wenig bedeutend erscheinen.

Es kommt noch hinzu, daß es die Wahlverwandtschaft zwischen Sozialdemokratie und Freisinn zu einem aufrichtigen Anschluß der Freisinnigen an das Kartell gar nicht kommen lassen und im gegebenen Fall ihre Feindschaft gegen Mittelpartei, Konservative und Regierung die Oberhand behalten würde. Anderseits werden sich die Konservativen nicht dazu verstehen, zur Vermehrung der freisinnigen Mandate beizutragen, da ihnen das Auftreten der Richterschen Partei in den Fragen des Sozialistengesetzes, der Bekämpfung der Sozialdemokratie durch soziale Reformen, der Erhaltung und Stärkung unsrer Wehr, der Ordnung unsers Steuerwesens 2c. schon lange zweifelhaft gemacht hat, inwieweit sie noch als Ordnungspartei angesprochen werden kann. Bei diesem Stande der Dinge wäre es richtiger und mehr Erfolg versprechend, wenn die gedachte Forderung eines Kartells unter Ausschluß der Freisinnigen aufgestellt und erfüllt würde.

Eine solche Vereinbarung, nicht bloß der Wahlen wegen geschlossen, könnte nicht nur sehr viel dazu beitragen, größere Klarheit in die verwirrten Parteiverhältnisse zu bringen, sondern sich auch für die positive Reformarbeit außerordentlich fruchtbar erweisen. Wer möchte sich trotzdem getrauen, an ihren Abschluß zu glauben! Dem Abgeordneten Windthorst gefällt dieser Reichstag viel zu gut und seine eigne Lust an dem Dasein und Wirken des Freisinns ist viel zu groß, als daß er etwas zu dessen Isolirung beitragen möchte. Dieser treffliche Minirer schließt Bündnisse nur von heute zu morgen, von Fall zu Fall.

Die Sozialdemokraten selbst kümmern sich um die Sorgen weder der Förderer des Reiches noch seiner Minderer. Die Formirung ihrer Bataillone in den Fachvereinen hat bedeutende Fortschritte gemacht, und der Anblick des Rückganges der Landwirtschaft und des Kampfes der Industrie mit den Wirkungen einer Welthandelskrisis verstärkt ihre Hoffnungen, daß die nächsten Reichstagswahlen das dritte Dutzend ihrer Abgeordneten voll machen werden.

Die deutsche Landliga

und der deutsche Großgrundbesitz.

enn wir in gewissen Tagesblättern giftigen und höhnischen Angriffen auf den Großgrundbesitz begegnen, so finden wir dies ohne weiteres begreiflich und halten es kaum für der Mühe wert, uns die vorgebrachten Argumente und angeblichen Thatsachen näher anzusehen; wir wissen dann ja im voraus, daß diese Angriffe nicht sowohl dem Großgrundbesitze als solchem, sondern vielmehr den (konservativen und großenteils sogar, Gott sei bei uns, adlichen) Großgrundbesitzern gelten, also lediglich in das Gebiet der politischen Tageskämpfe fallen. Anders, wenn ein in den Grenzboten erscheinender, das Gepräge ernsten Studiums und ruhiger, sachlicher Beurteilung tragender Artikel seine Spitze gegen den Großgrundbesitz richtet, wie dies bei dem durch die Nummern 36, 37 und 38 hindurchgegangenen Artikel „Die deutsche Landliga und ihre Bestrebungen" der Fall ist. Hier ist es unerläßlich, ernsthaft zu prüfen, das Unwidersprechliche hinzunehmen und auf die eignen Anschauungen anzuwenden, dasjenige aber, was zum Widerspruche herausfordert, zur öffentlichen Besprechung zu bringen. Der Schreiber dieser Zeilen hält sich keineswegs für fähig, den ganzen Artikel, soweit letzteres zutrifft, in sachgemäßer Weise zu beantworten, sondern hofft, daß sich hierfür eine berufenere Feder finden werde; aber auf einige der in dem Artikel besprochenen Punkte glaubt er eingehen und ihnen eine Erwiederung zu Teil werden lassen zu können, und möchte sich bei dieser Gelegenheit gestatten, einige offenbare Unrichtigkeiten, die dem Verfasser untergelaufen sind, zu berichtigen. Letzteres möge hier an erster Stelle geschehen.

Auf S. 541 (Nr. 38) ist bei Berechnung der Grundbesitzvertheilung in Frankreich von der Annahme ausgegangen, daß die Hektare 20 Morgen groß sei. Wie der Verfasser zu dieser Annahme kommt, weiß ich nicht; jedenfalls ist dieselbe falsch — eine Hektare hat 3,93 Morgen. Damit werden auch die an diese Berechnung geknüpften Darlegungen hinfällig, denn daß ein Besitz von 50 bis 100 Hektaren durchgehends als „Großbesitz" bezeichnet werden könne, wird selbst in Frankreich und am Rhein wohl niemand im Ernste behaupten wollen, und sogar die Durchschnittsgröße der „großen" Besitzungen, 251 Hektaren oder etwa 1000 Morgen, dürfte wohl nicht ausreichen, um hinsichtlich dieser Güter von „Latifundien" sprechen zu können. Ich selbst vermutete anfangs, der Irrtum liege in den angegebenen Zahlen selbst; aber eine kleine Nachrechnung ergab, daß dieselben ziemlich richtig sein können, indem die sich ergebende Ge-

samtfläche (in der nun freilich auch Straßen, Flüsse, Seen, Ödland ꝛc. stecken) der Gesamtgröße von Frankreich ziemlich genau entspricht.

Schlimmer als mit diesem Punkte, bei dem es sich nur um die Zurückweisung einiger allerdings unrichtigen, aber an sich nicht wesentlichen Schlußfolgerungen handelt, ist es mit der auf S. 543 der „Landwirtschaftlichen Börsenzeitung“ entnommenen Angabe von den fünfzehn deutschen „Fürsten“ (Standesherren) bestellt, die zusammen ein Grundeigentum von siebenhundert Quadratmeilen haben sollen. Der Herr Verfasser möge mir verzeihen, wenn ich sage: Das sollte einem Manne, der über agrarische Verhältnisse schreibt, nicht begegnen; denn diese Angabe ist nichts als ein längst entlarvtes, nichtswürdiges Manöver aus den schlimmsten Zeiten fortschrittlicher Wahlagitation. Man weiß längst und hat es in der Presse und in Versammlungen nicht einmal, sondern unzähligemale ausgesprochen, daß diese ganze Aufstellung auf der Größe derjenigen Gebiete beruht, über welche die betreffenden Herren Hoheitsrechte haben oder hatten — gerade als wenn man sagen wollte, der König von Preußen habe einen Grundbesitz von mehr als 6000 Quadratmeilen. Allerdings haben wir noch eine Anzahl von Personen, welche selbst unter den Großgrundbesitzern noch eine höhere Klasse bilden, und ich meinerseits stehe nicht an, uns hierzu zu beglückwünschen; wie Englands geschichtliche Größe von seinem Grundadel unzertrennlich ist, so halte ich auch für eine gedeihliche Entwicklung unsrer politischen Verhältnisse das Vorhandensein einer gewissen Menge „großer Herren“ für ganz unerläßlich. Aber Besitzungen von vierzig bis fünfzig Quadratmeilen giebt es in Deutschland faktisch nicht mehr, nicht einmal als Besitzungen der großen souveränen Häuser. Herrschaften von annähernd einer Quadratmeile gehören in unserm heutigen Deutschland schon zu den allergrößten, und selbst in Ostpreußen, welches doch hinsichtlich großer Güter stets in erster Linie genannt zu werden pflegt, giebt es deren insgesamt nicht mehr als fünf oder sechs. In Westpreußen, Posen, Schlesien, dann auch in Hannover (Herzog von Aremberg) mag es einige über dieses Größenverhältnis noch hinausgehende Besitzungen geben, aber auf zehn Quadratmeilen wird auch nicht eine einzige kommen. Wir haben es hier also lediglich mit einer auf gröblicher Entstellung beruhenden Aufhetzung gegen den Großgrundbesitz (z. B. aus Anlaß der Bestrebungen auf Herabsetzung der Grundsteuer) zu thun. Es mag sein, daß auch die „Landwirtschaftliche Börsenzeitung“ in gutem Glauben die Zahlen irgendwoher entnommen hat, aber ich meinerseits muß schon gestehen, daß ich an den gänzlichen Mangel aller Tendenz hierbei nicht recht zu glauben vermag. Bei dem Herrn Verfasser des betreffenden Artikels halte ich natürlich diesen Zweifel für ausgeschlossen, aber — besser umsehen hätte er sich müssen, ehe er solche Zahlen auf Treu und Glauben übernahm.

Noch einen dritten Punkt giebt es, wo zwar die angegebenen Zahlen richtig sein werden, aber die Darstellung eine solche ist, daß nicht die ganze Wahrheit

erkannt wird. Es ist dies die Erwähnung der Bodenverteilung in Mecklenburg (S. 540). Es ist wahr, daß es dort einen eigentlichen Bauernstand nicht giebt, ebensowenig (außerhalb des Gebietes der Städte) einen Stand kleiner und kleinster Besitzer. Dafür bestehen aber dort die alten Erbpacht-Verhältnisse noch fort, was doch alsbald ein andres Bild giebt. Auch ist immerhin zu erwähnen, daß eine gewisse, wenn auch freilich nur kleine Anzahl von Rittergütern sich durch Kauf in den Händen von Bauerschaften befindet, die ihrerseits alle ritterschaftlichen Rechte ausüben.

Nach diesen Berichtigungen möchte ich nun aber weiterhin auch die gesamte Darstellung und die aus derselben gewonnenen Schlußfolgerungen in einigen Punkten bekämpfen. Mit Recht scheidet der Herr Verfasser unter den Ursachen, aus denen die „Not vieler Landwirte" (diese erkennt er an, während die „Not der Landwirtschaft" ihm zweifelhaft bleibt) hervorgehe, die auf schlechten Preisen und auf zu starkem Verbrauch der Landwirte beruhenden von denen, welche aus ungenügender Grundrente, d. h. also aus zu hohem Preise, fließen. Es soll nun ohne weiteres anerkannt werden, daß der in den fünfziger und sechziger Jahren für ländliche Besitzungen bezahlte Preis durchgehends ein viel zu hoher war, und daß dieser Punkt in sehr vielen Fällen den Haupt- oder selbst den einzigen Grund der allerwärts ertönenden bittern Klagen bildet. Aber der Herr Verfasser gelangt mit seinem Satze: „Du hast dich eben verspekulirt und mußt nun in einer entsprechenden Verringerung deines Vermögens den Schaden tragen," doch zu einer schiefen Auffassung. Vor allem kann man den Umstand, daß jemand an einer Verkehrung aller Verhältnisse leidet, doch wohl kaum ein „Sichverspekuliren" nennen; ganz gewiß trifft dieser Ausdruck bei denjenigen nicht zu, die ihr Besitztum überhaupt nicht gekauft, sondern ererbt haben — und deren sind doch unter unsern Groß- so gut wie unter unsern Mittel- und Kleinbesitzern gottlob noch sehr viele —, und auch sonst ist derselbe angesichts so tiefgreifender und so allgemeiner Veränderungen, wie sie in den Preisen der wichtigsten Lebensbedürfnisse vor sich gegangen sind, wohl mit gutem Grunde ein mindestens einseitiger zu nennen. Denn schließlich muß der Grund und Boden mit den zugehörigen Gebäuden, Viehständen, Geräten und Einrichtungen doch irgend einen Kaufwert haben, und die Größe dieses Kaufwertes ist im großen und ganzen von dem Willen des Einzelnen ziemlich unabhängig, sie bemißt sich vielmehr nach allgemein geltenden Annahmen. Dem besonders gewandten Geschäftsmanne gelingt es wohl einmal, zu sehr billigem Preise zu kaufen, und der sehr ungeschickte fällt wohl einmal arg hinein; aber vorausgesetzt, daß der Käufer über Verhältnisse und Ertragsfähigkeit des Besitztums unterrichtet ist, im Durchschnitt sind die Preise als ziemlich feststehende zu betrachten. Wäre es nun wirklich wahr, daß die jetzige Not ganz oder doch zum entscheidenden Teile in den zu hohen Bodenpreisen wurzele, so würde es doch kaum verständlich sein, daß auf die kleine, soeben eingetretene

Besserung sofort wieder eine so gewaltige Nachfrage und Preissteigerung eintreten konnte, wie solche thatsächlich erfolgt ist. Allerdings ist es ja wahr, daß immer viele Leute aus andern als aus Gründen des Ertrages Güter kaufen, und daß infolgedessen der Boden immer verhältnismäßig zu teuer, oder mit andern Worten die Grundrente zu niedrig ist; aber am Ende muß doch irgend eine Grundrente vorhanden sein, und das jetzige Anziehen der Preise scheint darauf hinzudeuten, daß die in den etwa zehn letzten Jahren bezahlten Preise thatsächlich solche waren, unter denen Land nicht erworben werden konnte. Will man also überhaupt eine Bebauung des Bodens und eine geregelte Nachfrage nach frei werdenden Besitzungen, so kann man doch den Anspruch der Besitzer, daß ihnen im Durchschnitt außer einer angemessenen Vergütung für ihre Arbeit auch eine Verzinsung des von ihnen aufgewendeten Kapitals zu Teil werden müsse, nicht so ganz ohne weiteres als einen ungereimten bezeichnen. Es bleibt eben doch richtig, daß die Landwirtschaft einigermaßen anders beurteilt werden muß als jeder andre, wenn auch an sich noch so gesetzliche und nützliche Betrieb. Die Landwirtschaft ist die Grundlage von Gesellschaft, Staat und Produktion; kann sie von den Kapitalien, welche nach den thatsächlich in Kraft befindlichen Preisen aufgebracht werden müssen, um einen Besitz übernehmen zu können, nicht notdürftig die Zinsen herauswirtschaften (seien diese Zinsen nun diejenigen fremder oder eigner Kapitalien), so ist eben für Staat und Gesellschaft eine Not der schwersten Art vorhanden.

Gewiß haben manche Besitzer sich auf landwirtschaftliche Unternehmungen eingelassen, denen sie nach dem Stande ihrer verfügbaren eignen Mittel und namentlich des ihnen verbleibenden baaren Betriebskapitals (einer der schwächsten Punkte unsrer Landwirtschaft!) nicht gewachsen waren, und gewiß gehören viele der auf den Gütern lastenden Kapitalien der Klasse an, welche der Verfasser „schmarotzende“ nennt. Ja es sind mir sehr tüchtige Leute bekannt, die unter der Last derartiger Verschuldungen seufzen und stöhnen, und die mit aller Anstrengung doch nur bei Wiederkehr günstigerer Zeiten imstande sein werden, den schließlichen Zusammenbruch abzuwehren. Sind indessen derartige Verhältnisse sehr zahlreich (und man wird sagen dürfen, daß sie es sind), dann ist es immerhin nicht ungerechtfertigt, selbst auf sie eine gewisse Rücksicht zu nehmen. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß es auch dem Verfasser nicht gleichgiltig sei, ob eine Menge an sich tüchtiger Existenzen gerettet werden kann oder nicht; es ist sehr dankenswert, daß er die Hand des Staates zur Abstoßung solcher schmarotzenden Kapitalien bieten will, aber hinsichtlich der Übergangsperiode sollte er doch auch zugestehen, daß der Kapitalwert der Güter nichts rein Zufälliges, kein Produkt der „Spekulation,“ sondern bis zu einem gewissen Punkte eine gegebene Größe ist, für welche die Zinsen sich normalerweise erwirtschaften lassen müssen. Aber man kann und muß noch weiter gehen. Es sind mir Landwirte bekannt, deren Verhältnisse von Haus aus als durchaus glänzend

bezeichnet werden müssen, und die, wenn sie auch vielleicht keine landwirtschaftlichen Genies sind, doch nicht schlechter wirtschaften als unzählige andre Durchschnittslandwirte auch. Nun ist es doch im allgemeinen gewiß zu weit gegangen, den Leuten zu sagen: Wenn ihr nicht zu Grunde gehen wollt, so müßt ihr Genies sein, oder müßt einen Fleiß und eine Sorgfalt an den Tag legen, die über das Durchschnittsmaß weit hinausgehen. Thatsächlich aber stehen zahlreiche Landwirte der hier angedeuteten Art sozusagen einer vollständigen Ertragslosigkeit ihrer Güter gegenüber, und es ist sehr hart, daß dieselben eines Preisstandes wegen, den ja auch der Verfasser als einen wahrscheinlich nur vorübergehenden betrachtet, aus ihren Verhältnissen herausgeschleudert werden sollen. Auch der Durchschnittsmensch hat innerhalb seines gewohnten Kreises seinen Wert, und es ist besser, ihn in diesem Kreise zu lassen, als ihn (möglicherweise) ganz wertlos zu machen. Es mag Zeiten geben, in denen es sich empfiehlt, tabula rasa zu machen und überall frische Kraft ans Ruder zu bringen, und wenn noch so viel individuelles Elend dadurch erzeugt wird; aber ob wir in der Lage sind, dieses Experiment machen zu müssen, ist doch wohl eine offene Frage, und erfreulich ist dasselbe sicherlich niemals.

Billige Preise sind für die Masse der Bevölkerung sehr erfreulich, meint der Verfasser, und weist darauf hin, daß eine Steigerung des Verbrauchs unsrer Arbeitermassen uns sofort den Absatz unzähliger Produkte, deren Unabsetzbarkeit wir gegenwärtig so sehr beklagen, schaffen würde. Dies ist in der That, meines Erachtens, der stärkste Punkt seiner Argumentation. Aber zweierlei ist doch nicht zu vergessen: erstens, daß seiner eignen Ansicht nach die jetzigen Preise wohl nicht bleibende sein, sondern bei weiterer Entwicklung der sozialen Zustände in den Produktionsländern ohne Zweifel wieder steigen werden, sodaß wir also mit dem (nicht von heute auf morgen wieder herzustellenden) Ruin unsrer Landwirtschaft uns keineswegs eine bleibende, sondern nur eine vorübergehende Besserung unsrer sozialen Lage erkauft haben würden; und zweitens daß die eigentliche Masse unsrer Bevölkerung heute noch nicht die Fabrik-, sondern die Landarbeiter sind. Daß diese aber umso besser genährt und bezahlt werden kann, daß ihrer umso viel mehr davon abgehalten werden können, in den Städten und Fabrikbezirken ihr Glück zu versuchen, je mehr der Landwirt (hier insbesondre der größere) gedeiht, je mehr er zu feineren Kulturen schreitet, je mehr er überhaupt auf Verbesserungen wenden kann, das ist doch wohl unanfechtbar. Man glaube aber nur, daß jeder Landwirt mit beiden Händen nach der Gelegenheit greifen wird, derartige Verbesserungen zu bewerkstelligen, und daß die Landwirte, die lieber ihre Lebenshaltung verbessern, als einen Mehrertrag in Kulturen stecken, vielleicht in ganz Deutschland an den Fingern herzuzählen sind.

Allerdings würde nun hier das Bestreben einsetzen, unsre ländlichen Arbeiter lieber selbst zu kleinen Besitzern zu machen, und ich würde dagegen auch

garnichts einzuwenden finden; nur muß man nicht glauben, ein derartiger Prozeß ließe sich mechanisch, etwa durch einfache Zerschlagung eines größern Gutes, bewerkstelligen. Vielmehr würde es doch unerläßlich sein, die Leute auch hierzu erst zu erziehen. Ähnlich verhält es sich mit der Zerlegung des Großgrundbesitzes in bäuerlichen, der ich gleichfalls im Prinzip durchaus sympathisch gegenüberstehen würde; gerade der Bauer läßt sich doch nicht „machen," sondern er muß „werden." Es mag ohne weiteres anerkannt werden, daß auf die Dauer eine Reduktion unsres Großgrundbesitzes unumgänglich ist, und unter allen Wohlmeinenden wird es sich hier wohl nur um die Frage handeln, wie weit mit einer solchen gegangen werden soll. Einstweilen aber sollte man den Großgrundbesitz nicht schwärzer machen, als er ist. Auch den Großgrundbesitzer ernährt die Grundrente nur in den seltensten Fällen „ohne Arbeit" (S. 545). Selbst Pachtgüter erfordern zu gehöriger Überwachung ein Maß von Kenntnis und Aufmerksamkeit, welches dasjenige des typischen Kuponabschneiders doch weit übersteigen dürfte, und gar mancher Besitzer großer Güter muß, wenn er etwas aus denselben herauswirtschaften will, eine Energie und Sorgfalt, eine landwirtschaftliche Ein- und Umsicht, eine Geschäftskenntnis und Berücksichtigung aller Verhältnisse entwickeln, welche schon für sich allein zu dem wirklichen Ertrage durchaus nicht im Mißverhältnisse stehen.

Aber noch mehr. Der Verfasser meint auf S. 545: „Unbestreitbar ist, daß bei der Landwirtschaft nicht wie bei der Industrie der Vorteil mit dem Großbetriebe wächst." Ich muß gestehen, daß ich vor Verwunderung das Heft habe aus der Hand fallen lassen, als ich diesen Satz las; denn ich hatte allerdings das gerade Gegenteil — daß bei der Landwirtschaft, natürlich sofern sie nicht zur bloßen Gärtnerei wird, sondern „Landwirtschaft" bleibt, der Vorteil des Großbetriebes noch viel einleuchtender sei als bei der Industrie — für „unbestreitbar" gehalten. Zunächst spricht schon der Augenschein für die Richtigkeit meiner Auffassung; jedermann bringt die Produkte der großen Güter ihrer Güte und demgemäß auch ihrem Preise nach in eine höhere Rubrik als die der bäuerlichen Besitzer, und hierzulande wenigstens ist es bekannt, daß die größern Güter durchgehends besser bewirtschaftet werden als die kleinern. Dafür aber, daß dies auch keineswegs ein bloßes Ausnahmeverhältnis oder etwas an sich Auffallendes sei, läßt sich folgendes geltend machen. Nicht, wie der Verfasser meint, hat die Arbeitsteilung bei der Landwirtschaft nur ein geringes Feld, haben die Maschinen nur einen begrenzten Wirkungskreis, bietet die verschiedne Güte der einzelnen Gutsteile Schwierigkeiten, welche die kleinere Wirtschaft nicht kennt ꝛc., sondern von allen diesen Dingen gilt, soweit ich habe beobachten können, ziemlich das Gegenteil. Mit dem letztgenannten Punkte insbesondre hat der kleine Betrieb entschieden mehr zu kämpfen als der große, bei welchem mancherlei Produktionszweige ineinander greifen können, und eben hierdurch kann bei letzterem auch eine viel vollständigere und vernünftigere Ausnutzung

der Arbeitskraft eintreten. Höchstens die Entfernungen und bei ganz großen Besitzungen auch die „umständliche Kontrole“ können Schwierigkeiten ergeben, die jedoch untergeordneter Art sind. Dafür hat der Großbetrieb wieder einen, gerade in unsrer Zeit sehr schwer ins Gewicht fallenden Vorteil: es ist ihm sehr viel leichter, teilweise oder selbst vollständig zu andern Betriebszweigen überzugehen, weil der im Kleinbetriebe eine überwältigend große Rolle spielende Faktor der Eingewöhnung des Personals an bestimmte Arbeitsmethoden und der genauen Anpassung der Baulichkeiten und Geräte, sowie des Viehstandes an alle Einzelheiten des seither üblich gewesenen Betriebes bei ihm nahezu in Wegfall kommt, jedenfalls eine unvergleichlich viel geringere Rolle spielt.

Gleichwohl stimme ich manchem in den Darlegungen des Verfassers unbedingt zu. Nichts liegt mir ferner, als sagen zu wollen, an den Verhältnissen unsrer Grundbesitzverteilung dürfe nichts geändert und insbesondre dürfe der Großbesitz um des Himmels Willen nicht angetastet werden. Aber die hier zu studirenden Fragen scheinen mir doch, so sehr der Verfasser selbst die Notwendigkeit unbefangenen Studiums betont, eine vielseitigere Prüfung zu erfordern, als ihnen meinem bescheidenen Urteil nach in dem Aufsatz zu Teil geworden ist.

Erwiederung.

Die Redaktion der Grenzboten, welche die Absicht nicht hat noch haben kann, in der Frage der Reform des Grundeigentums Partei zu ergreifen, sondern verschiednen Standpunkten ihre Spalten zu öffnen gedenkt, hatte die Güte, mir die vorstehende Kritik meines in den Grenzboten erschienenen Aufsatzes zur Kenntnis mitzuteilen und mir zu gestatten, einige Bemerkungen beizufügen. Ich mache von dieser Erlaubnis umso lieber Gebrauch, als es mir fern liegt, für eine Frage, die ich ausdrücklich als der Besprechung bedürftig bezeichnet habe, zu agitiren oder gar gegen Personen angriffsweise vorzugehen. Da dies auch mein Gegner als seinen Standpunkt erkennen läßt, da er sich gegen die Grundeigentumsfrage nicht unbedingt ablehnend verhält, er auch manches, was ich vorgetragen habe, ausdrücklich oder stillschweigend zugiebt, so würde ich gern in einen ausführlichen Meinungsaustausch mit ihm eintreten, wenn er sich tiefer eingelassen hätte, oder wenn die Hoffnung bestünde, daß eine eingehendere Arbeit jetzt schon die Frage wesentlich fördern könnte. Ich bin aber der Ansicht, daß für mich wenigstens der Zeitpunkt noch nicht gekommen sei, von neuem die Feder zu ergreifen, teils weil ich vorerst nichts neues zu sagen habe, teils weil ich glaube, daß wir in Deutschland, wo die Frage nicht so überaus brennend ist, mit vielem Nutzen den weitern und, wie es den Anschein hat, sehr raschen Verlauf der Reformbestrebungen in England beobachten und abwarten können. Ich glaube daher mich meinem Gegner gegenüber auf solche Bemerkungen beschränken zu dürfen, welche lediglich auf Klärung und Beseitigung von Mißverständnissen Bezug haben.

1. Zunächst bin ich dankbar für die Aufhellung eines argen Irrtums, von dem ich selbst nicht anzugeben vermag, wie ich hineingeraten bin. Ich meine die Umrechnung der Hektaren in Morgen, wie ich sie für Frankreich angenommen habe. Mein Gegner hat hier unbedingt Recht; der unparteiische Leser aber wird zugeben, daß aus diesem Irrtum nichts weiter folgt, als daß meine Ansicht, Frankreich sei nicht das Land der extremsten Parzellirung, unrichtig ist oder besser begründet werden muß.

2. Mit der der „Landwirtschaftlichen Börsenzeitung" entnommenen Geschichte von 15 Fürsten, welche 700 Quadratmeilen besitzen, gab ich Gelesenes wieder, und ich würde auch dies unterlassen haben, wenn ich zur Zeit, wo ich die Stelle schrieb, von der Wiederlegung jener Behauptung Kenntnis gehabt hätte. Allein wenn auch das Beispiel übel gewählt war, so ändert dies doch an dem Satze nichts, daß die großen Güter viel mehr Menschen ernähren könnten, wenn sie besser verteilt wären. Es scheint mir, daß, wenn man die fragliche Stelle aus meinem Aufsatze einfach streicht, kein Leser in demselben eine Lücke finden wird. Mein Gegner schreibt mir bei dieser Anfechtung keine üble Ansicht zu, wie auch ich es meiner Quelle gegenüber nicht gethan habe.

3. Ich habe S. 545 geschrieben: „Unbestreitbar ist, daß bei der Landwirtschaft nicht wie bei der Industrie der Vorteil mit dem Großbetriebe wächst." Hätte ich — weniger nachlässig — geschrieben: „Unbestreitbar ist, daß bei der Landwirtschaft nicht in gleichem Maße wie bei der Industrie der Vorteil mit dem Großbetriebe wächst," so würde mein Gegner an dieser Stelle wohl keinen Anstoß genommen haben. Übrigens halte ich meine Ansicht, die sich überdies auf unbestreitbare Autoritäten stützt, für ganz zweifellos. Der unbefangene Leser wird dem gewiß auch beipflichten, wenn er nur das eine bedenkt, daß in der Landwirtschaft nur wandernde, keine stehenden Dampfmaschinen zu verwenden sind, daß der Landwirt seine Produktion nicht beliebig steigern kann, daß die Pflege der einträglichen Handelsgewächse mehr die persönliche Thätigkeit des Landwirtes als seine Kapitalkraft in Anspruch nimmt, und anderes mehr. Übrigens ist dies eine Frage, die nur zwischen Landwirten erörtert werden kann, was wir beide nicht sind.

Dies sind die Punkte, auf welche ich meine Bemerkungen beschränken will. Es würde mich freuen, auch ferner von meinem Gegner Zustimmung oder Widerlegung zu erfahren, auch würde ich es nicht ablehnen, mit offnem Visir mit ihm zu streiten. Er würde — wie ich vermute — dabei den Vorteil haben, sich auf eine große Partei stützen zu können, ich aber den Nachteil, daß ich zu keiner Partei gehöre und daß mich die Geschichte gelehrt hat, keiner Institution einen absoluten Wert zuzugestehen, vielmehr zu glauben, daß alles, was entsteht, auch wert sei, daß es zu Grunde gehe — eine Ansicht, die freilich nicht überall Beifall findet.

Zur Lebensbeschreibung Heinrichs von Kleist.

Von Karl Liebrich.



Die gewaltige und gewaltsame Persönlichkeit Heinrichs von Kleist wirkt auf jeden, der ihr nahetritt, in zweifacher Weise: anziehend und abstoßend. Zu tiefem Mitleiden stimmt uns das Nachfühlen der leidenschaftlichen Kämpfe, welche das ruhelose Herz dieses Dichters, sich selbst zermarternd und vernichtend, im Ringen nach einem allzu hohen Ziele durchzukämpfen hatte; unbegreiflich, fast abstoßend ist es uns, daß Kleist in dem Streben nach dem Unerreichbaren in der Kunst alle andern schönen Geschenke des Lebens eigensinnig zurückwies. Gern stellen wir Betrachtungen darüber an, wie weit Kleist mit andern geistig ringenden Naturen ein gleiches Schicksal teilte, wie weit er, tragische Schuld auf sich ladend, vom Wege des allgemein Menschlichen sich verirrte. Nach der herrschenden Meinung soll Kleists Bahn von derjenigen andrer hochstrebenden Geister von Anbeginn völlig getrennt gewesen sein; man nimmt an, daß er beispiellos spät zur Erkenntnis seiner poetischen Fähigkeiten gelangt sei. Während das Genie, eine seinen Trägern unzweifelhaft angeborne Gabe, die Schwingen frühzeitig zu regen pflegt, soll Kleist seine Flügelschläge als Mann zum erstenmale verspürt haben. „Seinen Beruf zum Schriftsteller hat Kleist in Würzburg entdeckt, das ist sicher. Daß er auch den Poeten entdeckt hätte, läßt sich höchstens vermuten," schreibt Otto Brahm in seinem Buche über Kleist, und andre Äußerungen Brahms wiederholen die Ansicht von der Unklarheit, in welcher sich Heinrich vor der Würzburger Reise über seine dichterischen Anlagen befunden habe.

Heinrich von Kleist, der sein Liebes- und Lebensglück opferte, um sich ganz der Dichtkunst zu weihen, der dichtete, „weil er es nicht lassen konnte" — er soll im Alter von dreiundzwanzig Jahren zuerst die Glut verspürt haben, deren Flammen ihn verzehren sollten! Nichts ist psychologisch unwahrscheinlicher, als dies, nichts ist in der That unwahrer. Man hat seither den Dichter zu sehr nach dem beurteilt, was er in seinen Äußerungen enthüllt, zu wenig nach dem, was er in denselben verbirgt oder nur halb entschleiert. Kleist hatte eine wunderlich festgewurzelte Neigung, den Augen der Außenwelt jeden Einblick in seine inneren Vorgänge zu verwehren. Sein Herz lebte immer in einer eignen hyperidealen Welt, in die das Verständnis der Welt nicht eindringen konnte. „Tausend Bande (schreibt er am 12. November 1799 an seine Schwester Ulrike) knüpfen die Menschen aneinander, gleiche Meinungen, gleiche Interessen, gleiche Wünsche, Hoffnungen und Aussichten — alle diese Bande knüpfen mich nicht an sie,

und dies mag wohl ein Hauptgrund sein, warum wir uns nicht verstehen. Mein Interesse besonders ist dem ihrigen so fremd und ungleichartig, daß sie gleichsam wie aus den Wolken fallen, wenn sie etwas davon ahnden. Auch haben mich einige mißlungene Versuche, es ihnen näher vor die Augen, näher an das Herz zu rücken, für immer davon zurückgeschreckt, und ich werde mich dazu bequemen müssen, es für immer in das Innerste meines Herzens zu verschließen." Diese Verschließung hat der Dichter jahrelang so peinlich strenge durchgeführt, daß es sehr schwer ist, das wahre Interesse des Jünglings mit einem vollen Blick zu erhaschen. Vielfach sind wir auf Erraten und Vermuten angewiesen. Die unaufhörliche Gährung in des Dichters jugendlichem Geiste, das Schwanken aus einem Berufe in den andern, der unbesiegliche Widerwille gegen den Eintritt in ein Amt — das alles müssen wir doch als die Vorboten der spätern Ausbrüche in seinem Geiste erklären. Ich denke, so gewiß wir auf den Höhen des Vesuvs das rollende Getöse zu unsern Füßen mit der vulkanischen Thätigkeit des Berges in Zusammenhang bringen, so gewiß werden wir, wenn wir auf das Leben des Dichters Kleist zurückblicken, die revolutionären Regungen des Jünglings für die Äußerungen seiner poetischen Natur anzusehen haben. Dürfen wir aber annehmen, daß dem Dichter selbst Quell und Richtung der sein Inneres durchwühlenden Ströme lange Jahre hindurch unbekannt geblieben seien? Dem widersprechen tausendfältige Erfahrungen im Bunde mit den gewichtigsten Gründen, die uns die Seelenlehre an die Hand giebt: alles starke Wollen des Menschen, vor allem des Künstlers, kündigt sich frühzeitig in nicht falsch zu deutenden Stößen an. Bei Kleist war es nicht anders.

Die Darstellungen seiner Biographen zeichnen, im Gegensatz zu dieser Auffassung, die geistige Entwicklung Kleists wie eine vielfach gekrümmte Linie. Adolf Wilbrandt schreibt: „Noch in demselben Jahre 1795 . . . kam Kleist als Fähndrich nach Potsdam, und hier begann in ihm die Umwälzung, die ihn zunächst seinem Stande entfremden, dann der Wissenschaft in die Arme führen und endlich unter verhängnisvollen Kämpfen zum Dichter umbilden sollte." Also durch einen merkwürdigen, ihm selbst unklaren Prozeß soll Kleist stufenweise vom Soldaten zum Studenten, vom Studenten zum Dichter umgeformt worden sein. Das ist unwahrscheinlich, mit der eisernen Konsequenz in Kleists Charakter und Lebensführung unvereinbar. In den nachfolgenden Zeilen soll der Versuch gemacht werden, nachzuweisen, daß die Darstellung Wilbrandts, und noch mehr diejenige Otto Brahms,*) welcher die Ansicht seines Vorgängers in eine noch ausgeprägtere Form faßt, das Wesen unsers Dichters verkennt; es soll nachgewiesen werden, daß Kleist keineswegs, wie angenommen wird, mittels der

*) Die unvermeidliche Polemik dieses Aufsatzes hat sich in erster Linie gegen Brahms Buch (Heinrich von Kleist von Otto Brahm. Berlin, Allg. Verein f. deutsche Literatur, 1884) zu richten, weil dasselbe die Summe alles desjenigen enthält, was bisher für die Lebensbeschreibung Kleists geleistet worden ist.

Stufenleiter der Wissenschaft zur Dichtkunst emporgedrungen ist, sondern daß der von jeher in ihm wohnende poetische Drang ihn in die eigentümlichen Bahnen trieb, die er gewandelt ist.

So dürftig wir über die erste Entwicklungszeit des Dichters unterrichtet sind, so fehlt es doch durchaus nicht an Zügen, welche, von der Knabenzeit an, die wahre Natur des jungen Titanen enthüllen. Oft liegen Jahre zwischen den einzelnen wegweisenden Nachrichten; alle aber zeigen nach derselben Richtung hin. Merkwürdigerweise sind diese Züge von Brahm nur nebenbei erwähnt worden, während doch, je sparsamer sie sich darbieten, ein umso größerer Wert auf sie gelegt werden muß. Auch geradezu falsche Auffassungen fehlen in dem Brahmschen Buche nicht; die erste und wichtigste betrifft den Grund von Kleists Ausscheiden aus der Militärlaufbahn. Als Ludwig Tieck im Jahre 1826 die Lebensgeschichte Kleists zum erstenmale skizzirte, lag ihm ein so mangelhaftes Quellenmaterial vor, daß er den Satz schreiben durfte: „Bei seiner Ankunft in Frankfurt (nach dem Austritte aus dem Heere) hatte er die Absicht, sich zum Gelehrten und namentlich zum Professor auf einer Universität auszubilden." Obwohl nun in dem verflossenen langen Zeitraume uns Quellen zugänglich gemacht worden sind, welche diesen Satz als irrig erweisen, so wandelt dennoch die Kleistbiographie selbst der neuesten Zeit in Bezug auf diesen hochwichtigen Wendepunkt in Kleists Leben durchaus in den Fußtapfen des alten Tieck. Schon aus diesem Beispiele wird die Notwendigkeit erhellen, die Jugendgeschichte des Dichters, soweit sie das Geistige betrifft, von neuen Gesichtspunkten aus betrachtet darzustellen.

Schon der Knabe Kleist zeigt Spuren eines übergewöhnlichen Geistes. Sein erster Lehrer schildert ihn als einen „nicht zu dämpfenden Feuergeist." Heinrich selbst erinnert sich, einmal als Knabe vor neun Jahren, als er (während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts am Rhein) gegen den Strom und gegen den Abendhauch zugleich hinaufging und ihn so die Wellen der Luft und des Wassers zugleich umtönten, „ein schmelzendes Adagio gehört zu haben, mit allem Zauber der Musik, mit allen melodischen Wendungen und der ganzen begleitenden Harmonie. Ja ich glaube sogar — fügt er hinzu —, daß alles, was die Weisen Griechenlands von der Harmonie der Sphären dichteten, nichts Weicheres, Schöneres, Himmlischeres gewesen sei als diese seltsame Träumerei." Dies Erlebnis lehrt, daß die Phantasie des Knaben die denkbar lebhafteste war, daß sie sich zuweilen zu dichterischen Visionen erhob. Aber nicht nur in unklaren Traumbildern erging sich seine Einbildungskraft; seine dichterischen Gedanken ergossen sich schon früh in feste Formen. Von dem Fünfzehn- bis Sechzehnjährigen ist uns (aus dem Jahre 1792 oder 1793) ein Gedicht erhalten, das den blutjungen Soldaten auf Fährten zeigt, auf welchen wir den Dichter sein Lebenlang finden: auf dem Suchen der Einsamkeit und der Natur. Das Gedicht, „Der höhere Frieden" betitelt, lautet:

Wenn sich auf des Krieges Donnerwagen
Menschen waffnen, auf der Zwietracht Ruf,
Menschen, die im Busen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe schuf:

Denk' ich, können sie doch mir nichts rauben,
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse wie dem Schrecken wehrt,

Nicht des Ahorns dunklem Schatten wehren,
Daß er mich im Weizenfeld erquickt,
Und das Lied der Nachtigall nicht stören,
Die den stillen Busen mir entzückt.

Der Ausdruck ist nicht großartig, die Gedanken sind nicht tiefsinnig (und man wird beides bei dem jugendlichen Alter des Dichters nicht erwarten), aber die zu Grunde liegende Stimmung ist ganz poetisch. Wir sehen, daß die zartbesaitete, Lieder bildende Seele des jungen Kriegers vor dem rauhen Waffenhandwerke zurückschreckt, wir sehen, daß schon der Knabe sich eine Quelle des innern Friedens sucht, die der ihm aufgezwungene Beruf nicht gewähren kann. Das Gedicht (und das ist sehr bemerkenswert!) weist diejenige Stimmung auf, die den Dichter nicht mehr verläßt, bis er den verhaßten Beruf abgeschüttelt hat. Die Abneigung gegen den Soldatenberuf und die Neigung zur Poesie sehen wir bei dem jungen Kleist aufs engste verknüpft. Das nächste Zeugnis seines Geistes liegt in einem aus dem Jahre 1795 stammenden Briefe vor. Vom Rheinfeldzuge gegen Frankreich, den er mitmachte, schreibt er seiner Schwester Ulrike: „Gebe uns der Himmel nur Frieden, um die Zeit, die wir hier so unmoralisch töten, mit menschenfreundlicheren Thaten bezahlen zu können.“ Merkwürdig ist in dieser Äußerung, daß sie sich nicht nur negativ gegen den Beruf kehrt, sondern positiv auf ein Feld für edlere Thaten hinweist, wobei die Vermutung, die Äußerung ziele auf poetische Thaten hin, zum mindesten nicht ausgeschlossen ist.

Ja diese Vermutung erhält eine direkte Unterstützung durch eine Äußerung, die Kleist sechs Jahre später von Paris aus that: „Ich habe den Lauf meiner Studien plötzlich unterbrochen — schreibt er — und werde das Versäumte hier nachholen; aber nicht mehr bloß um der Wahrheit willen, sondern für einen menschenfreundlicheren Zweck.“ Zu der Zeit, in welche diese letztere Äußerung fällt, war Kleist mit Robert Guiscard beschäftigt, und es leidet keinen Zweifel, daß er unter dem „menschenfreundlicheren Zweck“ die Poesie versteht.

Einen weiteren Beweis von der fortschreitenden Geistesentwicklung Kleists giebt ein Stammbuchblatt. Der Potsdamer Gardefähndrich schreibt: „Geschöpfe, die den Wert ihres Daseins empfinden, die ins Vergangene froh zurückblicken, das Gegenwärtige genießen und in der Zukunft Himmel über Himmel in unbe-

grenzter Aussicht entdecken; Menschen, die sich mit allgemeiner Freundschaft lieben, deren Glück durch das Glück ihrer Nebengeschöpfe vervielfacht wird, die in der Vollkommenheit unaufhörlich wachsen — o wie selig sind sie!“ Welcher Schwung der Empfindung, welche Tiefe der Lebensauffassung, welche Fülle dichterischer Beredsamkeit in wenigen Worten! In dem Ausdrucke: „Himmel über Himmel in unbegrenzter Aussicht“ liegt der ganze Hochflug des spätern Kleist, die gewaltige Illusionskraft, die unsern Dichter noch Jahre lang begleitet und ihm immer das Wahnbild des zu vollendenden Meister- und Musterdramas, des „Robert Guiscard,“ vormalt. Auch die Freude an der wachsenden Vollkommenheit, das Streben nach Bildung ist eine Eigenschaft, der wir bei Kleist immer wieder begegnen, eine Eigenschaft, ohne die kein wahrer Künstler zu denken ist. Kurz, dieses Stammbuchblatt wirft ein helles Licht auf Heinrichs Denken und Wollen, und es ist durchaus ungerechtfertigt, wenn Brahm nichts als die optimistische Lebensanschauung des achtzehnjährigen Fähndrichs aus den Worten herausliest. Aus der ganzen Zeit seines Potsdamer Aufenthalts (1795—1799) wissen wir, daß Kleist eifrig den Studien oblag, daß er „mehr Student als Soldat“ war.

Aus diesem Bekenntnis nun, sowie aus der Thatsache, daß Kleist später als Student in Frankfurt a. O. einen lebhaften Eifer für die Wissenschaften an den Tag legt, zieht Brahm den Schluß, Heinrich sei einzig und allein aus Liebe für die Wissenschaft seinem militärischen Beruf entfremdet worden, an die Poesie habe er damals noch nicht gedacht. Dieser Schluß ist aber unzulässig, abgesehen von der thatsächlichen Widerlegung, welche er erfährt. Dürfen wir nicht annehmen, Kleist habe die gewaltigen Lücken in der Ausbildung seines Geistes ausfüllen wollen, und habe einzig aus diesem Grunde die Hochschule besucht? Hat nicht auch Schiller nach seiner Jugendperiode das Bedürfnis gefühlt, das dichterische Schaffen jahrelang hintanzusetzen zu Gunsten der Läuterung seines Geistes durch philosophische Studien? Man würde diese Analogie unzweifelhaft passend finden, wenn uns von Kleist ebenfalls eine Anzahl jugendlicher Schöpfungen erhalten wäre. Nun, daß der junge Kleist dichterisch nicht völlig unthätig war, beweist das erwähnte Gedicht. Sicherlich ist aber in jungen Jahren noch vieles entstanden, was Heinrichs allzu strenger Selbstkritik später wieder zum Opfer gefallen ist. Diese rücksichtslose Selbstkritik hängt mit einer andern Eigenschaft des Dichters eng zusammen. Wir wissen, daß Kleist den leidenschaftlichsten Ehrgeiz besaß, der je einen Dichter zum Schaffen angetrieben hat. Selbst Goethes Ruhmesstufe war ihm nicht zu hoch: er wollte höher steigen. „Ich werde ihm den Kranz von der Stirne reißen“ war der Ausdruck seines vermessenen Strebens. Dieser ausschweifende Ehrgeiz datirt nicht erst aus späterer Zeit, sondern, wie wir gesehen haben, dachte schon der junge Fähndrich an einen das Menschliche überstrebenden Flug, wenn er „Himmel über Himmel in unbegrenzter Aussicht“ in seiner Zukunft sich öffnen sah. Seine

Phantasie war zügellos, sein Wollen grenzenlos. Je erhabener aber seine Absichten waren, umso ungenügender däuchte ihn dasjenige, was er seinem ungeübten Geiste abringen konnte. Was er schuf, ward vernichtet, was dem schaffenden Geiste entspringen wollte, ward oft vielleicht nicht einmal zur Gestaltung zugelassen, denn der Unersättliche verlangte Größeres, immer Größeres von sich selbst. Es kann kaum bezweifelt werden, daß Kleist von jungen Jahren an den unerhörten Gedanken in sich trug, gleich mit dem ersten seiner Werke einen vor ihm noch nie erreichten Höhepunkt der dramatischen Dichtkunst zu erklimmen. Wie Goethe durch den „Götz," Schiller durch die „Räuber" zu plötzlicher Berühmtheit gelangt war, so wollte es auch Kleist mit seinem Erstlingsdrama, nur daß dieses Werk in Sprache, Handlung und Charakterzeichnung untadelig sein sollte. Er wollte von einer jugendlichen Periode seines Dichtens nichts wissen, er wollte sofort als Meister dastehen. Wie Kleist von der poetischen Produktion dachte, geht klar aus einer Briefstelle hervor. Am 15. September 1800 schreibt er an seine Braut Wilhelmine von Zenge*): „Vielleicht erhalte ich auch den Aufsatz (über Wilhelminens Anschauungen von dem Glück der Ehe) von dir — oder ist er noch nicht fertig? Nun, übereile dich nicht. Ein Frühlingssonnenstrahl reift die Orangeblüte, aber ein Jahrhundert die Eiche. Ich möchte gern etwas Gutes, etwas Seltenes, etwas Nützliches von dir erhalten, das ich selbst gebrauchen kann, und das Gute bedarf Zeit, es zu bilden. Das Schnellgebildete stirbt schnell dahin. Zwei Frühlingstage, und die Orangeblüte ist verwelkt, aber die Eiche durchlebt ein Jahrtausend." Diese Äußerung gewährt uns einen tiefen Einblick in Heinrichs Geisteswerkstatt und erklärt vortrefflich, warum er mit seinen Schöpfungen erst spät an die Öffentlichkeit trat. Seinem Ehrgeiz genügte es nicht, flüchtige poetische Blüten hervorzubringen; er wollte den Wald mit Riesenbäumen bereichern, deren Kronen die Bewunderung unzähliger Geschlechter sein sollten. Als besonders charakteristisch in dieser Hinsicht muß noch erwähnt werden, was Wieland in einem Briefe vom 10. April 1804 über Kleist mitteilt. Nachdem er erzählt hat, daß Heinrich während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts in seinem Hause zu Oßmannstedt ganz absonderliche Eigenheiten an den Tag gelegt habe, fährt er fort: „Er mußte mir endlich gestehen, daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit seinem Drama zu schaffen hatte, und dies nötigte ihn, mir gern oder ungern zu entdecken, daß er an einem Trauerspiele arbeite, aber ein so hohes Ideal seinem Geiste vorschweben habe, daß es ihm immer unmöglich gewesen sei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar viele Szenen nach und nach aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne." Wer so Außerordentliches leisten wollte, durfte wohl auch Außerordentliches thun für

*) Vergl. Heinrich von Kleists Briefe an seine Braut, herausgegeben von K. Biedermann. Breslau und Leipzig, 1884.

seine Vorbereitung. Um so Großes zu vollbringen, wie es seiner Phantasie vorschwebte, hielt er es für nötig, seinen Geist unaufhörlich zu schulen.

Daß dem Dichter unter diesen Umständen der militärische Beruf, der seine beste Zeit und seine beste Kraft in Anspruch nahm, immer mehr verhaßt wurde, ist selbstverständlich. Schon im Frühjahr 1798 faßt er den Entschluß, der seinem innersten Wesen fremdartigen Laufbahn zu entsagen, kommt dann freilich, durch eigne Überlegung wohl weniger als durch fremde Überredung, wieder dahin, von der sofortigen Ausführung des Entschlusses abzustehen. Doch nur ein Jahr noch hält es ihn in dem alten Geleise. Als er im Frühjahr 1799 wirklich aus dem Heere ausscheidet, legt er in einem langen Briefe an einen ehemaligen Hauslehrer dem für seine Angehörigen hochbefremdlichen Schritte die interessanteste Begründung unter. Er will glücklich sein, und Glück ist ihm das erfreuliche Anschauen der moralischen Schönheit des eignen Wesens; nicht ein bestimmtes wissenschaftliches Ziel schwebt ihm vor, er will sein Selbst zur vollkommensten Ausbildung bringen; ob er dereinst wieder ein Amt nehmen wird, erscheint ihm dunkel, denn nur auf sein Herz will er bauen u. s. w. „Ob er je wieder ein Amt wird nehmen, erscheint ihm dunkel." Es ist zu verwundern, daß Brahm diesen Satz nicht mehr beachtet hat. Kleist, der in der That niemals dauernd ein Amt angenommen hat, aus dem Grunde nicht angenommen hat, weil er damit eine Untreue an seinem Genius zu begehen fürchtet — Kleist zweifelt schon bei seinem Ausscheiden aus der Militärlaufbahn daran, ob er je wieder in ein Amt eintreten werde! Nun wahrlich, wenn wir den werdenden Kleist aus dem später wirklich gewordnen erklären wollen, was wir doch müssen, können wir etwas andres annehmen, als daß Heinrich sich mit diesen Worten eine Richtschnur für sein Leben gezogen habe? Dies wird uns noch weniger zweifelhaft, wenn wir in dem erwähnten Briefe an den Hauslehrer die folgende Äußerung über seine Absichten für die Zukunft lesen: „Es ist möglich, daß ich einst für ratsam halte, ein Amt zu suchen, und ich hoffe auch für diesen Fall, daß es mir leicht werden wird, mich für das Besondre eines Amtes zu bilden, wenn ich mich für das Allgemeine, für das Leben, gebildet habe. Aber ich bezweifle diesen möglichen Schritt, weil ich die goldne Unabhängigkeit zu veräußern mich stets scheuen werde, wenn ich erst einmal so glücklich wäre, sie mir wieder erworben zu haben. Diese Äußerung ist es besonders, die ich zu verschweigen bitte, weil sie mir viele Unannehmlichkeiten vonseiten meines Vormundes verursachen würde, der mir schon erklärt hat, ein Mündel müsse sich für einen festen Lebensplan bestimmen." Zweierlei ist hiernach gewiß: Heinrich denkt beim Abschiede von dem Heere an keinen neuen praktischen Beruf, also auch nicht an den des Gelehrten, und sein geheimster Wunsch geht auf den Besitz der vollen, „goldnen Unabhängigkeit." Die Bildung für das „Allgemeine" ist sein nächstes Ziel, die volle Unabhängigkeit seine Hoffnung — was ist das „Allgemeine" in Kleists Leben, das alles Durchdringende und Überwindende, wenn

nicht die Poesie? Aus welchem Grunde sucht er die Unabhängigkeit, wenn nicht um der Poesie willen? Nur auf sein Herz will er bauen; sein Herz aber sagt ihm mit lauter Stimme: Dein Genius bedarf der Freiheit, du darfst ihn durch ein Amt nimmermehr beengen! Und er hat auf sein leidenschaftliches Herz gebaut, er hat dem Rufe desselben Folge gegeben und jeder andern Stimme das Ohr versagt.

Weiter: „Nicht ein bestimmtes wissenschaftliches Ziel schwebt ihm vor"; vielmehr will er alles auf einmal studiren: Mathematik, Philosophie, die klassischen Sprachen, Literatur, Physik, sogar von „höherer Theologie" ist die Rede. Hinter dieser allumfassenden Absicht bleibt natürlich die That weit zurück. Sein Studium ist nicht ein ruhiges Erfassen der Wissenschaften, sondern ein rastloses Haschen bald nach dieser, bald nach jener. Er macht nicht den Eindruck eines Mannes, dem es einzig um den Besitz des Wissens zu thun ist, sondern eines, der stets in der Angst lebt, bei dem einen Thun das andre, wichtigere zu versäumen. Er stürzt sich von Wissenschaft zu Wissenschaft, wird bald aller überdrüssig und „sehnt sich aus den Gefilden der Wissenschaften in diejenigen der Kunst" — „zunächst als ein Genießender" setzt Otto Brahm hinzu, indem er sich nicht denken kann, daß Kleist schon damals das Bedürfnis dichterischen Schaffens sollte gekannt haben. Brahm muß diese Ansicht hegen, gemäß seiner Überzeugung, daß Heinrich erst in Würzburg seinen wahren Beruf „entdeckt" habe. Wir aber haben durchaus keinen Grund, bei Kleist ein lediglich passives Interesse für die Kunst vorauszusetzen. Übrigens wissen wir bestimmt, daß Heinrich in der Studienzeit sich mit der Dramatisirung von Sprichwörtern beschäftigte und die Aufführung derselben, die seine Freundinnen veranstalteten, überwachte — eine Thätigkeit, die uns auf das gewisseste zeigt, daß Kleist bereits in jener Zeit nicht nur ein thätiges Interesse für die „Kunst" überhaupt hegte, sondern daß er sogar derjenigen Kunstgattung, die ihm zeitlebens die teuerste blieb, dem Drama, nahe genug getreten war, um Vorübungen für dieselbe zu machen.

Otto Brahms Stellung zu dieser letztern Frage ist wiederum so verschieden von der oben entwickelten Ansicht, daß sein Standpunkt eine kurze Beleuchtung erfordert. Er erzählt uns, indem er sich in diesem Punkte auf Julian Schmidt stützt, daß bei Kleist, dem Studenten, der Lehrtrieb sich überstark erwiesen und, wie später der Trieb zur Poesie, alles andre ertötet habe. „Er lehrte selbst — schreibt Brahm — was er gestern gelernt hatte, und regte die Frauen an, auch auf andre Art ihre sehr unvollkommene Bildung zu erhöhen. . . . Es las ihnen ein Kolleg über Kulturgeschichte . . . Auch auf die Spiele der jungen Mädchen achtete er, er dramatisirte Sprichwörter für sie und studirte die Aufführung ein, und an andern Gelegenheitsgedichten wird es gleichfalls nicht gefehlt haben." Wunderbar! Brahm erkennt, wenn er den Dramatiker Kleist mit der Verfertigung kleiner Dramen beschäftigt sieht, darin nichts andres, als die Äußerungen eines pädagogischen Geistes. Nun wahrlich, wenn man die ersten Knospen eines

Rosenstrauchs für kleine Kohlköpfe erklären wollte, es wäre nicht verkehrter! Brahm hat etwas Wichtiges übersehen, worauf hier aufmerksam gemacht sein möge. Auch später tritt bei Kleist noch manchmal der Lehrtrieb zu Tage — aber in welcher Weise? Heinrich lehrt seine Braut, auf die Vorgänge der Natur zu achten, er giebt ihr Anleitungen zur Bildung von poetischen Gleichnissen — aber in welcher Absicht? Nicht in erster Linie, um Wilhelminen zu bilden, sondern um durch ihre Gedanken seinen eignen Ideenkreis zu erweitern, also um selbst durch Lehre zu lernen! Wilhelmine wird einmal aufgefordert, ihre Gedanken gleich in einem dazu bestimmten Hefte aufzuzeichnen, so wie er selbst sich schon ein kleines Ideenmagazin angelegt hat. „Wenn du auch einen kleinen Beitrag dazu (zu dem Ideenmagazin) liefertest, so könntest du den Stolz haben, zu einem künftigen Erwerb auch etwas beizutragen." Dieser Beisatz ist nicht mißzuverstehen. Auch bei der Aufforderung zur Übung in poetischen Gleichnissen bleibt die Nutzanwendung nicht aus. „Auf diese Art — heißt es weiter — kannst du durch eine Menge von Antworten deinen Verstand schärfen und üben. Das führt uns dann umso leichter ein Gleichnis herbei, wenn wir gerade einmal eins brauchen." Wer braucht ein Gleichnis? Doch nur Kleist, der Dichter! Kleists Lehrtrieb erstreckt sich, wie aus solchen Bemerkungen hervorgeht, nur nebenbei auf seine Freundinnen, während der Dichter in erster Linie immer auf seine eigne Ausbildung, auf die Förderung seiner dichterischen Fähigkeiten bedacht ist. Dieses Streben, durch die Aneignung der Gedanken andrer seinen Sinn zu erweitern und seinen Geist zu vertiefen, ist nicht etwa eine Kleistische Eigenheit; wie viel Goethe den Eingebungen seiner Freunde verdankt, wie sehr ihm das Schöpfen aus fremdem Geistesbesitz Bedürfnis ist, sagt er uns an einer Stelle der Italienischen Reise. Aus Rom, den 5. Januar 1788 schreibt er: „Nach einem Stillstand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die schönsten, ich darf wohl sagen Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichtum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüte, weil ich immer lerne, und zwar von andern lerne. Wenn man sich selbst lehrt, ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer werden." Das Bemühen Kleists, aus den Gedanken andrer Nutzen zu ziehen und sein Denken im Verkehr mit Gebenden und Empfangenden zu üben, ist auf denselben Endzweck gerichtet, welchen Goethes Bekenntnis als erreicht schildert. Dies dürfen wir bei dem Beurteilen der angeblich rein pädagogischen Thätigkeit Kleists in Frankfurt nicht vergessen. Auch bei den dramatischen und theatralischen Spielereien jener Zeit wird der Lehrtrieb unsers Dichters als die Nebensache, der eigne Lerntrieb, der innere Schaffensdrang als die Hauptsache anzusehen sein.

Kehren wir zu der Begründung zurück, welche Heinrich seinem Austritt aus dem Heeresdienste giebt. Er will „sein Selbst zur vollkommensten Aus-

bildung bringen," denn Glück ist ihm das erfreuliche Anschauen der moralischen Schönheit des eignen Wesens. Kleist strebte als echter Künstler dem nach, was Schiller in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes gelehrt hatte: der harmonischen Ausbildung des Ichs. Dabei war er sich seines künstlerischen Zieles wohl bewußt; das ist sicher. Oder dürfen wir etwa annehmen, den zweiundzwanzigjährigen Kleist habe das Schillersche Ideallehrgebäude angelockt, ohne daß er an irgend einen Fühlungspunkt mit dem realen Leben gedacht habe? Sicher nicht. Die Fühlung Kleists mit der Wirklichkeit ist aber alsbald hergestellt, wenn wir zwischen seinen Zeilen lesen, er habe die vollkommenste Ausbildung seines Selbst deshalb erstrebt, weil er in ihr die notwendige Unterlage für die Entfaltung seiner vielwollenden dichterischen Kraft erkannte. Universell wollte er sein im Wissen, um universell zu werden im Dichten. Brahm sucht eine Verbindung Kleists mit der realen Welt dadurch herzustellen, daß er uns sagt, Heinrich habe sich der akademischen Laufbahn widmen wollen; er habe dem Militärdienste entsagt, um der Wissenschaft allein zu leben. „Der Wissenschaft — nicht der Poesie: in dem bildungseifrigen Jüngling schlummerte der poetische Trieb noch, und sein Leben dem gelehrten Beruf zu weihen, schien ihm, der in einer Universitätsstadt aufgewachsen war, das Ideal." Brahm täuscht sich jedoch, in der Annahme, daß Kleist jemals allen Ernstes ein akademisches Lehramt für sich im Auge gehabt habe. Gegen einen solchen Plan spricht schon der Umstand, daß der Dichter seine Kräfte von vornherein nicht auf eine Wissenschaft nebst den verwandten Fächern beschränkt, sondern daß er die Sphäre seines Strebens auf die verschiedenartigsten Wissenszweige ausdehnt. Um als Akademiker hervorragendes zu leisten, hätte er sich einer Wissenschaft, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise hingeben müssen. Er geht aber auf die Universität, um das Wissen der Welt zu umfassen.

Es sei gleich hier bemerkt, daß wir das Wort „Wissenschaft" bei Kleist immer cum grano salis zu nehmen haben. In demselben Briefe (13. November 1800), in dem er von seinen „geliebten Wissenschaften" spricht, erklärt er mit Bestimmtheit, kein Amt annehmen zu wollen, ein eigner Zweck stehe ihm vor Augen. Wenn aber in der That die Wissenschaften seine ganze Zuneigung besessen hätten, so würde er sich nicht gegen den Eintritt in ein Amt gesträubt haben, vielmehr hätte ihm gerade ein akademisches Amt als die wünschenswerteste Zukunft erscheinen müssen. Seine wahre Herzensmeinung rückt er uns in das Licht, wenn er in eben demselben Briefe, der immer nur die „Wissenschaften" als das Ziel seiner Wünsche hinstellt, den Ausspruch thut: „Shakespeare war ein Pferdejunge, und jetzt ist er die Bewunderung der Nachwelt.... Wilhelmine, warte zehn Jahre, und du wirst mich nicht ohne Stolz umarmen." Unter den Begriff der „geliebten Wissenschaften" faßt Kleist alles, was seinen Geist innig beschäftigt, und nicht zuletzt die heißgeliebte Poesie. Es ist eine

Eigentümlichkeit des ganz nach innen gekehrten Kleistschen Wesens und eine Wirkung der ihn niemals begreifenden Umgebung, daß er seinen Angehörigen gegenüber das Wort „Dichtkunst“ nicht über die Lippen bringt. Wie Heinrich seine Worte wendet und dreht, um ja nicht zum offnen Geständnis seiner Neigung für die Poesie gezwungen zu sein, zeigt uns eine interessante Briefstelle. Kleist spricht dort von den Dichtern, hat dabei zunächst ganz sichtbar sich selbst im Auge, giebt aber, gleichsam erschrocken vor dem Wort, sogleich dem Satz eine Wendung, wodurch die Beziehung auf ihn selbst durchschnitten wird. Am 20. September 1800 schreibt er von Würzburg aus an Wilhelmine: „Von der Langenweile, die ich nie empfand, weiß ich also auch hier nichts. Langeweile ist nichts als die Abwesenheit aller Gedanken, oder vielmehr das Bewußtsein, ohne beschäftigende Vorstellung zu sein. Das kann aber einem denkenden Menschen nie begegnen, so lange es noch Dinge überhaupt für ihn auf der Welt giebt; denn an jeden Gegenstand, sei er auch noch so scheinbar geringfügig, lassen sich interessante Gedanken anknüpfen, und das ist eben das Talent der Dichter, welche ebensowenig wie wir in Arkadien leben, aber das Arkadische oder überhaupt Interessante auch an dem Geringsten, das uns umgiebt, herausfinden können.“ Ganz deutlich ist es, daß Kleist hier sagen will: Ich als Dichter, dem Kleines wie Großes Stoff zu Gedanken giebt, kenne keine Langeweile. Er gewinnt es aber nicht über sich, sich selbst einen Dichter zu nennen, weshalb er den Zusatz macht: „welche ebensowenig wie wir in Arkadien leben 2c.“ Er ist zu schüchtern, sich den Dichternamen beizulegen, da er sich dessen noch nicht für würdig erachtet. Die allgemeine Stimme soll ihn Dichter nennen, durch ein großes Werk will er sich das Anrecht auf diesen Titel erwerben. Höher hat niemals ein Künstler von seiner Kunst gedacht, als Heinrich von Kleist; die Poesie war immer sein Gedanke und sein Ziel, aber Dichter hieß ihm nur der, der sich mit seiner ganzen, uneingeschränkten Geisteskraft der hohen Göttin als Priester hingab. Dichter in diesem Sinne zu werden, war sein Ziel gewesen, als er einen Schritt that, der ihm die Bedingungen des realen Lebens wieder klar vor Augen rückte.

Wahrscheinlich in der ersten Zeit des Jahres 1800, nachdem er seinen Studien in Frankfurt noch nicht ein Jahr lang obgelegen hatte, verlobte sich Heinrich mit Wilhelmine von Zenge. Dieser Schritt, mit dem er die Verpflichtung übernahm, für eine sichere Lebensstellung zu sorgen, hatte für ihn, je inniger er von dem Wunsche nach Wilhelminens Besitze beseelt war, eine desto größere Fülle von Aufregungen im Gefolge. Denn noch immer reizte ihn, wie er an Ulrike schreibt, „sein früheres höheres Ziel, und noch konnte er es nicht verächtlich als unerreichbar verwerfen, ohne vor sich selbst zu erröten.“ Von der Braut und ihren Angehörigen stets gedrängt, ein Amt anzunehmen, von seinem Genius stets gemahnt, nur der Dichtkunst zu leben, hat er unsäglich schwere innere Kämpfe zu bestehen, die ihn in den nächsten Jahren von Plan

zu Plan, von Versuch zu Versuch jagen, ohne ihn doch einer befriedigenden Lösung zuzuführen.

Gleich der erste Brief, in dem er um Wilhelminens Hand anhält, ist charakteristisch in dieser Beziehung. Er schreibt, daß er „bereits“ entschlossen sei, sich für ein Amt zu bilden, daß er sich aber noch nicht für ein bestimmtes Fach habe entscheiden können. „Ich wende jede müßige (!) Stunde zum Behufe der Überlegung über diesen Gegenstand an. Ich wäge die Wünsche meines Herzens gegen die Forderungen meiner Vernunft ab; aber die Schalen der Wage schwanken unter den unbestimmten Gewichten.“ Also von einer Vorliebe für irgend einen praktischen Beruf ist nicht die Rede; was wir den Unentschlossenen betonen hören, sind wieder nur die Wünsche seines Herzens, die das Gegenteil von dem wollen, was die Vernunft verlangt. Nicht weniger als fünf Fächer sind es, zwischen denen er hin- und herschwankt. Die Rechte verwirft er: „Nicht die schwankenden, zweideutigen Rechte der Vernunft will ich studiren; an die Rechte meines Herzens will ich mich halten.“ Dann spricht er von dem diplomatischen Fach, das ebensowenig Gnade vor ihm findet. Eher wäre das Finanzfach etwas für ihn; wenn ihm auch der Klang rollender Münzen nicht lieb ist, so verwirft er diesen Lebensweg doch nicht, wenn er die Liebenden zum Ziele führen kann. Bezeichnend ist es, daß Kleist erst jetzt, an vierter Stelle, ein akademisches Amt nennt. „Auch noch ein Amt steht mir offen, ein ehrenvolles Amt, das mir zugleich alle wissenschaftlichen Genüsse gewähren würde, aber freilich kein glänzendes Amt, ein Amt, von dem man freilich als Bürger des Staates nicht, wohl aber als Weltbürger weiter schreiten kann — ich meine ein akademisches Amt.“ Daß es ihm aber mit der Annahme eines solchen Lehramtes nicht Ernst ist, beweisen am besten die folgenden Worte: „Endlich bleibt es mir noch übrig, die Ökonomie zu studiren, um die wichtige Kunst zu lernen, mit geringen Kräften große Wirkungen hervorzubringen. Wenn ich mir diese große Kunst aneignen könnte, dann, Wilhelmine, könnte ich ganz glücklich sein, dann könnte ich, ein freier Mensch, mein ganzes Leben Ihnen und meinem höchsten Zwecke — oder vielmehr, weil es die Rangordnung so will — meinem höchsten Zwecke und Ihnen widmen.“ Hierin liegt das Entscheidende: in der „goldnen Unabhängigkeit,“ die er schon früher als sein letztes Ziel bezeichnet, sieht er fort und fort die Grundlage seines Glücks. Ein freier Mensch möchte er sein, seinem höchsten Zwecke möchte er leben. Nicht zur akademischen Laufbahn zieht es ihn am meisten, wie Brahm meint, sondern er steht am fünffachen Scheidewege, sinnend, welches Übel das kleinste sei. Das ablehnende Verhalten Kleists jeder amtlichen Stellung gegenüber und der Umstand, daß er mit der Ökonomie die Wünsche seines Herzens am ehesten vereinigen zu können glaubt, sind wohl zu beachtende Fingerzeige für den weitern Weg, auf welchem wir den im Verborgnen strebenden zu verfolgen haben.

Wir stehen vor der rätselhaften Würzburger Reise, die nach Brahm die

große Entdeckungsreise gewesen ist, auf der Kleist zur Erkenntnis seines Dichter-, oder mindestens seines Schriftstellerberufes gekommen sein soll. Diese Reise, die den Dichter von Mitte August des Jahres 1800 ab etwa zwei Monate in der Ferne gehalten hat, ist des Genaueren zu beleuchten, weil die unrichtige Auffassung ihres Zweckes und ihres Ergebnisses vonseiten Brahms die unzutreffende Darstellung über des Dichters Geistesentwicklung zum Teil bedingt.

Über den Zweck dieser Reise bestehen die verschiedensten Vermutungen. Koberstein, der Herausgeber der Briefe Kleists an seine Schwester Ulrike, hat von der Nichte Kleists, die im Besitze dieser Briefe war, erfahren, die Reise sei nach der Ansicht Ulrikens politischer Natur gewesen. Adolf Wilbrandt meint: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß Kleist auf dieser seltsamen Reise die Gewißheit seines Dichterberufes suchte und für den Augenblick fand." Felix Bamberg (in der Allgemeinen deutschen Biographie) ist der Ansicht, Kleist habe vom Berliner Zolldepartement einen auf Auskundschaftung industrieller Verhältnisse gerichteten und politische Beobachtungen nicht ausschließenden Auftrag gehabt, aber teils durch den verlängerten Aufenthalt in Süddeutschland, dessen Naturschönheiten ihn anregten, teils durch das Zusammensein mit Brokes hätten sich die dichterischen Keime mächtiger in ihm zu regen begonnen. Hieran reiht sich Otto Brahm mit der Auffassung, der eigentliche Zweck der Reise seien industrielle Forschungen gewesen, der unklar strebende habe sein erstes Ziel aus den Augen verloren, und in Würzburg habe er den Schriftsteller in sich entdeckt. „Zu gleichgiltigen Geschäften war er ausgegangen, und als er zurückkehrte, hatte er ein Königreich gewonnen," schließt Brahm seine Erörterungen über diese „Reise nach dem Glück."

Nach dem früher gesagten treten wir mit ganz andern Voraussetzungen an die Beurteilung der Reise heran, als es von Brahm geschehen ist. Zunächst ist nur soviel sicher, daß die Reise mit der künftigen Lebensstellung Kleists in Verbindung stand, denn mehrmals giebt er seiner Braut Andeutungen wie die folgende: „Von dem Zwecke meiner Reise weißt du wenigstens, daß er vortrefflich ist. Unser Glück liegt dabei zu Grunde, und es kann nichts dabei verloren, doch alles dabei gewonnen werden." Weiter ist sicher, daß neben und über diesem realen Moment auch ein ideales in dem Verlauf der Reise zu Tage tritt. Während aber Brahm beide Momente ursächlich völlig getrennt hält, während er sagt: Am Anfang der Reise herrschte ausschließlich das reale Moment, am Schluß das ideale, ist zu sagen: Das ideale Moment war das ursprüngliche und bedingte das reale.

Vor der Trennung in Frankfurt a. O. hat es bei der Braut Thränen gegeben, Kleist selbst scheidet in großer Bewegung, und die ganze Familie schaut mit der lebhaftesten Sorge dem Ziehenden nach. Schon diese Einleitung der Reise macht es klar, daß es sich nicht um gewöhnliche, gleichgiltige Dinge handelt. Allerdings tritt Kleist in Berlin mit dem preußischen Finanzminister

Struensee in Verbindung, sodaß man zunächst, mit Brahm, an seine Absicht der Bewerbung um eine Stellung im Finanzfache glauben darf. „Mein erster Gang — schreibt Kleist am 16. August an Wilhelmine — war zu Struensee, er war, was ich bloß fürchtete, nicht gewiß wußte, nicht zu Hause. Du brauchst dies nicht zu verschweigen. Struensee kommt den 26. wieder, und dann werde ich ihn sprechen. Das ist gewiß.“ Es ist jedoch schon auffallend, daß Kleist betreffs seines Vorhabens, mit dem Minister zu sprechen, eine besondre Beteuerung für nötig hält. Darf man schon darnach, im Zusammenhange mit frühern Äußerungen, den Verdacht hegen, daß ihm das Finanzfach nicht sehr dringend am Herzen gelegen habe, so benimmt uns der Dichter jeden Zweifel, wenn er am 21. August schreibt: „So oft ich es (ein von Kleist selbst verfaßtes Gedicht) wieder lese, fühle ich mich gestärkt selbst zu dem Größten, und so gehe ich denn fest mit Zuversicht meinem Ziele entgegen. Doch werde ich vorher noch gewiß Struensee sprechen, um mir auf jeden Fall den Rückzug zu sichern.“ Fürs erste also war von einem Eintreten in die Finanzlaufbahn oder von einer vorbereitenden Thätigkeit für dieselbe keine Rede; wenn Kleist mit dem Minister in Verbindung trat, so that er es nur deshalb, um für den Fall, daß er mit seinem eigentlichen Unternehmen den gewünschten Erfolg nicht haben sollte, sich die Möglichkeit eines Rücktrittes in den Staatsdienst offen zu halten. Damit ist dargethan, daß der reale Zweck der Reise in industriellen Forschungen nicht zu suchen ist.

(Schluß folgt.)



Neue Theaterstücke.

Von Eugen Reichel.

1. (Schluß.)

Mit dem Stück eines ungeschickten Nachahmers des Franzosen mußte ich beginnen, mit dem eines geschickteren muß ich fortfahren, mit der „Daniela“ von Felix Philippi, welche das Schauspielhaus am 22. Oktober zur Aufführung brachte.

Es hat den Anschein, als ob Philippi für die nächste Zeit unsre Bühnen beherrschen wird, und vielleicht nicht zu ihrem Schaden, denn er ist ein wirkliches Talent, welches der Pflege, der Ermunterung durchaus würdig erscheint.

Ich kenne von ihm ein älteres Stück: „Der Advokat“ (Universal-Bibliothek Nr. 2145), welches, nach den Mustern von Dumas Fils und Augier, in Anlehnung an das „Fallissement“ von Björnson sehr geschickt aufgebaut ist. Ein Bankier Hellbach, der spekulirt und Wechsel gefälscht hat, wird von einem Freunde, dem Advokaten Blankenberg, der der Jugendgeliebte seiner unglücklichen Frau ist, vor dem äußersten bewahrt; aber während er die Achtung und Liebe seiner Frau einbüßt, kommt er in die Lage, für die Ehre der Frau einstehen zu müssen, bei welcher Gelegenheit er den Tod findet. Die Handlung ist weder ungewöhnlich noch eigentlich spannend; aber sie hat den großen und seltenen Vorzug, einfach, übersichtlich und Teilnehmung erweckend zu sein. Darin, daß er Hellbach untergehen läßt, ohne uns auch nur die Möglichkeit einer Vereinigung Blankenbergs mit der immer noch Geliebten zu zeigen, offenbart sich der Charakter des Verfassers. Philippi will mehr, als nur das Publikum unterhalten, und das ist schätzenswert.

Wie ernst er es meint, beweist sein neuestes Schauspiel, das einen bedeutenden Fortschritt gegen den „Advokaten“ bezeichnet. Auch diesmal ist die Handlung einfach und übersichtlich: Eberhard von Leucken hat nach dem Tode seiner ersten, schwärmerisch von ihm geliebten Gattin aus Rücksicht für sein Kind eine zweite Frau geheiratet, Daniela, die ihn aus tiefster Seele liebt und zugleich davon weiß, daß die erste Frau Eberhard untreu gewesen ist. Um nun dem Manne, den sie liebt, den größten Schmerz zu ersparen, ist sie bemüht, auch das letzte Zeugnis von dem Verbrechen der Verstorbenen aus den Händen des Mitschuldigen der Ehebrecherin zu vernichten. Bei dieser Gelegenheit wird sie von dem Gemahl überrascht, es kommt zu einer heftigen Szene, die damit endet, daß Daniela das Haus ihres Gatten verläßt und bei einer Freundin Obdach sucht. Eberhard will sich von Daniela scheiden und sucht sich einen Rechtsbeistand, der kein andrer ist als der Mitschuldige seiner ersten Frau. In einer sehr geschickt und fein durchgeführten Unterredung erfährt Eberhard die Wahrheit, er lernt die Seelengröße Danielas verehren, und die Gatten vereinigen sich wieder, nachdem der Räuber von Eberhards Ehre sich hinter der Szene getötet hat, um ein unausweichliches Duell zu verhindern.

Diese Daniela, die sich von ihrem Manne nicht eigentlich geliebt weiß und dennoch bemüht ist, den Götzendienst ihres Mannes vor dem Bilde einer Gestorbenen, die seiner Liebe nicht würdig war, zu schonen, weil sie fürchtet, daß er durch die Enthüllung unglücklich werden könnte, ohne daß sie dabei viel gewönne, ist eine schöne Erscheinung, um deretwillen man dem Verfasser vieles nachsehen muß, was die Vorzüge seiner Arbeit zu verdunkeln droht. Die Vorzüge sind jedoch nicht gering. Schon der Einleitungsakt ist geschickt und spannend geführt; wir haben die ganze Lage übersehen, wenn der Vorhang zum erstenmale fällt. Im zweiten Akte ist die Wendung, daß Eberhard der verdächtigten Frau, die ihm den größten Liebesdienst zu leisten gedenkt, kein Hehl aus seiner

Gleichgiltigkeit zu ihr macht, bewunderungswürdig*); und die Unterredung zwischen Eberhard und Dr. Arndt im dritten Akte, die in der Enthüllung des Geheimnisses gipfelt,**) legt ein glänzendes Zeugnis ab sowohl von der technischen Gewandtheit des Autors als von seinem Kunstverstande. Die Charakteristik ist nicht eigentlich die starke Seite Philippis; aber namentlich in den Episoden (und vor allem in der Figur des verächtlichen Lebemannes Ehingen, der freilich sehr nach französischen Mustern gearbeitet ist) wird manches höchst Anerkennenswerte geleistet. Diesen Vorzügen stehen jedoch sehr bedeutende Mängel gegenüber. Zunächst ist die Art, wie Daniela den sehnsüchtig erwarteten, soeben dem Gewitter entronnenen Gemahl wieder aus dem Hause schafft, um freie Bahn für den geheimnisvollen Besuch zu gewinnen, so plump wie möglich, und ich begreife nicht, daß ein so gewandter und besonnener Mann wie Philippi das nicht wenigstens bei den Proben bemerkt und gemildert hat; daß diese Szene nicht das Gelächter herausforderte, ist ein Beweis dafür, wie fest der Dichter das Publikum schon gefesselt hatte. Noch bedenklicher und geradezu unverständlich ist es, warum Daniela sich diesen geheimnisvollen Besuch überhaupt auflädt — ein Brief und ein Bote würden die Sache viel besser und ungefährlicher erledigt haben. Ich bin auch fest davon überzeugt, daß Philippi das ebenso gut eingesehen hat, daß er aber diese Unwahrscheinlichkeit nicht zu umgehen vermochte und sie daher in den Kauf nahm, um dadurch nach andern Seiten zu gewinnen; der Fehler wird dadurch nicht weggeschafft, aber er wird begreiflich und bis zu einem gewissen Grade verzeihlich. Ob es dem Dichter zum Vorwurfe gemacht werden darf, daß Eberhard an die Untreue Danielas glaubt, obschon er durch das ganze Verhalten der Frau zu der Überzeugung gebracht werden müßte, daß sie unschuldig sei, wage ich nicht ohne weiteres zu entscheiden. Es giebt Fälle, in denen auch ein verständiger Mann nicht dazu gelangt, klar zu sehen; und daß uns Philippi das nicht schlechthin Begreifliche nicht als etwas Unanfechtbares hinstellen oder uns darüber hinwegtäuschen will, beweist er dadurch, daß er den Dr. Arndt diese Beschuldigungen des gekränkten Ehemannes „nebelhaft“ nennen läßt. Unangenehm berührt es, daß das Vergehen einer Toten aus dem Dunkel hervorgezerrt wird (wenn auch die heikle Angelegenheit möglichst taktvoll behandelt ist); und ob der Selbstmord Arndts notwendig war, will ich dahingestellt sein lassen. Philippi scheint eine moralisirende Neigung zu solchen unhörbaren Pistolenschüssen zu haben — jeder nach seiner Art.

*) Nicht nur weil sie psychologisch wahr ist, sondern auch, weil es Daniela nach dieser Erklärung unmöglich gemacht wird, sich vor dem Gatten zu rechtfertigen. An einem solchen Zuge erkennt man den überlegnen Verstand des Künstlers.

**) Es ist ein überaus feiner Zug, daß der Autor hier Dr. Arndt sein Daniela gegebenes Ehrenwort brechen läßt; der Charakter des Mannes wird dadurch aufs glücklichste gezeichnet, sodaß wir nun auch begreifen, wie dieser an und für sich tüchtige Mann ein Mitschuldiger an dem der Vergangenheit angehörenden Ehebruch werden konnte.

Was man aber auch an dem Schauspiel auszusetzen haben mag, so wird man dem Verfasser doch das Verdienst nicht absprechen dürfen, ein wirkungsvolles, tüchtiges Stück hergestellt zu haben; selbst seine Fehler sind nicht geradezu unverzeihlich, wenn man bedenkt, wie Schriftsteller vom Schlage der Blumenthal und Lubliner geradezu auf die Kopflosigkeit ihres Publikums spekuliren. Hier ist wenigstens wieder einmal ein rechtschaffener Arbeiter, der auch zugleich ein talentvoller Mann ist, und das thut wohl, wie viel man auch sonst vermissen mag.

Die Sprache Philippis ist gebildet, wenn ihr auch ein eigentlich geistiger Duft (ich denke nicht an esprit, vor dem uns die Schutzgöttin des Dramas bewahren möge!) mangelt. Unangenehm sind die vielen Fremdwörter. Warum muß „Apropos," „Trouble", Causes célèbres, „Malheur", „luxuriös," „heterogen," „Arrangement," „grassirend," „konferiren" u. dergl. m. gesagt werden? Gerade auf der Bühne sollte ein reines Deutsch angestrebt werden Die „Daniela" weist auch in dieser Beziehung einen Fortschritt gegen den „Advokaten" auf, und so wollen wir hoffen, daß der Verfasser die Unsitte mit der Zeit ganz überwinden wird.

Die Darstellung, welche das Schauspiel auf der Bühne des Schauspielhauses fand, war sehr lobenswert. Herr Ludwig (dessen Haltung zuweilen etwas Gezwungenes hat) war seiner Rolle ebenso gewachsen wie Fräulein Meyer der ihren; namentlich Fräulein Meyer verfügt über einen unwiderstehlichen Ausdruck des gedämpften Empfindens, der hier sehr zur Geltung kam. Eine außerordentliche Leistung war der Ehingen des Herrn Müller-Hanno — das gehaltene Lumpentum konnte nicht besser zur Erscheinung kommen. Auch Herr Keßler gab die schwierige Rolle des Dr. Arndt mit großem Anstand und überraschte im vierten Akt durch gemütvolle Wärme. Der liebenswürdige Kobold des Schauspielhauses, Fräulein Conrad, war leider nur mit einer unscheinbaren Rolle bedacht; aber sie mag spielen was sie will, sie erfreut immer, bald durch ihr schalkhaftes Lächeln und Lachen, bald durch den einfachen Ausdruck eines reinen, unbefangenen Gemüts. Die urwüchsige Anmut ihrer Bewegungen ist immer erquickend. Das ganze Wesen der trotz aller Vorzüglichkeit wohl immer noch entwicklungsfähigen jungen Künstlerin läßt sich mit dem Worte „traulich" bezeichnen; auch ihre Drolligkeiten tragen die Züge der Traulichkeit an sich. Das Zusammenspiel war, wie es auf der Bühne des Schauspielhauses bei Lust- und Schauspielen dieser Art immer der Fall ist, vorzüglich; kein Rädchen versagte, das vom Verfasser gebotene kam in allen Teilen zur glücklichsten Entfaltung. Da das Stück sozusagen ein Vermächtnis des geschiedenen Intendanten ist, so schienen alle Kräfte noch besonders ihr Bestes leisten zu wollen. Die Aufnahme des Schauspiels beim Publikum war eine unbestritten herzliche (vereinzelte Zischlaute hämischer Gesellen wurden vollständig überwältigt), der Autor und die Darsteller wurden nach jedem Akte zu wiederholten malen gerufen.

Aus der Erscheinung zu schließen, ist Herr Philippi ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, er befände sich dann auf dem Höhepunkte seines Lebens und seiner Kraft. Großes haben wir von ihm schwerlich zu erwarten; aber wenn er dem deutschen Theater für eine Reihe von Jahren tüchtige, das Leben der Gegenwart wiederspiegelnde Schauspiele liefern würde, so wäre das ein nicht zu unterschätzender Gewinn für uns. Nur ehrlich bleiben und fleißig, fleißig!

Es ist mir sehr erfreulich, daß ich meinen Bericht nicht abschließen muß, ohne der dritten Neuigkeit des Theaterjahres die ihr gebührende Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, dem von vielen mit Spannung erwarteten Schauspiele „Das neue Gebot" von Ernst von Wildenbruch, welches das Ostend-Theater am 23. Oktober zur Aufführung gebracht hat. Ernst von Wildenbruch steht seit einiger Zeit an ausgezeichneter Stelle, und wie wenig mich auch seine Theaterstücke bisher entzücken konnten, so bin ich doch dem Publikum für diese Neigung nicht gram, weil Wildenbruch ohne Zweifel das Gute will und es mit ehrlichen Mitteln zu erstreben versucht. Warum sollte man einem solchen Manne die Teilnehmung versagen? Vielleicht hat man dem Dichter von verschiednen Seiten zu stürmisch entgegengejubelt; aber die Liebe, die Bewunderung kennt bekanntlich selten ein Maß, und es ist immer fruchtbringender für beide Teile, zu liebevoll zu sein, als liebeleer. Wildenbruchs Theaterstücke sind nichts weniger als bedeutende Schöpfungen. Der „Menonit" enthielt wohl Stellen von wirklich edelm Wert, hin und wieder kam sogar echte Leidenschaft und ein Zug von Größe zum Vorschein; aber das Ganze zeigte so viele Mängel, namentlich in der Motivirung und in der Charakteristik, daß dem Kenner kaum wohl dabei werden konnte. Glücklicherweise war der „Menonit" sozusagen ein Jugendwerk des hochstrebenden Dichters*); man durfte das Reifere noch erwarten. Aber wie wurde die Erwartung befriedigt? Mit den „Karolingern," mit „Harold" und „Christoph Marlow"! Ich gestehe ganz offen, daß mir diese Stücke geradezu widerwärtig waren und sind, obschon sich das Talent Wildenbruchs in ihnen durchaus nicht verleugnet; aber hier ist nichts echt als das Theaterfeuer, das in einigen Szenen lodert und wohl zu den großen Erfolgen dieser Stücke hauptsächlich beigetragen hat; „Christoph Marlow" beleidigte den gebildeten Geschmack noch obenein durch seine romantisch-verlogenen Voraussetzungen, durch das abgeschmackte Pathos eines Dichternarren — ich hatte jede Hoffnung für die Entwicklung des nicht mehr jungen Dramatikers aufgegeben und würde mich schwerlich mit einem seiner neuen Stücke auch nur oberflächlich beschäftigt haben, wenn mich nicht die Gelegenheit gezwungen hätte, dem „Neuen Gebot" näherzutreten. Meine Bemühung wurde durch eine sehr angenehme Enttäuschung belohnt. Wildenbruch ist es hier zum erstenmale gelungen, eine menschlich-einfache,

*) Wenn ich nicht irre, so wurde das Stück im Frühjahr 1879 zum erstenmale (im National-Theater) aufgeführt, ohne viel bemerkt zu werden; das „Deutsche Theater," welches dasselbe 1884 anstandshalber zur Aufführung brachte, ließ es ohne weiteres fallen.

verständige und verständliche Handlung in besonnener und edler Weise zur Darstellung zu bringen: ein Priester, der gezwungen wird, seinem Könige treulos zu werden, der dann mit großer Kühnheit einer menschlichen Regung nachgiebt, den Bann der Kirche auf sich ladet, sein eheliches Leben schänden lassen muß, von seiner Gemeinde verlassen wird, in die Ferne zieht und hier zwar den Sieg seines Königs noch erlebt, aber zugleich auch den Tod seines Weibes erleidet. Die Handlung ist von Wildenbruch sehr geschickt entwickelt; der Höhepunkt des Ganzen, die Rettung der bedrohten, auf dem Schmerzenslager zuckenden Königin, ist zwar so gewagt wie möglich, scheint sich aber ganz von selbst zu geben, sodaß man die kunstvolle Kühnheit des Dramatikers wohl bewundern muß; ebenso bewunderungswürdig ist die Szene im ersten Akt, welche mit der Verlesung der Bannbulle beginnt und mit den Verzweiflungsrufen Wimars*) endet; und sehr schön ist die Schlußwendung, daß Wimar dem sterbenden Priester, der ihm den Fluch gebracht hatte, den Segen erteilt. Mit einem Worte: des Lobens- und Rühmenswerten hat Wildenbruch diesmal genug geleistet, und niemand soll ihm das abstreiten. Aber gerade weil sich Wildenbruch diesmal als ein Künstler gezeigt hat, der es verdient, daß man ihm die Wahrheit sage, so dürfen auch die Mängel des Werkes nicht verschwiegen werden. Die Kunst des Verses hat Wildenbruch in jungen Jahren leider nicht erlernt, er wird sie sich in älteren Jahren schwerlich noch aneignen. Nur auf den Höhepunkten der Handlung wenn das Feuer in ihm lodert, wird auch seine Sprache fließend, rhythmisch und edel; im übrigen bleibt sie schlottrig, unrhythmisch und fällt leicht ins Gewöhnliche. Hoch soll es dem Dichter dennoch angerechnet werden, daß er diesmal der Bildersprache fast ganz entsagt und sich bemüht hat, so einfach wie möglich zu reden.

Schwerer wiegt der Umstand, daß das Schauspiel eigentlich ganz episodischer Natur ist; es schränkt sich alles auf den menschlichen Konflikt in Wimar**) ein. Von dem politisch-religiösen Treiben hören und sehen wir so gut wie nichts; selbst der Einführung des Cölibats wird nur ganz nebenbei gedacht und wohl nur, um den Tod Marthas notdürftig zu motiviren. Gerade an einem solchen Falle können wir gewahr werden, wie mißlich für das Drama (das wie alle echte Kunst ganz im Gemüt wurzeln muß) geschichtliche Stoffe sind, weil

*) Der Papst ist Gott! Sein Wort ist Gottes Wort!
Bruder, ich habe meinen Gott verloren,
Ich brauche einen Gott — gieb mir sein Wort —
Sein Wort soll in mich dringen und mein Herz
Totschlagen, mein wahnsinniges —
(er klammert sich an Bruno und drückt sich die Bannbulle ans Herz)
So — so — so — so.

**) Ob es beabsichtigt ist, daß Wimar eigentlich gar nichts von einem katholischen Priester in sich hat, daß der Luther bereits in ihm lebendig ist? Oder ging dem Dichter die Fähigkeit ab, sich in die Seele eines katholischen Priesters zu versetzen?

nur die größte künstlerische Kraft hier das Gegebene so zu bewältigen vermag, daß der Darstellung des menschlichen Konflikts die Darstellung der äußeren geschichtlichen Bedingungen nicht aufgeopfert werde. Mit diesem Mangel hängt es wohl auch zusammen, daß das Schauspiel ohne hervorragenden geistigen Gehalt ist. Im Jahre 1886 einen Priester gegen die Seelentyrannei der Hierarchie sprechen zu lassen, selbst in tiefempfundenen Worten sprechen zu lassen, will nichts bedeuten; auch sind über diese Verhältnisse schon sehr viel geistvollere und einschneidendere Worte gesprochen worden, namentlich von Leuten, die keine Dichter waren. Wenn nun auch diese geistige Unbedeutendheit, welche das Werk mit allen Werken Wildenbruchs gemein hat, bis zu einem gewissen Grade auf eine geistige Schranke des Dichters zurückzuführen sein dürfte, so ist sie doch zum Teil wohl auch durch den Stoff selbst bedingt worden — wie soll ein Dichter, der sich seine Stoffe aus den entlegensten Jahrhunderten zusammensucht, beweisen, daß er auf der Höhe seines Jahrhunderts stehe oder gar über sie hinausrage! Der Künstler hat seine geistige Größe wohl vor allem darin zu beweisen, daß er ein großer Künstler ist; aber ein Dichter und Dramatiker muß auch zugleich eine große geistige Macht sein, weil er ohne sie auch kein wahrhaft großer Künstler sein kann, der den gesteigerten Ansprüchen einer hochentwickelten Nation zu genügen vermag.

Wenn Herr von Wildenbruch diese Zeilen liest, so wird er ohne Zweifel ein Lächeln nicht unterdrücken können; denn es ist kein Geheimnis, daß er zu den Schriftstellern gehört, die sich selbst anbeten. Aber gerade diese Selbstanbetung scheint mir eine Gefahr für den begabten Schriftsteller zu sein. Wie sich diese Krankheit in ihm entwickeln konnte, läßt sich wohl begreifen. Man denke sich einen Mann, der vom brennendsten Ehrgeiz erfüllt ist, das Edle nicht nur zu leisten, sondern es auch anerkannt und gefeiert zu sehen, der aber überall mitleidigem Lächeln begegnet und sechsunddreißig Jahre alt werden muß, bis ihn ein glücklicher Zufall nicht nur aus dem Dunkel hervorzieht, sondern sogleich auf die Höhe des Erfolges reißt! Mußte schon der verkannte Dichter ein krankhaftes Selbstgefühl in sich nähren, um nicht verzweifelnd ins Wasser zu springen, so hätte der über Nacht berühmt gewordene Dichter wirklich ein Riesengeist sein müssen, wenn ihn der Erfolg nicht hätte schwindlig machen und in ihm das Bewußtsein von seiner Größe zur Ungeheuerlichkeit steigern sollen. Wenn aber dieses Selbstgefühl zur Selbstgefälligkeit wird, so ist das schon für einen jungen Künstler gefährlich, für einen Mann von vierzig Jahren muß es zum Unheil werden; und das wäre immerhin zu beklagen.

Wildenbruch ist kein großer Dramatiker, ihm fehlen dazu reine Tiefe der Empfindung (oder doch die Fähigkeit, sie zum Ausdruck zu bringen), Weite des Gesichtskreises, Höhe des geistigen Standpunktes und philosophischer Tiefsinn, ohne den der begabteste Dramatiker nicht über den talentvollen Theaterstückschreiber hinauswachsen kann; er sieht zudem an seinen Stoffen zu wenig, was

des Sehens wert wäre, nur der eine oder andre zu erreichende theatralische Effekt wird ihm deutlich; aber er besitzt die seltene Fähigkeit, diesen gesehenen Effekt mit aller Kraft auszugestalten. Wenn er dazu gebracht werden könnte, mehr in seine Stoffe hineinzusehen, so wäre damit vielleicht die Möglichkeit für ihn geboten, dieses Gesehene dann auch zu gestalten; und dann käme es wohl nur auf andauernden Fleiß an, damit er Werke hervorbrächte, die unserm Theater dauernd zur Zierde gereichen könnten.

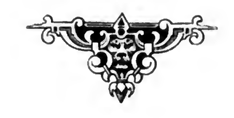
Die Darstellung, welche dem Werk auf der Bühne des neuerstandenen Ostend-Theaters zu Teil wurde, war immerhin genügend. In pathetischen Stücken dieser Gattung sucht man weder Wahrheit noch Natürlichkeit, man verlangt sie daher auch nicht von den Darstellern. Sie schrieen und schleuderten die Arme in die Luft, daß es eine Lust war, und der jubelnde Beifall des vollen Hauses blieb denn auch nach den Aktschlüssen nie aus. Aber mir that doch das Herz weh bei diesem Jubel! Alles ehrlich Gewollte und Geleistete soll sich bewähren dürfen — das ist mein Grundsatz. Aber wenn ich nun das gelesene Buch weggelegt habe und vor der Bühne sitze und diesen Lärm mit anhöre! In der bildenden Kunst sind wir endlich dem Theatralischen so gut wie entwachsen, nach Einfachheit und Natürlichkeit streben die Guten und die Besten, selbst die religiösen Gemälde zeigen uns den Heiland nicht mehr im aufgeputzten Sonntagsstaat, in theatralischen Stellungen. Auch die Literatur geht immer entschiedner dem Ideal einfacher Naturwahrheit entgegen. Und hier?

Und nun zum Schluß noch eine Gelegenheitsbetrachtung. Wir haben es einem glücklichen Zufall zu verdanken, daß das „Neue Gebot" vor dem Publikum der Hauptstadt zur Darstellung gelangt ist. Das Schauspielhaus war verhindert worden, sich diese Lorberen zu pflücken; die Aufführung an dem ersten Theater Berlins mußte unterbleiben. Das „Deutsche Theater" hat in der Erkenntnis seiner Schranken längst darauf verzichtet, ein künstlerisches Institut zu sein, das höhere Verpflichtungen zu erfüllen streben muß; es ist durchaus auf Spekulation gegründet und kommt den „idealen" Bedürfnissen seines Publikums durch schöne Dekorationen und Gewänder entgegen, für die es die nichts kostenden „Klassiker," soweit sie für das lückenhafte Personal spielbar sind, als Füllung verwendet. So mußte sich denn das Ostend-Theater, das, am äußersten Ende von Berlin gelegen, nicht leben und nicht sterben kann, des heimatlosen Werkes erbarmen. Sind das der Hauptstadt des deutschen Reiches würdige Zustände? Nein! Uns mangelt ein vornehmes Theater, das, durch keine Rücksichten behindert, dem Guten eine Stätte bereiten kann, und, wohlgemerkt! dem lebendigen Guten. Sollen wir auf dieses Theater warten, bis die Spekulation sich dazu erhebt? Die Spekulation ist ein Krebsschaden für jede Kunst, sie kann wohl gelegentlich das Gute fördern, wenn sie dabei ihre Rechnung findet, aber sie wird es nie, wenn das

Schlechte, Anspruchslose ihr dieselben oder gar bessere Dienste leistet. Wir brauchen in Berlin ein von allen unkünstlerischen Zwecken unabhängiges erstes Theater, und dieses Theater könnte nur ein Stadttheater sein. Der Magistrat von Berlin hat sich auf allen andern Kulturgebieten bereits die höchsten Verdienste erworben — will er es nicht auch einmal mit der dramatischen Kunst versuchen? Alle andern Künste können von oben her, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, befördert werden — nur die dramatische Kunst, weil sie eine geistige Kunst und zugleich die volkstümlichste Kunst ist, bedarf der Gunst der gebildeten Bürgerschaft, wenn sie blühen soll, die Bürgerschaft muß die Pflege derselben selbst in die Hand nehmen.

Für heute beschränke ich mich auf dieses Wenige. Unsre Zeit ist so günstig wie möglich, um einer solchen Idee Leben zu geben: man führe eine unscheinbare Theatersteuer ein, wie man uns eine Kirchensteuer auferlegt, und gönne dafür der ärmeren Bevölkerung den freien Eintritt auf die niedrigen Plätze, während man zugleich die Preise der Plätze im allgemeinen für die steuerzahlenden Bürger der Stadt möglichst niedrig berechne — ich zweifle keinen Augenblick daran, daß das Theater nicht nur jeden Abend voll sein, sondern auch dem Säckel der Stadt eine schöne Jahreseinnahme liefern würde. Dramatiker, Dramaturgen und Schauspieler würden sich schon finden, wenn man nur nicht gleich zu viel erreichen und Früchte pflücken will, ehe die Saat gestreut worden ist. Eine Beeinträchtigung des Schauspielhauses wäre nicht zu befürchten; das Schauspielhaus kann nur wenige Neuigkeiten im Jahre bringen und würde sich in diesem Falle ziemlich ausschließlich auf die Pflege des historisch gewordenen Guten zu beschränken haben, was ein großer Gewinn für die Kunst wäre. Das „Stadttheater" müßte sich, wie gesagt, nur mit dem Neulebendigen beschäftigen, sodaß es sich zu dem Schauspielhause verhalten würde wie etwa die „Nationalgalerie" zum „Museum."

Ein Traum! wird man rufen. Sei's ein Traum; aber schon mancher Traum ist in Erfüllung gegangen, und ich wüßte keinen, der über kurz oder lang so notwendigerweise wird in Erfüllung gehen müssen wie dieser!





Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)



Mathilde war so erfreut, Lischen Schefflingen nach längerer Zeit einmal wiederzusehen, daß sie wenig Interesse für die übrigen Anwesenden hatte. Die beiden Freundinnen saßen auch beim Diner neben einander, und Anton, dem die Frau des Hauses mit viel Würde eine Familiengeschichte nach der andern erzählte, konnte nicht umhin, trotz seiner aufrichtigen Verehrung für die Frau Mutter mehr als einen Blick nach der Tochter hinüberzuwerfen. Trotz dieser geteilten Aufmerksamkeit befestigte sich aber der junge Mann mit den seelenvollen, treuen Augen in der Gunst der gestrengen Dame.

Valer machte indessen seiner Tischnachbarin, der Komtesse Asta Lembrück, mit halber Stimme Bemerkungen, die diese sehr zu fesseln schienen. Finden Sie nicht, Gräfin, daß ich auffallend an Mirabeau erinnere?

Mirabeau? Wie so, Baron Riffelshausen?

Die kleine Komtesse im orangefarbenen Kleid hatte wirklich etwas von Mirabeau gehört, konnte aber den Helden der Revolution in keinen Zusammenhang mit dem Referendar bringen.

Ich meine nicht Ihren Freund, den großen Mirabeau, sondern seinen Bruder, das Weinfaß. Sehen Sie einmal nach meinem Bruder Anton!

Die Komtesse sah auf. Der Bezeichnete war eben dabei, seiner Nachbarin zur Linken, einer zweiten Komtesse Lembrück, von der wiedererstehenden Größe des deutschen Reiches und von der Jugendkraft der Nation zu sprechen. Er forderte mit erhobener Stimme und blitzenden Augen die Feinde Deutschlands auf, die Kraft des deutschen Armes zu versuchen. Um ihn her lauschte man ihm mit einer Art Andacht; sogar Fräulein Lischen, die so streng daran ge-

wöhnt war, ihre Blicke zu wahren, sah bewundernd in das erregte Gesicht des jungen Patrioten.

Auch Komtesse Asta verweilte länger, als unbedingt nötig war, auf diesem Bilde; dann drehte sie sich rasch ihrem Nachbar zu.

Was hat aber Ihr Bruder mit Mirabeau, dem Weinfaß, zu thun?

Dieser dicke junge Mann pflegte zu klagen, der berühmte Bruder sei sein Schicksal. Wäre der nicht da, so würde man in ihm einen lüderlichen, aber recht gescheiten Menschen sehen. So aber, neben dem Bruder, gelte er für bornirt und solide. Mir geht es gerade so, Gräfin! Wenn dieser Anton nicht da wäre, so nähme man mich für einen leidlich hübschen Menschen.

Die Komtesse konnte bei dieser Bemerkung kaum ein Lächeln unterdrücken. Valerians Gesicht war durch eine Schmarre, die quer über die Stirne lief, nicht verschönert worden.

Ich bemerke wohl Ihr Lächeln, fuhr er fort. So geht es mir immer. Warum mußte ich Sie auch noch auf die Schönheit meines Bruders aufmerksam machen! Man würde sonst mein Gesicht zwar nicht eine regelmäßige Antike, aber doch einen interessanten Charakterkopf nennen. So habe ich mir auf der Mensur einige Schönheitspflästerchen auflegen müssen, um nur überhaupt bemerkt zu werden. Sie würden mich auch einen Raufbold nennen, aber was will mein bischen Streitlust sagen gegen diesen Anton, der die ganze französische Armee zum Frühstück speisen will? Nun heiße ich überall: der häßliche und harmlose Riffelshausen.

Die Harmlosigkeit imponirte der jungen Gräfin nicht; denn sie hatte bereits von Valerian Riffelshausen als einem ganz bösen Händelsucher sprechen hören.

Heda, Schefflingen! rief jetzt Valer dem Sohne des Hauses zu. Sie haben doch sicherlich nur Ihren Abschied genommen, weil der Zivilanzug Ihrem famosen Geschmack ein reicheres Feld bietet.

Dem einen dies, dem andern das, antwortete Emilchen ärgerlich, es giebt auch Leute, die keine Kleidung verschönern kann.

Valer lachte. Sie müssen sich mit meiner sanften Schwester gut herumgeschlagen haben, daß solche Funken stieben.

Aber Julie, Emilchens Nachbarin, hörte diese Bemerkung nicht. Von der andern Seite der Tafel her hatte sie die Stichworte Daïda und Moosdorf vernommen.

Was ist denn los? fragte Valer, ihrem aufmerksamen Blick folgend.

Daïdas sind wieder in Moosdorf.

Herr von Schefflingen erzählte soeben Fräulein Cäcilie diese interessante Thatsache.

Der Graf ist mit Frau und Tochter anwesend.

Entschuldige, Onkel, sagte der junge Lembrück, nur mit der Tochter. Die Gräfin ist in Berlin zurückgeblieben.

Das scheint mir doch recht wenig passend, äußerte Frau von Schefflingen.

Mein Gott! rief Lembrück, schwieg aber auf einen verweisenden Blick der Mutter.

Überhaupt, sagte Cäcilie von Riffelshausen, diese Daïdas —

Jawohl, meine Liebe. Die Schefflingen faßte Cäciliens Hand und begann zu flüstern.

Sie endigte etwas lauter mit der Bemerkung, daß Daïdas Tochter sich durchaus keiner musterhaften Erziehung erfreue. Ich werde Lischen nicht mit ihr zusammenkommen lassen, selbst wenn sie hier Besuch machen sollte.

Natürlich nicht, erwiederte Cäcilie eifrig, ich würde den Besuch nicht einmal annehmen.

Eine der Komtessen Lembrück erzählte Mathilden, die Komtesse Daïda sei garnicht so besonders schön, wie man immer von ihr sage.

Die Arme wird nun auch die Freuden des Landlebens kennen lernen, lachte Emilchen, aber, nimm mir's nicht übel, Cousine, schön ist sie doch!

Nach dem Essen begab man sich in den schattigen Park, um einzeln oder zu zweien zu lustwandeln.

Leutnant Rohr, ein leidenschaftlicher Zeichner, bat Julie um die Erlaubnis, sie in sein Taschenbuch skizziren zu dürfen. Sie willigte ein, stellte aber die Bedingung, daß er sie gut unterhalte während der „Sitzung." Was sie interessire? fragte Rohr. Alles, was von wirklich originellen Menschen handelt, sagte sie, zum Beispiel diese Daïdas.

Rohr schien ihrer Meinung sein. Er erzählte lebhaft, während er zeichnete; waren doch die genialen Streiche der Söhne Daïdas unter den Offizieren der Residenz ein unerschöpfliches Thema.

Es ist ein Jammer um diese begabten Menschen, schloß Rohr, in ihrem tollen Eigensinn rennen sie so lange gegen alle Wände, bis sie mit zerbrochnem Schädel am Boden liegen. Am meisten common sense hat noch der Vater. Aus dem hätte etwas werden können, wenn er rechtzeitig in die rechten Hände gekommen wäre.

Julie hatte eine ausgeprägte Vorliebe für starken und schrankenlosen Eigenwillen. Ein Körnchen Genie, erklärte sie, wiegt viele Zentner Vernunft auf.

Während diese beiden sich auf diese Weise vergnügten, bearbeiteten Anton und Valer Riffelshausen eine Variation des gleichen Themas. Als nämlich Valer in einem der schattigen Wege zufällig seinen Bruder allein traf, fragte er ihn: Höre mal, Toni, kennst du diese Daïda?

Die Tochter?

Ja, natürlich. Kennst du sie?

Ja.

Nun?

Was denn?

Wenn ein Mädchen so viel von sich reden macht, lohnt es sich doch wohl, daß Anton Riffelshausen seinen hochgebornen Mund zu ein paar Worten über sie öffnet.

O, wenn du das willst, da kann ich dir einen ganzen Roman erzählen. Wir hatten eine Schlittenfahrt arrangirt, und meine Dame meldete sich krank. Mein Kamerad Rohr, derselbe, den du heute hier kennen gelernt hast, führte mir ohne Vorstellung eine andre zu, gerade im Augenblick des Aufbruchs, und wir sausten los. Sonderbarerweise konnte ich nicht herausbringen, wen ich zu fahren die Ehre hatte. So langten wir im Gasthaus an, wo nach Verabredung gegessen und getanzt werden sollte.

Du kanntest sie wirklich noch nicht?

Nein. Ich bin den Daïdas standhaft aus dem Wege gegangen, was manchmal schwierig genug war.

Das glaub' ich! Aber weiter im Text.

Ich will ihr eben einschenken, da sagt unser Visavis, der uns schon etwas mehr als nötig lorgnettirt hatte, zu seiner Nachbarin: Gott, meine Gnädigste, die Daïda und der Riffelshausen sind aber ein ganz famoses Paar. Ich bekam einen Schreck, daß —

Du den Rotwein auf das Tischtuch gossest, wie?

Und über ihre Hand und ihr Kleid, was schlimmer war. Die Komtesse schien durchaus unbefangen. Ich erhielt am nächsten Morgen ein Billet von ihrer Mutter, meine Dame sei wohl. Sie erachte es für unnötig, daß ich mich persönlich nach ihrem Befinden erkundige.

Wie ist denn die junge Dame?

Ich weiß nicht. Ihre Augen sehen jeden Sperling verliebt an, schwerlich einen mehr als den andern.

Hast du dich in sie verliebt?

In ihre Schönheit vielleicht so, wie in das reizende Pastellbild unsrer Großmutter.

Aber Antons Augen wanderten suchend umher. Hast du nicht Emil Schefflingen hier irgendwo gesehen?

Valerian lachte. Wie gefällt dir der Affenschwanz als Landjunker?

Besser als du als Satiriker, denn ein solcher muß Witz haben noch außer der Bosheit.

Alle Wetter, rief Valer, das sitzt! Seit wann bist du denn so intim mit dem Gecken, der auch da noch Eitelkeit sitzen hat, wo bei andern Sterblichen der Verstand ist?

Ich begreife wirklich nicht, was du gegen den harmlosen Jungen hast. Er hat dir sicherlich nichts zu leide gethan.

Sieh einmal den Ohrwurm an, der dort über den Tisch läuft. Der hat mir auch nichts zu leide gethan. Lassen wir das. Ich glaube, im Grunde ist's auch nur die Schwester, die du suchst.

Die Brüder gingen auseinander. Gleich darauf entdeckte Valer Fräulein Lischen in der Nähe des Hauses, wo sie unter den Kastanien auf einem Gartentische den Kaffee bereitete.

Ich will helfen, gnädiges Fräulein, sagte er zu ihr tretend.

Sollten Sie hierzu viel Geschick haben? erwiederte sie mit freundlichem Lächeln.

Versteht sich. Meine Tante hat mich in zarter Jugend schon als Küchenjungen angestellt, und wie in allem, habe ich mich auch hierin seitdem bis zur Unübertrefflichkeit vervollkommnet.

Sie haben eine hohe Meinung von sich, Herr von Riffelshausen.

Wer die nicht hat, kommt schlecht durch die Welt. Verlangen Sie, daß jemand Achtung vor dem Menschen habe, der sich nicht selbst achtet? Er muß es doch am besten wissen.

Lischen schüttelte den Kopf. Ich kann Ihnen nicht widersprechen; aber ich glaube nicht, daß Sie Recht haben. Wir sollen thun, was recht ist, meine ich, und das Urteil Gott überlassen.

Was ist recht?

Sie ließ die Hand mit dem Theelöffelchen sinken und sah ihn bekümmert an. Seine Frage erinnerte sie an das: Was ist Wahrheit? des Pilatus. Wir haben zwei Führer, sagte sie endlich, die Bibel und das Gewissen.

Valerian sah zu Boden. Die Bibel gebietet uns, kein Schweinefleisch zu essen und duldsam zu sein. Das Gewissen ist der Instinkt, der das Tier anweist, die ihm schädliche Arbeit zu meiden. Aber man hat gesehen, daß sich diese Naturanlage abstumpft.

Er sah gedankenvoll vor sich hin. Der Kaffee war fertig, und Elisabeth setzte den Deckel auf das Flämmchen, das durch den Druck erlosch. Dann ging sie fort, um die im Park zerstreute Gesellschaft zusammenzurufen.

Valer fühlte eine Hand auf seiner Schulter und erblickte aufschauend seinen Bruder. Antons sanfte Augen zürnten.

Du scheinst in der That nicht mehr zu wissen, was für dich recht oder unrecht ist, Bruder; wie könnte es dir sonst einfallen, so zu ihr zu sprechen? Woran denkst du, Valerian?

Du meinst doch nicht etwa, meine Worte könnten sie in ihrem Kinderglauben irre machen? Deswegen beunruhige dich nicht. Die Blume schüttelt den Regen ab und — bedauert mich nach Vorschrift; das ist alles.

Schon nahte mit fröhlichem Gespräch und Lachen die Gesellschaft, und bald saß alles einträchtig unter den Kastanien um den großen runden Kaffeetisch.

Ich habe unsern Pfarrer aufgefordert, zum Kaffee etwas herüberzukommen, bemerkte Frau von Schefflingen; aber er hat keine Zeit.

Wie sind Sie mit ihm zufrieden, liebe Schefflingen? fragte Cäcilie. Mathildens Aufmerksamkeit wurde durch das Zwiegespräch der beiden Damen von

einer Skandalgeschichte aus der preußischen Hauptstadt abgelenkt, die Emilchen ihr gerade auftischte, und sie horchte mit Spannung auf die Antwort der Frau von Schefflingen.

Er ist ja ein ganz junger Mann, antwortete diese, mit unserm unvergeßlichen Andermütz natürlich garnicht zu vergleichen.

Ei, das will ich meinen! rief der Hausherr erheitert; der Richter kann es noch zu etwas bringen. Eine ganz eminente Rednergabe hat der Mensch! Wird das in der Umgegend bekannt, so wird unser stilles Trübensee noch zum Wallfahrtsort.

Frau von Schefflingen sah den Gemahl starr an, bis er ausgeredet hatte; dann fuhr sie noch langsamer und würdevoller als gewöhnlich fort: In der That, dem seligen Andermütz garnicht zu vergleichen. Richters Ansichten wollen mir manchmal für einen Prediger etwas — wie soll ich mich ausdrücken? — etwas frei erscheinen. Er spricht allerdings fesselnd, aber meiner Meinung nach nicht ganz die Sprache, die in das Gotteshaus gehört. Übrigens hat er bereits viel Einfluß auf die Dorfbewohner, und ich kann nicht anders sagen, als daß dieser Einfluß ein recht günstiger zu sein scheint. Die Schefflingen zerbrach mit Würde eine Bretzel.

Nun stellen Sie sich die Situation vor, endigte auch Emilchen zu gleicher Zeit seine Erzählung; es war, um sich totzuschießen!

Und wodurch wurden Sie an der Ausführung verhindert? erkundigte sich bedauernd Valer.

Durch einen impertinenten Bengel, sagte Emil wütend, das kommt öfters vor.

Glaub's gern, lachte Valer; manchen Leuten geht das nicht anders.

Gegen Abend schlug Emilchen eine Kahnfahrt vor. Es war zwar einigermaßen rätselhaft, wie sich der Kahn durch die üppige Vegetation des Teiches Bahn brechen sollte, aber die Trübenseer glaubten so fest an den Teich, daß man, ohne die ganze Familie zu kränken, nichts einwenden durfte.

Der Vorschlag wurde also angenommen, doch faßte der Kahn nur vier Personen. Valerian stimmte dafür, man solle Schutzmannschaft um den Teich stellen. Er selbst verzichtete bescheidentlich auf das Vergnügen und schlug der Komtesse Lembrück vor, mit ihm in den Gemüsegarten zu gehen, denn dort würde der Mondaufgang zu sehen sein.

Aber erst um neun Uhr!

Ja so. Nun, dann haben wir zunächst Abendröte; machen Sie mich nicht unglücklich. Ich muß heute Natur bewundern.

Um den Kahn hatte sich ein liebenswürdiger Streit entsponnen, indem nämlich jeder dem andern den Vortritt lassen wollte. Emilchen stand bereits in dem leichten Fahrzeug, ohne des fast zollhoch um ihn stehenden Wassers zu achten.

Nur herein, herein! Wenn ich noch lange vor Anker liege, wird aus der ganzen Partie nichts. Fräulein Mathilde! herein, das bischen Feuchtigkeit schadet nichts.

Mathilde sah sich hilfesuchend nach ihren Brüdern um. Keiner von beiden war in der Nähe; in dem Gewässer aber glitzerte freundlich die Abendsonne. Ohne sich länger zu besinnen, nahm sie ihren Schlepprock auf und sprang leichtfüßig in den Kahn. Emilchen konnte nicht umhin, die Zierlichkeit ihrer kleinen Füße zu bewundern. Der zweite, der durch das Vorangehen der Dame angespornt sich opferte, war der Leutnant von Rohr. Mit Hilfe einer Stange wurde der Kahn vom Ufer abgestoßen. Rohr und Mathilde saßen sich schweigend gegenüber; es war ihnen etwas beklommenzu Mute.

Dringt Ihnen das Wasser auch nicht durch die Stiefel, gnädiges Fräulein?

Nein, noch nicht. Ich fühle garnichts.

Emilchen hob unterdessen die Stange von der rechten Seite nach der linken, wodurch der Nachen in bedenkliches Schwanken geriet, über die Insassen aber ein Sprühregen schlammigen Wassers herniederkam. Der kühne Fährmann bemerkte heiter: Ich dächte, wir stimmten eine Barcarole an: Das Schiff streicht durch die Wellen!

Rohr meinte, es sei ihm nicht gerade „fingerlich“ zu Mute, und setzte erschrocken hinzu: Um Gottes Willen! Du fährst ja gerade in die Blumen hinein!

Bewahre! Nur ruhig; ich bin ein perfekter Steuermann. Ich wollte aber, wir hätten noch eine Person auf dieser Seite. Ah — es geht auch so ganz vortrefflich.

Die Sonne ging leuchtendrot am westlichen Himmel unter. Das Wasser erglühte wie flüssiges Gold, und die weißen Wasserblumen schimmerten in zarter Röte. Der Kahn glitt langsam seine schmale Straße und wand sich im Schatten der mächtigen Bäume zwischen den üppigen Schilfbüscheln hindurch, deren lange Gräser sich in der Abendluft lispelnd bewegten. Mathilde sah auf zu den glänzenden Wölkchen und wieder in das stille Gewässer, das die Farben des Himmels gemildert, doch treulich wiederspiegelte, und sie vergaß den morschen Kahn und die Gesellschaft, in der sie sich befand.

Tausend Teufel! rief Emilchen. Noch ein Ruck, und die Spitze des Fahrzeuges saß fest in einem Gewebe von Flechten, das, halb unter dem Wasserspiegel verborgen, heimtückisch Kahn und Stange umgarnte.

Sitzen wir fest? fragte Rohr gelassen.

Ich kann mir doch garnicht erklären — brummte Emilchen, wenn nur das verdammte — Pardon! wenn ich nur erst die alte Stange heraus hätte!

Soll ich helfen?

Um alles nicht! Wir verlieren sofort die Balance. Will mal sehen, ob sich dem Geschling nicht mit dem Messer beikommen läßt.

Emil bog sich über den Rand des Kahnes und begann energisch gegen den Feind zu Felde zu ziehen. Leutnant Rohr zog die Brauen zusammen und sann nach, wie man sich am besten aus dieser dummen Lage befreien könne.

Man befand sich nicht sehr weit vom Ufer entfernt, aber in dem abgelegensten Teile des Teiches. Dunkle Buchen und Eschen schmückten den ziemlich hohen Uferrand und warfen tiefen Schatten über das Wasser. Ringsum herrschte des Abends Stille, kein menschliches Wesen zu hören und zu sehen!

Ist es tief hier? fragte Rohr, als Emilchen seufzend seine erfolglose Arbeit aufgab.

Nicht bedeutend. Wir benutzen immer die Stange.

Kann man zum Ufer marschiren?

Ach ja! Wenn man sich durch die infamen Pflanzennetze getraut.

Dann wäre es wohl das gescheiteste, einer von uns wagte den Durchmarsch und holte Leute, die das Ding herauszögen. Eine hübsche Strecke ist es freilich, es wird aber doch nichts andres übrig bleiben.

Die Kameraden sahen sich unmutig an. Schreien wir erst mal Lärm! meinte Scheffling. Man schrie, und Mathilde staunte ob der Macht ihrer Lungen, aber es ließ sich keine Antwort vernehmen.

Sie scheinen alle nach dem Hause zurückgegangen zu sein, bemerkte Rohr; übrigens ist es mir, als ob das Wasser im Kahn stiege. Verwünschte Situation!

Ich glaube auch, es steigt. Da suche du dein und unser Heil in der Flucht. Oder willst du hier bleiben, dann gehe ich.

Der Freund aber fühlte sich höchst unbehaglich in dem Fahrzeuge. Stille sitzen und hoffen ist ein hartes Ding. Er warf noch einen trüben Blick auf den untern Teil seiner Bekleidung, zog dann rasch den Waffenrock aus, warf ihn über die Schulter und schwang sich mit Hilfe der Stange über Bord. Als er sich aber bis an den Gürtel im Wasser fand, faßte ihn doch ein gelinder Schreck. Mit einem kühnen Wurf beförderte er seinen Rock zum Ufer, wo derselbe, eine traurige Flagge, an den Buchenästen hängen blieb, dann versuchte er nochmals das Fahrzeug flott zu machen; aber die Wassernixen mußten zu ungehalten über die Störung ihres Friedens sein. Sie ließen den Nachen, den festumklammerten, nicht los, sodaß auch dieses Helden Anstrengung vergeblich war.

Emilchen bedeutete den Freund, sich sofort rechts zu wenden, da werde es seicht. Aber um Gottes Willen, beeile dich, was du kannst! Sonst sinken wir, ehe uns deine Rettungsmannschaft erreicht.

Rohr näherte sich in mühsamem Kampfe gegen die Pflanzenwelt des Gewässers dem Ufer. Mathilde sah ihm mit wahrer Todesangst zu. Emil kaute an seinem Schnurrbarte und betrachtete bald sie, bald das langsam steigende Wasser.

Fatale Lage, äußerte er endlich, auf Ehre!

Mathilde bemühte sich eifrig, ihm zu beweisen, daß alles Mögliche und Unmögliche an dem Mißgeschick schuld sei, nur nicht Emil Schefflingen. Hiervon war er freilich auch ohne ihre Erklärungen überzeugt. Er hatte ganz famos ge-

fahren! Wer konnte denn auch wissen, wie die Schlingpflanzen während der letzten Jahre gewuchert hatten, und wie morsch der Kahn geworden war? Nichtsdestoweniger war die Lage sehr fatal.

Was ist zu thun? sagte er. Rohr geht am Ende gar nach dem Hause statt ins Dorf, welches von hier viel eher zu erreichen ist. Wenn ich nur die Kraft hätte, Sie hinüberzutragen! Aber bei der Schwierigkeit, sich hier durchzuarbeiten, würde meine Kraft und Körpergröße sich kaum als ausreichend erweisen!

Mathilde redete ihm dringend zu, sie allein zurückzulassen; aber er meinte, das ginge doch nicht an.

Die Sonne schien nicht mehr. Auf dem Trübenseer Teiche lag milde Abenddämmerung. Aber das Pärchen im Kahne dachte nicht daran, ein so trauliches tête-à-tête auszunutzen, sondern harrte beklommen auf Erlösung.

Sie nahte auch endlich. Zwei Männer sprangen ins Wasser und schritten rüstig auf den Kahn zu.

Heiliger Nepomuk! Ist das nicht Richter? rief Emilchen überrascht.

Mein Knecht Jakob und ich. Welcher Unverstand gab Ihnen aber ein, den Teich zu beschiffen, und obendrein in Damengesellschaft? So, Jakob, dort hinüber! Sieh du einmal zu, was sich machen läßt. Aber Sie haben das Boot voll Wasser! Kommen Sie heraus, Baron, und marschiren Sie ans Ufer! Ihre Dame werde ich —

Der Pfarrer warf jetzt den ersten Blick auf die Dame und verstummte. Mathilde wünschte sich in den Mittelpunkt der Erde. Sie verbarg das Gesicht in den Händen, um nicht von ihm erkannt zu werden.

Da ist bei Nacht nicht viel zu machen, meldete indessen Jakob, der Pfarrknecht; das alte Ding ist auch schon lange nicht wert, daß man sich damit herumschindet. Meinethalben ließe ich's drin, wenn nur die Herrschaften heraus wären.

Na los denn! rief Emilchen todesmutig und wagte den Sprung. Jakob leitete ihn umsichtig zum Ufer. Der Herr Leutnant sind schon im Schloß, um sich nach dem kalten Fußbade umzuziehen.

Ich dächte, das wäre schon etwas mehr als Fußbad, brummte Emilchen. Unterdessen hatte der herkulische Pfarrer Mathilden ohne Umstände auf die Arme gehoben, und, diesmal ängstlich auf seinen Weg achtend, folgte er langsam den andern. Sie müssen sich festhalten, sagte er nahe dem Ufer, ich brauche jetzt meinen Arm gegen diese Zweige.

Mathilde hielt sich nicht fest. Er ließ die Zweige fahren, daß sie zurückschnellten und er Mühe hatte, festen Fuß zu behalten. Warum thun Sie nicht, was ich Ihnen sage? Gehört ein Adelsdiplom dazu, Sie durch's Wasser zu tragen? Mathilde schwieg; aber sie fühlte die eiserne Umklammerung seiner Arme, bis sie das Ufer erreichten.

Danke Ihnen, Richter, empfing ihn Emilchen, der sich schüttelte. Sie

haben bestanden, was keiner besteht, als etwa St. Christoph. Hoffe, der Spaß wird Fräulein von Riffelshausen nicht schlecht bekommen!

Das gnädige Fräulein ist doch naß geworden, sagte Richter grimmig.

Das wird Lischen leicht wieder gut machen. Ziehen Sie sich rasch um, Richter, und kommen Sie zum Thee herüber. Mama erwartet Sie mit Bestimmtheit.

Der Pfarrer nickte zustimmend und ging ohne Gruß davon, über die Wiese.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren. Auch wer sich nur wenige Mußeminuten seinem Berufe oder seiner Arbeit entziehen kann, sollte sich den Genuß dieses Buches*) gewähren. Der Verfasser ist kein verbitterter laudator temporis acti, der nur für den verklärenden Schimmer der Vergangenheit Sinn hat, die Gegenwart verachtet und an der Zukunft verzweifelt. Im Gegenteil, er freut sich des großartigen Aufschwunges, den das deutsche Volk und Reich in den letzten Jahrzehnten genommen hat, er sieht vertrauensvoll in die Zukunft und schildert mit liebenswürdiger Behaglichkeit, wie es früher in einer kleinen deutschen Stadt (Kassel) ausgesehen hat. Es ist eine Kulturgeschichte im Kleinen; ohne den Apparat gelehrter Anmerkungen ist nicht nur eine reiche eigne Erfahrung, sondern auch mühsames Studium zu einem anschaulichen Bilde verarbeitet worden. Das, was z. B. über die Preisverhältnisse vorgetragen wird, ist wert, wie eine gediegene Abhandlung in einer volkswirtschaftlichen Zeitschrift geschätzt zu werden.

Der Verfasser schildert im Mittelpunkt den deutschen Bürger, wie er in der That noch vor sechzig Jahren einen Stand für sich bildete, von dem sich der Adel wie der Bauer und kleine Handwerker gleich entfernt hielten. Trotzdem bildete das Volk ein harmonischeres Ganze als heute, wo die soziale Kluft durch die Verschiebung der Besitz- und Erwerbsverhältnisse viel größer geworden ist. Obwohl das Buch nicht Moral predigen will, so sind doch Seitenblicke mit vieler Schärfe auf die weniger erfreulichen Folgen geworfen, die sich aus den sozialen Gegensätzen und der mit der größern Werterzeugung auch vermehrten Genußsucht ergeben. Dabei vermeidet der Verfasser mit vielem Takte, die besondern politischen Verhältnisse der von ihm geschilderten Zeit zu berühren, obwohl es ihm gewiß gerade für Kassel an interessantem Stoff nicht gefehlt haben würde. Das Buch wird keine politische oder religiöse Meinung verletzen und sich auch von diesem Gesichtspunkte seiner Freunde Zahl vermehren.

Es kann hier nicht der Ort sein, auf die durch die Lektüre erhaltenen Anregungen genauer einzugehen. Auffallend ist aber folgendes. Während man jetzt so viel von der gleichmachenden Wirkung unsrer Zeit spricht und hervorhebt, wie diese jede Individualität beseitige, so scheint es, als ob doch auch in früherer Zeit die Eigentüm-

*) Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren. Von Dr. Otto Bähr. Zweite Auflage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1886.

lichkeiten sich nicht so stark geltend gemacht hätten. Der Schreiber dieser Zeilen ist in einer nordöstlichen Stadt geboren und erzogen, die etwas größer wie Kassel ist, und trotz dieser geographischen und stammesverschiednen Lage findet er in den Schilderungen des Buches ganze Seiten und Kapitel, die er nur mit geringen Veränderungen auf seine Vaterstadt übertragen könnte. Darin liegt wieder ein Vorzug des Buches; es ist von dem allgemeinen Standpunkte geschrieben, der es jedem Deutschen, nicht etwa bloß dem Kasseler oder Hessen, interessant macht.

Dann aber ist noch eins zu bemerken. Der Schreiber dieser Zeilen ist ein Menschenalter jünger als der Verfasser des Buches. Seine Schulzeit in ihrem Anfang fällt in die Mitte der fünfziger Jahre und endet mit dem österreichischen Kriege. Trotz dieses Zwischenraumes findet er, daß die Schilderungen vielfältig auch noch für seine Jugendzeit zutreffend sind. Die Einfachheit des Lebens innerhalb und außerhalb des Hauses, die geselligen Beziehungen, die Verhältnisse von Kunst und Bildung — sie haben sich anscheinend in Deutschland bis zu einer gewissen Zeit, nach dem Ende der Freiheitskriege bis noch ein Jahrzehnt über die 1848er Bewegung hinaus, gleichmäßig erhalten. Die Einwirkung der Eisenbahnen mit ihrer neuen Wertvergrößerung des vorhandnen Nationalvermögens ist in ihrer Ausdehnung doch erst gegen Ende der fünfziger Jahre fühlbar geworden. Die Erfindungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften haben in ihrer Umsetzung auf das praktische Gebiet noch einige Jahrzehnte gebraucht. Vor allem hat aber erst die politische Auferstehung des deutschen Volkes einen Umschwung hervorgebracht, welcher mit dem Jahre 1866 eine bis in das kleinste Detail des Volkslebens fühlbare Epoche eintreten läßt. Um diese Zeit war es, als der Verfasser dieses Buches wie dessen Referent aus ihrer Provinzialstadt nach Berlin übersiedelten. Welcher Unterschied aber zwischen dem damaligen Berliner Leben und dem heutigen! Die Jugend, deren erste Erinnerungen in die Zeit nach 1866 fällt, wird für dieselben keine Anknüpfungspunkte mehr finden mit den Jugenderinnerungen ihrer Väter. Die Bedürfnisse dieser Jugend sind ganz andre geworden, und mit ihnen auch ein Wechsel der Genüsse eingetreten. Wer die einfachen Zustände mit einem Blicke übersieht, wie sie uns der Verfasser schildert, der fragt sich erstaunt, wo denn alle diese Güter herkommen, welche wir besitzen und nach denen die Nichtbesitzenden als nach etwas erreichbar möglichem streben. Es sind eben vor sechzig Jahren bis in die Zeit des großen politischen Erwachens viele Kräfte in unserm Volke latent gewesen; sie haben erst mit der politischen Machtentwicklung nach innen und außen Zeit gefunden, sich zu entfalten, und sie sind in üppigem Wachstum emporgeschossen, wie der kraftvolle junge Eichbaum zu einem mächtigen Stamme. Es muß jedes warme vaterländische Herz mit Stolz und Lebensmut erfüllen, wenn, durch die lebensvollen Schilderungen des Verfassers angeregt, die von ihm nach der guten Art eines Teniers oder Jan Steens gemalten Verhältnisse mit den heutigen verglichen werden. Aber den Lichtbildern fehlen auch die Schattenseiten nicht, und Bähr hat den ebenso einfachen wie richtigen Ausdruck dafür gefunden, wenn er in der Vermehrung des Luxus und in der Vergrößerung der Genußsucht, wie sich dieselben auch in den geringeren Klassen der Bevölkerung zeigen, den Sitz für die Unzufriedenheit bezeichnet, die heute ebenso gewachsen ist. Als echter konservativer Mann in der guten Bedeutung dieses Wortes können wir mit dem stolzen Römer nur bitten, daß unser Volk nach innen und außen nicht größer werde, sondern in seiner Kraft und seinen Tugenden erhalten bleibe. Dann wird sich das Wort bewähren, mit welchem der Verfasser schließt: „Raum für alle hat die Erde," das aber noch einen schöneren Ausdruck gefunden hat in jenem Worte, dessen Ver-

kündigungszeit wieder herannaht: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.

Das ist nur ein geringer Teil von dem, wozu das Bährsche Buch anregt. Es hat sich bereits seinen Weg gebahnt, und wir hoffen, daß es einen noch viel größeren Eingang in die weitesten Kreise unsrer gebildeten Bevölkerung finden wird.

Musikalisches Deutsch. An den Straßenecken und Anschlagsäulen Leipzigs ist seit zwei Wochen wörtlich und buchstäblich folgender Maueranschlag zu lesen, der es verdient, nicht bloß weitern Kreisen mitgeteilt, sondern auch der Nachwelt aufbewahrt zu werden:

Musik! Einem geschätzten und kunstsinnigen P. T. Publikum zur gefl. Kenntnißnahme, daß sich eine aus den besten und zivilisirtesten Kreisen, für Musik interessirende Vereinigung von Herren und Damen reconstituirt hat, die die weltliche, moderne und brillante Musik (Gesang und Instrumental) ernstlich und eifrig ins Auge gefaßt haben, um speziell diese Musik, nur nach streng künstlerischen Principien und gleiche Zwecke eines hier hochstehenden populären Kirchen-Gesang-Vereines verfolgend, zu kultiviren beabsichtigen. Wir glauben uns der Hoffnung hingeben zu können, das Jeder, der Sinn für dies schöne Unternehmen hat, uns hülfreich die Hand zum Bunde reichen wird, um gemeinsam jene in unserer Stadt bemerkbare Lücke auszufüllen, die wir mit dem (gem.) Verein für gediegene, weltliche Musik auszufüllen gedenken. Wir bitten auf diesem vielleicht etwas ungewöhnlichen, aber des Erfolges wünschenswerthen Wege, Jedermann, der Neigung zur Kunst und über Stimmmittel verfügt, gut und weniger musikalischen Herren und Damen, um das Werk sofort in größerem Maaßstabe handhaben zu können und um somit desto eher zum Ziele zu gelangen, recht zahlreich ihre werthen Adressen unter „Oratorienverein" an die Expedition des „Leipziger Tageblattes" baldigst, spätestens aber bis zum 7. November l. J., vertrauensvoll niederzulegen; worauf wir den geehrten Interessenten unsere ausführlichen Circulare, die weiteren Initionen des Vereins behandelnd, zur gefälligen Einsichtnahme franko zusenden werden.

Leipzig, im October 1886. Das Comité.

Wenn in Leipzig ein vornehmer Chorgesangverein zu stande käme, der künstlerisch vollendete Aufführungen weltlicher Oraterien und Chorlieder böte, so wäre das ja eine wahre Bereicherung unsers neuerdings zwar sehr in die Breite, aber dabei nicht in die Tiefe gehenden Musiklebens. Aber haben denn die guten Leute niemand finden können, der ihnen einen einigermaßen vernünftigen Aufruf zusammendrechselte? So etwas von unfreiwilliger Komik wie dieser Anschlag ist doch in Leipzig, der Stadt der „Intelligenz," lange nicht dagewesen. Schade um die gute Sache, die nun wahrscheinlich vollständig ins Wasser fallen wird. Denn wer soll sich mit Leuten einlassen, die einen Verein, der noch garnicht bestanden hat, „rekonstituiren" wollen und auch noch weitere „Initionen" haben! Wer weiß, was da dahinter steckt!

Der Schwingpunkt. In dem Aufsatz: Noch ein Wort über Schöffengerichte (in Nr. 44 d. Bl.) ist gleich auf der ersten Seite ein seltsamer Satzfehler stehen geblieben. Der Verfasser hatte geschrieben, daß die Gegenüberstellung von „Juristenrecht" und „Rechtsbewußtsein des Volkes" den Schwingpunkt aller bisherigen Erörterungen über die Schöffengerichte zu treffen scheine. Den Schwingpunkt — so

war klar und deutlich in der etwas undeutlich geschriebenen Vorlage zu lesen. Die Redaktion nahm freilich Anstoß an dem Worte, aber zur Not ließ sich ja ein Sinn damit verbinden, man konnte an den Knotenpunkt der schwingenden Saite denken, den der Verfasser dann ähnlich wie Angelpunkt (cardo) gebraucht hätte, und da die Herren Verfasser mitunter sehr böse sind, wenn man ihnen etwas, das sie für besonders geistreich gehalten haben, ändert, so ging der Schwingpunkt in die Druckerei. Auch Setzer und Korrektor konnten das Wort nicht anders lesen, und so kam der Schwingpunkt in den Probeabzug. Als — leider zu spät! — die Fehlerverbesserung des Verfassers eintraf, was war aus dem Schwingpunkte geworden? Ein Springpunkt! Der Verfasser hatte also — übrigens nicht sehr glücklich — das punctum saliens durch diese neue Wortzusammensetzung wiedergeben wollen. Der Schwingpunkt ist aber doch gar kein übles Wort, und es sollte uns nicht wundern, wenn er uns nicht demnächst in der Tagespresse erst wöchentlich und dann täglich über den Weg liefe, neben Gesichtswinkel, Bildfläche, unentwegt, voll und ganz, selbstlos, zielbewußt, und wie diese Glanzwörter der Tagespresse alle heißen. Der Schwingpunkt — das ist gar zu schön! Also drauf, ihr Herren Journalisten!



Literatur.

Griechische Reise. Blätter aus dem Tagebuche einer Reise in Griechenland und der Türkei von Karl Krumbacher. Berlin, August Hettler, 1886.

Ein kleines, aber anziehend und fesselnd geschriebenes Buch eines jungen Philologen, welcher, zu wissenschaftlichen Zwecken, ausgedehnte Streifzüge namentlich durch die Inselwelt des ägeischen Meeres unternommen hat, und über Land und Leute, soziale und sprachliche Verhältnisse in sehr lebendiger, frischer Weise viel Wissenswertes mitteilt. Das Buch ist dem Andenken König Ludwigs I. von Baiern, „des großen Philhellenen," gewidmet und damit der Standpunkt des Verfassers den heutigen Griechen gegenüber schon gekennzeichnet. Krumbacher glaubt an die Entwicklungsfähigkeit, die politische Zukunft der Neugriechen, und seine Beobachtungen richten sich auf alle Anzeichen, aus denen die Ueberlegenheit der emporstrebenden griechischen über die sinkende türkische Rasse gefolgert werden kann. Wahrscheinlich finden die Grundanschauungen des Verfassers über diese wichtige Frage keinen Widerspruch, ob jedoch die Erfüllung der griechischen Träume in so naher Aussicht steht und das Türkentum (auch in Asien) bereits so ohnmächtig geworden ist, wie Krumbacher annimmt, dürfte nach den Erfahrungen der jüngsten Zeit doch noch recht zweifelhaft sein. Jedenfalls werden alle denkenden Leser dem Reisenden Dank wissen, der seine Fahrten und seinen Aufenthalt auf so selten betretenen Eilanden wie Samos, Patmos, Ceros u. a. (welche sämtlich noch unter türkischer Herrschaft stehen, aber im allgemeinen nur griechische Bevölkerung haben) mit so frischen Farben geschildert hat. Das kleine Buch unterrichtet über gewisse Schwierigkeiten der orientalischen Frage besser als hunderte von Leitartikeln.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.





Deutsche Sorgen in Österreich.

1.

Es sind jetzt einige dreißig Jahre her, daß die Grenzboten, ihrem Namen getreu, sich der Deutschen in den damaligen Grenzlanden im Norden, zwischen Elbe und Königsau, annahmen und in „Schleswig-Holsteinischen Briefen" über deren Bedrängung durch die Dänen berichteten. Etwa anderthalb Jahrzehnte später hatten sie eine ähnliche Pflicht zu erfüllen: sie wiesen in ausführlichen Schilderungen auf andre Angehörige unsrer Nation hin, die gleichfalls in schwerer Gefahr schwebten, ihr Volkstum zu verlieren, auf die Deutschen in den baltischen Provinzen Rußlands. Jetzt tritt eine dritte Aufgabe der Art an sie heran: sie haben auf die Vorgänge aufmerksam zu machen, welche die deutsche Nationalität jenseits der südöstlichen Grenze des Reiches mit Einbuße bedrohen, und zwar zunächst und vor allem auf den Kampf, in welchem die Deutschböhmen sich des gegen sie von Jahr zu Jahr eifriger und rücksichtsloser vordringenden Tschechentums zu erwehren suchen, und dessen bisheriger Gang zu einer Gestaltung der Dinge geführt hat, welche mit Fug eine beunruhigende genannt werden kann. Nicht ohne Grund rief schon vor einiger Zeit Graf Wurmbrand im Wiener Reichsrate aus: „In den russischen Ostseeprovinzen ist das Deutschtum nicht mehr gefährdet als in Böhmen, in Deutschböhmen!" Und am 19. März d. J. erhob der Abgeordnete Hallwich dort dieselbe Klage mit den Worten: „Wahrlich, meine Herren, dergleichen kann nur mit russischen Zuständen verglichen werden. Das hat entweder der weiße Zar von Ihnen (den Tschechen und ihren Patronen) oder Sie haben es von dem weißen Zaren gelernt." In einigen Wochen werden wir diese traurige Erscheinung einer ausführlichen Darstellung unter-

ziehen, welche zugleich die Ursachen und die Entwicklung derselben ins Auge fassen und die Mittel betrachten wird, die dem Übel Einhalt zu thun und befriedigende Verhältnisse zu schaffen geeignet wären. Für jetzt geben wir nur als Einleitung und Vorbereitung einen historisch-statistischen Überblick über das Deutschtum im österreichisch-ungarischen Doppelstaate überhaupt. Zunächst aber wolle man uns einige Bemerkungen gestatten, die uns vor Mißdeutung unsers Unternehmens sicherstellen sollen.

Die Pflichten, welche uns die Bedrängnis der Deutschen in Schleswig-Holstein um die Mitte und bis über das Ende der fünfziger Jahre hinaus, dann die Angriffe auf das nationale Interesse unsrer Volksgenossen in den baltischen Provinzen des russischen Reiches und zuletzt die Vergewaltigung des deutschen Elementes in den habsburgischen Landen diesseits und jenseits der Leitha auferlegten, waren ähnliche, aber nicht gleiche, zunächst weil uns im zweiten und dritten Falle nicht dasselbe Recht, dann, weil uns in ihnen nicht dieselbe Macht, einzugreifen und Wandel zu schaffen, zur Seite steht wie im ersten. Die „Schleswig-Holsteinischen Briefe“ der Grenzboten gehörten zu den Sturmvögeln, welche in dunkler Zeit einem Befreiungskriege vorausflogen, der übrigens auch erst möglich wurde, als die dänische Regierung, von der Kopenhagener Demokratie gezwungen, eine völkerrechtliche Verpflichtung gebrochen hatte. In Betreff der baltischen Frage, wo die russische Regierung ebenfalls mehr einer Partei zu folgen, als aus eigner Überzeugung zu handeln scheint, vermögen wir für die deutsche Politik gegenwärtig keinerlei Befugnis zur Einmischung, bestünde sie auch nur in freundschaftlichen diplomatischen Vorstellungen, zu entdecken, wohl aber raten Gründe, die zu Tage liegen, dringend, davon abzusehen. Nur das Gefühl braucht sich hier sein Recht nicht nehmen zu lassen. Unsre Presse darf über das Unheil klagen, durch Mitempfinden einigermaßen trösten und vielleicht auf die Möglichkeit besserer Tage hindeuten, die aber, von jetzt wohl fernen großen politischen Wendungen abgesehen, immer nur darin liegen würde, daß man in Petersburg einmal zu der Erkenntnis gelangte, man schade mit den betreffenden Maßregeln gegen den sittlich tüchtigsten, intelligentesten und loyalsten Teil der Untertanen des Zaren sich selbst. Nicht viel anders verhält es sich mit unsrer Stellung zu der übeln Lage, in welche sich das Deutschtum in Österreich und Ungarn durch die Ansprüche und Erfolge der Slawen und Magyaren gebracht sieht. Auch hier handelt die Regierung mehr geschoben und gezogen als aus eignem Antriebe, auch hier läuft sie Gefahr, dem Reiche schwere Nachteile zuzufügen und verhängnisvolles Unheil heraufzubeschwören, aber auch hier haben wir uns zu bescheiden und zu beschränken; denn auch hier stehen wir Deutschen im Reiche vor einer innern Frage im Hause des Nachbars, der uns zudem seit 1879 in eminentem Sinne ein getreuer Nachbar ist. Ob bei ihm wohlwollende Vorstellungen privater Natur, die auf die Gefahr hinwiesen, nicht, wenn sie von der rechten Stelle ausgingen, an maßgebendem Orte Ver-

trauen und Erfolg in Handlungen finden würden, wissen wir nicht zu sagen. Die Möglichkeit eines Mißverstehens scheint uns ausgeschlossen. Die Presse im deutschen Reiche aber kann hier mehr thun als im vorigen Falle, sie darf sagen, daß Österreich durch die Deutschen entstanden ist und durch sie zusammengehalten wird, daß jede unbillige Begünstigung der nichtdeutschen Nationalitäten mithin eine Versündigung an sich selbst ist, und daß solche Begünstigung in weitem Umfange jetzt stattfindet, sie darf dies durch beharrliche Wiederholung zur Überzeugung ihres Publikums daheim machen und die so entstandene und befestigte öffentliche Meinung den Stammverwandten jenseits der Grenze als Trost, als Bundesgenossin in ihrem Kampfe und als eine Art ultima ratio für den schlimmsten Fall vor die Augen halten. Es ist keine Offensive, sondern Selbstverteidigung, wenn sie das deutsche Österreich gegen die Flut des Slawentums wahren hilft, welche es mehr und mehr zu überschwemmen und so die Vorlande vor unsern Grenzdeichen sich einzuverleiben im Begriffe ist.

Der Ausdruck ultima ratio könnte mißverstanden werden, und so beeilen wir uns, dem durch die Erklärung vorzubeugen, daß wir das gegenwärtige Verhältnis des deutschen Reiches zum österreichisch-ungarischen Donaustaate für das einzig naturgemäße und beiden Teilen ersprießliche, eine Vereinigung beider also, die viel enger als das Bündnis von 1879 wäre, für nicht wünschenswert und die Hoffnungen auf eine Einverleibung der deutschen Österreicher in den Staat der Nation für Phantasterei und Chimäre halten; wenigstens für die von menschlichen Augen zu übersehende Zukunft. Festes Zusammenstehen beider Gruppen gegenüber den beide gleich bedrohenden Mächten im Westen und Osten und reger und immer reger werdender geistiger Wechselverkehr zwischen den Stammverwandten hüben und drüben zu gegenseitiger Ergänzung und Stärkung ist alles, was wir brauchen, und was wir infolge dessen verlangen und erstreben dürfen. Das deutsche Element im österreichischen Organismus nützt uns mehr, wenn es draußen bleibt, als es uns nützen würde, wenn es unserm Verbande angegliedert würde. Es ist dort die Goldader im Körper des aus allerhand Metallen zusammengesetzten Königsbildes im Goethischen Märchen von der schönen Lily. Das Bild zerfiel, als die Schlange das Gold herausgeleckt hatte. Der Bestand Österreichs ist eine europäische Notwendigkeit und ihn zu erhalten Bedürfnis und Pflicht ersten Ranges für uns. Überdies wäre jenes deutsche Element, wie dessen geographische Verteilung sofort erkennen läßt, nicht allein für uns zu gewinnen. Wir müßten mit ihm eine größere Anzahl Slawen in den Kauf nehmen, mit denen wir uns die Krankheit einimpfen würden, an welcher Österreich jetzt vorzugsweise leidet. Und ließe sich das vermeiden, wie es sich nicht vermeiden läßt, so bliebe immer noch das Bedenken übrig, daß die Deutsch-Österreicher Katholiken sind, die mit den ungebildeten Bevölkerungsschichten in ihrer Mitte und noch mehr mit einem einflußreichen Teile der gebildeten sofort in das Lager unsrer Ultramontanen einziehen würden,

die uns jetzt schon Not genug gemacht haben. Man erinnere sich nur an das bigotte Tirol und an die Gesinnungen, welche die adlichen Großgrundbesitzer Böhmens zur Schau tragen. Doch genug von diesem Kapitel, dem sich noch mancherlei Beweise dafür anfügen ließen, daß die Erfüllung gewisser Wünsche, die in den letzten Jahren diesseits wie jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle laut geworden sind, für uns kein Segen sein würde, so hoch wir auch die Begabung unsrer Stammesgenossen im Donaustaate anschlagen mögen. Übrigens ist, wie manches sich auch in Österreich gelockert hat, der baldige Zerfall desselben eine bloße Phrase. Die bestehenden Schwierigkeiten können noch und werden hoffentlich noch zur rechten Zeit überwunden werden, und wenn die Deutschen diesseits die Deutschen jenseits, die unter Tschechen, Polaken und Slowaken, Slowenen und Ruthenen die einzig wahren Österreicher sind, in der hier angedeuteten Weise kräftig und ausdauernd unterstützen, so werden sie wesentlich zum Gelingen des Werkes der Überwindung beitragen und zuletzt auch da Dank ernten, wo man ihre Teilnahme am Widerstande gegen die Entnationalisirung jetzt ungern sieht und zu verdächtigen bemüht ist.

Nach dieser Verwahrung gehen wir zur Betrachtung unsers eigentlichen Themas über, und zwar zunächst zu einem kurzen Rückblick auf das, was die Deutschen ehedem in Österreich leisteten und waren, dann zu einem Blicke auf den Rückgang, der sich bei diesem Elemente der Bevölkerung unsers Nachbarstaates in der letzten Zeit bemerken ließ.

Vor Beginn der Völkerwanderung war das österreichische Alpenland bis gegen die Donau hin von Kelten bewohnt, nach derselben von germanischen Völkerstämmen, unter denen der baierische hier die erste Stelle einnahm, welchem noch jetzt die Hauptmasse der dortigen deutschen Bevölkerung angehört. Seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts drangen Slawen im Gefolge des Steppenvolkes der Avaren vom Osten her längs der Flußläufe bis nach Tirol, Salzburg und Oberösterreich vor; aber zu schwach, um sich gegen die avarischen Dränger behaupten zu können, lehnten sie sich an die germanischen Nachbarn an, die unter dem Geschlechte der Agilolfinger ein mächtiges Stammherzogtum begründeten, welches jene teils zurückdrängte, teils in seiner Nationalität aufgehen ließ. In noch engere Verbindung mit dem deutschen Staats- und Kulturleben gelangten diese Länder durch Karl den Großen, der die Agilolfinger bezwang, ihr Gebiet seinem Reiche einverleibte, die Macht der Avaren vernichtete und die Ostmarken seiner Herrschaft bis tief in das heutige Ungarn hinein erweiterte. Er vergab ausgedehnte Strecken des damals schwach bevölkerten Landes an fränkische und baierische Adliche, an Klöster und Bistümer. Das gesamte Grundeigentum gelangte so in deutsche Hände, es entwickelte sich ein deutscher Herrenstand, in dessen Gefolge sich eine Flut deutscher Ansiedler in die Urwälder und Haiden des Donauthales und der Alpengegenden ergoß, um sie in bebauten Boden zu verwandeln. Im Osten erstreckte sich diese deutsche

Kulturarbeit bis über Raab hinaus, im Süden bis an das adriatische Meer. Die fränkische Verwaltung mit Gau und Hundertschaft wurde eingeführt, desgleichen die fränkische Heerverfassung. Allmählich entstanden in den Klöstern Schulen und Bibliotheken, und so regten sich in dem fernen Ostlande auch die ersten Anfänge zu höherem geistigen Leben. Diese schöne Entwicklung wurde durch das Eindringen der Magyaren unterbrochen, welche zunächst in den Tiefebenen der Donau und Theiß Wohnsitze fanden und dann in wildem Reitersturm gegen die deutsche Ostmark aufbrachen, die, nachdem 907 in der großen Raaber Schlacht Markgraf Luitpold von Scheyen mit vielen weltlichen und geistlichen Herren und dem gesamten Heerbann des baierischen Herzogtums gefallen war, bis zur Enns verloren ging und gänzlicher Verwüstung anheimfiel. Seitdem brachen die neuen Hunnen fast jedes Jahr sengend und mordend in die deutschen Lande ein, und erst dann tagte eine bessere Zeit, als der Stamm der Sachsen dem Reiche in seinem Herzoge Heinrich einen ebenso mannhaften als klugen Führer gegeben hatte. Sein Sieg an der Unstrut befreite Norddeutschland von der Magyarenplage, sein gewaltiger Sohn und Nachfolger Otto wies sie durch die Schlacht auf dem Lechfelde für immer aus den Grenzen der Reiches und nahm den Eroberern einen großen Teil des von ihnen geraubten Landes wieder ab, um daraus eine neue Ostmark zu gründen, mit der von Otto dem Zweiten das fränkische Geschlecht der Babenberger belehnt wurde. Auch andre Begründer fürstlicher Macht in den Alpenländern waren süddeutschen Ursprungs: so die Traungauer in Steiermark, die Eppensteiner und die Sponheimer in Kärnthen, endlich die Habsburger. Mit den fürstlichen und adeligen Familien aber zogen abermals Schaaren deutscher Kolonisten nach dem Osten, der, zur Einöde geworden, nun von neuem von der Axt und dem Pfluge für die Kultur gewonnen wurde und sich in seinen nördlichen Strichen fast ausschließlich in deutsches Land verwandelte. Auch im Süden macht das Deutschtum wieder Fortschritte. Die Stadtanfänge in Untersteiermark sind deutsche Sprachinseln, in Kärnthen verschwinden die freien slovenischen Grundbesitzer mehr und mehr, in Krain wandern deutsche Adelige, darunter die schwäbischen Auersperge, und zahlreiche Bauern ein. Allenthalben kam das deutsche Volksrecht zur Geltung, und überall war neben dem Lateinischen das Deutsche die Schrift- und Amtssprache. So erscheint die Kerngruppe des heutigen österreichischen Staates schon frühzeitig als ein stets wachsender Komplex deutscher Länder. Freilich machte sich bei ihrer Entfernung vom Mittelpunkte des Reiches die Neigung zur Bildung politisch selbständiger Gebiete bemerkbar, immer aber blieben sie in vielen Beziehungen mit jenem verbunden. Ihre Fürsten und Ritter z. B. nahmen eifrig an den Kreuzzügen und Römerfahrten der deutschen Könige teil. Das Interregnum, welches nach dem Aussterben der Babenberger in den Ostmarken fast gleichzeitig mit demjenigen begann, welches nach dem Aussterben der Hohenstaufen im deutschen Hauptlande Verwirrung und Schwäche hervorrief, wurde dort zur

Gefahr vor der böhmischen und ungarischen Begehrlichkeit. Aber Rudolph von Habsburg wendete dieselbe ab, indem er seine Söhne mit diesen Landen belehnte, wodurch letztere dauernd mit dem Reiche verbunden wurden. Auch die Grafen von Tirol suchten ihrem Lande den deutschen Charakter möglichst zu wahren. Es wurde mit deutschen Herzogtümern, erst mit Baiern, dann mit Kärnthen verbunden. Deutsche Herren siedelten sich an der Etsch an, deutsche Städte entstanden, die Bischöfe von Trient und Brixen riefen, noch im 12. und 13. Jahrhundert von deutschem Geiste erfüllt, Ackerbauer und Bergleute aus dem Reiche ins Land. Die Gewinnung von Metallen war nicht nur hier, an der Grenze der wälschen Welt, sondern auch in Steiermark, Salzburg und Kärnthen einzig in den Händen von Angehörigen unsrer Nation. Dasselbe war mit dem regen Handelsverkehr der Fall, der sich auf der Wasserstraße der Donau und auf den Wegen über die Alpen bewegte und in Linz, Hainburg, Steyr, Wien und Wiener-Neustadt, Bruck, Graz, Villach, Judenburg und Laibach seine Märkte und Stapelplätze hatte. Gleiches gilt von der Pflege der Künste. Die Wiener Bauhütte, welche eine Tochter der Straßburger war und ihr untergeordnet blieb, hatte ihrerseits Filialen in kleinern Orten, z. B. in Graz, welches in Meister Hans Niesenberger den Künstler erzog, der den Chor des Freiburger Münsters vollendete. Im Dienste der Architektur wurden auch die Plastik in Stein und Erz und die Glasmalerei von Deutschen mit schönem Eifer und Erfolg betrieben. Frühzeitig gediehen in diesen österreichischen Landen die im Mittelalter nah verschwisterten Künste der Poesie und Musik. Das Nibelungenlied erhielt hier seine letzte Gestalt, desgleichen das Epos Gudrun, welches noch heute in den Volkssagen der Godschee, dieser fernen deutschen Sprachinsel des krainischen Slawenlandes, nachklingt. Der Minnesang fand Gönner an den österreichischen Fürsten und Adlichen, und mehrere der letzten Babenberger, Heinrich von Mödling, Leopold der Glorreiche und Friedrich der Streitbare traten selbst als Dichter auf. Walther von der Vogelweide, vielleicht ein Tiroler, lebte in seiner Jugend in Österreich. Noch im fünfzehnten Jahrhundert trieb der Minnesang, im übrigen Deutschland abgestorben, in den Dichtungen der tiroler Ritter Oswald von Wolkenstein und Hugo von Montfort eine Nachblüte. Schulen der Meistersinger waren später an verschiednen Orten, u. a. in Wels und Wien, wo Hans Sachs sich hören ließ. Schulen, wo die Wissenschaft gepflegt wurde, gab es schon im achten Jahrhundert in den Klöstern Mondsee und Kremsmünster, später aber auch in den größeren Städten, z. B. in Wien, Graz, Laibach und Stein; in letzterem Orte studirten 1317 auch Fremde aus München und selbst aus der Gegend von Hamburg. Wien erhielt 1365 eine Universität, der bald aus allen Teilen Deutschlands Studenten zuströmten. Zuerst wurden meist Lehrkräfte aus dem deutschen Westen, aus Schwaben und Hessen berufen, aber schon im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir größtenteils Einheimische hier wirken, darunter Gelehrte ersten Ranges, wie Johann von Gmunden

nnd Georg von Peuerbach. Seit dem Ende jenes Jahrhunderts eroberte sich der Humanismus auch hier einen fruchtbaren Wirkungskreis, nachdem Kaiser Maximilian hervorragende deutsche Vertreter desselben, wie Konrad Celtes, Cuspinian und Agricola, herangezogen hatte.

Das ausgehende Mittelalter war für die österreichischen Alpenländer keine glückliche Zeit. Unausgesetzte Erbstreitigkeiten im Hause der Habsburger und die Unbotmäßigkeit des Adels und dessen Fehden mit den Landesfürsten und Städten schädigten deren Blüte schwer, und dazu kam das Vordringen der Türken, gegen welche Ungarn, durch Parteiung zerklüftet und geschwächt, keinen Schutz gewährte und der schwerfällig arbeitende Organismus des deutschen Reiches lange Zeit keinen genügenden Beistand leistete, und welche infolgedessen besonders die innerösterreichischen Provinzen Steiermark, Kärnthen und Krain in greuelvoller Weise heimsuchten und verwüsteten. Schlimmer aber war für das Deutschtum in Österreich, daß ihm zu Anfang der neuen Zeit das habsburgische Herrscherhaus für mehr als drei Jahrhunderte entfremdet wurde, indem ihm die burgundische und die spanische Erbschaft zufielen und der Erwerb Böhmens und Ungarns vorbereitet wurde. Maximilians Nachfolger war zwar römisch-deutscher Kaiser, aber mit dem Tone auf römisch. Er war ein kosmopolitischer Herrscher und viel mehr Burgunder und Spanier als Deutscher. Sogar die deutsche Sprache war ihm fremd, und noch weniger konnte er die mächtige norddeutsche Bewegung verstehen, welche sich in Gestalt der Reformation gegen Roms Wesen und Macht erhob und bald auch die österreichischen Lande ergriff. Rasch bahnte sich dieselbe, durch einzelne Geistliche und Gelehrte, durch Studenten, die von deutschen Hochschulen zurückkamen, und durch Kaufleute verbreitet, ihre Wege, aber nur in den rein deutschen Gegenden. Ein großer Teil des Klerus, fast der gesamte Adel, die meisten Städte, desgleichen das Landvolk nahmen die neue Lehre an. In Wien, Graz und Klagenfurt erhielt kein Katholik das Bürgerrecht mehr, öffentliche Prozessionen der Römischen wurden nicht mehr gestattet, überall entstanden protestantische Schulen und Druckereien. Ferdinand I. vermochte nicht viel dagegen zu thun, doch berief er zur Bekämpfung des Zustandes, den er faktisch dulden mußte, 1551 die Jesuiten nach Wien. Erst sein jüngerer Sohn, Erzherzog Karl von Innerösterreich, schritt zu planmäßiger Restauration in seinen Landen, in Steiermark, Kärnthen und Krain. Er übergab die neugegründete Universität in Graz den Jesuiten, vertrieb die Prediger und verbrannte die Bücher der Lutheraner, und schaffte den evangelischen Gottesdienst in den Städten und Marktflecken ab, wie lebhaft auch die Stände dagegen protestiren mochten. Noch energischer faßte sein Nachfolger, der Erzherzog Ferdinand, die Sache an, nachdem er in Loretto gelobt hatte, die Ketzerei mit Stumpf und Stil auszurotten. Umsonst wendeten sich die Stände an den spanisch erzogenen Kaiser Rudolf II. Derselbe ließ die Gegenreformation auch in Nieder- und Oberösterreich gewähren. Die Schlacht am weißen Berge wirkte später wie auf

Böhmen und Mähren auch auf die österreichischen Alpenländer, wo Ferdinand, jetzt deutscher Kaiser, „keine protestantische Mücke mehr dulden“ wollte. Wie früher die Bürger und Bauern, so wurde jetzt auch der Adel gezwungen, entweder katholisch zu werden oder das Land zu verlassen. Viele zogen das letztere vor, und allein im Jahre 1629 wanderten aus Steiermark, Kärnthen und Krain 860 Adliche aus. Nicht minder siegte der Romanismus in Tirol und anderwärts, soweit Ferdinand gebot. Die Gegenreformation desselben ging mit dem Verluste der ständischen Freiheit Hand in Hand und war ein verhängnisvoller Schlag für das Deutschtum. Die Massenauswanderung der Protestanten entzog ihm seine besten Kräfte, der Adel verlor seinen nationalen Charakter, im südlichen Steiermark, in Kärnthen und Krain änderte sich das Verhältnis der Slawen und der Deutschen durchaus zu Ungunsten der letztern, indem die Städte und Märkte einen großen Teil ihrer deutschen Bevölkerung einbüßten und der Rest allmählich von den katholisch gebliebnen Slovenen aufgesogen wurde. Tirol wurde mit italienischen Geistlichen und Mönchen überschwemmt, der Hof ins Innsbruck trat in lebhaften Verkehr mit wälschen Fürstenhäusern, in der Stadt ließen sich italienische Adliche, Beamte, Gewerbsleute und Künstler nieder, die ihr nach und nach den Typus ihrer Nationalität aufprägten. Ähnliches vollzog sich in andern Orten, vorzüglich im Süden, wo auch wälsche Bauern in Menge einwanderten und die deutsche Sprache zurückdrängten. Von deutscher Zuwanderung war nicht mehr die Rede. Das Traurigste aber war für diese südösterreichischen Provinzen, daß seit der Gegenreformation eine strenge Absperrung des geistigen Verkehrs derselben mit dem „Reiche“ gehandhabt wurde, infolge welcher die dortigen Deutschen mit der Entwicklung des Lebens und Wissens jenseits der schwarzgelben Grenzschranken nicht mehr Schritt halten konnten und allmählich sich selbst das Bewußtsein unter ihnen schwächte, national zu den übrigen Deutschen zu gehören. An die Stelle des lebhaften kirchlich-politischen Streites trat ein schläfriges Stillleben, ein Vegetiren ohne Spannung und Ziel, die geistige Produktion wurde zu kläglicher Impotenz, der Horizont verengerte sich, und zuletzt sahen die Augen der Mehrzahl nicht viel mehr als den Hahn auf dem heimatlichen Kirchturme. Über das ganze weite Land breitete sich der Geist einer Kleinstädterei aus, die sich zwar gut regierte, aber die Regierten zu keinem Fortschritte kommen ließ. Nur die Türkennot, welche im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts bis vor die Mauern Wiens drang, brachte noch ein Zusammenwirken der deutschen Kräfte in und neben Österreich. Dann schlief das Deutschtum in den österreichischen Erblanden von neuem ein, und der kosmopolitische Absolutismus der Regierung sorgte im Vereine mit dem Jesuitismus, daß es nicht erwachte, da von ihm allein Störung des Systems zu fürchten war, dem man bei der Verwaltung folgte. Erst mit den planmäßigen Reformen Maria Theresias und Kaiser Josefs begann der Morgen zu dämmern. Das beharrliche Bestreben dieser Monarchen, ihr Reich zu zentralisiren und aus dem locker gefügten Länderkonglomerat ein festes Ganze

zu bilden, mußte zunächst dem Deutschtume im Süden, wo Slovenen und Italiener es gefährdeten, zu Gute kommen; denn daß die Staatssprache, die insbesondre Josef für den verwickelten Organismus seines Reiches zur Geltung zu bringen suchte, die deutsche sein mußte, litt damals keinen Zweifel. Dem Kaiser war es aber nicht bloß Mittel zum Zweck, er stand ihm auch mit dem Herzen nahe, er war seit Jahrhunderten wieder der erste österreichische Herrscher, der „stolz darauf war, ein Deutscher zu sein." Wie er seine Absichten nicht erreichte und wie nach seinem Hingange die alte Absperrung gegen den deutschen Geist und die alte Überwachung und Niederhaltung aller freieren Regungen von neuem begannen und bis gegen die Mitte unsers Jahrhunderts fortwährten, ist sattsam bekannt, und über das, was sich weiter entwickelte, werden wir in einem spätern Artikel berichten, nachdem wir zunächst noch einen Rückblick auf die Geschicke der Deutschen in den österreichischen Sudeten- und Karpathenländern gethan haben werden.



Max Duncker.



Es ist sehr erklärlich, daß in der Mehrzahl der Skizzen, welche das Wesen und den Lebensgang des Mannes gezeichnet haben, dessen Andenken auch die folgenden Blätter festhalten sollen, der Ausgang von der Thatsache genommen ist, daß Duncker seinem Lehrer Ranke und seinem Berufsgenossen Waitz so schnell im Tode gefolgt ist. In der That ist der Verlust, welchen die historische Wissenschaft durch das Abscheiden solcher Koryphäen erlitten hat, ein fast unersetzlicher, zumal der wenig früher heimgegangene J. G. Droysen von dieser Dreizahl nicht getrennt zu denken ist. Gleichwohl sondert sich Duncker und mit ihm Droysen von Ranke und Waitz nicht unerheblich; sie bilden eine Gruppe für sich, die ihre eignen Wege ging und das engere Zusammengehören auch im täglichen Verkehr zur Anschauung brachte. Beide waren ausgerüstet mit einer allmählich selten werdenden philologischen Bildung, beide sind die berufensten Darsteller des Griechentums, der eine für die Anfänge, der andre für den Ausgang geworden. Und doch lag bei beiden das Herzensinteresse anderswo, es war dem Erstarken und dem Glanze des vaterländischen Staates zugewandt; sie haben einen direkten Einfluß auch auf die Gegenwart ausüben wollen und sind nicht nur Historiker, sondern auch Politiker gewesen.

Max Wolfgang Duncker war am 15. Oktober 1811 in Berlin geboren. Sein Vater hatte seit 1809 mit Pierre Humblot zusammen die Fröhlichsche

Buchhandlung übernommen und das Geschäft in kurzer Zeit durch umsichtige Thätigkeit zu einem blühenden zu machen verstanden; später ward es durch dieselben Eigenschaften eins der bedeutendsten in ganz Deutschland. Der Sohn besuchte das von Spilleke geleitete Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, von dessen Lehrern er außer dem Direktor besonders dem Professor Yxem eine dankbare Erinnerung bewahrte. Dieser gab ihm in den oberen Klassen die Richtung auf die Beschäftigung mit philosophischen Studien, leitete ihn zur Kenntnis und richtigen Beurteilung der vaterländischen Literatur an, ward aber namentlich sein Führer für das Verständnis und die Beherrschung der griechischen Klassiker. Es muß eine Freude gewesen sein, den Knaben und Jüngling zu unterrichten, der mit dem vollen Idealismus der Jugend das, was der Lehrer ihm darbot, aufnahm, es mit scharfem Verstande zu seinem Eigentume machte, durch Privatstunden ergänzte und den Schatz des Gelernten mit einem so unvergleichlichen Gedächtnisse festhielt, daß er noch im Alter lange Partien aus griechischen, lateinischen, deutschen Schriftstellern dem Wortlaute nach anführen konnte. Einen nicht geringeren Einfluß auf seine Entwicklung hatte es, daß eine beträchtliche Anzahl wissenschaftlich hervorragender oder künstlerisch gebildeter Persönlichkeiten im väterlichen Hause verkehrte. Wiese, der als junger Mann die Arbeiten der Dunckerschen Kinder beaufsichtigte, berichtet in seinen Lebenserinnerungen, wie förderlich auch für ihn diese Beziehungen gewesen seien. Mit dem neunzehnten Jahre bezog Duncker die Universität. War es nur zufällig, daß der Sohn des Hauses, in welchem die Werke Rankes und Beckers Weltgeschichte verlegt wurden, in dem aber auch die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik erschienen, neben philosophischen Studien sich der Geschichte widmete? So ist er einer der ältesten Schüler Rankes geworden, hörte jedoch auch Raumer, Böckh und in Bonn Löbell. In der letzten Stadt leistete er zugleich sein freiwilliges Dienstjahr bei dem achten Ulanenregimente ab und erhielt dort die erste Einführung in das Verständnis militärischer Fragen, das ihn vor allen übrigen Historikern auszeichnet. Ein unerfreulicher Nachklang seines Studentenlebens in Bonn war es, daß er die Zugehörigkeit zur dortigen Burschenschaft zwar nicht mit sechsjährigem Gefängnis, wozu er verurteilt ward, doch mit einer Haft von sechs Monaten in Köpenick zu verbüßen hatte.

Nachdem er 1834 auf Grund einer Dissertation, welche den doppelseitigen Gang seiner Studien kennzeichnet — De historia ejusque tractandae variis rationibus —, zum Doktor der Philosophie ernannt war, lag es nahe, die Vorbereitung zur Habilitation zu treffen. Allein der bestrafte Burschenschafter mußte noch volle fünf Jahre warten, ehe er dazu die Erlaubnis erhielt. Erst 1839 durfte er sich mit der Verteidigung seiner Schrift Origines Germanicae als Privatdozent in Halle niederlassen. Diese Universität mochte Johannes Schultze vorgeschlagen haben. In der That schien sich hier ein angemessenes, freies Feld für seine akademische Wirksamkeit zu eröffnen, Voigtel war alt, Leo

las zwar über die Geschichte des Mittelalters und der französischen Revolution, hatte sich indessen eben jetzt auch germanischen Studien zugewandt, die er gern auch in den Vorlesungen behandelte. Überdies fand es vielleicht der vielvermögende Ministerialrat, der selbst eifriger Hegelianer war, zweckmäßig, dem streitbaren Widersacher dieser Schule in einem korrekt gebildeten Anhänger derselben ein Gegengewicht zu stellen. Aber auch für Duncker selbst mußte es einladend sein, gerade in Halle sein Lehramt zu beginnen.

Damals ging ein äußerst lebendiger Zug durch die Universität. Es genügt, daran zu erinnern, daß kurz vorher Ruge seine Hallischen Jahrbücher gegründet hatte und daß diese in dem Kampfe um freiere Bewegung auf dem Gebiete der Wissenschaft, des Staates, der Kirche sich bereits eine bedeutsame Stellung errungen hatten. Auf dieser Seite stand die Mehrzahl der jüngern Dozenten, fast alle derselben philosophischen Richtung angehörend, und eine kleinere Gruppe älterer Professoren, auf der andern diejenigen, welche es zu ihrer Aufgabe machten, den Ansturm der Jahrbücher abzuwehren. Völlig parteilos waren im Grunde nur wenige, wie verschieden auch die Antriebe oder die Ziele der Bestrebungen sein mochten; selbst die regsameren unter den Studenten vermochten es nicht, sich von dem Streite, der mit voller Leidenschaft, ja oft nicht ohne persönliche Bitterkeit geführt ward, fernzuhalten. Wie hätte es fehlen können, daß Duncker sich denen anschloß, die ihm im Alter nahe standen und deren Ideale er im großen und ganzen teilte? Er gehörte zu der Mittagsgesellschaft in der „Stadt Zürich,“ zu denen, die abends nach Freimfelde zogen, die selbst beim Kegelspiel in Funcks Garten ernsthaft die wichtigsten Probleme verhandelten. Allein wenn er auch manchem seiner Parteigenossen persönlich sehr nahe trat — wir nennen Schwarz, Meier, Pott —, ein Unterschied war doch zwischen ihm und den Heißspornen wie Ruge und Burmeister, schon jetzt zeigte sich bei ihm jener Sinn für Maß und Selbstbeschränkung, der sich erreichbare Ziele setzt und zugleich über andre eine ungesuchte Überlegenheit giebt. Wir haben es in bestimmter Erinnerung, wie er in kurzer Zeit innerhalb seines Kreises für alle Fragen der praktischen Bethätigung der Prinzipien als die leitende, ausschlaggebende Persönlichkeit angesehen ward, wie ohne seinen Rat, ohne sein Gutheißen zu Maßregeln von größerer Wichtigkeit nicht leicht gegriffen wurde. In gleichem Grade wuchs seine Popularität, sein Einfluß bei der Hallischen Bürgerschaft, ein Einfluß, der nicht zum wenigsten seinen Grund in der eminent praktischen Begabung hatte, die ihn befähigte, auf die verschiedenartigsten Interessen, auch solche, die der eigentlichen Wissenschaft fern lagen, einzugehen. Auf der „Weintraube,“ die nun eingegangen ist, ward manches Band geknüpft, wie mit dem trefflichen Voltze in Salzmünde, das den Wechsel vieler Jahre überstanden hat. Rechnen wir dazu, daß auch seine Verdienste und Vorzüge als akademischer Lehrer von den Studenten anerkannt wurden, daß seine Zuhörer mit Liebe und Verehrung an ihm hingen, wie sie u. a. nach dem Tode Voigtels ihn baten,

die Leitung der Historischen Gesellschaft zu übernehmen, so durfte der im Anfange der dreißiger Jahre stehende außerordentliche Professor mit der Stellung welche er an der Universität, in der Stadt und bald auch in der Provinz einnahm, zufrieden sein. Seine Vorlesungen bezogen sich übrigens nicht nur auf die alte Geschichte, sondern dehnten sich auch bald auf die Reformationszeit wie auf die neuere Zeit aus. Aber es trat noch ein Andres, Besseres hinzu, was ihm Halle so wert machte, daß er diesen Ort bis in die letzten Lebenstage als seine zweite Heimat ansehen lernte, seine Verheiratung mit der ältesten Tochter des Dr. Gutike, die nun an allem, was ihn beschäftigte und bewegte, den vollsten Anteil nahm. Wie viele haben in dem Hause an der alten Promenade, das sich nun den jüngern Freunden öffnete, Belehrung, Anregung, freundliches Willkommen gefunden: Haym, Hinrichs, Albr. Ritschl, Konst. Rößler, Osterwald, Baumgarten, Rich. v. Bardeleben und Robert Franz.

Inzwischen hatte sich die Unzufriedenheit mit den Beschränkungen der Zensur, mit den verletzenden Maßregeln des Eichhornschen Regiments gesteigert, selbst durch die außerordentliche Generalsynode des Jahres 1846 war kein frischer Luftzug in die bange Schwüle gebracht worden. Den protestantischen Freunden gehörten die meisten Laien an, welche sich überhaupt um die kirchlichen Dinge kümmerten. Auch Duncker hat dieser Bewegung nicht fern gestanden und den Schritten, welche zu Gunsten von Wislicenus gethan wurden, seine Teilnahme und Mitwirkung nicht versagt. Mit der Art jedoch, wie die religiösen Fragen von Uhlich und den Freunden des Deutschkatholizismus aufgefaßt wurden, hatte er nichts gemein, seine Natur war viel zu tief, als daß er Probleme von solcher Wichtigkeit mit der Philosophie des Hausbackenbrotes hätte abthun mögen. Zugleich trat Wichtigeres in den Vordergrund, der Februar 1847 brachte die Einberufung des Vereinigten Landtages. Natürlich wurden die Verhandlungen desselben besonders in Halle, das nach dieser Richtung gewissermaßen der Vorort der Provinz geworden war, mit dem höchsten Interesse verfolgt. Doch war, schon ehe der März 1848 kam, die Scheidung zwischen den früher in der Opposition verbundenen Führern der liberalen Richtung in Halle eine offene geworden. Wenn die Radikalen in dem, was von oben allerdings nur mit karger Hand geboten ward, ein ungenügendes Minimum sahen, das am einfachsten durch den Druck des Volkswillens zu vervollständigen sei, so konnte dem Historiker und Philosophen nur daran liegen, einen Bruch in der organischen Entwicklung der Verhältnisse zu verhindern; es galt aufzubauen, zu gestalten, nicht niederzureißen. Wir wissen nicht, ob Duncker durch den Ausbruch des Berliner Aufstandes überrascht gewesen ist, aber das wissen wir, daß er alles that, um wenigstens in seinem Bereiche die Massen von dem allgemeinen Taumel zurückzuhalten. Zur Verwunderung allerdings seiner subalternen Gegner, die wegen des Widerstandes gegen das vormärzliche Regiment eine so positive Stellung von ihm nicht erwartet hatten. In der

That gelang es, nicht nur in Halle den Weg der Mäßigung vorzuzeichnen; auch die übrigen Teile der Provinz, soweit sie ihre Losung von der Universität holten, blieben mit wenigen Ausnahmen in demselben Gleise. Duncker selbst ward im Saalkreise mit überwiegender Majorität zum Abgeordneten nach Frankfurt gewählt, für andre Kreise wurden seine Freunde Schwarz, Haym, Schwetschke empfohlen und angenommen, selbst die Wahl des Abgeordneten für Wanzleben, Gervinus, vollzog sich auf den Vorschlag von Halle aus.

Daß er in Frankfurt der sogenannten Weidenbuschpartei angehörte, ist bekannt. Auf der Rednerbühne erschien er selten, war aber desto eifriger in den Beratungen der Partei thätig. Um diese Zeit wird er Droysen näher getreten sein. Dieser schien damals seine direkte politische Wirksamkeit abzuschließen, nur daß eben in derselben Zeit dasjenige Buch vorbereitet ward, das für die Belebung des preußischen Staatsbewußtseins in den Kreisen der Gebildeten fruchtbar gewesen ist wie kein andres; für Duncker hob die Periode des unmittelbaren Eingreifens in die Gestaltung des vaterländischen Staates erst an. Er hat die Geschicke der Frankfurter Abgeordneten, welche die Aufrichtung der preußischen Suprematie herbeizuführen suchten, geteilt, ist an dem Tage in Gotha zugegen gewesen, wo er den Vorsitz in der Versammlung führte, hat dann auch in Erfurt nicht gefehlt. In der Überzeugung aber, daß mit der schleswig-holsteinischen Frage die andre über die Machtstellung Preußens in Deutschland auf das engste zusammenhänge, begab er sich im Herbst 1850 selbst in die Herzogtümer; in Kiel und Rendsburg hat er mit seinem Rate und seiner Thätigkeit der schwer bedrängten Statthalterschaft zur Seite gestanden. Als er dann nach Berlin zu gehen hatte, um seinen Platz als Abgeordneter einzunehmen, hat er zwar das Verhängnis, das über Kurhessen, in welchem die Macht Hassenpflugs hergestellt war, und über die Herzogtümer, die an Dänemark ausgeliefert wurden, hereinbrach, nicht aufzuhalten vermocht; aber wenigstens haben die „Vier Monate auswärtiger Politik,“ jene glänzende Staatsschrift von seiner Hand, den Einfluß gehabt, daß die schweren Fehler des Ministeriums Manteuffel — man kann sagen — von allen Seiten erkannt und eine endliche Abrechnung mit Österreich, wenn sie auch jetzt vertagt werden mußte, als eine Notwendigkeit angesehen wurde.

War er der Oppositionsmann, der er in den vierziger Jahren gewesen war, geblieben? Ja und nein. Er ist wie früher der glühende Patriot, der sich sein zu Großem berufenes engeres und weiteres Vaterland nicht denken kann, nicht denken will, ohne daß er seine hohen Aufgaben erfüllt, der warnt und zürnt, wenn er Wege beschreiten sieht, die in die Irre führen, der jedoch zu hoffen und eben deshalb zu sorgen nicht müde wird. Anderseits verhehlte er sich nicht, daß in den vormärzlichen Regungen viel Trübes und Unklares gewesen war; die Ziele waren klarer, weil beschränkter, geworden, und der Mann selbst, der jetzt in der Vollkraft seines Lebens stand, weitaus gereifter. Sichtbarlich war eine Änderung in der Methode der politischen Arbeit eingetreten. Wie indessen die

Vaterlandsliebe sich gleich geblieben war, so ist es die Zierde derselben, daß sie auch völlig uneigennützig und rein war. An seine persönliche Stellung, an seine Zukunft hatte er bei allem, was er unternahm, am wenigsten gedacht, hatte sie vielmehr dafür zum Einsatz gegeben. Das ist der Zug, welcher ihn schon seit Frankfurt in naher und fortan in immer näherer Freundschaft mit Mathy verband.

In Halle hatte er seine historischen und politischen Vorlesungen wieder aufgenommen und nur dann unterbrochen, wenn er als Abgeordneter seinen Platz in der zweiten Kammer neben den alten politischen Freunden, die nun mit ihm wieder in den Gegensatz zu dem Ministerium gedrängt waren, einnahm. Zugleich erschien eben jetzt, 1852, der erste Band seiner Geschichte des Altertums, der die Ägypter und Semiten, im folgenden Jahre der zweite Band, welcher die Inder, Baktrer, Meder und Perser bis auf Darius behandelte. Schon im Sommer 1840, also bereits vor den weittragenden Entdeckungen, welche neues Licht über das Land am Nil und den Orient verbreiteten, hatte er alte Geschichte von dem umfassenden Gesichtspunkte aus gelesen, die Bildung der östlichen alten Welt im Zusammenhange darzustellen. Seine Arbeiten auf diesem Gebiete hatten auch während der politischen Thätigkeit in den Sturmjahren nicht geruht, und war in den Anfangsvorlesungen der Blick mehr auf die Gesamtkonstruktion gerichtet gewesen, so war immer mehr auch die Detailforschung hinzugekommen und hatte für das eine Änderungen der Anschauung herbeigeführt, für das andre die Bestätigung des Urteils gebracht. Er hatte die Aufgabe in einer Ausdehnung und Allseitigkeit erfaßt, wie noch niemand vor ihm; die Länge der Vorbereitung war der Reife der Vollendung zu Gute gekommen. Das Werk ward mit dem Beifall begrüßt, den es verdiente; selbst seine politischen Gegner konnten sich der Anerkennung nicht entziehen, wenn sie auch einigermaßen darüber verwundert sein mochten, daß der Mann, welcher nur für die Gestaltung der Gegenwart oder der nächsten Zukunft zu wirken schien, die Elastizität des Geistes zeigte, sich in der Stille in die fernste Vergangenheit zu versenken und sich eine so völlige Beherrschung der verschiedensten Gebiete anzueignen.

Allein es blieb aus, was er mit vollem Fug erwarten durfte, die Beförderung zum ordentlichen Professor. Wie hätte die damalige Verwaltung des Unterrichtswesens, die ohnehin unter den Professoren nur eine spärliche Zahl von Anhängern hatte, einen Mann in das Generalkonzil der Hallischen Universität eintreten lassen können, der kurz vorher der gesamten Regierung den Absagebrief der „Vier Monate" geschrieben hatte? So wurden denn die nächsten Jahre in Halle zwar in ungestörter Arbeit für die folgenden Bände der Altertumsgeschichte, doch auch mit einer gewissen Resignation verlebt. Nur allerdings nicht ohne den Verkehr mit den alten und mit neugewonnenen Freunden, und nicht ohne Vertrauen auf den endlichen Sieg der guten Sache wie in ungebrochener Hoffnung. Wieder ward das Haus Duncker der Mittel-

punkt eines ausgewählten Kreises der Hallischen Gesellschaft, es ward Musik gepflegt, von jeder neuen bedeutenden literarischen Erscheinung Kenntnis genommen, und nicht selten trug auch der Besuch eines Freundes aus der Ferne dazu bei, Abwechslung und Erfrischung in den Kreis zu bringen, der wohl ein gewählter, besondrer, nicht jedoch ein enger war; in letzterer Zeit war auch der neue Oberbürgermeister der Stadt, v. Voß, in denselben eingetreten. Ebenso wenig ging die gute Laune, die Freude an der Harmlosigkeit, die Empfänglichkeit für jeden Beweis selbständigen wissenschaftlichen Strebens oder für die Regungen guten, liebenswürdigen Empfindens verloren. Gar mancher hat die Abendstunden in dem Hause, das die Frau in aller Einfachheit angenehm für die Gäste zu verwalten verstand, oder die Spaziergänge, auf welchen alle möglichen Fragen bald gestreift, bald gründlich erörtert wurden, in dankbarem Andenken behalten. Und wenn der Lehrer der Geschichte keine Schule gegründet hat, wie es um dieselbe Zeit sein Altersgenosse Waitz in Göttingen that, so war sein Absehen auch nicht darauf gerichtet. War nicht seine Geschichtsauffassung eine zu universelle, und lagen nicht die Gebiete, denen er besondre Teilnahme zuwandte, zu weit auseinander, als daß er sich hätte bemühen sollen, seine Zuhörer auf das methodische Anfassen von Einzelheiten einzuüben?

Wie die Dinge in Halle und Berlin lagen, konnte er eine Besserung seiner Amtsverhältnisse vorderhand nicht erwarten. Er entschloß sich, 1857 einer Berufung nach Tübingen als Mitglied der staatswissenschaftlichen Fakultät Folge zu geben. Daß er den heimatlichen Boden gern verlassen hätte, wird man nicht annehmen, und indem er ging, that er dies doch wohl nur in der Voraussicht, daß sich irgendwie eine Gelegenheit zur Rückkehr in sein Preußen bieten würde. Er wird in Schwaben das Preußentum nicht verleugnet haben, doch schadete ihm das Bekennen desselben nicht, vielmehr kam man ihm allerseits freundlich entgegen, und zu manchem echten Schwaben fanden sich bald die nächsten Beziehungen, wie zu Uhland, Karl Mayer, Klüpfel, Baur und Holland, und auch von den jüngern wußte er wie in Halle manche fester an sich zu ziehen, wie namentlich Schmoller. Aber in den großen Ferien 1858 war er doch wieder in Elgersburg. Zog ihn der Ort, oder that auch die Nähe der alten Heimat ihr Teil?

Nun stand der Umschwung der Dinge in Berlin bevor. Der November 1858 führte den Prinzregenten an die Spitze der Staatsgeschäfte. Daß die Partei, welche dem Ministerium Manteuffel in dem Preußischen Wochenblatte entgegengestanden hatte, zur Teilnahme an denselben berufen wurde, verstand sich von selbst, bald jedoch traten auch die mehr nach links stehenden Führer der nationalen Partei in das Ministerium Hohenzollern ein. Diese hatten sich eben vorher in den Preußischen Jahrbüchern ein selbständiges Organ gegründet, Haym als Redakteur, Georg Reimer als Verleger gewonnen; und Duncker hatte seine Feder den alten Freunden bereitwillig zu Diensten gestellt, gleich in das

erste Heft den Aufsatz „Preußen und England“ geliefert. Wie weit nun jetzt, nachdem er als Geh. Regierungsrat zur Berichterstattung über die Presse nach Berlin berufen war, sein Einfluß sich erstreckte, wird im Augenblicke noch nicht zu sagen sein; daß er oft und über die wichtigsten Angelegenheiten um seine Meinung befragt ward, bedarf keiner Versicherung. Wohl aber ist hier die Bemerkung am Orte, daß sich von dieser Zeit an, wenn auch nur leise und sehr allmählich, eine Trennung von seinen alten parlamentarischen Genossen vollzog. Nicht daß er die Grundsätze, deren treuer und warmer Verfechter er so lange gewesen war, preisgegeben hätte; nicht auch und noch viel weniger, daß er als Beamter die Dinge von andern Gesichtspunkten angesehen hätte als vormals: es war die Armeereorganisation, welche die alten Fäden zwar nicht zerschnitt, wohl aber lockerte. Er war der festen Überzeugung, daß ohne die Umgestaltung in der Militärverfassung die Führerschaft Preußens in Deutschland eine Unmöglichkeit sei, und da er schwere Verwicklungen und Kämpfe voraussah, so wirkte er für dieselbe, wo und wie er konnte. So viel war ihm doch die Doktrin nicht wert, daß er um ihretwillen die Einheit und Größe des Vaterlandes hätte zurücktreten lassen mögen; stellten seine Freunde die Autorität der parlamentarischen Körperschaften höher als diese, so war er genötigt, andre Wege zu gehen als sie. Der Gang der Begebenheiten hat ihm Recht gegeben. Von denselben Voraussetzungen aus beurteilte er den Nationalverein; mochte er ein noch so brauchbarer Bundesgenosse sein: die Hauptsache konnte allein, ja mußte durch die Regierung gethan werden. Dies war wieder ein Punkt, in welchem er sich mit seinem Freunde Mathy traf. So ist er denn weder erschreckt noch befremdet gewesen, als die Leitung der Geschäfte in die Hände des Mannes überging, der den Knoten zerhieb, ja seine innere Stellung zu Bismarck ward sehr bald von einer positiven Empfindung, von Bewunderung vor der einsichtsvollen Kraft desselben bestimmt. Und wer den achten Band der Geschichte des Altertums genau gelesen hat, wird sich kaum dem Eindrucke entziehen können, daß die schöne Zeichnung und richtige Würdigung des Themistokles deswegen so gelungen ist, weil der Verfasser in dem Befreier von der österreichischen Übermacht und dem Einiger der protestantischen Staaten Deutschlands manche Züge wiederfand, welche er auch in dem großen Athener zu erkennen glaubte.

Der Rücktritt des Ministeriums Auerswald hatte zur Folge gehabt, daß auch Duncker sein peinliches Amt niederlegte; er wurde als vortragender Rat in die nächste Nähe des Kronprinzen berufen. Wie es sich nicht ziemen würde, so würde es auch schwer sein, über seine nunmehrige Wirksamkeit zu reden; dergleichen Verhältnisse entziehen sich dem Auge der Außenwelt. Anderseits wissen wir, mit welcher Herzenserhebung er den Lauf der Dinge in Schleswig verfolgte und wie er dabei die Genugthuung haben durfte, daß der Übergang über die Schlei bis Arnis eine Bewegung zur Ausführung brachte, welche er

mit andern bereits 1850 dem Führer der Armee der Statthalterschaft empfohlen hatte. Das gleiche Gefühl beseelte ihn, als der zweite Akt, der Feldzug in Böhmen, folgte. Die Besitznahme Hessens berief ihn noch einmal in eine öffentliche politische Stellung, er ward auf kurze Zeit, ehe der Oberpräsident von Möller die Verwaltung des Kurfürstentums übernahm, als Zivilkommissar nach Kassel geschickt. Nachdem er dann wieder von seinen alten Wählern in Halle mit ihrer Vertretung im Parlament des norddeutschen Bundes beauftragt worden war, gab er die unmittelbare Mitwirkung an der Tagespolitik auf und wandte sich mit erneutem Eifer seinen wissenschaftlichen Studien zu. Daß er die Verwaltung der Staatsarchive als Generaldirektor übernahm und noch später sich auch bereit finden ließ, Vorträge über neuere Geschichte an der Kriegsakademie zu halten, war der wissenschaftlichen Beschäftigung nicht hinderlich, ward vielmehr die Veranlassung, ein bisher immer nur mit Unterbrechungen betretenes Feld, das der vaterländischen Geschichte, in zusammenhängender Weise zu bebauen. Die Vorstandschaft in der Archivverwaltung war übrigens keine Sinekure, da es sich darum handelte, die Anstalten der neuerworbenen Provinzen in den Gesamtbereich einzufügen, Neubauten ausführen zu lassen, überhaupt eine Neuorganisation einzuleiten.

Daneben war die Geschichte des Altertums fast Jahr für Jahr um einen neuen Band weiter geführt worden. Bei der breiten Anlage des Buches mußte darauf verzichtet werden, auch die Entwicklung Roms in die Peripherie der Aufgabe hineinzuziehen. Aber es war ihm Herzenssache, wenigstens die Geschichte der Griechen bis zu einem Punkte zu führen, auf welchem ein Stillstand sich ertragen ließ. Die Vorsehung hat es ihm gewährt, daß er mit dem Zeitalter des Perikles abschließen konnte. Vielleicht wäre er noch weiter gelangt, wenn nicht immer neue Auflagen des Werkes neben seinen übrigen Obliegenheiten ihn genötigt hätten, die Segel rückwärts zu wenden und den langen Gang zu wiederholten malen aufs neue aufzunehmen. Ob er beim Beginn der Arbeit sich eine Vorstellung davon gemacht hat, daß er den Lesern eine willkommene und von Jahr zu Jahr eifriger begehrte Gabe bieten werde? Schwerlich. Anderseits hatte er auch nach dieser Richtung Vertrauen zu dem gleichzeitigen und kommenden Geschlechte und außerdem Weitblick genug, um vorherzusehen, daß das Interesse an dem Orient, an Ägypten sich bilden und ausdehnen und dasjenige an der Griechenwelt sich wiederfinden werde.

Für jenen ersteren Teil des Werkes kam es darauf an, das vielfach zerstreute Material der Lepsius, Bunsen, Röth, der Oppert, Layard, Movers, Lassen und Spiegel unter den universalhistorischen Gesichtspunkt zu stellen, die eigenartige Entwicklung der untergegangnen Völker, wie sie aus den Naturbedingungen erwachsen ist und sich nach Religion, Sitte, Staat ausgestaltet hat, in pragmatischem Zusammenhange darzulegen. Diese gewaltige Arbeit, welche selbst im ersten Aufriß nur während einer Reihe von Jahren zustande gebracht

werden konnte, minderte sich im Laufe der Zeit nicht, erforderte vielmehr genauere Berücksichtigung der Einzelheiten, als Mariette-Bey, Brugsch, v. Gutschmid, Brandes, Delitzsch und Schrader mit den Ergebnissen ihrer Studien hervortraten. Es will etwas sagen, daß die Ruhe und Sammlung dazu gefunden ward in einer Zeit, welche durch ihre jähen politischen Wandlungen eine so lebhafte, leidenschaftliche Erregung wachrief. Und von nicht geringerer Wichtigkeit ist ein zweites, das von der Kritik oft nicht genug an dem Buche geschätzt worden ist, die in sicherer Klarheit und ebener Glätte dahinfließende Darstellung. Für die griechische Geschichte war gleichfalls ein Neubau aufzuführen. Eine Fülle von vereinzelten Bausteinen war vorhanden, dagegen fehlten, abgesehen von dem, was durch Böckh, Otfried Müller, K. Fr. Hermann und Wachsmuth geleistet war und was aus der Literaturgeschichte in das Arbeitsfeld Dunckers herüberreichte, solche Werke, in denen die zersplitterten Stücke zu einem geordneten Ganzen gefügt gewesen wären. Grote konnte nicht als Führer dienen. Selbst in der Zeit von Solon abwärts ist er oft mehr ein eifriger Anwalt für seine Günstlinge, die demokratischen Gebilde, als ein zuverlässiger Gewährsmann; wie er für die heroische Zeit kaum etwas bietet, so scheint er für das besondre Leben der Dorier, überhaupt für die Aristokratien, und gleicherweise für die Tyrannis das Auge fast absichtlich zu verschließen. Begreiflicherweise hat es die Kritik nicht an Bekämpfungen dieser oder jener Ausführung Dunckers fehlen lassen. Keine Ausstellung jedoch kann das große Verdienst schmälern, das er sich durch das Zusammenweben der einzelnen, oft recht verwirrt überlieferten Fäden erworben hat; hier, auf dem wissenschaftlichen Gebiete, hat sich denn auch die Arbeit glänzend gelohnt, welche dem Heimatsstaate so lange Jahre gewidmet wurde, wenn anders zu der Befähigung, die treibenden Momente für die politischen Entwicklungen zu finden und zu verfolgen, nicht allein Naturbegabung, sondern auch Übung und — wir dürfen dies hinzufügen — die bittere Schule der persönlichen Erfahrung gehört. Von der Schärfe dieses politischen Blickes aber legt im Grunde fast jeder Abschnitt Zeugnis ab. Von der treffenden Darstellung der Staatsführung des Themistokles ist bereits gesprochen worden; dieser Staatsmann ist ihm der Heros Athens. Man nehme hinzu die Auseinandersetzung über das spartanische Doppelkönigtum, den Bericht über das Ende des Miltiades und den Prozeß des Pausanias, endlich im letzten Bande die Beurteilung der Politik des Perikles. Die letztere tritt der schrankenlosen Bewunderung des großen Atheners, wie sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt hat, entgegen; allein sie thut dies mit Gründen, deren Gewicht von den modernen Philologen nicht gebührend mehr geschätzt zu werden scheint, und thut es trotz der Mißbilligung vom sittlichen Standpunkte aus mit der vollen Objektivität des gerechten Historikers. Wir halten, im Gegensatz zu einer erst in den letzten Wochen erschienenen Besprechung, gerade den letzten Band für einen trefflichen und krönenden Abschluß seines Lebenswerkes.

Die Aufsätze über einschneidende Wendepunkte in der preußischen Geschichte waren zum Teil in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlicht worden und wurden 1879 in einem besondern Bande unter dem Titel: „Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III.“ vereinigt. Der zweite dieser Aufsätze: „Die Schlacht von Kollin“ liefert, wie manche Beschreibung griechischer und persischer Heereszüge in der Geschichte des Altertums, den Beweis, in welchem Umfange er befähigt war, auch in militärischen Fragen ein durchschlagendes Urteil abzugeben. Fast noch wichtiger indessen sind die beiden letzten Forschungen: „Preußen während der französischen Okkupation“ und „Eine Milliarde Kriegsentschädigung,“ wichtig zumal deshalb, weil sie über die klare Auffassung der schweren Situation und die ungebeugte Willenskraft Friedrich Wilhelms III. neues Licht verbreiteten. Daß diese Forschungen ihren Ursprung der Beschäftigung mit den Schätzen des geheimen Staatsarchivs verdanken, bemerkt er selbst in dem Vorworte, womit er das Buch einleitet, was er bei dem Erscheinen des ersten Bandes der Geschichte des Altertums vermieden hatte.

Mit einem Worte ist noch eines andern Buches zu gedenken, das zwar nicht von ihm selbst, sondern von seiner Gattin verfaßt ist, aber ohne das Zusammenleben mit ihm wohl ungeschrieben geblieben wäre, wir meinen die „Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches.“ Wer dasselbe kennt, wird daraus entnommen haben, welcher Geist in dem Hause des Verstorbenen waltete, in welchem Sinne Menschenleid und Menschenglück, Zweifeln und Fehlen, Ringen und Gelingen dort aufgefaßt wurden.

Und auch die Stunden verlangen eine Erwähnung, welche er mit fast jugendlicher Frische der Belehrung der Offiziere von der Kriegsakademie widmete. Seine Vorträge, die er sorgfältig vorzubereiten pflegte, sind für viele der Ausgangspunkt zu gründlicher wissenschaftlicher Arbeit geworden, andern haben sie den Einblick in die Bedingungen, unter denen die Staaten der Gegenwart bestehen, erschlossen, allen aber das Urteil geklärt und ein Bewußtsein von der idealen Bedeutung ihres Berufes gegeben. Daß er diese Erfolge hatte, und daß ihm von den Hörern anhängliche Verehrung offen entgegengebracht ward, ist ihm in den Alterstagen eine Quelle reicher Freude geworden.

Wir übergehen seine Zugehörigkeit zu der Akademie der Wissenschaften, in deren öffentlichen Sitzungen, vornehmlich an preußischen Gedenktagen, er häufig der bereitwillige Sprecher war, seine Teilnahme an den Zusammenkünften der Berliner historischen Gesellschaft. Auch von den Ehrenbezeugungen, die ihm von den höchsten Stellen erwiesen wurden, sei nur eine erwähnt, weil sie das anerkannte, was sein eigentliches Wesen ausmachte, die Ernennung zum Historiographen des preußischen Staates,

Dem reichen Leben war ein Ende gesetzt. Er wollte die Ferien der Kriegsakademie zu einem Aufenthalte in den Alpenthälern benutzen und vor der Rückkehr in die Hauptstadt, wie er es seit Jahren gewohnt war, im Kreise alter

Freunde in Halle verweilen. Da rief ihn unterwegs ein rascher Tod ab. Er starb am 21. Juli in Ansbach, an einem Orte, von welchem einst das Hohenzollernhaus den Gang in die Marken angetreten hatte. In Berlin ward er am 24. Juli bestattet.

Ein kurzer Nachruf einer Zeitung nennt Duncker einen von den Aufrechten. Es war dies in dem dankbaren Bewußtsein von der Kraft, die Gott in ihn gelegt hatte, er war es noch mehr in der abweisenden Vornehmheit, welche er aller Niedrigkeit und Unlauterkeit entgegensetzte, am meisten aber in der Hoffnung und dem Vertrauen auf den Sieg der idealen Sache, der er sein ganzes Leben widmete. Aber neben dieser Stattlichkeit seines Wesens, von der auch seine äußere Erscheinung zeugte, ging die Bescheidenheit her, welche das eigne Verdienst gering achtet und billig auch den Wert des Mitstrebenden, selbst des Widersachers würdigt. Wie er treu und hingebend war für sein Amt und seine Lebensaufgabe, so bewährte er sich auch an denen, die zu ihm standen und ihm befreundet waren; vielen hat er in uneigennütziger Hilfsbereitschaft den Weg in das Leben erschlossen, durch das Leben geebnet. Dabei ward es ihm nicht schwer, Kränkungen zu vergessen, während er die Erinnerung an jeden noch so kleinen Dienst oder Liebesbeweis festhielt. Und zu all dem reichen Wissen, dem vielseitigen Können, dem hochgerichteten, ernsten Wollen hatte ihm die Vorsehung den Schmuck der natürlichen Herzensfreundlichkeit, das Behagen an heiterm Verkehr verliehen. Es ist eine Gunst des Geschickes, einem solchen Manne nahegestanden zu haben. Jeder, dem sie zu Teil geworden ist, wird mit uns sein Andenken in treuer Dankbarkeit, Liebe und Verehrung bewahren.

Halle a. S. — Otto Nasemann.



Zur Lebensbeschreibung Heinrichs von Kleist.

Von Karl Siebrich.

(Schluß.)



Es wurde zuletzt gesagt, daß das ursprüngliche und bestimmende Moment von Kleists Reise das ideale gewesen sei. Um dies zu beweisen, muß auf die dichterischen Pfade, die Kleist zu dieser Zeit wandelt, hingedeutet werden. Vor seiner Abreise übergiebt er der Braut ein Gedicht, welches beginnt:

Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt
Des Glückes schöne Götterpflanze auf.
Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen, soll
Des Glückes Erntetag sich selbst bereiten
Und Thaten in die offnen Furchen streun.

Er soll des Glückes heil'gen Tempel sich
Nicht mit Hermeos Caduceus*) öffnen,
Nicht wie ein Nabob seinen trägen Arm
Nach der Erfüllung jedes Wunsches strecken.
Er soll mit Etwas den Genuß erkaufen,
Wär's auch mit des Genusses Sehnsucht nur.

An sechs Beispielen lehrt dann der Dichter, daß jeder Erfolg nur aus Anstrengungen erwächst, daß jedes Glück der Preis mühevoller Arbeit ist.

Nicht vor den Bogen tritt der Hirsch und wendet
Die Scheibe seiner Brust dem Pfeile zu;
Der Jäger muß in Feld und Wald ihn suchen,
Wenn er daheim mit Beute kehren will.
Er muß mit jedem Halme sich beraten,
Ob er des Hirsches leichte Schenkel trug,
An jedes Baums entreißtem Aste prüfen,
Ob ihn sein königlich Geweih berührt.
Er muß die Spur durch Thal und Berg verfolgen,
Sich rastlos durch des Moors Gestrüppe drehn,
Sich auf des Felsens Gipfel schwingen, sich
Hinab in tiefer Schlünde Absturz stürzen,
Bis in der Wildnis dicksten Mitternacht
Er kraftlos neben seine Beute sinkt u. s. w.

Der Dichter schließt mit einer deutlichen Beziehung auf sich selbst und Wilhelmine:

Auch zu der Liebe schwimmt nicht stets das Glück,
Wie zu dem Kaufmann nicht der Indus schwimmt.
Sie muß sich ruhig in des Lebens Schiff
Des Schicksals wildem Meere anvertraun,
Dem Wind des Zufalls seine Segel öffnen,
Es an der Hoffnung Steuerruder lenken,
Und, stürmt es, vor der Treue Anker gehn.
Sie muß des Wankelmutes Sandbank meiden,
Geschickt des Mißtrauns spitzen Fels umgehn,
Und mit des Schicksals wilden Wogen kämpfen,
Bis in des Glückes sichern Port sie läuft.

Mit diesem Gedichte verfolgte Kleist den doppelten Zweck, sich selbst für sein Unternehmen zu ermutigen und die Braut zum Vertrauen auf ihn zu ermahnen. Welche Bedeutung er dem Gedichte beilegte, geht daraus hervor, daß er selbst ein Exemplar desselben mit auf die Reise nahm und Wilhelminen eins zurückließ; sein Exemplar war von ihrer Hand geschrieben, das ihrige von seiner. So betrachtete er das Gedicht als den Talisman, der ihn vor Ermattung in seinem Streben und sie vor Beunruhigung über sein geheimnisvolles Thun bewahren sollte. Auch in den Briefen kommt er auf das Gedicht zu sprechen.

*) Merkurs Zauberstab, der alle Schlösser löste. (Anmerkung Kleists.)

„Sich dem blinden Zufall überlassen und warten, ob er uns endlich in den Hafen des Glückes führen wird, das war nichts für mich. Ich war dir und mir schuldig, zu handeln. »Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt« u. s. w. »Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar« u. s. w. Das sind herrliche, wahre Gedanken.*) Ich habe sie oft durchgelesen, und sie scheinen mir so ganz aus deiner Seele genommen, daß deine Schrift das übrige thut, um mir vollends einzubilden, das Gedicht wäre von keinem andern, als von dir. So oft ich es wieder lese, fühle ich mich gestärkt selbst zu dem Größten, und so gehe ich denn fest mit Zuversicht meinem Ziele entgegen." Der Umstand, daß die Selbstermutigung in gebundnen Worten abgefaßt ist, hat sicherlich eine tiefere Bedeutung. Der Gedanke des Gedichts, daß jeder Erfolg nur mit Einsetzung aller Kräfte erzielt werden könne, ist ja ein Gemeinplatz; hätte Kleist sich zu irgendeinem praktischen Zwecke des Lebens anreizen wollen, so hätte er des Gedichts, als einer immerfließenden Quelle der Stärkung, nicht bedurft. Darauf kommt es an, daß eine selbstverständliche Weisheit nur in der dichterischen Form, die er selbst ihr gegeben hat, eine volle Wirkung auf ihn ausübt. So müssen wir in dem „Größten," wovon er in unmittelbarem Anschluß an die Worte des Gedichtes spricht, eben jenes „höhere" Ziel erblicken, zu welchem ihn von Jugend auf sein Genius fortreißt; zum mindesten ist es sicher, daß Kleist über das reale Mittel hinaus zu dem idealen Zwecke emporblickt. Das tiefe Pathos seiner Sprache beweist, daß seine ganze Seele dem Ziel entgegenglüht, und für ein ausschließlich praktisches Interesse hat sich Kleist zu keiner Zeit seines Lebens erwärmen, viel weniger begeistern können.

Um die poetischen Interessen unsers Dichters weiter zu verfolgen, ist es wichtig, zu beobachten, welche Rolle die Schillerschen Dramen bei ihm spielen. „Wallenstein" war, als Kleist nach Berlin kam, gerade im Druck erschienen. In dem ersten Briefe schreibt Heinrich an die Braut: „Mein dritter Gang war in den Buchladen, wo ich den Wallenstein von Schiller — du freust dich doch? — für dich kaufte. Lies ihn, liebes Minchen, ich werde ihn auch lesen. So werden sich unsre Seelen in dem dritten Gegenstande zusammentreffen. Träume dir so mit schönen Vorstellungen die Zeit unsrer Trennung hinweg. Alles, was Max Piccolomini sagt, möge, wenn es einige Ähnlichkeit hat, für mich gelten, alles, was Thekla sagt, soll, wenn es eine Ähnlichkeit hat, für dich gelten." Auch die Schwester Ulrike erhält den „Wallenstein" als Geschenk, dessen Inhalt nicht gelesen, sondern gelernt werden soll. „Ich bin begierig, schreibt er dabei, ob Wallenstein den Carlos bei dir verdrängen wird. Ich bin unentschieden." Auch verdient bemerkt zu werden, daß Kleist sich gern mit Schillerschen Helden in Vergleich

*) Biedermann heftet an diese Worte den Zweifel, ob überhaupt das Gedicht von Kleist selbst herrühre. Mit Unrecht. Das Gedicht atmet Heinrichs Geist, es ist von seiner Hand geschrieben und mit seiner Unterschrift, H. K., versehen. Was Auffallendes in der Äußerung liegt, ist auf Rechnung von Kleists Individualität zu setzen.

setzt. In dem Bemühen, die Schwester über den unerklärlichen Zweck seiner Reise zu beruhigen, schreibt er an sie: „Elisabeth ehrte die Zwecke Posas, auch ohne sie zu kennen.“ Und gegen die Braut äußert er einmal: „Würde wohl etwas Großes auf der Erde geschehen, wenn es nicht Menschen gäbe, denen ein hohes Bild vor der Seele steht, das sie sich anzueignen bestreben? Posa würde seinen Freund nicht gerettet haben und Max nicht in die schwedischen Haufen geritten sein.“ Noch muß bemerkt werden, daß Heinrich bei seiner Abreise „Schreibereien“ zurückläßt, die er vor den Augen der Tante Massow bewahrt wissen will. Diese Tante, welche seit dem Tode von Heinrichs Mutter der Haushaltung der Kleistschen Familie vorstand, scheint die heftigste Gegnerin von Heinrichs dichterischen Neigungen gewesen zu sein. Die Papiere, die Kleist ihren Blicken entzogen zu sehen wünscht, enthielten sicherlich seine poetischen Jugendversuche. Wir dürfen annehmen, daß sich unter diesen Dichtungen auch dramatische Entwürfe befanden, denn wir haben sein thätiges Interesse für das Drama schon festgestellt, und er verhehlt es nie, daß Schiller und Shakespeare seine großen Vorbilder sind.

So sehen wir, daß Kleist, schaffend und genießend, ringsum von poetischen Interessen umdrängt ist. Diesen Interessen, im Verein mit seiner Liebe, eine dauernde Heimstätte bei sich zu bereiten, darauf war stets sein Wunsch und sein Wille gerichtet. Aber welchen Weg er einschlagen sollte, um sowohl Wilhelmine als Gattin heimführen zu können, als auch der vollen Freiheit dichterischen Schaffens sich zu erfreuen, das war die große Frage, über die er nicht hinaus kam. Einmal wünscht er nach Frankreich zu gehen, um dort Kantische Philosophie zu lehren und Unterricht im Deutschen zu geben; dann erinnert er Wilhelmine daran, daß ihm die Finanzlaufbahn noch offen stehe; ein drittesmal gedenkt er eines akademischen Lehramts. Kein Plan aber hat ihm jemals näher gestanden als der, ein Landmann zu werden, kein andrer Plan hat jemals eine so feste Gestalt bei ihm gewonnen; dieser Gedanke bildet auch den realen Ausgangspunkt der Würzburger Reise.

Ein Jahr später, am 10. Oktober 1801, schreibt Heinrich von Paris aus an Wilhelmine: „Ich fühle mich von Tage zu Tage immer heiterer und heiterer, und hoffe, daß endlich die Natur auch mir einmal das Maß von Glück zumessen wird, das sie allen ihren Wesen schuldig ist. Auf welchem Wege ich es suchen soll, darüber bin ich freilich noch nicht recht einig, obgleich sich mein Herz fast überwiegend immer zu einem neigt.... Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im großen frei denken konnte, hat mich dem, was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht. Manches, was die Menschen ehrwürdig nennen, ist es mir nicht, vieles, was ihnen verächtlich scheint, ist es mir nicht. Ich trage eine Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußern, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein konventionelles Verhältnis der Welt

zu passen.... Unter diesen Umständen in mein Vaterland zurückzukehren, kann unmöglich ratsam sein. Ja, wenn ich mich über alle Urteile hinwegsetzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen beschert wäre, das mich und dich empfinge! Du wirst mich wegen dieser Abhängigkeit von dem Urteile andrer schwach nennen, und ich muß dir darin Recht geben, so unangenehm mir das Gefühl auch ist. Ich selbst habe freilich durch einige seltsame Schritte die Erwartung der Menschen gereizt. Was soll ich nun antworten, wenn sie die Erfüllung von mir fordern? Und warum soll ich denn gerade ihre Erwartung erfüllen? O es ist mir zur Last!... Nahrungssorgen für mich allein sind es doch nicht eigentlich, die mich so sehr ängstigen, denn wenn ich mich an das Bücherschreiben machen wollte, so könnte ich mehr, als ich bedarf, verdienen. Aber Bücherschreiben für Geld — o nichts davon! Ich habe mir in einsamer Stunde ein Ideal ausgearbeitet; aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Lied seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastard nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Priesterin das ihrige, feierlich aufbewahre bei dem Scheine der Lampe. Also aus diesem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen.... Ein Ausweg bleibt mir übrig, zu dem mich zugleich Neigung und Notwendigkeit führen.... Was meinst du, Wilhelmine, ich habe noch etwas von meinem Vermögen, wenig zwar, doch wird es hinreichen, mir etwa in der Schweiz einen Bauerhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich selbst arbeite?" Und nun setzt er, in diesem und in den beiden folgenden Briefen, der Braut auseinander, wie er sich den Plan denkt. Diese Briefe sind, abgesehen von dem Abschiedsbriefe, die letzten, welche Kleist an seine Braut geschrieben hat. Wir wissen, daß er in dem ersten Briefe an Wilhelmine die Ökonomie als die „große Kunst" bezeichnet hatte, die ihm, wenn er sie sich aneignen könnte, gestatten würde, als ein freier Mensch seinem „höchsten Zwecke" und seiner Liebe zu leben. So sehen wir, daß der Gedanke Kleists, in der Landwirtschaft den nährenden und doch nicht beengenden Beruf zu finden, während der ganzen Dauer der Verlobung ihm nahe gestanden hat.

Ein stiller ländlicher Wohnsitz, fernab vom Weltgetriebe, war immer Kleists Ideal. Schon die Verse des Fünfzehnjährigen gelten dem Lobe des Alleinseins in der Natur. Der idyllischen Laube im Zengeschen Garten in Frankfurt a. O., wo er mit der Braut und deren Schwestern schöne Stunden verlebt hat, bewahrt Heinrich stets ein liebendes Angedenken. Gegen das Leben in einer Großstadt hegt er entschiedene Abneigung. „Je öfter ich Berlin sehe — schreibt er an die Braut —, je gewisser wird es mir, daß diese Stadt, sowie alle Residenzen und Hauptstädte, kein eigentlicher Aufenthalt für die Liebe ist. Die Menge von Erscheinungen stört das Herz in seinen Genüssen, man gewöhnt sich endlich, in ein so vielfaches, eitles Interesse einzugreifen, und verliert am Ende sein wahres aus den Augen." Mehrmals spricht Kleist während der

Fahrt nach Würzburg die Sehnsucht aus, in einem kleinen Hause, fern von dem Sitze der Menschen, wohnen zu dürfen. Nach seiner Reise durch den Plauenschen Grund, Anfang September 1800, schreibt er an Wilhelmine: „Da hängt an dem Einschnitte des Thales, zwischen Felsen und Strom, ein Haus, eng und einfältig gebaut, wie für einen Weisen. Der hintere Felsen giebt dem Örtchen Sicherheit, Schatten winken ihm die überhängenden Zweige zu, Kühle führt ihm die Welle der Weißeritz entgegen. Eng, sagte ich, wäre das Häuschen? Ja freilich, für Assembleen und Redouten. Aber für zwei Menschen und die Liebe weit genug, weit hinlänglich genug." Und in demselben Briefe heißt es: „In dem reizenden Thale von Tharandt war ich unbeschreiblich bewegt. Ich wünschte recht mit Innigkeit, dich bei mir zu sehen. Solche Thäler, eng und heimlich, sind das wahre Vaterland der Liebe." Diesen Ton schlägt Kleist noch öfters an.

Die Vorliebe unsers Dichters für das Leben in der Natur liegt tief in seinem Wesen; wenn er aber diese Neigung zu dem Plane, Landmann zu werden, zuspitzt, so werden wir an seinen Widerwillen gegen den Eintritt in ein Amt, dessen schaffenslähmenden Einfluß er fürchtete, uns zu erinnern und darin den Ursprung jenes Planes zu suchen haben. Seine „irdische Bestimmung" zu erfüllen, seinem „höchsten Zweck" zu entsprechen, sein „wahres Interesse" nicht aus den Augen zu verlieren, war ja Kleists immer und immer wieder beteuerte Sorge; und daß er seine „irdische Bestimmung" schon frühzeitig als eine poetische Sendung auffaßte ist, wie mir scheint, nicht zu bezweifeln.

Daß der Dichter auf der Würzburger Reise in bestimmter Weise den Plan hegte, Landwirt zu werden, geht aus einer Briefstelle hervor. Sein Begleiter auf dieser Reise war der mecklenburgische Edelmann von Brokes, der treueste, uneigennützigste Freund und vielleicht der aufrichtigste Bewunderer, den Kleist je besessen hat. Brokes, dem sich Kleist vor Beginn der Reise ganz anvertraute, war auf dessen Bitten sogleich bereit, ihn bei der Ausführung seines Vorhabens zu unterstützen. Die bewußte Briefstelle in dem Schreiben aus Würzburg vom 20. September 1800 aber lautet: „Ob ich gleich im ganzen die Kosten der Reise nicht gescheut habe, ja selbst zehnmal so viel und noch mehr ihrem Zwecke geopfert haben würde, so suchen wir doch im einzelnen unsre Absicht so wohlfeil als möglich zu erkaufen. Indessen, ob wir gleich beide die Absicht haben, zu sparen, so verstehen wir es doch eigentlich nicht, weder Brokes noch ich. Dazu gehört ein ewiges Abwiegen des Vorteils, eine ewige Aufmerksamkeit auf das geprägte Metall, die jungen Leuten mit warmem Blute meistens fehlt; besonders wenn sie auf Reisen das große Gepräge der Natur vor sich sehen. Indessen jede Kleinigkeit, zu sehr verachtet, rächt sich, und daher bin ich doch fest entschlossen, mich an eine größere Aufmerksamkeit auf das Geld zu gewöhnen. Recht herzlich lieb ist es mir, an dir ein ordnungsliebendes Mädchen gefunden zu haben, das auch diese kleine Aufmerksamkeit nicht scheut. Wir beide wollen

uns darin teilen. Rechnungen sind doch in einer größern Ökonomie notwendig. Im großen muß sie der Mann führen, im kleinen die Frau." Deutlicher als hier, hat sich Kleist während seines Aufenthaltes in Würzburg niemals ausgesprochen. Mit der eben angeführten Stelle verdient eine Äußerung, die er nach Beendigung der Reise thut, verglichen zu werden. „Es ist wahr — schreibt er am 13. November —, wenn ich mir das freundliche Thal denke, das einst unsre Hütte umgrenzen wird, und mich in dieser Hütte und dich und die Wissenschaft, und weiter nichts — o dann sind mir alle Ehrenstellen und alle Reichtümer verächtlich, dann ist es mir, als könnte mich nichts glücklich machen, als die Erfüllung dieses Wunsches." Kleist scheint mit der Absicht auf die Reise gegangen zu sein, ein Landgut käuflich zu erwerben — so ließe es sich am einfachsten erklären, warum er sich zwar stark genug fühlte, „den hohen Zweck zu entwerfen, aber zu schwach, um ihn allein auszuführen"; so fände die Äußerung ihre befriedigende Erklärung, wonach er das Geld, welches er von seiner Schwester Ulrike erbat, „nicht zu den Reisekosten, sondern zu dem eigentlichen Zwecke seiner Reise" brauchte. Nicht minder wäre durch diese Annahme erklärt, warum Kleist das geheimnisvolle Verschweigen des Reisezweckes für nötig hielt. Jedermann würde den Plan für den unsinnigsten gehalten und ihn aufs äußerste bekämpft haben. Diesem Streite wollte der Dichter ausweichen, indem er mit der Thatsache des Gutskaufs alle Erörterungen und Widersprüche zu unterdrücken hoffen konnte. Woran Kleists Plan gescheitert ist, läßt sich nicht sagen.

Ist nun dargethan, daß Kleist keineswegs „zu gleichgiltigen Geschäften" auf die Würzburger Reise ausgezogen ist, so muß ferner gezeigt werden, daß auch die Annahme Brahms von der großen geistigen Entdeckung, die Kleist in Würzburg gemacht haben soll, in nichts zerfließt. „Nach einem Leiden von dreiundzwanzig Jahren — schreibt Brahm — fühlt er sich zum erstenmale glücklich; und die Änderung wurd an einem Tage in Würzburg herbeigeführt, den er „den wichtigsten Tag seines Lebens" nennt. Nur auf die Erkenntnis seines (Dichter-) Berufes, die sich mit der Plötzlichkeit innerer Entscheidungen vollzogen haben mag, kann das gehen, nicht auf den ursprünglichen Zweck der Reise, welcher sich, wie aus seinen Briefen, so aus seinem Denken lange verloren hatte." Sehen wir uns die Kleistsche Briefstelle, die Brahm im Auge hat, etwas näher an. Sie findet sich in dem Schreiben an Wilhelmine vom 16. November 1800. Kleist will der Braut klar machen, warum er mit seiner ehemaligen Lehrerin, der Wissenschaft, gebrochen hat und nunmehr als die trefflichste Lehrmeisterin des Geistes die Natur betrachtet. Als ein Beispiel, wie viel man von der Natur, wenn man sie nur verstehe, lernen könne, erzählt er folgendes: „Ich ging an jenem Abend vor dem wichtigsten Tage meines Lebens in Würzburg spazieren. Als die Sonne herabsank, war es mir, als ob mein Glück unterginge. Mich schauerte, wenn ich dachte, daß ich vielleicht

von allem scheiden müßte, von allem, was mir teuer ist. Da ging ich, in mich gekehrt, durch das gewölbte Thor sinnend zurück in die Stadt. Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht, da es doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, weil alle Steine mit einmal einstürzen wollen — und ich zog aus diesem Gedanken einen unbeschreiblich erquickenden Trost, der mir bis zu dem entscheidenden Augenblicke immer mit der Hoffnung zur Seite stand, daß auch ich mich halten würde, wenn alles mich sinken läßt."

Der Wortlaut dieser Stelle lehrt, daß es sich dem Dichter darin nicht um die Entdeckung einer ihm bisher unbekannten Geisteseigenschaft handelt, sondern daß er gerade umgekehrt einem möglichen Verluste bangend gegenübersteht: er fürchtet, seinem liebsten geistigen Besitze (denn auf das Geistige bezieht sich die Stelle zweifellos) entsagen zu müssen. Was soll das heißen, wenn wir mit Brahm annehmen wollen, Kleist habe sich an jenem Tage zum erstenmale in seinem Leben als Dichter gefühlt? Ich wüßte darauf keine Antwort und muß versuchen, mir die Sache anders zu deuten. Kleist war auf die Reise gegangen, um endlich eine Entscheidung über seine künftige Lebensstellung zu treffen. Sein eigner Wunsch war der, ein Landgut zu bewirtschaften, weil er darin den einfachsten Weg sah, die Bedürfnisse des Lebens und seines Geistes zugleich zu befriedigen. Wilhelmine und deren Angehörige wünschten dringend, daß er ein Amt annehme, weshalb er sich dazu bequemte, von dem preußischen Finanzminister gewisse Aufträge entgegenzunehmen. Diese Verbindlichkeit war ihm aber nicht nur sehr lästig (er scheint ihr überhaupt nicht nachgekommen zu sein), sondern er rang auch mit dem Entschlusse, den Gedanken an eine amtliche Stellung ein- für allemal los zu werden. Auf die Entscheidung in dem Streite zwischen seinen Herzenswünschen und den „Forderungen der Vernunft" bezieht sich jene Briefstelle, nicht auf die Entdeckung des Dichterberufes, welche eher in die Knabenzeit zurückzulegen, als in die Mannesjahre hinauszurücken ist. Sehen wir zu, wie die merkwürdigen Worte in ihre tiefsten Beziehungen zu Heinrichs Entschlüssen aufzulösen sind.

Während Kleist bei einem Abendspaziergange in Würzburg den Sonnenuntergang beobachtet, denkt er an seines Lebens Sonne, die Dichtkunst, und empfindet mit Schauern, wie finster und öde sein Leben sich gestalten würde, wenn ihm diese Sonne untergehen sollte. (Wir erkennen hier die Rückwirkung von dem Scheitern seines Planes auf die Stimmung des Dichters.) Der Eintritt in ein Amt aber ist ihm gleichbedeutend mit dieser gefürchteten Verdunkelung seines Daseins. In ernstes Nachdenken versunken, kehrt er zur Stadt zurück, und indem er seine Augen zu dem Gewölbe eines Thorbogens erhebt, sagt er sich: So wie diese Steine, ohne äußere Stütze, nur durch ihr eignes festes Zusammenschließen sich vor dem Einsturze bewahren, so ist es auch mit deinen Wünschen: nimm einen heraus, und das ganze Gebäude stürzt in Trümmer. Der „entscheidende Augenblick" ist derjenige, in dem er die Be-

ruhigung gewinnt, daß sein Glück feststehen werde, weil alle Wünsche, auf deren Erfüllung das Gebäude ruhen soll, eins mit einander sind. Sie bilden ein unzerreißbares Ganze, und selbst das Glück der Liebe erscheint ihm nur dann erstrebenswert, wenn ihm zugleich, als Schlußstein seiner Wünsche, die Freiheit des dichterischen Schaffens gewährleistet wird. Das Leben in einem Amte ist ihm der Dichtung Tod, und da ihm ohne die Dichtung das Leben nicht lebenswert erscheint, so ergiebt sich für ihn der Entschluß des Verzichtens auf ein Amt wie mit innerer Notwendigkeit. Trotzend dem Mißgeschicke, das ihm die Hoffnung auf den glücklichen Erfolg seines Unternehmens entrissen hat, beschließt er, gehorsam dem nie schlafenden Drange, Dichter zu sein und nur Dichter — und den Tag dieses Entschlusses nennt er den „wichtigsten seines Lebens."

Erfüllt von dichterischen Interessen sahen wir Kleist auf die Reise ziehen, wir sahen ihn beherrscht von dem einen Gedanken, der über seinem Leben leitend schwebte, wie der Stern, der den Weisen aus dem Morgenlande auf ihrem Wege zur Krippe des Messias leuchtete, aber noch sahen wir ihn den heißesten Wunsch in die Tiefe seines Herzens verschließen. Nun, da er zurückkehrt, hören wir ihn mutig bekennen, was bisher kein Ohr vernommen hatte. „Ich will kein Amt nehmen — schreibt er nach seiner Heimkehr an die Braut —, ein eigner Zweck steht mir vor Augen, nach ihm werde ich handeln müssen. Ich würde die Zeit meinem Amte stehlen, um sie meiner Bildung zu widmen (das Wort Bildung müssen wir im weitesten Sinne fassen). O wie würde ich den Orden und die Reichtümer und den ganzen Bettel der großen Welt verwünschen, wie würde ich bitterlich weinen, meine Bestimmung so unwiederbringlich verfehlt zu haben, wie würde ich mir mit heißer Sehnsucht trockneß Brot wünschen und mit ihm Liebe, Bildung und Freiheit.... Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltene Fähigkeiten meine ich. Da stünde mir nun für die Zukunft das ganze schriftstellerische Fach offen.... Ich bin sehr fest entschlossen, den ganzen Adel von mir abzuwerfen. Viele Männer haben geringfügig angefangen und königlich ihre Laufbahn beschlossen. Shakespeare war ein Pferdejunge, und jetzt ist er die Bewunderung der Nachwelt." Mit einer solchen Siegesgewißheit hatte er noch nie auf seine dichterischen Fähigkeiten gepocht, mit einer solchen Festigkeit noch nie seine künftige Bahn sich vorgezeichnet. Dieses Selbstbewußtsein war die allerwichtigste Errungenschaft des Aufenthaltes in Würzburg; Kleist hatte in dieser Stadt das Gebiet der Poesie nicht etwa zum erstenmale betreten oder gar, wie Brahm meint, zum erstenmale einen Blick in dasselbe gethan; er hatte sich vielmehr auf einem längst von ihm betretenen Gebiete mit raschen Schritten vorwärts bewegt. Die Muse war ihm in Würzburg absonderlich hold gewesen.

So erklärt sich auch das mächtige Glücksgefühl, das ihn in Würzburg emporhebt und das sich nur mit demjenigen vergleichen läßt, welches ihn ergreift,

da er, zwei Jahre später, der Vollendung des „Robert Guiscard“ nahe zu sein glaubt. Er spricht zu der Braut in einem Tone, der von einem gewaltigeren dichterischen Selbstgefühl geschwellt ist, als je zuvor oder hernach. „Wilhelmine! — lesen wir in dem Briefe vom 19. September —, bin ich dir nichts mehr wert? Achtest du mich nicht mehr? Hast du sie schon verdammt, diese Reise, deren Zweck du noch nicht kennst? Kehre um, liebes Mädchen! Hast du dich aus Mißtrauen von mir losreißen wollen, so gieb es jetzt wieder auf, jetzt, wo bald eine Sonne über mich aufgehen wird. Wie würdest du, in kurzem, herüberblicken mit Wehmut und Trauer zu mir, von dem du dich losgerissen hast, gerade da er deiner Liebe am würdigsten war? Wie würdest du dich selbst herabwürdigen, wenn ich heraufstiege vor deinen Augen, geschmückt mit den Lorberen meiner That? Noch weißt du nicht ganz, wen du mit deinen Armen umstrickst — aber bald, bald! Und dein Herz wird dir beben, wenn du in meins blicken wirst, das verspreche ich dir! Hast du noch nie die Sonne aufgehen sehen über einer Gegend, zu welcher du gekommen warst im Dunkel der Nacht? Ich aber habe es. Es war vor drei Jahren im Harze. Ich erstieg um Mitternacht den Stufenberg hinter Gernerode. Da stand ich, schauernd, unter den Nachtgestalten, wie zwischen Leichensteinen, und kalt wehte mich die Nacht an, wie ein Geist, und öde schien mir der Berg, wie ein Kirchhof. Aber ich irrte nur, so lange die Finsternis über mich waltete. Denn als die Sonne hinter den Bergen hinaufstieg, und ihr Licht ausgoß über die freundlichen Fluren, und ihre Strahlen senkte in die grünenden Thäler, und ihren Schimmer heftete um die Häupter der Berge, und ihre Farben malte an die Blätter der Blumen und an die Blüten der Bäume — ja, da hob sich das Herz mir unter dem Busen, denn da sah ich, und hörte, und fühlte, und empfand nun mit allen meinen Sinnen, daß ich ein Paradies vor mir hatte. Etwas ähnliches verspreche ich dir, wenn die Sonne aufgehen wird über deinen unbegreiflichen Freund.“

Es leidet keinen Zweifel, daß diese im stolzesten Hochgefühl gesprochenen Worte einer Stimmung seliger Befriedigung über die im tiefsten Innern sich geltend machende Dichtergewalt entsprungen sind. Zum Teil scheint das Glücksgefühl des Dichters auch darauf zu beruhen, daß zunächst das reale Unternehmen seiner Reise eine überraschend günstige Wendung nahm. „Sei vergnügt — schreibt er —, denn jetzt darf dir der Erfolg meines Unternehmens keine Sorge mehr machen. Lebe wohl und freue dich auf den nächsten Brief, denn wenn nicht alles mich täuscht, so — —.“ Welche Ereignisse zwischen diesen und den nächsten uns erhaltnen Brief, der eine ganz andre Stimmung des Schreibers kundgiebt, getreten sein mögen, ist leider nicht ersichtlich. Vielleicht läßt sich aus den folgenden, einige Zeit später geschriebenen Worten ein Schluß ziehen: „Wenn ich mir das freundliche Thal denke, das einst unsre Hütte umgrenzen wird, ... dann ist es mir, als könnte mich nichts glücklich machen als die Er-

füllung dieses Wunsches, und als müßte ich unverzüglich („unverzüglich“ ist unterstrichen) an seine Erreichung schreiten. Aber die Vernunft muß doch auch mitsprechen.“ Die Vernunft war es denn wohl auch, welche ihm sagte, daß es thöricht von ihm wäre, bei den damaligen wankenden politischen Verhältnissen ein größeres Landgut erwerben zu wollen. Kurz, während er noch am 23. September mit Zuversicht auf den Erfolg seines Unternehmens rechnet, will er am 10. Oktober ein Vergehen gegen Wilhelmine durch „die teuersten Opfer“ wieder gut machen und sich eine mehrjährige Prüfungszeit auferlegen. Die Mußestunden dieser Jahre gedenkt er mit einem Werke auszufüllen, worin er die Gattin, die ihn „jetzt glücklich machen kann,“ beschreiben will; und er giebt schon eine Probe davon, wie wir uns den Inhalt dieses Werkes auszumalen haben. „O lege den Gedanken — so lesen wir in dem erwähnten Briefe — wie einen diamantnen Schild um deine Brust: ich bin zu einer Mutter geboren! Verachte alle die niedern Zwecke des Lebens. Liebe Wilhelmine, ich will nicht, daß du aufhören sollst, dich zu putzen, oder in frohe Gesellschaften zu gehen, oder zu tanzen; aber ich möchte deiner Seele nur den Gedanken recht aneignen, daß es höhere Freuden giebt, als die uns aus dem Spiegel oder aus dem Tanzsaale entgegenlächeln. Das Gefühl, im Innern schön zu sein, und das Bild, das uns der Spiegel des Bewußtseins in der Stunde der Einsamkeit zurückwirft, das sind Genüsse, die allein unsre heiße Sehnsucht nach Glück ganz stillen können.“ Wir sehen, er war darauf aus, Wilhelmine immer mehr nach seinem Bilde zu gestalten, sie an dem zurückgezogenen ländlichen Leben, wie er es sich wünschte, Geschmack finden zu lehren. Kleist selbst zweifelte auch jetzt noch nicht an der Ausführbarkeit seines Planes, die einzige ernstlich von ihm erwogene Schwierigkeit war die, Wilhelminens Zustimmung zu erlangen. Am 10. Oktober 1800 schreibt er: „Mein Geburtstag ist heute, und mir ist, als hörte ich die Wünsche, die heute dein Herz heimlich für mich bildet, als fühlte ich den Druck deiner Hand, der mir alle diese Wünsche mit einemmale mitteilt. Ja, sie werden erfüllt werden alle diese Wünsche, sei davon überzeugt, ich bin es. Wenn uns ein König ein Ordensband wünscht, heißt das nicht, es uns versprechen? Er selbst hat die Erfüllung seines Wunsches in seiner Hand — du auch, liebes Mädchen. Alles, was ich Glück nenne, kann nur von deiner Hand mir kommen, und wenn du mir dieses Glück wünschest, ja dann kann ich wohl ganz ruhig in die Zukunft blicken, dann wird es mir gewiß zu Teil werden.“

Es wurde ihm niemals zu Teil, dies Glück, dem sein sehnsuchtsvolles Streben galt. Nach der Rückkehr von Würzburg werden wieder neue Pläne erwogen, aber keiner findet die Zustimmung beider Teile, keiner scheint auch nur über die unbestimmtesten Umrisse hinaus gediehen zu sein. So viel wechselnde Pläne wir aber auch bei Kleist auftauchen und wieder verschwinden sehen — sein tiefster Wunsch blieb immer derselbe. „Ach Wilhelmine, schenkte mir der Himmel ein grünes Haus!“ ruft er einmal; „wer erfüllt eigentlich getreuer seine Bestimmung

nach dem Willen der Natur, als der Hausvater, der Landmann?" lesen wir ein andermal; „ist mir nicht jede ehrliche Arbeit willkommen und will ich einen größern Preis, als Freiheit, ein eignes Haus und dich?" lautet eine dritte Stelle.

Jahrelang also hatte Kleist den Plan, Landwirt zu werden, mit sich getragen und denselben, wie viel auch gegen ihn sprechen mochte, stets als die einzig mögliche Lösung für das Drama seines Lebens gehalten. Es ist daher erklärlich, wie erschütternd es auf ihn wirken mußte, daß Wilhelmine seinen Vorschlag, als er ihn endlich in dem oben erwähnten Pariser Briefe vom 10. Oktober 1801 in feste Worte kleidete, mit entschiednem Nein beantwortete. Als Heinrich dieser Weigerung sein Beharren entgegensetzte, war er sich bewußt, sein schönstes Glück von sich zu stoßen, denn das stand fest bei ihm, daß entweder Wilhelmine oder keine sein Herz beglücken würde. Der Dämon seines Ehrgeizes ließ ihn nicht zaudern, den Besitz Wilhelminens aufzuopfern gegen die Jagd nach dem höchsten Ruhmeskranze. Daß der Dichter über den Menschen so vollständig den Sieg davontragen konnte — einen Sieg, der beiden, sowohl dem Dichter als dem Menschen, das innerste Lebensmark entzog —, dies ist das wahrhaft Unbegreifliche in Kleists Leben. Ähnliche Kämpfe, wie er sie bis zu diesem Punkte durchgekämpft hatte, sind fast jedem großen ringenden Geiste beschieden, jetzt hat er sich von dem Menschlichen losgesagt und wandelt Bahnen, die zum Verderben führen müssen. Es ist ewig beklagenswert, daß kein Weg gefunden wurde, auf dem Kleist für immer an der Seite Wilhelminens hätte wandern können. Niemand kann sagen, ob Kleist, wenn ihn die Hand der Liebe aus den Stürmen seines eignen Herzens zu retten vermocht hätte, nicht ein andrer Shakespeare geworden wäre. Über die hohe dramatische Begabung Kleists herrscht nur eine Stimme, und wie viel er an rein dichterischer Kraft besaß, zeigen die ernsten Szenen des „Amphitryon" und das Trauerspiel „Penthesilea," ein Stück, in dessen Sprache göttliches Feuer und dämonische Glut der Leidenschaft zu einem Riesenbrande zusammenzüngeln.

Die Lösung des Verlöbnisses und was unmittelbar vorausgeht und nachfolgt, fällt nicht mehr in den Rahmen dieses Aufsatzes. Meine Aufgabe war nur der Nachweis, daß nicht erst in Würzburg das Dichterleben Kleists begonnen, daß vielmehr die Entwicklung unsers Dichters, wie eigenartig immer, von seiner Jugend an in geradem, bewußtem Vorstreben stattgefunden hat.

Einige Worte über Kleists „Robert Guiscard," das nie vollendete Idealwerk, welches die verhängnisvollste Rolle im Leben des Dichters gespielt hat, mögen diesen Aufsatz beschließen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Plan dieses Werkes schon vor und während der Würzburger Reise des Dichters Leitstern war. Der Gedanke Kleists, mit seinem „Guiscard" es allen Meistern der dramatischen Dichtkunst zuvorzuthun, muß jenen jugendlichen Jahren entstammen, wo das Vertrauen auf die eigne Kraft noch gleich dem Glauben ist, der Berge versetzt. In Würzburg hat der Dichter, so scheint es, aus dem

Gedanken die ersten befriedigenden Thaten hervortreiben sehen. Offenbar hatte er damals bereits goldne Früchte seines Dichtergenies geerntet, sonst hätte er den folgenschweren Entschluß, kein Amt anzunehmen, dem „eignen Zweck" zu leben, nicht fassen können. Was in Würzburg dem Dichtenden zufiel, befriedigte ihn in so hohem Maße, daß er an Ulrike die Worte richten durfte: „Jetzt erst öffnet sich mir etwas, das mich aus der Zukunft anlächelt, wie Erdenglück." Und dieser Ausdruck weist wieder auf den „Robert Guiscard" hin, denn es ist wohl kein Zufall, daß Kleist zwei Jahre später, wo er vor der Vollendung seines Meisterwerks zu stehen glaubt, mit Anwendung desselben Wortes an Ulrike schreibt: „In kurzem werde ich dir viel Frohes zu schreiben haben, denn ich nähere mich allem Erdenglück." Die „Familie Schroffenstein," Kleists erstes vollendetes Drama, ist offenbar nicht das erste in seinem Geist empfangene. Als er an der größern Aufgabe des „Robert Guiscard" für den Augenblick verzweifelte, da wandte er sich mißmutig jener kleinern zu, die denn auch ganz den Eindruck macht, als habe der Dichter ihr nur einen Teil seiner Kraft gewidmet, die größere Hälfte für den „Guiscard" zurückhaltend, zu welchem immer seine Gedanken aufwärts schweiften. Damit steht ganz im Einklange die geringe Liebe des Dichters der „Schroffensteiner" für dieses Kind seiner Muse; er achtet es gleich einem seiner unwürdigen Bastard und rühmt sich weit besseren Könnens.

Um schließlich zu zeigen, daß gerade das uns erhaltene Guiscard-Fragment sehr wohl aus der Würzburger Zeit stammen kann, setze ich eine Stelle des Fragments zur Vergleichung mit dem Anfange des Gedichts „An Wilhelmine" hierher. Das oben auszugsweise mitgeteilte Gedicht (in der Hempelschen Ausgabe steht es S. 11 des fünften Teils), welches wahrscheinlich kurz vor dem Antritt der Würzburger Reise verfaßt worden ist, beginnt:

Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt
Des Glückes schöne Götterpflanze auf.
Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen.

Genau dasselbe Bild, welches das Glück als Pflanze, den Grund, worauf es wächst, als Acker schildert, findet sich im sechsten Auftritt des Guiscard-Fragments, wo der Greis zu Abälard, dem Neffen Robert Guiscards, sagt:

Nun jeder Segen schütte, der in Wolken
Die Tugenden umschwebt, sich auf dich nieder
Und ziehe deines Glückes Pflanze groß!
Das, was der Grund vermag, auf dem sie steht,
Das, zweifle nicht, o Herr, das wird geschehn!
Doch eines Düngers, mißlichen Geschlechts,
Bedarf es nicht, vergieb, um sie zu treiben;
Der Acker, wenn es sein kann, bleibe rein!

Eine Ähnlichkeit beider Stellen in Bezug auf Gedanken und Stil ist unverkennbar. Nach alledem kann angenommen werden, daß zu derselben Zeit, wo

Heinrich von Kleist nach Brahm die Entdeckung seines Dichterberufes gemacht haben soll, er in Wahrheit schon die Anfänge des „Guiscard" hinter sich hatte also bereits mit kühner Hand nach dem Kranze der Unsterblichkeit griff.

Als der Großvater die Großmutter nahm.



So lautet der Titel eines vor kurzem in zweiter (vermehrter und verbesserter) Auflage bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienenen „Liederbuches für altmodische Leute," dessen Sammler und Herausgeber der Leipziger Stadtbibliothekar Dr. G. Wustmann ist. Das schön und eigentümlich ausgestattete Buch hat sich bereits in seiner ersten Auflage in vielen Familien heimisch gemacht. Es hat schon vorm Jahre auf dem Weihnachtstische so manches Hauses unterm Tannengezweig hervorgelugt und die würdige Hausfrau zu einem fröhlichen Lachen gestimmt, es hat sich auf dem Geburtstagstische der Tante, auf dem Nähtischchen der Schwester sittsam einzuführen gewußt, und es hat auch auf dem Schreibtische des ernsten Vaters ein bescheidenes Eckchen erobert. So wird es auch fürder, im Zickzack oder sprungweise oder wie es gerade paßt, seinen Weg gehen. Das „Liederbuch" enthält 388 Gedichte, Erzählungen, Lieder und Opernnummern, die seit etwa einhundertfünfzig Jahren eine kürzere oder längere Zeit Lieblinge, Hausfreunde, Vertraute des Volkes gewesen sind — wie wenn es so anheimelnd in der alten Chronik des Städtchens Limburg im Nassauischen immer und immer wieder lautet: „In diesem Jahre aber sang man und pfiff man folgendes Lied," oder wie es in derselben Chronik nach dem großen Sterben von 1348 heißt: „Da machten sich die Leute neue Kleider und sangen neue Lieder." Dann ist das Buch also wohl ein Volksliederbuch (wie es schon viele giebt) oder — nichts für ungut — eine Sammlung von Gassenhauern, wie: Mutter, der Mann mit dem Coaks ist da? Bewahre! Nicht ein Volksliederbuch im engern Sinne ist es, obgleich man von einzelnen der aufgenommenen Lieder die Verfasser nicht mehr kennt, und obgleich im Grunde alle zu Volksliedern geworden sind, noch weniger ein Gassenhauer- oder Bänkelsängerliederbuch, sondern eine ehrsame Sammlung von Kunstdichtungen (bekannter und unbekannter Dichter), die nach und nach mit Volksliednimbus umkleidet in Fleisch und Blut des Volkskörpers übergegangen sind, wie: Als ich noch im Flügelkleide — An einem Fluß, der rauschend schoß — Arm und klein ist meine Hütte — Ausgelitten hast du, ausgerungen — Blühe, liebes Veilchen — Der liebe Sonntag kömmt heran — Die Welt ist nichts als ein Orchester — Eine faule Grille sang — Eine kleine Biene flog — Eines Abends, mal sehr späte — Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee — Ein milchweiß Mäuschen war einmal — Es schiffte ein

Mägdlein über die See — Es war einmal ein dicker, fetter Mops — Heinrich lag bei seiner Neuvermählten — Helmuth war ein Friedenstörer — Hier ruhst du, Karl, hier werd' ich ruhn — Ich bin der Doktor Eisenbart — Ich saß am Markte stundenlang — In des Waldes finstern Gründen — In Mirtills zerfallner Hütte — In seinem Fenster lag Herr Schmoll — Johann der muntre Seifensieder — Jüngling, wenn ich dich von fern erblicke — Linchen, einst wirst du die Meine — Mein guter Michel liebet mich — Mein Herr Maler, wollt' er wohl — Noch einmal, Heinrich, eh' wir scheiden — Tier und Menschen schliefen feste — Um das Rhinozeros zu sehn — Was ist der Mensch? Halb Tier, halb Engel — Zu Stephen sprach im Traume u. s. w. u. s. w. Die Sammlung reicht etwa bis 1840; das Neueste, was noch auf aller Lippen schwebt, bietet sie nicht, ebenso sind die bekanntesten und größten unsrer Dichter weggelassen, weil man das, was man von ihnen etwa suchen möchte, doch wohl auf seinem Bücherbrette findet. Lieder also, wie das Haidenröslein, das Lied an die Freude, der Wirtin Töchterlein sind nicht darin.

An die Verfasser möchte ich den ersten Faden meiner Betrachtung anknüpfen. Goethe, Schiller, unsre großen Meister, haben verhältnismäßig wenige Gedichte geliefert, die ganz und gar Eigentum des Volkes geworden sind und in aller Munde leben. Von Goethe dürfte kaum mehr als das Haidenröslein, der Erlkönig, der Zauberlehrling, der Fischer, Freudvoll und leidvoll zu nennen sein; andre wie die Gretchenlieder im „Faust" und die Mignonlieder sind gleichsam nur zur Hälfte volkstümlich geworden. Von Schiller sind das Lied an die Freude, die Glocke, das Mädchen aus der Fremde, An der Quelle saß der Knabe und die Balladen wohl die bekanntesten und beliebtesten, andre streifen auch nur das Volksbehagen. Dagegen ist eine große Menge von einzelnen Stellen aus den Werken der beiden Meister fast ganz in den Sprichwörterschatz der Nation übergegangen und in aller Munde. Man sieht, die Kunstdichtung Schillers und Goethes wendet sich mehr an die literarisch Gebildeten als an das Publikum und dringt nur tropfenweise in das innerste Volksleben ein. Merkwürdig ist auch, daß das Häuflein der allbekannten Schillerschen und Goethischen Zitate trotz der erweiterten Klassikerlektüre in den Schulen immer mehr zusammenschmilzt. Möglich, daß der tiefe philosophische Gehalt dem Eindringen der Sprüche eher hinderlich als förderlich ist. Von vielen Dichtern der klassischen Periode ist garnichts volkstümlich, d. h. spruch- und gesangkräftig geworden. Von Klopstocks, Wielands, Lessings Werken entfernen wir uns mehr und mehr, ohne es zu wissen und zu wollen. So findet sich auch in unserm Liederbuche nur ein Gedicht von Lessing: Der Tod (Gestern, Brüder, könnt ihrs glauben), nur eins von Klopstock: Ich bin ein deutsches Mädchen, von Herder und Wieland nichts. Zu dieser Dürftigkeit der Klassiker im strengeren Sinne steht die volkstümliche Fruchtbarkeit untergeordneter Dichter und Dichterkreise in einem ganz auffallenden Gegensatze. Und unter diesen

Dichtern für das Volk nehmen wieder die aus den drei studentischen Dichterschulen hervorgegangenen Sänger nebst ihren Freunden eine so hervorragende Stelle ein, daß wir ganz überrascht sind. Die Leipziger, die Hallischen und die Göttinger Dichter beherrschen gleichsam das Gebiet der Herd-, Schul- und Gesellschaftspoesie, an sie schließen sich ganz naturgemäß die schwäbischen Dichter an. Gellert, Lichtwer, Pfeffel, Gleim, Voß, Hölty, Matthisson, Claudius, Bürger sind unbestritten und dauernd die Lieblinge von Alt und Jung. Das ist nicht zufällig. Die meisten von ihnen, besonders die Leipziger und Göttinger, gehörten von Hause aus dem sittsamen, bildsamen und strebsamen Kleinbürgertume an, wanden sich zeitlebens durch enge Verhältnisse hindurch und erhoben sich über dieselben mit demütigem Frohsinn. Sie standen mit dem Volke in unmittelbarer Berührung, schon als Studenten, dann als Pfarrer oder Gerichtsbeamte, die meisten von ihnen waren von einer rührenden Güte und Reinheit des Herzens, echte Kinder bis zum Silberhaare. So Gellert, Voß, Claudius. Kein Wunder, wenn sie viele Generationen als zuverlässige Führer und Freunde begleiteten. Unter den Führern und Freunden giebt es aber auch eine Menge Dichternamen, die in der Literaturgeschichte garnicht oder sehr nebenher genannt werden. Wer kennt und nennt heute noch Gotter, Friedrich Voigt, Ültzen, Gallisch, Starke, Müchler und wie sie alle heißen, die ein oder einige Liedchen hinterlassen haben, welche ihr romantisch-wehmütiger Liebesschmerz oder ihre kecke Lebenslust zu unverwüstlichen Leibliedern des Volkes gemacht haben. Wir stehen hier dicht an der Wiege des Volksliedes. Noch ein Schritt, und der Name ist vergessen; einsam, ohne Legitimation, ohne Familienmerkmal wandelt das Lied seinen Weg durch die Herzen der Menschen. Wirklich findet sich in unserm Liederbuche eine Anzahl von Gedichten, bei denen der Dichtername verloren gegangen ist. Es sind Kunstdichtungen, die zu Volksliedern geworden sind, und verwundert fragen wir uns, woher denn das bekannte: Guter Mond, du gehst so stille, oder: Als ich noch im Flügelkleide eigentlich stammen. Die Etikette ist abgefallen und nicht wieder zu finden.

Wie werden solche Lieder Eigentum des Volkes? Unser Liederbuch giebt auch hierüber Fingerzeige, welche die Richtung im großen und ganzen andeuten.*) Zunächst übernimmt die Schule das Amt des Rhapsoden. Viele Fabeln, Erzählungen, Gedichtchen mit ausgesprochen erzieherischer Tendenz gehen aus der Schule in die Familie und von Geschlecht zu Geschlecht über. So wurde den Fabeln Hagedorns, Gellerts, Lichtwers, Gleims, Michaelis', Pfeffels ihre lange Lebensdauer gesichert, so kamen auch zur Geltung: Helmuth war ein Friedensstörer, Luischen war ein wildes Kind, Üb immer Treu und Redlichkeit, Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich und andre. Nur von wenigen solcher „Kinder-

*) Sehr schätzenswert sind in dieser wie auch in mancher andern Beziehung die am Ende des Buches angefügten gründlichen literaturgeschichtlichen Anmerkungen.

lieder“ kennt man die Verfasser, bei vielen ist der Name des bescheidnen Pfarrers oder Lehrers, der sie gedichtet hat, verloren gegangen. Die Kinder, das „kleine Volk,“ ist übrigens ein sehr wichtiger Teil des Publikums, von dessen Beifall die Unsterblichkeit unsrer Hauspoesie abhängt. Auf die Kinder folgen die „jungen Leute,“ die freudeheischenden, liebebedürftigen, aber auch sehr gern in schwermütigen Todesbetrachtungen wühlenden Jünglinge und Mädchen. Ihnen gehören die Balladen, Romanzen, Liebeslieder, Trinklieder, Soldatenlieder, Wanderlieder und die sentimentalen Naturbetrachtungen. Mit besondrer Vorliebe führen sie ein handschriftliches Liederbuch, in das sie sorgfältig eintragen, was ihnen in den Sammlungen andrer besonders gefällt. Im Tornister des Soldaten, im Ränzel des Handwerksburschen, in der Truhe des Bauermädchens und in der Lade unsrer städtischen Dienstmädchen führen diese Sammlungen ein geheimnisvolles Dasein. Nur Gleichalterigen, Mitfühlenden ist es vergönnt, einen Blick zu thun in das Tagebuch der jugendlichen Schwärmerei oder des jugendlichen Übermutes, vor ältern Leuten wird es verborgen gehalten. Durch dieses Abschreiben, welches mit dem Bücherschreiben der Mönche und Ritterdamen im Mittelalter verwandt ist, nur daß es diese alte Art des Büchererwerbs in einer größern Tiefe des Volkslebens weiter betreibt, werden viele Kunstdichtungen zu Volksliedern. Was kümmert den rüstigen Burschen und das sinnende Mägdlein der Name des Dichters! In meiner Jugend galt das Lied eines Landmannes in der Fremde von Salis: Traute Heimat meiner Lieben ganz als Volkslied. Meine Großmutter erzählte mir, ein Student, der aus Brandis (etwa drei Stunden östlich von Leipzig) stamme, habe es gedichtet und seinen Eltern geschickt, die es dann als ein Heiligtum aufbewahrt hätten. So wurde der Abschreiber für den Dichter gehalten. Daß sich in den geschriebenen Liederbüchern zuweilen auch entsetzliche Gassenhauer, ja unanständige Reimereien vorfinden, ist bekannt, und es ist merkwürdig, mit welcher Naivität diese Dinge „des Spaßes wegen“ weiter getragen werden. Doch das gehört nicht hierher, unser Liederbuch hat es nur mit dem echten, wahrhaft poetischen Besitztume des Volkes zu thun.

Das, was am entschiedensten einem Gedichte die volkstümliche Weihe giebt, es gleichsam mit derselben durchdringt, ist die Melodie, die Musik. Durch sie werden Schullieder, Liebes-, Trink-, Soldatenlieder, Operntexte populär. Der Komponist ist der Herold des Dichters; wie dieser die Thaten des Helden verklärt, so führt der Komponist die Dichterwerke ins Leben ein. Freilich hat die Musik auch ihre Launen. Sie entscheidet meist über die Zeitdauer der Popularität. Wenn die Melodie veraltet, dann altert auch sehr oft das Gedicht; die Musik, die es zu den Sternen getragen hat, zieht es auch mit sich herab. So erklärt sich das Kommen und Gehen der Lieblingsgedichte des Volkes. Manche haben nur eine sehr kurze Dauer, sie überleben kaum ein Jahr, manche verleihen einer ganzen Generation von Kindern oder jungen Leuten den eigentümlichen Zauber einer bestimmten Weltanschauung oder einer bestimmten Gefühlslage, und wehmütig

lächelnd summt die Greisin noch das alte Liedchen. Die Musik ist auch neidisch auf den Text. Oft tritt die Melodie so gebieterisch auf, daß sich nur die erste Strophe dem Gedächtnis einprägt. Ist es uns doch mit Schneckenburgers Wacht am Rhein nicht anders ergangen! Indes ist nicht immer die Musik daran schuld, daß die Lieder nur stückweise im Volke fortleben, nicht selten ist der glückliche poetische Wurf eben nur in der ersten Strophe oder in der ersten Zeile oder im Refrain gelungen. Trümmer früher beliebt gewesener Lieder und Gedichte sind in Sprichwörtern noch erhalten: z. B. Ja, Bauer, das ist ganz was anders, Blinder Eifer schadet nur, Es kann ja nicht immer so bleiben, Noch ist Polen nicht verloren.

So stehen wir denn vor dem Inhalte der Lieder, und das ist das wichtigste. Die Lieder des Tages sind der Spiegel der Zeit. Woran sich ganze Geschlechter Jahrzehnte lang erquickt haben, was auf der Straße erklang, im Hause wiederhallte, gehört unzweifelhaft zu dem Gepräge der Zeit.

Der dreißigjährige Krieg hatte dem deutschen Gemütsleben so tiefe Wunden geschlagen, daß hundert Jahre vergingen, ehe es sich wieder erholte. 1748 verkündeten die drei ersten Gesänge des Messias von Klopstock das Anbrechen einer neuen klassischen Poesie. Daß Deutschland sich überhaupt wieder erholte, verdankt es der festen Geschlossenheit seines Familienlebens, der strengen hausväterlichen Zucht, welche mit den drohenden Gefahren zugleich die Verwilderung und Verarmung abwehrte. Ernst freilich, wortkarg, eintönig, freudeleer war das Familienleben nach dem großen Kriege. Man denke nur an König Friedrich Wilhelm I. von Preußen oder an Goethes und Schillers Vater, und man hat ein Bild von den gestrengen Hausvätern jener Zeit. Da waren die Dichter schlimm dran. Wenn sie etwas andres dichten wollten als geistliche Lieder, so mußte es müßigen Schwelgern und sittenlosen Höflingen gefallen, sonst wurden sie nicht gehört. So die schlesischen Dichter — mit wenig Ausnahmen. Die Studenten waren die ersten, denen es gelang, die harte Rinde der Furcht und des Schreckens zu durchbrechen, die sich um das deutsche Herz gelagert hatte; schon Christian Günther mit seinem: Brüder, laßt uns lustig sein, dann Friedrich von Hagedorn, auch lange Zeit ein lustiger Bursch, ferner die Leipziger und die Hallischen „Anakreontiker.“ Gellerts Fabeln klopften an die Bürgerhäuser und die Bauernstuben, wer konnte ihnen widerstehen? Sie woben ihre neckenden und doch so sittsamen Fäden um den deutschen Herd, und heute noch sind diese Fäden nicht ganz zerrissen und verweht. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts glänzten sie im goldnen Scheine. Durch die Fabeln lernte das deutsche Auge sich wieder an den Sonnenglanz der Poesie gewöhnen. Dazu kamen dann die kleinen Liedchen, die Freundschaft, Wein und Natur verherrlichten, auch schüchtern der Liebe gedachten. Die Dichter derselben, Hagedorn und Gleim an der Spitze, hielten gewiß diese Liedchen für kühne Thaten, denn was sie priesen, genossen sie ja nicht. Gleim besang den Wein und hätte jedem Mäßigkeitsvereine an-

gehören können, er forderte auf, zu küssen, und starb als alter, ehrsamer Junggesell. Aber rührend ist diese kindliche Art, zum Lebensgenusse aufzufordern, rührend vor allem auch die Freude am Kleinleben der Natur:

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

Oder:

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn.

Oder:

Komm, stiller Abend, nieder
Auf unsre kleine Flur.

Und neben vielen andern das unvergleichliche: Wie reizend, wie wonnig ist alles umher, das noch gegen Ende des Jahrhunderts Wilhelm Gottlieb Becker gesungen hat. Wahrlich, wenn etwas die Unverwüstlichkeit der deutschen Natur und des deutschen Gemütes bezeugt, so ist es diese Freude an dem Stillleben in Wald und Flur, als der deutsche Mund nach dem entsetzlichsten Kriege, der jemals in einem Lande gewütet hat, sich wieder aufthat zum Gesange. Zwischen den Fabeln und dem fröhlichen Liede erklingen in den siebziger Jahren, also etwa ein Vierteljahrhundert später, Höltys und Matthissons Elegien und Bürgers Balladen. Es ist noch immer der streng bürgerliche Kreis der Anschauungen und Erlebnisse, aber die Empfindung ist tiefer, leidenschaftlicher, das deutsche Gemüt bereitet sich gleichsam zur Aufnahme der klassischen Werke vor. Von der Sturm- und Drangperiode, von genialischem Treiben ist in unserm Liederbuche nichts zu spüren, diese „deutsche Revolution“ vollzog sich in den höhern literarischen Kreisen, nicht im bürgerlichen Familienleben, aber die literarischen Ereignisse der nächstfolgenden, vorzugsweise von dem Interesse für die Literatur erfüllten Zeit spiegelten sich in einigen wunderlichen Produkten der volkstümlichen Poesie, so die Räuberliteratur in Vulpius' Räuberliede: In des Waldes finstern Gründen und die Wertherliteratur in: Lotte an Werthers Grabe vom Freiherrn von Reitzenstein. Auch die von Pestalozzi und Basedow ausgehende pädagogische Bewegung teilte sich dem Volksleben mit. Um die Wende des Jahrhunderts entstehen eine Menge Erzählungen und Lieder, die einen erzieherischen Zweck verfolgen. Die Moral, noch von der Fabel her beliebt, kommt jetzt in der erzählenden Poesie wieder zur Geltung. Friedrich Kinds Christabend: Still, was schleicht dort so alleine, freilich erst 1811 gedichtet, ist uns noch heute geläufig. Die bürgerliche Dichtung hat immer einen lehrhaften Grundzug, der pädagogische Anstoß ließ ihn nur deutlicher hervortreten. Die Tugenden, zu denen in jener „altmodischen“ Zeit die Volksethik vorzugsweise ermahnte, sind Barmherzigkeit und Zufriedenheit.

Allmählich fangen nun auch die Zeitereignisse an, die volkstümliche Dichtung zu beeinflussen. Schon in Schubarts Kaplied: Auf, auf! ihr Brüder und seid stark, der Abschiedstag ist da! 1787 erschienen, mischt sich mit dem Abschiede von der Heimat eine politische Empfindung, aber erst die Franzosenzeit weckte das politische Lied. Kriegslieder, patriotische Lieder, Spottlieder wechseln miteinander ab. Weder der dreißigjährige, noch der siebenjährige Krieg hatten das Volk nachhaltig angeregt, in der Poesie einen Ausdruck nationaler Begeisterung zu suchen, die dahinzielenden Kunstdichtungen, wie Gleims Kriegslieder eines preußischen Grenadiers oder Kleists Oden, gingen spurlos an ihm vorüber, nur im Volksliede machte sich der nationale Humor Luft:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

Die Despotie Napoleons erregte den Zorn der Deutschen; Körners, Schenkendorfs, Arndts Lieder drangen sogleich in die Menge ein und entzündeten die Kampfslust. Aber auch andre Gesänge von minder bedeutenden Dichtern machten die Runde: Die Feldflasche (Helft Leutchen mir vom Wagen doch) von Veith, Mahlmanns Gott segne Sachsenland, Kärners Gelehriger Bauer und Kleine Krebse. Die Kampfesfreudigkeit erlosch nicht wieder. Hauffs Lieder: Reiters Morgengesang (Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod) und Soldatenliebe (Steh' ich in finstrer Mitternacht) sind in den zwanziger Jahren gedichtet. Wie sie alten Volksliedern entstammten, so wurden sie selbst wieder Volkslieder. Überhaupt erweitert sich der Horizont des Volksbewußtseins zusehends. Der Blick schweift in die Ferne und kehrt doch immer wieder mit innigem Behagen zur heimischen Erde zurück. Kletkes In die Ferne (Siehst du im Abend die Wolken ziehn), Geibels Zigeunerknabe im Norden (Fern im Süd das schöne Spanien) und Nikolaus Beckers Deutscher Rhein (Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein) sind frühe schöne Blüten dieser bis in die Gegenwart reichenden Freude am Fernen und Nahen. Merkwürdig ist die Teilnahme des Volkes an dem Schicksale Polens bei der Erhebung von 1830. Während andre politische Ereignisse, z. B. die Julirevolution in Frankreich ziemlich spurlos am Herzen der Nation vorüberglitten, erweckte diese große Tragödie des Ostens lebhaftes Mitgefühl. Ortlepps Finis Poloniae (Noch ist Polen nicht verloren) und Mosens: Die letzten Zehn vom vierten Regiment drangen bis in die Kinderstube.

Von den literarischen Strömungen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ging die eine ganz über den Häuptern der Bürger und Bauern hinweg, während die andre den innersten Grund des Volkslebens berührte. Die romantische Schule wirkte trotz der zarten Minnelieder und trotz ihrer Wald-, Feld- und Bergmärchen nur auf die gelehrte Welt, aber die schwäbischen Dichter,

Uhland voran, übten einen außerordentlichen Einfluß auf unser gesamtes Gemüts- und Phantasieleben aus. Werden wir doch heute noch von dem Strome ihrer Anschauungen getragen!

Die schwäbische Schule vollendete, was Klopstock und seine Göttinger Freunde begonnen, die Dichter der Freiheitskriege fortgesetzt hatten, sie nährte das deutsche Volksbewußtsein, indem sie dem Bürger und Bauer in das innerste seines Hauses, in die geheimsten Falten seines Denkens und Fühlens hinein mit vaterländischer Begeisterung und Bewunderung folgte. Freilich, die schwäbischen Dichter selbst, Uhland, Schwab, Kerner, Mörike — auch ihr Freund Lenau läßt sich hierher rechnen —, deuteten gleichsam die Richtung nur an, aber die Dorfgeschichtenliteratur, mit Auerbachs Erzählungen an der Spitze, führte die Skizzen mit den reizendsten Farben aus. Eine Malerschule, die an Dorfkirchen, einsamen Hüttchen, Kindergruppen und auf den ländlichen Tanzplätzen ihre Studien machte, schloß sich an, die Maler führten uns in die Alpen und in die Alpendörfer, wo die Natur in erhabener, die Menschenwelt in rührender Einfachheit und Ursprünglichkeit verharren. Defregger und Rosegger wurden unsre Lieblinge.

Das deutsche Volksbewußtsein strahlte bereits hell wie Morgenrot, als ein thatkräftiger Hohenzoller und seine hochgemuten Räte in dem unvergleichlichen Kampfe von 1870 die Kraft der Nation zusammenfaßten, um das deutsche Reich in seiner alten Herrlichkeit wieder aufzurichten. Das Wehen und Sprühen des erwachenden nationalen Geistes kann man aber schon in den Tages- und Modeliedern um die Mitte des Jahrhunderts beobachten. Freiligraths Mein Herz ist im Hochland, Weigles Drunten im Unterland, Prochs Alpenhorn sind die Vorboten dieser Richtung, und eine unzählige Menge von zarten, duftigen Liedern in der Weise des Minnegesanges folgen ihnen. Alle aber überragt Schneckenburgers Wacht am Rhein.

Es ist natürlich nicht außer Acht zu lassen, daß neben diesen Hauptrichtungen die Tagespoesie auch den ureignen Bedürfnissen des Menschenherzens immer von neuem huldigt. Rastlos dichtet die Liebe in Sehnsucht, Seligkeit oder Trauer, unaufhörlich wirft die grübelnde Volksphilosophie ihre ernsten oder launigen Betrachtungen auf; letzteres charakterisirt besonders die Opern- und Lustspieltexte, die, von anziehenden Melodien getragen, eine Zeit lang die Gesamtstimmung beherrschen und der Tage Last erleichtern. Will man aber einmal die volkstümliche Poesie mit ihrem ganzen Reiz und ihrer ganzen Gewalt auf sich wirken lassen, so muß man die Lieder in ihrer zeitlichen Reihenfolge an sich vorüberziehen lassen. Und dazu bietet das „Liederbuch für altmodische Leute“ die beste Gelegenheit.

Leipzig. Franz Pfalz.





Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)

Fünfunddreißigstes Kapitel.



Fräulein Cäcilie hatte, als sie von Siebenhofen abfuhr, ihrem Bruder die Versicherung gegeben: Um sieben Uhr sind wir wieder hier. Sie hatte darum auch der jungen Minna den Befehl erteilt, die Resterpastete, die den Mittagstisch zieren sollte, abends aufzuwärmen, da sie der Herr Baron doch nicht allein aufessen könne, die große Pastete! Der Baron war nun unsoliderweise zum Mittagessen garnicht nach Hause gekommen, sondern hatte es nach Ausfindung des Küchenzettels vorgezogen, in Rummelshausen eine Bratwurst zu verzehren. Georg fand dabei freilich, daß in der Bratwurst gar kein Schweinefleisch enthalten sei, und rief den Wirt, um ihn auf diesen Mißstand aufmerksam zu machen. Dieser aber meinte, die Würste seien vom Siebenhofner Fleischer, und er könne nicht mehr thun, als seine Bratwurst von einem Manne beziehen, der ein solches Renommee habe.

So werde ich meine Philippika an die rechte Adresse bringen, meinte Georg.

Der geht so ruhig seinen Weg, und setzt doch durch, was er will, sagte der Inspektor Dickmann in Rummelshausen zum Brauer Liebetrank, als sie dem Wagen des Barons nachsahen.

Er versteht aber auch seine Sache, fuhr Dickmann fort, wie kein zweiter im Thüringer Land. Das Siebenhofen war ja unter dem Hofmarschall heruntergekommen, daß der Ottersleber meinte, es wäre garnicht mehr zu halten. Da kannte er aber unsern Baron schlecht. Der läßt sich von niemand ein X für ein U machen.

Der Brauer nickte bedächtig mit dem Kopfe. Das ist schon richtig. Aber er ist doch ein steifköpfiger Aristokrat!

Nun, ich dächte, damit wäre es auch nicht so schlimm, Herr Liebetrank.

Meinethalben, Dickmann, aber es wundert mich, daß Sie das nicht Wort haben wollen, der Sie ihn doch nun ein paar Jährchen kennen. Er spricht so

mit den Leuten und erkundigt sich nach dem und jenem, wie es gerade kommt, denkt aber dabei doch immer: Ich bin der Baron. Hat er Ihnen schon je von seinen eignen Angelegenheiten erzählt?

Das macht er mit seinen Standesgenossen um kein Haar anders. Es ist eben so seine Art. Dafür ist er ein Mann, auf den ein Verlaß ist, wenn er auch nicht mit der ganzen Welt auf du und du ist.

Mittlerweile fuhr der Baron nach Hause. Als er an den auf der Moosdorfer Grenze gelegenen Steinbruch kam, sah er dort eine Reiterin halten, die mit den Steinbrucharbeitern sprach. Es war eine kleine, zierliche Dame in dunkelm Reitkleid, das über den unruhig tanzenden Schimmel lang herunterhing.

Ist das die Komtesse Daïda? fragte der Baron den Schmidt.

Ja, das wäre sie schon, Herr Baron; eine hübsche kleine Dame, aber doch nicht wie unsre Fräulein.

Der kleine Wagen rollte in den Steinbruch hinein, der in malerischen Klüften nach verschiednen Richtungen hin bearbeitet wurde. Über Steinvorsprüngen nickten hochstielige Feldblumen, auch Hollunderbüsche, mit weißen Blütendolden übersäet, hatten in den farbigen Erdschichten zwischen dem Gestein Wurzel geschlagen und schmückten nun die hohen Steinwände.

Einige Arbeiter standen, Hacke und Axt in der Hand, um die Dame. Als der Wagen sich ihnen näherte, traten die Arbeiter auseinander. Der Baron ließ die Pferde stehen, und die Dame ritt an den Wagen heran. Sie trug einen breitkrämpigen Filzhut auf dem goldigglänzenden Lockenhaar. Ihre regelmäßigen, feinen Züge und die auffallend großen, schwarzen Augen mit dem träumerisch zärtlichen Blick erinnerten an das berühmte Pastellbild der schönen Gräfin Potocka.

Georg grüßte und behielt den Hut in der Hand. Die Gräfin sah den Nachbar etwas scheu an.

Baron Riffelshausen? fragte sie. Ihre Stimme war melodisch und einschmeichelnd.

Sie haben hoffentlich nicht über einen meiner Leute Klage zu führen, Gräfin?

Doch, doch! Man hat mir in der vorigen Nacht meinen Hund erschossen, meinen armen, lieben Leo! Ich bin so traurig darüber! Sie glauben nicht, wie schön er war und wie gut. Ich mag garnicht daran denken, wie ich ohne ihn leben soll!

Sie sah ihn bekümmert an, wie ein Kind, das sein Lieblingsspielzeug verloren hat. Der Baron lächelte.

Das ist allerdings ein ernster Fall! Sind Sie überzeugt, daß der Übelthäter ein Siebenhofner ist?

Gewiß! Der arme, liebe Leo ging nachts öfters nach Siebenhofen, wie ich gehört habe.

Ja, das weiß ich auch zu sagen, unterbrach sie einer der Arbeiter. Die Bestie ist oft einmal zu uns gekommen und hat zusammengestohlen, was sie kriegen konnte! Neulich erst —

Der Baron wies den Sprecher zur Ruhe. Darf ich bitten, fortzufahren, gnädige Gräfin?

Die junge Dame hatte erschrocken ihre großen Augen auf den Arbeiter gerichtet. Wie sollte Leo gestohlen haben? Der Arme! Er bekam doch in Moosdorf soviel zu fressen, als ihm zuträglich war! Denken Sie nur, Herr Baron! Heute Morgen vermißte ich ihn und hörte dann durch den Siebenhofner Bäckerjungen, der uns das Weißbrot bringt, daß Leo bei Sonnenaufgang

in Siebenhofen gesehen worden sei. Ich schickte sofort dorthin, und man fand den Unglücklichen in der Nähe des Dorfes erschossen! Ich sehe aber nicht ein, Herr von Riffelshausen, warum es weniger strafbar ist, solch einen lieben Hund zu töten, als einen Menschen. Mir war der Leo lieber als irgend ein Mensch!

Wollen Sie mir die Sache überlassen, gnädige Gräfin, so werde ich versuchen, den Missethäter zu ermitteln, und im Vertrauen auf Ihre Großmut werde ich ihn nach Moosdorf hinüberschicken.

Bitte, bitte, thun Sie das! rief sie lebhaft, aber vergessen Sie es nicht, Baron; ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar!

Sie nahm nach Herrenart grüßend den Hut ab und trabte davon. Der Baron sah ihr kopfschüttelnd nach, während die Arbeiter nun ihrerseits des Hundes gedachten. Er sei eine „riesige schwarze Bestie“ gewesen, die wie ein Zigeuner gestohlen und auch neulich dem Jungen des Arbeiters Grün fast die Hand durchgebissen habe, kurzum ein wahres Ungeheuer, das den Siebenhofnern, die da hinten am Flusse nach Moosdorf hinaus wohnten, schon lange ein Aergernis gewesen sei. Wer aber den Mord verübt habe, wußte keiner zu sagen.

Mit diesem Bescheide fuhr Georg nach Siebenhofen zurück.

Unterwegs fühlte sich der Schmidt veranlaßt, dem Baron zu erklären, daß „unsre Fräuleins“ doch ganz anders seien als die gnädige Komtesse aus Moosdorf. Du lieber Gott, möcht' ich doch Fräulein Julie hören, so einen Lärm über ein Stück Vieh machen!

Lassen wir diese Betrachtungen, sagte der Baron, es ist nicht gut, ohne Notwendigkeit Tadel auszusprechen.

Aber Herr Baron, man kann doch nichts für's Denken.

Ganz richtig, wir denken alle beide, was wir gerade denken müssen; aber unsre Worte können wir in Zaum halten, und das müssen wir auch thun.

Nun, meinte der Schmidt, ist mir auch recht.

In seinem Zimmer angelangt, vertiefte sich Georg in die Lektüre landwirtschaftlicher und politischer Blätter und versank über dem Gelesenen in allerlei Betrachtungen. Als er so in Gedanken saß, klopfte es an die Thür, und verlegen trat die Köchin ein: Herr Baron, es wäre nun schon sechs Uhr vorbei, und die Herrschaften, sagte der Schmidt, würden doch wohl zum Abend in Trübensee bleiben, soll ich denn nun die Pastete —

Der Baron sah mit leicht gefurchter Stirn auf: Nicht die Pastete, Minna! Machen Sie mir eine Tasse Thee.

Zu Befehl, Herr Baron, und vielleicht ein Butterbrot?

Ja, auch ein Butterbrot.

Die Köchin verschwand wieder. Die junge Minna hieß eigentlich Amanda, war aber im Andenken an die prächtige, leider verstorbene Minna umgetauft worden, da sich Tante Cäcilie an einen andern Namen nicht mehr gewöhnen konnte.

Die junge Minna hielt sich eine Katze, die sich aber leider nicht mit Baron Valerians Hund Ajax vertrug und darum, so lange letzterer sich mit seinem Herrn in Siebenhofen aufhielt, beständiges Gefängnis erlitt. Während nun Minna ins Dorf gegangen war, wo sie sich beim Krämer länger als sonst aufhielt zur Feier von des gnädigen Fräuleins Abwesenheit, entwischte die Katze. Vor dem Hause aber saß Ajax auf den Steinplatten und schaute elegisch nach dem Abendschein, wie dies seine allabendliche Gewohnheit war. Er pflegte dann das eine Ohr in die Höhe zu ziehen und nervös die langhaarige Fahne zu bewegen. Sowie aber Ajax die behutsam aus dem Hause schleichende Katze bemerkte, verlor

die Naturbetrachtung allen Reiz, und Ajax setzte in großen Sprüngen hinter ihr her. Bald darauf ertönte aus dem Park ein jämmerliches Geheul, welches bekundete, daß die Katze glücklich einen Baum erklommen hatte, unter dem der betrübte Hund über die Unvollkommenheit alles Irdischen melancholische Betrachtungen anstellte.

Der Schmidt wurde unterdessen von dem Baron beordert, nach der Schenke zu gehen, wo eine Beratung über die Verpachtung des Backhauses stattfand. Der Bäcker Weiß aus Hohenottersleben wollte die Pacht übernehmen, Georg wünschte dagegen, daß sie in den Händen des bisherigen Pächters Heinemann bliebe.

Du mußt durchsetzen, daß sie das Gemeindebackhaus dem Heinemann lassen, wenn auch der Weiß etwas mehr zahlt.

Wenn der Herr Baron am Ende selbst mal ein Wort sprechen wollten, meinte der Schmidt.

Es ist nicht gut, wenn ich in dieser Sache rede, sagte Georg, aber sie wollen nachher noch die Einrichtung einer neuen Schenkstube besprechen; dazu werde ich mich einfinden. Geh du voraus.

Ich darf dann wohl den Herrn Baron abholen?

Laß es. Mein Freund hier (er deutete auf den Krückstock) wird mich schon hinübergeleiten. Aber du kannst mir noch einen Boten nach Rummelshausen besorgen. Ich will doch noch ein paar Worte an den Doktor schreiben wegen des Jungen der Crispine. Wir müssen thun, was in unsrer Macht steht, wenn es auch nur ist, um die arme Frau zu beruhigen.

Ja, meinte der Schmidt, die Crispine weiß aber auch, wie die gnädigen Herrschaften sich ihrer annehmen. Fräulein Mathildchen ist heute früh noch drüben gewesen. Sie läßt keinen Tag vergehen, ohne sich bei der Crispine zu erkundigen, seit das Jüngste so krank ist. Die Leute sagen, Fräulein Mathildchen sei so ganz, wie die selige gnädige Frau, und so ist's auch, Herr Baron.

Der Baron schüttelte den Kopf. Es war ihr alter Streit, und beide waren hartnäckig darin. Schmidt sah seinen Herrn von der Seite an und verfügte sich langsam zur Thür hinaus, während dieser den Brief an Petri begann.

Doktor Petri durchfuhr noch immer mit derselben Rastlosigkeit die Gegend und tyrannisirte mit derselben höflichen Strenge seine Patienten. In dem Siebenhofner Herrenhause hatte er Gott sei Dank seit des Hofmarschalls Tode nur die obligaten Anstandsbesuche zu machen, da man sich dort der besten Gesundheit erfreute.

Der Brief war beendet, geschlossen und adressirt. Georg lehnte sich in den Sessel zurück und grübelte über den Satz: Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben. Dieser Kopf, der jetzt glaubt, mit den freien Gedanken die Geheimnisse der Natur entschleiern zu können, wird in wenig Jahren so ruhig sein wie der Stein, aus dem dies Haus aufgeführt ist! Dann fiel ihm der alte Marc Aurel ein: Wie klein ist dieser Lebensraum, und unter wie viel Mühen, mit wie viel schlechter Gesellschaft und in wie zerbrechlichem Körper wird er zurückgelegt. Es ist nicht der Rede wert. Hinter dir eine Ewigkeit, vor dir eine Ewigkeit. Dazwischen was für ein Unterschied, ob du drei Tage oder drei Jahrhunderte zu leben hast?

Und was für ein Unterschied ist es, setzte Georg hinzu, ob diese Mühen so oder anders waren, wenn ich sie nur auf mich genommen habe, wie es mir zukam!

Heute scheine ich mir übrigens das Abendessen versagen zu dürfen. Was mag unsre Minna vorgenommen haben?

Der große Zeiger der Uhr, die in einer mächtigen Holzsäule von uralter Arbeit stand, rückte merklich von der Zwölf hinweg, die die Stunde des Essens bezeichnete, während der kleine wie festgewurzelt auf der Sieben stand. Der Baron widmete eine volle Viertelstunde seine ungeteilte Aufmerksamkeit der Uhr. Dann begab er sich nach der Schenke.

Als er in den Sitzungssaal trat, wurde ihm der Beschluß gemeldet, daß Weiß aus Ottersleben das Gemeindebackhaus haben solle, da er höhern Pacht zahle als Heinemann. Georg sprach die Hoffnung aus, daß es zum Guten ausschlagen möge, und nachdem er mit dem Ortsvorstande ein paar Worte gewechselt hatte, ging man an die Beratung wegen des Bierhauses.

Nachdem man eifrig hin- und hergeredet hatte, nahm der Baron das Wort. Wir sind alle mit unserm Schenkwirt zufrieden. Er hat Raum und Bier genug für alle, und in seinem Wirtshause herrscht noch Ordnung und Sitte. Aber unsre jungen Leute reden so, daß sie sich vor den Alten nicht mehr hören lassen mögen; darum brauchen sie eine Schenkstube für sich. Die beiden Grün sind an der Spitze, wo es gilt, prahlerisch gegen Ordnung und Gesetz zu eifern. Ich kenne euch alle beide, meine Jungen, und weiß etwas mehr von euerm Treiben, als ihr wohl meint. Ich bedaure, daß ihr garnicht mehr überlegt, was euer wahrer Vorteil ist. Ihr ärgert euch, daß andre es besser haben als ihr, weil die Arbeit ungleich verteilt ist. Nun seht doch einmal meine Hand an! Würde ich imstande sein, den Balken festzuhalten, den August Grün gestern wie eine Feder vom Wagen hob? Und er mag einmal versuchen, meine Arbeit zu thun! So laßt uns doch lieber darnach denken, den Platz würdig auszufüllen, den Gott uns zugewiesen hat.

Herr Baron, rief August Grün, gegen die verschiedne Arbeit hab' ich nichts; und der Bäcker hat's nicht besser als der Müller oder der Ackersmann. Aber das will der Herrgott nicht, daß der eine sich's wohl sein läßt und den Schweiß des andern verpraßt! Und so ist's: der Reiche frißt den Armen!

Der Freiherr sah auf seine Hände. Die funkelnden Augen des Sprechers waren ihm unangenehm. Doch als jener geendet hatte, erhob er den Kopf. Wenn jeder vor seiner eignen Thür kehrt, wird die Straße rein. Bleiben wir in Siebenhofen. Wer unter uns hat nicht Arbeit genug, um das tägliche Brot zu erwerben? Wer frißt hier den andern, August Grün? Da ist freilich einer unter euch, der zu meinen besten Arbeitern gehörte. Dieser Mensch ist durch den Trunk in kurzer Zeit so heruntergekommen, daß er eben nur noch trinken und schlafen kann. Das ist Elend! Seht, ich bin in Siebenhofen geboren und aufgewachsen; fast mein ganzes Leben habe ich unter euch zugebracht, und eure Angelegenheiten sind die meinen. Glaubt ihr mir?

Jawohl, Herr Baron! Ach freilich, Herr Baron! und: Das wissen wir auch! riefen die Bauern.

Nun, ich habe ernsthaft nachgedacht über das, was ich euch sage, und meine Meinung ist die: In dem Vaterunser beten wir jeden Sontag: Führe uns nicht in Versuchung! Ich halte die geplante Bierstube für eine Versuchung zur Unmäßigkeit und Unzufriedenheit. Darum bitte ich euch: Laßt sie! Wer dagegen über die Reichen und Vornehmen zu klagen hat, der soll zu mir kommen. Ich werde ihn anhören. Für euch habe ich immer Zeit, das wißt ihr. Und nun gute Nacht, Nachbarn.

Der Baron vertraute dem Eindruck, den seine Worte sichtlich auf die Versammelten gemacht hatten, und verließ, von Schmidt begleitet, die Schenke. Er hatte sich nicht verrechnet: die Errichtung des neuen Bierschanks wurde mit großer Majorität zurückgewiesen, und Georg vernahm, als er schon das Parkpförtchen erreicht hatte, daß die Versammelten ihm ein Hoch brachten, welches, aus den geöffneten Fenstern des Schenksaales tönend, bei den unten auf dem Platze stehenden fröhlichen Wiederhall fand.

Vorhalten wird diese Stimmung freilich nicht, dachte Georg.

Als er zu Hause anlangte, war es endlich der Minna gelungen, den Ajax von dem Baume, unter welchem er Wache stand, fortzuziehen und in den Holzschuppen einzusperren, sodann mit Locken und Rufen die Katze herabzubewegen und die Gerettete nach Hause zu tragen, wo sie mit frischer Milch getröstet und zu Bett gebracht wurde.

Auf seinem Zimmer fand der Baron den Thee; der stand dort schon seit einer Stunde, und man verbrannte sich nicht mehr daran. Schmidt trug die Kanne schimpfend in die Küche. Seine Rede an die Köchin war gesalzen. Die Minna widersprach erst und weinte dann.

Na, machen Sie lieber Feuer an, Sie unnützes Weibsbild! Es ist ja gar kein Verlaß auf so eine Person!

Die Minna weinte aber so heftig, daß er selbst Feuer machen mußte; ihre Nerven waren angegriffen von dem überstandenen Schreck mit der Katze. Der Schmidt hatte aber kein Erbarmen, sondern knurrte in einem fort wie ein böser Kettenhund; dabei setzte er Wasser auf und zündete die Lampe an.

Nun könnten die Herrschaften wohl heimkehren, meinte er. Aber es wurde Mitternacht, ehe das Rollen des Familienwagens auf der Wallgrabenbrücke erdröhnte.

Munter und lebhaft traten die Heimkehrenden in den Flur, wo der Schmidt ihnen gähnend die Lampe entgegenhielt.

Die Tante ermahnte alle, sich sogleich schlafen zu legen, und lief selbst eilig die Treppe hinan. Die andern folgten ihr, bis auf Julie.

Diese erkundigte sich beim Schmidt, ob der Onkel noch wach sei.

Versteht sich, meinte der Schmidt, der wird eben schlafen, ehe sie alle wieder im Neste sind!

Julie eilte durch den Flur nach des Barons Zimmer. Dieser saß noch an seinem Schreibtische. Sie strich leise über sein Haar.

Du bists, Julie? Willst du noch gute Nacht sagen? Das ist recht.

Ja, lieber Onkel! Wie ist dir's denn gegangen?

Sehr gut. Ich habe auch in Rummelshausen etwas gehört, was dich betrifft. Wenn du morgen früh schon zu sprechen bist, ehe ich nach dem Gutshofe hinübergehe, will ich es dir erzählen.

Ach, lieber heute! Wo ist meine Fußbank? Da! So, nun fange nur an.

Sie hatte das weiße Tuch, das sie über den Kopf trug, zurückgeworfen und sah lustig und eigenwillig von dem Schemel, auf dem sie Platz genommen hatte, zu ihm auf.

Das sollte die Tante wissen, sagte er.

Nun, wir zwei brennen auch nicht mehr Petroleum, als du allein.

Also: Herr Brennhold aus Niederdettenheim hat seinen Arbeitern ein Fest gegeben. Dabei hat er ihnen den Entschluß mitgeteilt, in Fällen wie dem Hegelschen, dem Betreffenden eine Pension auszusetzen. Die Veranlassung hierzu

habe Fräulein Julie von Riffelshausen gegeben. Ruhig! Sodann haben Fabrikherr und Arbeiter auf dein Wohl getrunken. Was sagst du zu dieser Auszeichnung?

Was ich dazu sage? Eine Unverschämtheit ist es! Was geht mich Brennholds Fabrik an? Wie darf er sich erlauben, mich vor allen Leuten in Beziehung zu ihm und seinen Arbeitern zu bringen? Die ganze Nachbarschaft wird darüber reden!

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen. Der Onkel trommelte mit den Fingern der linken Hand einen Marsch auf dem Schreibtisch. Sie hört auch wieder zu reden auf, sagte er dann. Julie wußte wohl, daß die Sache auch ihm unangenehm war.

Siehst du, Onkel, das Aergerlichste ist, wenn man etwas so recht gut gemacht zu haben glaubt, und dann war es verkehrt.

Thut nichts, Kind. Wenn du dir nichts vorzuwerfen hast, laß dich durch die Folgen nicht irre machen.

Doch nun genug von der widerwärtigen Sache. Ich muß dir noch erzählen, daß Emilchen Schefflingen unsrer Mathilde etwas den Hof gemacht hat. Auch ließ mein Freund, der alte Herr (der notabene noch gar nicht so alt ist!), einige diplomatische Aeußerungen fallen, aus denen sich schließen läßt, daß er mit dem Geschmack seines Sohnes sehr zufrieden ist. Was meinst du?

Wichtiger wäre wohl, was Mathilde meint.

Was diese Dame betrifft, so hat sie sich so sonderbar geberdet, daß ich wirklich garnicht mehr aus ihr klug werde! Anfangs war sie sehr munter und vergnügte sich in normalster Weise. Gegen Abend unternahm sie mit Emilchen und einem von mir angestellten Anstandswauwau eine Kahnfahrt, bei der sie sich nasse Füße holte. Sie verschwand in Lischens Gemächer und erschien erst zum Thee, und zwar mit verweinten Augen, was die Gesellschaft zum Glück nicht bemerkte, da unser Mathildchen natürlich wieder harmlos lächelte. Sie war aber auffallend zerstreut und sah von Zeit zu Zeit ohne ersichtlichen Grund ganz strahlend glücklich aus. Emilchen und der Anstandswauwau (ein netter Leutnant namens Rohr) ergingen sich in allerhand mir unverständlichen Neckereien, die sich auf die Wasserpartie bezogen und die Mathildchen gelegentlich lebhaft erröten machten. Dann erschien auch zum Thee der neue Pastor, von dem ihr neulich spracht. Das ist ja ein wahrer Hüne! Er gefällt mir übrigens nicht: sein Wesen ist gar zu hochmütig. Die liebe Schefflingen liebt ihn natürlich auch nicht; dagegen ist ihm Emilchen, wie es scheint, sehr zugethan.

Und die Lembrücks?

Ach ja. Die Gräfin ist doch nicht ganz so stattlich anzuschauen, wie die liebe Schefflingen, aber auch die Lembrück erhebt ihre Stimme nie über ein sanftes Gelispel. Sie zeichnet sich mit samt ihren drei Töchtern durch Eleganz aus. Valer fühlte sich veranlaßt, den drei Töchtern der Reihe nach aufs eifrigste den Hof zu machen. Er sagte ihnen mit schlauem Gesicht die dümmsten Sachen, natürlich allen dreien dasselbe, hatte aber entschieden Glück. Der Toni schwärmte unterdessen sämtliche Schefflingsche Familienglieder an und schwamm in stiller Seligkeit. Ich freute mich über das Aussehen der Geschwister; sogar Valer nimmt sich gut aus. Er hat so leichte Bewegungen. Halt, da war auch noch ein junger Graf Lembrück; dem geschieht aber eigentlich schon zu viel Ehre, wenn man ihn nur erwähnt. Und nun, gute Nacht, du Guter; solch ein prächtiger Mensch wie du war bei der ganzen Horde nicht, damit kannst du dich trösten.

Julie sprang lachend auf und drückte kräftig seine Hand. Waren Mittag- und Abendessen bei dir nach Wunsch?

Ausgezeichnet, du Strick. Aber es ist ein Uhr! Mach, daß du zur Ruhe kommst, und daß du mir morgen nicht vor acht Uhr auf der Bildfläche erscheinst, hörst du?

Wollen sehen.

Er bot ihr sein Licht an, doch zog sie es vor, im Dunkeln hinaufzugehen, natürlich leise, um die im Einschlafen begriffenen nicht zu stören. Trotzdem öffnete sich Tante Cäciliens Stubenthür, und da stand die würdige Dame im Mondschein in Nachtjacke und Nachtmütze! Sie hielt Julien eine längere Rede, die an Schärfe einer kräftigen Meerrettigsauce nichts nachgab.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

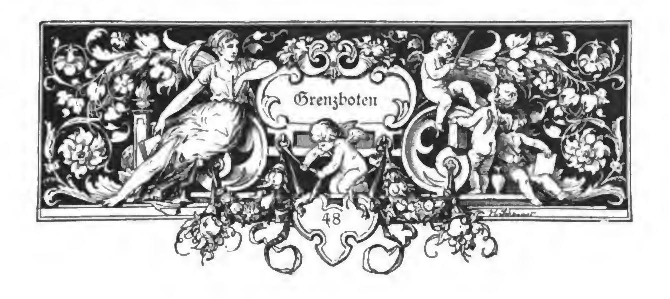
System der Finanzwissenschaft. Ein Hand- und Lehrbuch für Geschäftsmänner und Studirende. Von Wilhelm Roscher. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta, 1886.

Die Anzeige eines Roscherschen Lehrbuchs in einer nicht rein fachwissenschaftlichen Zeitschrift kann sich im wesentlichen nur auf den Dank an den Altmeister der nationalökonomischen Wissenschaft beschränken, daß er den reichen Schatz seines erstaunlichen Wissens aufs neue geöffnet hat, um in der an ihm gewohnten ansprechenden und gründlichen Weise auch seine Volksgenossen an den Ergebnissen seiner Studien Teil nehmen zu lassen. Dieser Dank ist umso größer, als Roscher nahezu der einzige ist, welcher inmitten des Tobens, das sich gerade in jüngster Zeit um ökonomische und finanzielle Probleme bewegte, die vornehme wissenschaftliche Ruhe bewahrt hat. Fern von jeder agitatorischen Art, weiß er die Wissenschaft von den Tagesfragen zu trennen, ohne in einen gelehrten Pedantismus zu verfallen; denn was er bietet, sind nicht Steine, sondern lebendiges Brot, welches für jeden, für den Lernenden wie für den Geschäftsmann, eine gesunde und kräftige Nahrung bildet.

Das vorliegende System der Finanzwissenschaft schließt sich als würdiges Glied den voraufgegangnen Grundlagen der Nationalökonomie (I), der Nationalökonomik des Ackerbaues (II) und der Nationalökonomik des Handels (III) an. Wieder ist es eine breite historische Grundlage, auf welcher sich die einzelnen Lehrsätze aufbauen, wieder ist es ein reiches historisches Material, in welches sich die gefundnen Regeln vertiefen. Der Studirende wird unbeirrt und unbeeinflußt von einer voreingenommenen Meinung aus dem Buche lernen, der Geschäftsmann wird es mit Genuß lesen und nicht minder reiche Belehrung davon tragen, denn eine Menge von Wissen ist im Detail aufgespeichert, und wer auch nur ab und zu ein Kapitel herausgreift, wird das Buch nie ohne Befriedigung verlassen.

Die zweite Auflage ist ein Wiederabdruck der ersten, sie beweist, daß Roscher es verstanden hat, in die weitesten Kreise zu wirken. Hoffen wir, daß es dem Gelehrten beschieden sein werde, noch den Schlußstein, welcher das Armenwesen behandeln soll, dem monumentalen Bau deutscher Gelehrsamkeit, den sein Werk bildet, einzufügen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Deutsche Sorgen in Österreich.

2.



Auch in der zweiten Ländergruppe des Doppelstaates im Donaubecken, in den Sudetenländern Böhmen, Mähren und Schlesien, wohnen die Deutschen schon seit langer Zeit. In den Tagen, wo die Geschichte zu dämmern beginnt, waren jene Landstriche im Besitz der keltischen Bojer, später setzten sich hier, vom Neckar und Main kommend, zunächst die Markomannen Marbods fest, und als dessen Herrschaft nach kurzem Bestande zu Ende ging, andre germanische Völker. Erst gegen den Schluß des sechsten Jahrhunderts erschienen die Tschechen, um sich im Gebiete der mittleren Moldau und Elbe niederzulassen und die Reste der germanischen Bevölkerung gegen die Gebirge der Grenzgegenden zurückzudrängen. Sie waren anfangs den Avaren unterthan, hinter denen sie hergezogen waren. 623 befreite sie der Franke Samo von diesem Joche, dessen Reich aber schon mit seinem Tode zerfiel. 804 machte Karl der Große Böhmen tributpflichtig, und 929 zwang Heinrich I. den Herzog Wenzel zur Anerkennung der deutschen Reichshoheit. Ein Anlauf, die Deutschen aus dem Lande zu treiben, welchen Herzog Spitignev 1055 unternahm, blieb erfolglos, und im zwölften Jahrhundert erließ Sobieslav II. eine Verordnung, die ihnen Sprache und Nationalität gewährleistete. Mehr und mehr trat Böhmen unter den Přemysliden in den Kreis des deutschen Kulturlebens ein, von dem ihm auch das Christentum gekommen war. Jene Fürsten beförderten auf alle Weise die Einwanderung und Ausbreitung deutscher Kolonisten. Frühzeitig wurden Handelsverbindungen mit Deutschland angeknüpft. Wratislav II., der Bundesgenosse Kaiser Heinrichs IV. im Investiturkampfe, lud deutsche Kaufleute zur Ansiedlung bei Prag ein, wo sie

am Porschitsch eine Gemeinde mit eignem Rechte bildeten und sich selbst ihre Richter wählten. Ähnliche Niederlassungen entstanden an vielen andern Orten Böhmens, Mährens und Schlesiens, besonders unter den Premysliden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts und vor allem unter Ottokar II., der recht eigentlich als Städtegründer zu bezeichnen ist. Diese Begünstigung der Deutschen wurde zum Segen für das Land, wie selbst der tschechische Geschichtschreiber Palacky anerkennt, wenn er sagt: „Die Deutschen waren von den Königen Böhmens vorzüglich wegen ihrer Betriebsamkeit ins Land aufgenommen worden. Auch entsprachen sie dem in sie gesetzten Vertrauen und erwiesen sich dem Lande sehr nützlich, besonders im Bergbau und im Roden und Urbarmachen der vielen Wälder an der Grenze. Ihnen zunächst verdankt man die hohe Blüte der Silberbergwerke von Kuttenberg und Deutsch-Brod, welche auf die Vermehrung des Wohlstandes und somit auch der Macht des Staates so großen Einfluß hatten. Für sie und größtenteils auch durch sie wurde der böhmische Bürgerstand geschaffen, folglich auch die Gewerbethätigkeit neubelebt und gehoben. Ihre Ansiedlungen gaben endlich mittelbar Anlaß zu der seit Ottokar II. eifrig betriebenen Emanzipation der Bauern.“ Am stärksten wirkte der deutsche Einfluß im dreizehnten Jahrhundert. Mehrere Premysliden vermählten sich mit deutschen Fürstentöchtern, die deutsche Sprache wurde zur herrschenden am Prager Hofe und unter dem Adel, dessen Geschlechter und dessen Burgen großenteils deutsche Namen annahmen, eine Masse deutscher Bezeichnungen bürgerte sich im Rechts- und Kulturleben des Landes ein, deutsche Meister führten die meisten von dessen Kirchen, Schlössern und Klöstern auf, und der Hof wurde zum Sammelplatze deutscher Minnesänger. Nach Ottokars Fall regte sich die Reaktion der Tschechen gegen die inzwischen durch fortgesetzte Zuzüge verstärkten „Eindringlinge“ wieder lebhafter, indem der Adel, voll Neid und Besorgnis über das Wachstum des deutschen Städtebürgertums, sich den mißgünstigen Massen vielfach anschloß. Bald aber begann eine neue Blütezeit für das böhmische Deutschtum. Die Luxemburger bestiegen den Thron, und der zweite Herrscher dieses Geschlechtes, der als Karl IV. zugleich die deutsche Krone trug, beabsichtigte Prag zur Hauptstadt Deutschlands zu machen, zu welchem Zwecke er dort auch eine Universität gründete. Dieselbe wurde rasch der Mittelpunkt des geistigen Lebens für ganz Mitteleuropa, und ihre Lehrer wie ihre Studenten waren weitüberwiegend deutscher Nationalität. Die schöne Entwicklung dieser Hochschule und mit ihr die des deutschen Elements in den böhmischen Landen überhaupt wurde aber im fünfzehnten Jahrhundert verhängnisvoll durch die hussitische Bewegung zum Stillstande gebracht. Huß war ebenso sehr ein fanatischer Tscheche und Deutschenfeind als ein Gegner der verrotteten Zustände in der katholischen Kirche, und von seinen Anhängern gilt dies in noch höherem Grade. Zunächst wurden die Deutschen an der Universität durch Schmälerung ihrer bisherigen Rechte zur Auswanderung gezwungen, und die nun tschechisirte

Hochschule verlor ihre Bedeutung. Bald darauf gewannen die Tschechen im Prager Stadtrate die Oberhand, und die Folge war Unterdrückung der Deutschen. Die Hussitenkriege, die darauf folgten, waren ein Rassenkampf, welcher das Deutschtum allenthalben im Lande, besonders aber in den Städten, tief herunterbrachte und dessen Gegner erstarken ließ. Indes wurde eine vollständige Slawisirung Böhmens unmöglich, weil sich in dem entvölkerten Lande sofort nach dem Frieden die Notwendigkeit fühlbar machte, ihm durch neue Kolonisten aufzuhelfen, die nur aus Deutschland kommen konnten, und die Beschränkungen derselben, in welche Kaiser Sigismund willigen gemußt hatte, sich bald als unwirksam erwiesen. Immerhin aber wirkte der Haß der Tschechen gegen diese Kultur lange Jahre fort und hinderte das Wiederaufkommen ihrer Träger vielfach, wobei der Adel, der unter den jetzt herrschenden schwachen Jagellonen allen Einfluß an sich gerissen hatte, sein Bestes that, die „Ausländer" vom Erwerb von Gütern und Ämtern und ihre Sprache von den Gerichten auszuschließen. Ferdinand I., mit dem die Habsburger auf den böhmischen Thron gelangten, that nichts gegen dieses System, sondern beschränkte sich darauf, der Macht der adlichen Stände entgegenzutreten. Unter seinen nächsten Nachfolgern aber stieg dieselbe wieder, und abermals zwang sie die Regierung zu Maßregeln gegen die verhaßten Deutschen. 1615 mußte Kaiser Mathias einen Beschluß des Prager Landtags, d. h. der tschechischen Feudalherren, bestätigen, nach dessen Bestimmungen niemand, der nicht tschechisch verstand, sich im Lande niederlassen, jeder, welcher bei Zusammenkünften die deutsche Sprache gebrauchte, dasselbe binnen sechs Monaten meiden, und jeder deutsche Geistliche, jeder Schullehrer nach seinem Ableben durch einen tschechischen ersetzt werden sollte. Der Adelsherrschaft bereitete Kaiser Ferdinand ein Ende, leider aber war dies mit rücksichtsloser Unterdrückung des Protestantismus verbunden, der sich hier so rasch wie in den Alpenländern der Habsburger ausgebreitet und hier wie dort zur Erhaltung und Kräftigung des deutschen Elements beigetragen hatte. Die „Verneuerte Landesverordnung," mit welcher der Kaiser nach seinem Siege am Weißen Berge die Privilegien der böhmischen Barone beseitigte und an deren Stelle den Absolutismus einführte, verhalf wenigstens der deutschen Sprache bei den Gerichten und der Landtafel zur Geltung. Ferdinands Gegenreformation aber zerriß das Band, mit welchem der Protestantismus die böhmischen Deutschen an die Stammgenossen jenseits der Grenze geknüpft hatte, für lange Jahre und zwang Massen von Deutschen, die nicht katholisch werden wollten, zur Auswanderung. Allerdings wurde dieser Verlust später durch Zuzüge aus Österreich und katholischen Gegenden Süddeutschlands einigermaßen ausgeglichen, aber das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit und der geistige Verkehr mit dem Norden, wo von jetzt an der Schwerpunkt der Nation lag und die Keime zu deren Neugestaltung sich zu entwickeln begannen, gingen verloren. Österreich konzentrirte sich und schloß sich ab, wie im Süden so auch in Böhmen und den andern

Sudetenländern. Auch die Germanisirung, welche Maria Theresia und Josef II. versuchten, hatte nur den Zweck, die habsburgischen Länder durch eine gemeinsame Sprache enger miteinander zu verbinden. Die Regierung der Kaiserin wollte dahin wirken, „daß der deutschen Sprache durch die Schule der Weg in die Behörden und Ämter, in den öffentlichen Verkehr, in das Haus der höhern Stände gebahnt werde," und sie erließ eine Verordnung, in der es hieß: „Nur diejenigen dürfen in ein Gymnasium aufgenommen werden, welche der deutschen Sprache mächtig sind." „Das Deutsche — erklärte Josef in einem Schreiben vom 15. Dezember 1782 — ist die wahre Landes- und Muttersprache und wird auch von den Richtern gesprochen." Das war immerhin etwas, wenn auch nicht viel. Die Sprache ist nicht der Geist, und der deutsche Geist blieb den böhmischen wie allen österreichischen Schulen fern. Demungeachtet war in der Zeit des Absolutismus, also bis zur Mitte unsers Jahrhunderts, die deutsche Sprache die alleinige Unterrichtssprache an den Hoch- und Mittelschulen der Sudetenländer und fast ausschließlich im Gebrauche bei den Verwaltungsbeamten und Gerichten. Ihre Verbreitung aber bedeutete kein Wachsen und Erstarken des Deutschtums. Die Deutschen fühlten sich nicht so sehr als solche wie als Böhmen, während unter den Tschechen seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Bewußtsein ihrer nationalen Eigenart wieder wach geworden war und von Jahr zu Jahr aggressiver auftrat. Zunächst ließ man es sich gefallen, daß deutschböhmische Schriftsteller für Böhmen, dessen Naturschönheiten und dessen Geschichte schwärmten und selbst die Hussiten priesen. Auch als Gehilfen bei dem Streben nach politischer Freiheit waren die Deutschen eine Zeitlang willkommen. Sobald die Tschechen ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubten, sagten sie sich von ihnen los und traten ihnen mit dem Anspruch gegenüber, allein Rechte zu besitzen und allein die Geschicke des Landes zu bestimmen.

Wir werden über die Geschichte der Deutschen in Böhmen später ausführlicher berichten. Hier war nur ein kurzer Überblick erforderlich, und so können wir jetzt zu der dritten Gruppe der habsburgischen Doppelmonarchie übergehen. Soweit unsre Kenntnis Ungarns zurückreicht, war dieses Land im Norden sowie im Nordwesten von germanischen Stämmen bewohnt. Nach den Markomannenkriegen, welche der römische Kaiser Marc Aurel in den Jahren 169 bis 180 führte, um das Vordringen der nordischen Völker über die Grenzen seines Reiches abzuwehren, erscheint das ganze weite Gebiet zwischen der mittleren Donau und den Karpathen bereits von solchen Stämmen besetzt, und wir sehen sie von hier aus noch in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts Italien bedrohen. Nach dem Verschwinden der Markomannen, in den ersten Zeiten der Völkerwanderung, machen sich Gothen, Gepiden und Vandalen hier seßhaft, und ebenso trug das Völkergemisch des Hunnenreiches, welches Attila von den Tiefebenen Ungarns aus begründete, vielfach germanischen Charakter. Nach dessen Auflösung finden wir hier neben Herulern und Lango-

barden die Ostgothen Theodorichs und die Quaden, welche das Land am Südabhange der Karpathen innehatten. Durch das Vordringen der Avaren und Slawen wurden jene germanischen Elemente größtenteils weggeschoben oder absorbirt. Aber die Siege Karls des Großen trieben diese Flut wieder zurück, und abermals wurde Ungarn auf weite Strecken hin deutsches Land. Fast das ganze Gebiet auf dem rechten Ufer der Donau, die alte Römerprovinz Pannonien, wurde dem Frankenreiche einverleibt und mit Kolonisten aus Baiern, Franken und Sachsen besiedelt, welche nun das meist menschenleer und wüst gewordene Wald- und Wüstenland zu bebauen begannen. Mit dieser Arbeit ging die Einführung deutschen Rechtes und Brauches und die Christianisirung der pannonischen Slawen durch die Bistümer Salzburg und Passau Hand in Hand. Noch einmal traf das Deutschtum dieser Landstriche ein schwerer Schlag. Seit dem Ende des neunten Jahrhunderts erscheint das finnische Steppenvolk der Magyaren an der untern Donau und Theiß und überschwemmt die östlichen Marken des Frankenreiches. Die slawische Bevölkerung macht mit den Eingedrungenen gemeinsame Sache gegen die deutschen Herren, deren Ortschaften und Burgen finden ihren Untergang, und weit nach Westen hin wogen, nachdem diese Dämme gefallen sind, die Wellen dieser letzten Flutung des ethnischen Diluviums, welches die Geschichte als Völkerwanderung bezeichnet. Erst um die Mitte des zehnten Jahrhunderts hatten die Einfälle der Magyaren in Deutschland ein Ende, und ein friedlicher Verkehr mit ihnen begann sich zu entwickeln. Sie hatten die Schärfe des deutschen Schwertes kennen gelernt und fingen an, zu begreifen, daß sie sich an die westliche Kulturwelt anschließen und von ihr lernen mußten, wenn sie sich neben ihr dauernd behaupten wollten. Eine Gesandtschaft aus ihrer Mitte, die 973 am Hoflager des Kaisers Otto zu Quedlinburg erschien, eröffnet die Bahn zu einer vielhundertjährigen Einwirkung des deutschen Reiches auf das magyarische Ungarn. Von Passau aus erhielt dieses das Christentum, das sich indes sehr langsam über die Nation verbreitete. 995 vermählte sich der Begründer des ungarischen Staates, sein erster König aus dem Geschlechte Arpads, Stephan der Heilige, mit der baierischen Herzogstochter Gisela, und seitdem zogen wieder zahlreiche deutsche Auswanderer, Adliche, Geistliche, Mönche, Bauern, zuletzt auch Handwerker, nach Osten, wo sie für Stephan und seine Nachfolger Gehilfen bei der Befestigung der neuen Monarchie und Lehrmeister ihres immer noch barbarischen Volkes wurden. Hauptsächlich mit dem Beistande deutscher Herren bezwang Stephan den Trotz der magyarischen Großen. Nach deutschen Vorbildern schuf er Gesetze für das Land und richtete die Verwaltung desselben ein. Durch Vermittelung des deutschen Kaisers Otto III. verlieh ihm der Papst im Jahre 1000 die Königskrone, welche den Ungarn seitdem als Stephanskrone für ihr größtes Heiligtum galt. Während der Thronstreitigkeiten und Parteiwirren, welche auf seinen Tod folgten, und in welche die deutschen Herrscher sich einmischten, wurde Ungarn

ein Lehen der letzteren. Eine Reaktion gegen die Fremden führte zu Massenmorden und gewaltsamer Vertreibung eines Teiles derselben. Sobald aber der Nachfolger Heinrichs III. auf die unhaltbare Lehnsherrlichkeit verzichtet hatte, besserte sich das Verhältnis Deutschlands zum Reiche der arpadischen Herrscher allmählich wieder, und vom Beginne des zwölften Jahrhunderts an standen beide politisch und sozial in durchaus freundnachbarlichen Beziehungen zu einander. Unter König Geisa II. begann eine planmäßige Besiedelung weiter ungarischer Landschaften mit deutschen Elementen. Unter Bela IV. wurde dieselbe, nachdem der Mongolensturm von 1240 bis 1242 sie unterbrochen und breite Strecken des Landes entvölkert und verwüstet hatte, mit Eifer wieder aufgenommen, und es entstanden die großen deutschen Kolonien in den oberungarischen Bergdistrikten, in der Zips und in Siebenbürgen, die meist durch Einwanderung aus Niederdeutschland sich bildeten. Die Könige verliehen ihren neuen Unterthanen wertvolle Rechte und gewährten ihnen namentlich vollständigen Schutz ihrer Sprache und Sitte. Dafür statteten sie ihnen aber auch durch ihre Leistungen reichlichen Dank ab. In Ungarn wie in Siebenbürgen verwandelten sie Einöden in blühende Gefilde, gründeten sie Städte und Märkte, bauten sie feste Burgen. Durch sie wuchs der Wohlstand des Landes, durch sie bekam es die ersten Schulen, in ihnen fand das Königtum feste Stützen gegenüber der oft unbotmäßigen Aristokratie. Der vielgefeierte Geschichtschreiber Hunfalvy, allerdings seiner Herkunft nach ein Deutscher, dessen Väter den Namen Hundsdorfer getragen hatten, aber in seiner Gesinnung und Darstellung sonst parteiischer als die ärgsten Vollblutmagyaren, erkennt jene Leistungen an, wenn er schreibt: „Die Magyaren errichteten in Ungarn den Staat, die Deutschen schufen die Städte; wie jene die Hauptfaktoren in der Besitznahme und Verteidigung des Landes waren und es bis heute sind, so sind diese die Hauptfaktoren in der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft und Industrie.“ Die Geschichte des Deutschtums in den Landen der Stephanskrone ist die Geschichte des Städtewesens und Bürgertums, der gewerblichen Thätigkeit, des Handels und des Bergbaues in denselben. Städte mit ungemischt magyarischer oder slawischer Bevölkerung kommen hier im Mittelalter kaum vor, und selbst solche, die später vorwiegend magyarisch erscheinen, dankten ihre Entstehung und erste Einrichtung deutschen Händen und folgten in ihren Rechten deutschen Mustern. Zahlreiche ungarische Orte, darunter Pest, waren noch zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts rein deutsch, und in vielen andern nahmen die Deutschen die erste Stelle ein und genossen besondre Privilegien. In Ofen konnte von 1249 bis 1439 zum Stadtrichter nur ein solcher gewählt werden, der von vier Ahnen her ein Deutscher war, desgleichen mußten der Ratsschreiber und zehn von den zwölf Ratsherren dieser Nationalität angehören. Auf dem „Königsboden“ Siebenbürgens, wo sich schon früh Städte erhoben hatten — Hermannstadt 1160, Schäßburg 1168, Klausenburg 1178, Kronstadt 1203, Bistritz 1206 —, konnten

damals und noch lange nachher nur Deutsche das Bürgerrecht erwerben, vor Gericht giltiges Zeugnis ablegen und zur Würde des Sachsengrafen gelangen. Wie die arpadischen Könige, so begünstigten auch deren Nachfolger bis auf Matthias Corvinus die deutschen Städte auf jede Weise, ja die Periode von 1301 bis 1490 wurde zur eigentlichen Blütezeit derselben. Der gesamte Bergbau, die Kultur der Reben, neun Zehntel vom Handel und Handwerk, die Schulen, die Künste befanden sich in den Händen der Deutschen, die sich in stetem Zusammenhange mit dem Mutterlande erhielten.

Mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begann diese Blüte zu welken. Unter schwachen Königen gewann der magyarische Adel eine Macht, die allmählich zur Oligarchie wurde und sich wie gegen die Fürsten so auch gegen deren beste Stütze, das Bürgertum, wendete. Geldbedürftige Herrscher wie die Jagellonen halfen sich durch Verpfändung von Städten an reiche Magnaten aus der Not, und diese Städte, meist in Oberungarn gelegen, verloren, den sie umgebenden Komitaten einverleibt, ihre Selbständigkeit und mit dieser ihre Triebkraft und die Fähigkeit, ihr Deutschtum gegenüber der benachbarten slawischen Landbevölkerung zu behaupten. Sie sanken zu elenden Slowakennestern herab. Der stete Parteihader und die fast unausgesetzten Empörungen des Adels ließen das Land nicht zur Ruhe kommen, und zuletzt rief ein Teil des letztern die Türken zur Hilfe gegen den König (den Habsburger Ferdinand I.) ins Land, dessen Geschicke von da an anderthalb Jahrhunderte durch die Türken bestimmt wurden, und das durch ihre Herrschaft und die Kämpfe mit ihnen aufs äußerste herunterkam. Das Deutschtum Ungarns litt darunter nicht minder als die übrigen Nationalitäten desselben, ja insofern noch mehr, als jetzt die Zuzüge aus dem Mutterlande aufhörten, welche es bisher gestärkt hatten. Einigermaßen wurden diese dadurch ersetzt, daß die Reformation sich auch in Ungarn und Siebenbürgen ausbreitete und mit ihr die Hebung des deutschen Schulwesens Hand in Hand ging. Aber bald trat auch hier eine Reaktion ein, und die gewaltsame Zurückführung des Katholizismus, die sich nach dem verunglückten Aufstande von 1670 besonders in der Zips und den Bergstädten am Südrande der Karpathen vollzog, trieb zahlreiche Deutsche über die Grenze und ließ katholische Slawen sich an deren Stelle festsetzen. Als die Türken endlich mit Unterstützung von Deutschland her besiegt und verjagt waren, galt es, die von ihnen verwüsteten und entvölkerten Gegenden neu zu kräftigen, und wieder geschah dies durch Heranziehung deutscher Volkskraft, welche diesmal vorzüglich aus Schwaben hierher geleitet wurde und namentlich im Banat und der Baczka fruchtbare Verwendung fand. Mit einem Aufwande von sieben Millionen Gulden gewannen Maria Theresia und Josef II. in den Jahren 1763 bis 1789 mehr als 80000 fleißige Bürger. Zu gleicher Zeit gelangte die deutsche Sprache in Ungarn zu weiterer Verbreitung, teils weil die höhern Stände sich mehr der westlichen Bildung näherten, teils weil die Regierung die Bekanntschaft mit dem Deutschen förderte. Die Studien-

ordnung von 1777 empfiehlt es den sieben Hauptnationen des Landes, welche sie anführt, da es „unumgänglich notwendig sei, daß jeder Hungar, der sich dem Militär- oder Handelsstande widmen oder sich zu einem Handwerke begeben wolle, der deutschen Sprache kundig sei.“ Josefs Germanisirungsmaßregeln scheiterten an dem Widerstande des Magyarentums, und diese Reaktion wurde unter seinen Nachfolgern, die seine Wege verließen, aus einer defensiven zu einer offensiven. Die Hebung der magyarischen Nationalität wurde zur Staatsangelegenheit und nahm bald die Gestalt einer möglichst weitgehenden Einschränkung und Ausschließung des deutschen Elements an. Die Gesetze und Verordnungen von 1790, 1792, 1805, 1825 und 1832 dehnten das Geltungsgebiet des Magyarischen im Landtage, bei den öffentlichen Behörden, den weltlichen und geistlichen Gerichten, dem Klerus und in den Schulen mehr und mehr aus, die Regierung ließ gewähren, und die ungarischen Deutschen leisteten nur passiven Widerstand oder legten gar bereitwillig ihre Nationalität ab und wurden, wie Renegaten in der Regel, zu eifrigen Mitarbeitern bei der Unterdrückung ihrer Stammgenossen. Besonders die jüngere Generation seit 1840 setzte eine Ehre darein, in der „ritterlichen“ Nation der Magyaren aufzugehen, und namentlich in den Städten vollzog sich dieser Prozeß in großem Umfange. Wenn dabei das deutschredende Judentum allen voran war, so ist das weder ein Wunder noch ein Verlust. Nach der Lostrennung Ungarns von dem Verbande mit Österreich hat sich die Lage der Deutschen dort und in Siebenbürgen nicht besser gestaltet, doch sehen wir sie in Siebenbürgen der Magyarisirung wenigstens mannhaft Widerstand leisten und vereinzelt kamen Fälle der Art auch in Ungarn vor. Vorzüglich die Schulgesetze, welche die herrschende Rasse durchsetzte, wurden lebhaft, wenn auch erfolglos, angefochten, und in der That sind dieselben von nachteiligster Wirkung für das Deutschtum des Landes gewesen. Es ist vor kurzem in diesen Blättern ausführlich darüber berichtet worden, und wir brauchen hier nur an einige Daten zu erinnern. 1869 gab es in Ungarn und Siebenbürgen noch 1232 deutsche Schulen, 1884 nur noch 676, beinahe die Hälfte also ist in diesen anderthalb Jahrzehnten eingegangen, und nehmen wir Ungarn allein, so bestehen für dessen deutsche Bevölkerung, mehr als anderthalb Millionen, nicht viel über vierhundert Schulen, in welchen deutsch unterrichtet wird, und darunter ist keine einzige Gelehrtenschule; denn die deutschen Gymnasien sind neuerdings aufgehoben worden. Ebensowenig giebt es ein Seminar zur Heranbildung deutscher Volksschullehrer. Im Jahre 1832 war die Unterrichtssprache in allen Schulen Ofens und Pests die deutsche, 1843 bestanden hier unter neun Volksschulen bloß zwei magyarische, 1882 aber berichtete der Unterrichtsminister: „Die vierzehn Schulen mit magyarischer Unterrichtssprache haben sich auf 133 vermehrt, die im Jahre 1869 noch vorhandnen zwei Schulen mit deutscher Unterrichtssprache sind vollständig eingegangen.“ Im Pester Komitate mit seinen 12 000 deutschen Schulkindern giebt es nur eine deutsche Volksschule noch, im Temescher Landkreise besteht für dessen

22 949 deutsche Kinder gar keine, und ebensowenig hat der Vesprimer, der über 6000, der Stuhlweißenburger, der mehr als 3000, der Abaujer und der Gömörer, die je 1000 Schulkinder von deutscher Nationalität zählen, eine derartige Unterrichtsanstalt aufzuweisen. In allen Schulen muß das Magyarische gelehrt werden, und zwar ist dasselbe nach einer Verordnung von 1879 „mit der Muttersprache der Schüler kombinirt, gleichzeitig und gleichmäßig zu treiben." Das ist der Dank, der den Deutschen zu Teil wird, welche die Magyaren aus ihrer ursprünglichen Wildheit herausgehoben, ihnen ihren Staat begründen und verteidigen geholfen, ihnen das, was sie an kultivirtem Landbesitz, an Städten, an Anstalten zur Ausbeutung ihrer Metallschätze das Ihre nennen, geschaffen und ihnen zu dem verholfen haben, was sie als ihre Wissenschaft, ihre Kunst angesehen wissen möchten. Sie zwingen ihnen ihre Pescheräsprache auf, sie wollen sie ihres Volkstums berauben. Der Lehrmeister, der den Schüler einigermaßen veredelte, soll von diesem nun degradirt und deprávirt werden. Ganz das Gleiche würden die Slawen in Böhmen und den Alpenländern versuchen, wenn unser Herrgott die Bäume dort in den Himmel wachsen ließe.



Volkswirtschaftliche Betrachtungen eines Laien.



nter vorstehender Überschrift veröffentlichten die Grenzboten in Nr. 43 einen Aufsatz, der unsre wirtschaftlichen Verhältnisse sehr richtig darlegt und zeigt, daß, während auf der einen Seite der Bevölkerung ein dringendes Bedürfnis nach den zur Befriedigung unsrer leiblichen und geistlichen Bedürfnisse dienenden Gütern besteht, auf der andern ein solcher Überfluß derartiger Güter vorhanden ist, daß es nicht mehr der Mühe wert erscheint, noch mehr davon hervorzubringen; der Verfasser schließt hieraus, daß weniger die Überproduktion die Hauptursache der gegenwärtigen wirtschaftlichen Kalamität sei, als vielmehr die geschwundene Konsumtionskraft des größern Teiles der Bevölkerung, und behauptet, daß in dieser Not wohl nur vom Staate, von der Gesetzgebung Abhilfe zu erwarten sei.

Auch in letzterer Beziehung stimmen wir dem erwähnten Aufsatze bei, bedauern es aber lebhaft, daß er nicht auch das „Wie" in den Kreis seiner Erörterungen gezogen hat, sondern plötzlich mit der Bemerkung abbricht, dies nicht zu wissen.

Weil das erwähnte „Wie“ aber die Hauptsache ist, seine Beantwortung daher nicht umgangen werden oder unterbleiben kann, so möge es gestattet sein, auf dasselbe zur Fortsetzung des Aufsatzes gleichfalls etwas näher einzugehen.

Wenn dem so ist, wie der angeführte Aufsatz behauptet, so sind die höchst ungleichen und in dieser ihrer anscheinend verderblichen Eigenschaft immer mehr fortschreitenden Besitzverhältnisse an unsern bedenklichen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen schuld, infolge deren die Mehrzahl der Bevölkerung bereits nicht mehr so viel Mittel hat, um ihre leiblichen und geistigen Bedürfnisse zu befriedigen, während der kleinere besitzende Teil sich eines derartigen Überflusses an solchen Mitteln erfreut, daß er mehr hiervon garnicht aufnehmen kann.

Daß bei einem solchen Zustande ein durch seine Wirkungen die Arbeiterbevölkerung in die größte Not versetzender Stillstand in der Produktion und Konsumtion eintreten muß, bedarf wohl keiner weitern Ausführung. Es fragt sich nun, ob denn ein derartig ungleicher und verhängnisvoller Besitzstand nicht beseitigt werden soll?

Da nun die sogenannten besitzenden Klassen ihren Besitz — selbst wenn sämtliche beteiligte Personen den christlich-sozialen Parteien angehörten — schwerlich freiwillig zur gleichmäßigen Verteilung ausliefern werden, so könnte diese Verteilung anders als auf dem Wege der Gewalt nicht herbeigeführt werden. Aber einem solchen Gewaltakte würde sicherlich Gegengewalt von den besitzenden Klassen und den zum Schutze der Besitzrechte verpflichteten Rechtsstaaten entgegengesetzt werden. Derselbe wäre daher wohl nur die Wiederholung eines in der Geschichte schon oft angewendeten, rohen und zu den allertraurigsten Zuständen, nämlich zum Bürgerkriege, führenden und daher unsern vollen Abschen verdienenden Mittels.

Allein selbst wenn, wie es wahrscheinlich nicht geschehen würde, dieses Gewaltmittel zu einem Erfolge, nämlich zur ganz gleichen Besitzverteilung, sei es nun zur wirklichen, gleichheitlichen Güterverteilung selbst, oder aber durch Verstaatlichung aller wirtschaftlichen Güter nur zur Gestattung ihrer gleichheitlichen Benutzung als sogenannter Produktionsmittel führte, so wäre dadurch doch für die Kultur und den Fortschritt des Menschengeschlechtes im ganzen nichts gewonnen. Im Gegenteile, mit dem erwähnten, gegen die göttliche Weltordnung verstoßenden vermeintlichen Erfolge müßte der reißende Verfall aller wirtschaftlichen Verhältnisse und damit der der Menschheit selbst beginnen.

Diese Behauptung ist schon so oft aufgestellt und bewiesen worden, daß wir hier ihres abermaligen Beweises überhoben zu sein glauben. Wir werden die Verteilung der Güter, und wenn sie uns auch noch so bedenklich erscheint, als eine nun einmal gegebene unabänderliche Thatsache hinnehmen müssen. Indessen, wenn wir auch die ungleich verteilten wirtschaftlichen Güter, gleich der Verschiedenheit der geistigen Anlagen und körperlichen Fähigkeiten, als eine nicht zu ändernde Thatsache anerkennen müssen, so dürfte es doch

Mittel geben, welche das weitere reißend schnelle Fortschreiten der höchst ungleichen Besitzverteilung zu verzögern, sowie die aus ihr hervorgegangenen mißlichen und bedenklichen Folgen zu mildern geeignet sind.

Zu den hauptsächlich durch eine weise Gesetzgebung erst zu schaffenden Mitteln ersterer Art rechnen wir alles das, was den mühelosen Vermögenserwerb hemmen und den mitunter höchst unberechtigten, nur dem Großkapital zu Gute kommenden und daher mitunter geradezu von ihm provozirten, die Kapitalien der sogenannten Mittelklassen und die Sparpfennige vieler Witwen und Waisen mit aufsaugenden Vermögensverschiebungen entgegenwirken kann, z. B. die Wuchergesetze. Solche unberechtigte Vermögensverschiebungen dürften zum Teil auch die gegenwärtigen sogenannten „Konvertirungen" (schönes, sanftes Wort!) höherprozentiger Wertpapiere vieler Bankinstitute in niedrigerprozentige sein, insofern diese aus dem angeblichen bedeutenden Fallen des Zinsfußes, in Wirklichkeit aber nur aus seinen unbedeutenden Schwankungen, ungeheure Vorteile für sich erstreben, solche aber nicht auch ihren Schuldnern und zwar entweder garnicht, oder aber nur gegen sehr hohe, unannehmbare Provisionen zugestehen. Diese „Konvertirungen" sind umso bedenklicher, weil zu besorgen ist, daß die das Großkapital vertretenden Bankinstitute auch in Zukunft die nun begonnene Praxis zu ihrem Vorteile fortsetzen und bei jeder Zinsschwankung, und zwar beim Fallen des Zinsfußes ihre Zinsverbindlichkeit und beim Steigen desselben ihre Schuldverbindlichkeit selbst zum Teile abschütteln werden.

Zu den Mitteln zweiter Art rechnen wir vor allem die Verteilung der öffentlichen Lasten nach Verhältnis der Steuerkräfte, oder mit andern Worten die Einführung einer völlig gerechten direkten Steuer. Doch verstehen wir hierunter nicht die gewöhnlich hierfür erklärte progressive Einkommensteuer; denn da das Einkommen und die Steuerkraft keineswegs identische, sondern höchst verschiedne Begriffe sind, und da wir täglich wahrnehmen müssen, daß Personen mit ganz gleichem Einkommen doch sehr verschieden steuerkräftig sind, ja daß selbst manche mit geringerm Einkommen oft steuerkräftiger sind als solche mit hohem, so halten wir das Einkommen für eine ganz verkehrte Steuerbasis und die progressive Einkommensteuer selbst für einen potenzirten Grad einer solchen falschen Steuerbasis.

Auch die Ertragssteuern sind, da sie die für die Steuerkräfte ausschlaggebenden Verhältnisse, nämlich die Schulden und die Anzahl der Familienglieder, systemgemäß garnicht berücksichtigen können, ebensowenig zu einer gerechten Lastenverteilung geeignet, wie die in der neuern Zeit so sehr gepflegten Vermögenssteuern, nämlich diejenigen direkten Abgaben, welche unter den Namen: Gebühren, Taxen, Äquivalente, Erbschaftssteuern 2c. bei Führung von Zivilprozessen, Errichtung notarieller Verträge, Besitzveränderungen von Immobilien, Auseinandersetzung von Verlassenschaften 2c. zu entrichten sind, weil diese Steuern derartig zufällige sind, daß sie einen vernünftigen Ausgleich garnicht ermöglichen,

weil sie eine gleichmäßige Besteuerung, d. h. eine solche nach ein- und demselben Maßstabe, geradezu ausschließen, und weil sie garnicht unterscheiden, ob das von ihnen zur Steuer herangezogene Vermögen bereits anderwärts besteuert ist oder nicht, endlich, weil sie gewöhnlich den minder gut situirten Staatsbürger treffen und hierdurch häufig, wie z. B. die in den Prozessen unterliegenden Parteien, ruiniren.

Dagegen glauben wir, daß das zur Milderung und Beseitigung der bedenklichen Folgen der unverhältnismäßigen Vermögensverteilung geeignete Mittel in der Besitzsteuer erblickt werden muß, denn nur das Besitzsteuersystem berücksichtigt alle einzelnen Steuerkräfte derartig, daß Steuerexekutionen viel seltener werden müssen als gegenwärtig, und daß erfolglose Steuerexekutionen kaum gedacht werden können. Da dieses System noch ziemlich unbekannt und erst in neuerer Zeit sozusagen entdeckt worden ist, so möge es gestattet sein, es hier etwas näher zu besprechen.*)

Dieses Steuersystem ist, wie sein Name sagt, auf den Besitz basirt, und zwar auf den Besitz im allgemeinen, nämlich sowohl auf den positiven, das ist auf den wirklichen Besitz an körperlichen und unkörperlichen Sachen, als: Immobilien, Mobilien, Moventien, Rechten, Aktivforderungen, Wertpapieren, Baarschaften und den in Verwendung sich befindlichen Produktionskräften, als auch auf den negativen, nämlich den Besitz von Passiven und sonstigen lästigen Verbindlichkeiten, wozu insbesondre die Ernährungsverbindlichkeiten gegen die Familienangehörigen, nämlich gegen die Ehefrauen, die Aszendenten und Deszendenten, zu rechnen sind.

Wird die Summe des kapitalisirten negativen Besitzes von dem summirten Kapitalswerte des positiven Besitzes und ebenso auch die kapitalisirte, jedem physischen Steuersubjekte eingeräumte steuerfreie sogenannte Notbedarfsumme von etwa 300 Mark oder 600 Mark — je nachdem nämlich ein fundirtes oder aber nur unfundirtes Besitzkapital vorhanden ist — abgezogen, so fällt die sich dann ergebende Besteuerungssumme dergestalt mit der Steuerkraft jedes einzelnen Steuerpflichtigen zusammen, daß eine gerechtere Steuer als die Besitzsteuer wohl kaum erdacht werden kann.

Infolge dieser denkbar größten Gerechtigkeit ist aber die Besitzsteuer auch handlich, das heißt dem jeweiligen Staatsbedarfe gemäß erhöhungs- und erniedrigungsfähig, und zwar derart, daß sie allen billigen Anforderungen, die an eine direkte Steuer nur immer gestellt werden können, entsprechen würde, und daß bei ihrer Einführung alle andern mißliebigen, den Handel und den Verkehr mitunter sehr belästigenden Auflagen beseitigt oder in der Besitzsteuer gerecht verteilt werden könnten. Da die Besitzsteuer nur einen einzigen Ver-

*) Näher dargelegt ist dasselbe in der bei F. W. Keppler in Passau erschienenen Schrift: „Das Besitzsteuersystem, die künftige, einzige direkte Steuerquelle aller Rechtsstaaten ꝛc."

teilungsmaßstab hat, nämlich den Wert der Besitzobjekte selbst, der in seiner unendlichen Zahlenreihe alle Verhältnisse würdigt und in sich aufnimmt und derart praktisch ist, daß die bisherigen, bisweilen in der verwickeltsten Weise gesuchten Steuersätze, Simpla, Progressionen, Skalen, Klassen, Stufen, Verhältniszahlen, Mustergründe und Musterhäuser rc., gar keinen Vergleich mit ihm auszuhalten vermögen, so ist sie auch gleichmäßig, d. h. sie bevorzugt keine Besitzgattung vor der andern, und bewirkt hierdurch, daß die gegenwärtigen begründeten Klagen darüber, daß eine Besitzgattung gegenüber einer andern benachteiligt sei, daß z. B. der Grundbesitz und das Gewerbe mehr als das Zinskapital belastet seien, verstummen müßten. Weil der Besitz als ein thatsächliches Verhältnis mehr zu Tage tritt, als die häufig in der umständlichsten und mühsamsten Weise erst festzustellenden Begriffe „Ertrag und Einkommen," so folgt hieraus: 1. daß die Besitzsteuer so eingehende Erhebungen nicht erfordert wie die Ertrags- und Einkommensteuern, bei welchen neben dem Besitze der Steuerobjekte auch noch deren wechselnder Ertrag rc. in der genauesten Weise erhoben werden muß; 2. daß die Besitzsteuer somit einfacher als die genannten andern Steuerarten und daher leichter ein- und durchführbar ist; 3. daß die Steuerpflichtigen durch die Besitzsteuer weniger belästigt werden, als durch die beiden andern Steuerarten; 4. daß die Verschweigung der Besitzobjekte viel weniger möglich ist als die des Ertrages und Einkommens, und 5. daß die Besitzsteuer auch von diesen Gesichtspunkten aus gerechter und ausreichender ist, als die andern Steuerarten. Indem die Besitzsteuer sich auf alle Besitzobjekte erstreckt, insofern diese nur überhaupt einen Wert haben und kapitalisirt werden können, somit auch die gewöhnlich als unproduktiv bezeichneten, aber häufig mit ganz besondrer Steuerkraft begabten Besitzobjekte heranzieht und auch alle physischen und juristischen Personen, insofern nicht das Staats- und Völkerrecht Ausnahmen aufstellt, umfaßt, so ist sie sowohl objektiv als auch subjektiv allgemein und durch diese Eigenschaft auch unabwälzbar; denn wohin sollte sie abgewälzt werden können, da sie ja nicht, wie die gegenwärtigen direkten Steuerarten, nur einzelne Klassen der Bevölkerung trifft, sondern der steuerpflichtigen Allgemeinheit auferlegt werden soll?

Infolge alles dessen schließt sich die Besitzsteuer derartig den Steuerkräften der einzelnen Pflichtigen an, daß, während z. B. ein lediger Beamter eine gewisse Besitzsteuersumme zu bezahlen hätte, dessen in gleichen Vermögens- und Einkommensverhältnissen lebender, jedoch verheirateter Kollege mit Familie nur die Hälfte jener Steuersumme zu entrichten hätte, daß z. B. bei einem Steuersatze von 2 vom Tausend der Besteuerungssumme eine Dienstmagd mit einem jährlichen Einkommen von 650 Mark eine jährliche Besitzsteuer von 1 Mark 25 Pf. zu leisten hätte, während ein vermögensloser Familienvater mit Frau und vier im Ernährungsalter befindlichen Kindern selbst bei einem jährlichen Gesamtverdienste von 2400 Mark noch steuerfrei wäre. Hat er aber Schulden,

so ergiebt sich selbst bei einem höhern Jahresverdienste noch keine Steuerfreiheit oder aber eine ganz seiner Steuerkraft angemessene geringe Steuersumme.

Daß durch eine derartige gerechte Steuerverteilung und durch die in ihr liegende Entlastung der zahlreichern oder mit Schulden belasteten Familien deren zur Zeit so mißliche Verhältnisse wesentlich verbessert werden könnten, daß hierdurch deren Konsumkräfte zum Vorteile der einheimischen Produktion bedeutend erhöht werden könnten, dürfte nicht zu verkennen sein, zumal wenn man bedenkt, daß die direkten Steuersummen ja auch für andere Auslagen ꝛc. maßgebend zu sein pflegen, wie z. B. für die Umlagen, Schul- und Kollegiengelder, für die Verteilung der Einquartierungslasten, für Armenrechtsverleihungen, Freistellen, Stipendien ꝛc. Würden aber hierdurch die wirtschaftlichen Verhältnisse so vieler hartbedrängten Familien wesentlich verbessert und hierdurch diese konsumfähiger und dem ewig drohenden Steuerexekutor entrückt, so müßte das gegenwärtige Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsumtion sich wieder mehr ausgleichen, der grelle Unterschied zwischen Reich und Arm sich wieder mehr verwischen und der erbitterte Kampf zwischen den besitzenden und besitzlosen Bevölkerungsschichten erlahmen. Der Besitz selbst würde, indem er seiner drückenden Herrschaft entkleidet und in gerechterer Weise zu den öffentlichen Lasten herbeigezogen würde, nicht mehr in dem Grade wie jetzt angefeindet werden. Die ungleiche Besitzverteilung würde eben durch die den einzelnen Steuerkräften ganz angemessene Lastenverteilung wesentlich gemildert und hierdurch erträglicher gemacht werden. Der größte Vorteil aber würde durch die handliche Besitzsteuer den sie einführenden Staaten dadurch zugehen, daß es bei ihnen unaufbringliche Defizits nicht mehr geben würde, daß sie hierdurch nicht nur unabhängiger und freier vom Großkapitale werden, sondern daß sie dieses sogar aus dem Gebiete der hohen Politik in das seiner natürlichen Grenzen zurückweisen könnten.



Von unsern Gymnasien.



Frarys geistreiches Buch: La question du latin, das in kurzer Zeit die vierte Auflage erlebt hat, lehrt, daß auch jenseits des Rheins die Frage nach dem Wert oder Unwert unsrer klassischen Erziehung die Gemüter der Gebildeten weithin bewegt.*) So wenig wie in Frankreich ist bei uns die Frage abgeschlossen und wird es voraussichtlich noch lange nicht sein. Unsre Schulverwaltungen zögern,

*) Frary, La question du latin. 4ème édition. Paris, 1886. 381 S. Dagegen: Heinrich, Le procès du latin. Observations sur le livre de M. Raoul Frary. Paris, 1886.

einen entscheidenden Schritt zu thun, und die schwerwiegende Bedeutung, die jeder Mißgriff auf Generationen hinaus haben könnte, macht auch weise Vorsicht zur Pflicht.

Die Frage, ob unser Gymnasium das sei, was es sein könnte, ist oft gestellt, oft beantwortet und dennoch nicht gelöst worden. Seine Freunde berufen sich auf das Latein als unentbehrliches Hilfsmittel, auf den „Geist des Altertums," auf die unerreichten Meister griechischer Poesie und Prosa, welche unsre Jugend mit Idealen erfüllen müßten. Ihre Gegner weisen mit Hohn auf die Hunderte von tüchtigen Gymnasialabiturienten hin, die mit dem Prüfungszeugnis in der Tasche so rasch als möglich ihre „Klassiker" beim Antiquar verschleudern und in süßem Nichtsthun über alles andre, nur nicht über den „Geist des Altertums" nachdenken. In der That, wollte man den Wert der Gymnasialerziehung nach der Liebe und Begeisterung, die sie zum Geist der Griechen und Römer einflößt, beurteilen, so würde man die Abschreckung als ihre vornehmste Pflicht betrachten müssen, mittels deren es gelingt, in neunzig von hundert jede Hinneigung zu den Klassikern so radikal als möglich auszurotten, und die müden Gesichter unsrer Gymnasialabiturienten, besonders derer, die auf einem sogenannten „ersten" Gymnasium waren, sind in Wirklichkeit der Annahme wenig günstig, daß der Trank aus dem Jungbrunnen der Antike sehr erfrischend gewesen sei. Von den zehn Prozent, welche später einmal im Leben wirklich ihren Sophokles oder eine Anthologie griechischer Lyriker zur Hand nehmen, thun es — von Philologen natürlich abgesehen — fünf, wie ich fürchte, trotz des Gymnasiums, nicht wegen desselben, und nur die letzten fünf, weil sie vorzüglichen und verehrten Lehrern nachhaltige Anregungen verdanken. An dieser Thatsache läßt sich nicht rütteln. Eine Statistik, wenn es möglich wäre, eine solche aufzustellen, würde wahrscheinlich noch betrübendere Ergebnisse zeigen, und ich weiß nicht, ob unsre Pädagogen sich das immer vor Augen halten, und wenn sie es thun, ob sie es beherzigen. Vielleicht würden sie geneigter sein, etwas milder gegenüber den Angriffen zu urteilen, die laut an ihre Pforte klopfen. Sie berufen sich auf die ewige Schönheit des klassischen Altertums, als ob man davon viel lernte, und ihre Gegner anderseits nehmen die gegenwärtige Methode für klassische Erziehung und schütten so das Kind mit dem Bade aus. So wird eine Verständigung freilich schwer möglich sein.

Latein und Griechisch haben sicher den höchsten Bildungswert. Aber das Lateinische hat einen andern als das Griechische, und das Griechische einen andern als das Lateinische. Das klingt so einfach, daß man sich fast scheut, es auszusprechen, und doch zieht man die Konsequenzen davon nicht. Beide Sprachen werden in gleicher Weise gelehrt, als ob sie parallel stünden, nicht als ob sie sich gegenseitig ergänzten, und so erzielt man den bekannten Mißerfolg, daß weite Kreise das Griechische für höchst überflüssig halten.

Die formale Ausbildung, die das Latein gewährt, stellt an den Unterricht

andre Anforderungen als das Griechische. Im Prinzip des lateinischen Unterrichts wird wenig zu ändern sein. Umso mehr im Griechischen. Bei diesem kann es nicht auf Exerzitien und Formen, sondern nur auf Lektüre ankommen. Die glückliche Hand des preußischen Kultusministers hat das richtige getroffen, indem sie die Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische verbannte und an ihre Stelle die aus dem Griechischen ins Deutsche setzte. Wir zweifeln, ob man nun auch den gesamten Unterricht in den obern Klassen im Geiste dieser Vorschrift regelt, ob man die Bekanntschaft mit den Meisterwerken griechischer Komposition der formalen Ausbildung überordnet. Wir hören, obschon es schwer ist, daran zu glauben, daß an manchem Gymnasium Sophokles den Schülern garnicht zu Gesicht kommt, und der Verfasser dieser Zeilen weiß aus eigner Erfahrung, daß während seiner Schulzeit alle Proben griechischer Lyriker aus dem Unterricht verbannt gewesen sind.

Zum Geist des griechischen Altertums gehört untrennbar seine Kunst. Es ist zwar gewiß nicht zu wünschen, daß Archäologie in den Lehrplan aufgenommen werde; aber es ist vom pädagogischen Standpunkte hoffentlich nicht verboten, den Schülern einige Meisterwerke in Wort und Bild zu erläutern, und noch heute dankt der Verfasser einem einzigen Aufsatzthema, welches nichts als eine einfache Beschreibung der Laokoongruppe, nach einer in der Prima aufgehängten Photographie, verlangte, mehr nachhaltige Anregung als einem Dutzend griechischer Exerzitien, kraft deren er noch heute weiß, daß das Perfektum *ἀλήλιφα* — „höchst selten vorkommt." Die kahlen Wände unsrer Gymnasialklassen, die nur selten eine Photographie belebt, lehren besser als viele Worte, wie man die Schüler in den Geist des griechischen Altertums einführt. Die Abbildungen der Sophoklesstatue oder der Demosthenesstatue, welche sich in der Prima deutscher Gymnasien befinden, werden zu zählen sein, obwohl die Gebrüder Micheli in Berlin sie in Gyps mit 21, in Elfenbeinmasse mit 42 Mark verkaufen. Der Grund liegt tiefer. Wie nämlich unsre Philologiestudirenden sich den Geist des griechischen Altertums zurecht legen, darüber wird ein Professor der klassischen Archäologie am ersten geeignet sein, Auskunft zu geben. Im Examen wird Bekanntschaft mit der Kunstgeschichte nicht verlangt, und somit ist es höchst wertlos, die Ägineten oder den Parthenonfries zu studiren. Diese Gleichgiltigkeit aber ist die Mutter der Theorie, daß es schädlich oder zerstreuend sei, solche Dinge den Gymnasiasten vorzuführen. Theorien haben ja oft merkwürdig heterogene Thatsachen zur unwillkürlichen Veranlassung.

Ohne Grammatik geht es gewiß nicht. Aber ist es nicht höchst überflüssig, nach *ἐγήγερκα* zu fragen, das im Kreise der Schullektüre garnicht und nach *μεσαίτερος*, das so gut wie garnicht vorkommt? Für den Grammatiker mögen es interessante Formen sein, aber nicht für den Schüler, der so seltene Dinge nötigenfalls im Index zu seiner Grammatik oder in seinem Wörterbuch leicht finden kann. Es ist ja vielleicht pädagogisch wirksam, nach Formen zu fragen, die

thatsächlich nie vorkommen — nur um die Sattelfestigkeit der Schüler zu prüfen; ob aber das Interesse am Altertum damit gefördert wird, wagen wir doch zu bezweifeln. Und ist es nicht mehr als überflüssig, ist es nicht geradezu sinnlos, die sogenannten „Extemporalien,“ jene für die Lehrer ja recht bequemen, für alle etwas langsameren, Zeit brauchenden Schülerköpfe aber geradezu folternden und bei allen Schülern ausnahmslos gefürchteten und verhaßten Übersetzungsübungen, mit grammatischen Seltenheiten zu spicken, und nach dem Ausfall solcher „Extemporalien“ dann den Wert eines Schülers zu bemessen? Ja wenn noch tieferes grammatisches Interesse manche Herren zu solcher Art des Unterrichts veranlaßte! Es wäre auch dann noch unrecht, aber doch erklärlich. Wir fürchten indes, daß nicht einmal grammatisches Interesse die wahre Triebfeder für eine solche „Einführung in den Geist des klassischen Altertums“ ist. Die Professoren der vergleichenden Sprachwissenschaft an unsern Universitäten, die manchmal kaum ein halbes Dutzend Zuhörer haben, könnten vielleicht über die grammatischen Interessen der zukünftigen Philologen Auskunft geben. Somit sieht es fast so aus, als ob im griechischen Schulunterrichte das bewegende Element der platteste Formalismus sei.

Noch ein Punkt. Es macht auf Fernerstehende den Eindruck, als ob den jungen Philologen eine weitumfassende Lektüre nicht mehr ihr nächstes und wichtigstes Ziel geblieben sei, als ob sich ihre Belesenheit sehr beschränke und, natürlich zufällig, gerade mit Vorliebe auf solche Schriftsteller, welche beim Examen besonders berücksichtigt werden. Bei den Staatsprüfungen ist es Sitte oder Gesetz, nur einige bestimmte Autoren als bekannt vorauszusetzen, und so verengert sich wie mittels eines Naturgesetzes das Gesichtsfeld der für das Examen arbeitenden Masse — denn um nur diese handelt es sich, nicht um einige vortreffliche Ausnahmen — in demselben Grade, wie die Traditionen der Prüfungskommissionen ihnen bekannt werden, trotz aller Einwirkungen ihrer Lehrer, die nicht müde werden, auf die Lektüre als notwendigste Grundlage hinzuweisen. Sollte sich hier nicht einwirken lassen, indem man beim Examen vor allem Belesenheit und immer wieder Belesenheit, also praktische Literaturgeschichte, vorschriebe und verlangte? Sicherlich würde dann auch auf dem Gymnasium vieles besser werden und die Freude am Altertum eher wiederkehren.

Wir sind Freunde, und zwar warme Freunde der klassischen Erziehung. Wir wünschen, daß das Gymnasium wieder imstande wäre, unsre Jugend mit Freude an den unvergleichlichen Vorbildern griechischer Kunst zu erfüllen, unsre heranwachsende Generation wieder zu beleben, nicht, wie uns, zu ermüden. Weder durch die französische noch selbst durch die englische Literatur läßt Apollo mit den Musen sich jemals verdrängen. Nur dieser Grund hat uns zu sprechen bewogen; nicht der Wunsch, den Gegnern neue Waffen in die Hand zu geben. Deren Zahl wird, wenn es so weitergeht wie bisher, ohnehin bald Legion sein.

-r-

Eine kritische Auseinandersetzung.



Ihrer Denkweise sehr entsprechend und charakteristisch für ihre Literatur im großen und ganzen, nennen die Franzosen, im Gegensatze zu uns, nur Verse Poesie und nur den, der Verse macht, einen Dichter, während sie diesen Namen dem Prosaiker in keinem Falle zuerkennen, sei derselbe auch ein Cervantes oder Dickens. Darin liegt zweierlei. Erstens der Beweis eines starken Formbewußtseins, welches sämtlichen romanischen Völkern in höherm Grade als den germanischen eigentümlich und gewiß eine Tugend zu nennen ist; zweitens die dieser Tugend entsprechende Sünde. Jenes Formgefühl ist nämlich doch nur so lange eine Tugend, als es sich nicht mit der Form an sich begnügt, sondern dieselbe nur da gelten läßt, wo sie die Form eines sie ganz erfüllenden, bedeutenden Inhalts ist. Dem veräußerlichten Formbewußtsein, dessen Geltung und Herrschaft in der Kunst mit dem Ausdruck Formalismus bezeichnet worden ist, begegnet es nicht bloß, gar zu leicht leeren Formen das Wort zu reden, sondern auch die Form überhaupt nur als einzigen Maßstab gelten zu lassen, also etwa die tiefste Fülle von Poesie nicht als solche anzuerkennen, weil sie nicht im Faltenwurfe des Verses erscheint. Dieses letztere aber thut die französische Sprache mit der erwähnten Bezeichnungsweise. Dabei ist, nebenbei bemerkt, folgende Beobachtung sehr interessant. Die Prosasprache, die beim französischen Romandichter nach dessen eigner Auffassung nicht ein Mittel der Poesie sein soll, ist seit Rousseau bei einzelnen Bessern von größter natürlicher Einfachheit, Unmittelbarkeit und versinnlichender Kraft, mit einem Wort: von spezifisch-poetischer Wirkung. Dagegen sind in Frankreich Verse, besonders lyrische, ohne odenhaften Bombast, Schwulst und breites rhetorisches Pathos etwas sehr seltenes. Nichts prosaischeres als eine solche „Ode."

Nein, niemand wird in Deutschland zweifeln, daß unsre Auffassung von Poesie eine tiefere, umfassendere und vor allem eine modernere sei. In der That, die französische Auffassungs- und Bezeichnungsweise ist für uns veraltet. Sie fußt ganz und gar auf den Kunstanschauungen der Renaissance, welche von Dichtung und Dichtern alles mögliche eher verlangte, als was wir Poesie nennen: jene stimmungsvoll ergreifende, eigenartig zauberhafte Beleuchtung der Welt und der Dinge aus dem Focus einer außerordentlichen Subjektivität heraus. Daß eine sonst so moderne Nation trotz ihrer glücklichen Kämpfe gegen den Klassizismus über die unmoderne formalistische Anschauung, und nicht nur die sprachliche, noch nicht hinweggekommen ist, könnte verwundern. Allerdings hat

die moderne Sprache das Bedürfnis gehabt, die alte Unterscheidung zu überwinden, und hat den sehr schönen Ausdruck „Werke der Einbildungskraft" — Oeuvres de l'imagination — erzeugt, der den gedachten Unterschied aufhebt. Daß sie darin nicht ganz konsequent ist, daran ist das obenerwähnte, zur Veroberflächlichung neigende äußerliche Formgefühl der Romanen nicht allein schuld. Ein tieferer Grund liegt vielmehr darin, daß der französischen Nation und den meisten französischen „Poeten" nichts so fremd ist als das Wesen der Poesie, weil ihr eignes Wesen daran keinen Teil hat. Das literarisch höchststehende Volk Europas ist zugleich das wenigst poetische. Diese Thatsache hat sich in der Geschichte der französischen Literatur deutlich genug ausgeprägt, und man kann keck sagen: Im Verhältnis zu der unermeßlichen Zahl seiner guten, ja großen und bedeutenden Schriftsteller hat Frankreich nur ein kleines Häuflein von Dichtern aufzuweisen. Ich will hier nicht darauf eingehen, ob sich dieser Satz bei uns vielleicht umkehren lasse. Dafür komme ich auf meinen Grundgedanken zurück und betone noch einmal, daß ohne allen Widerspruch die der französischen entgegengesetzte Auffassungsweise der Poesie als die einzig richtige zu bezeichnen ist, diejenige nämlich, welche den Unterschied von Poesie und Prosa in etwas anderm als in abgezählten Silben und in Wörtern mit gleichen Auslauten sieht, welche in Cervantes einen der größten Dichter der Weltliteratur, in Jean Paul einen der reichsten Poeten unsrer eignen Nation bewundert und im Don Quixote mehr Poesie findet als in dreißig „Befreiten Jerusalems" und ebensoviel „Verlornen Paradiesen," welche endlich im Roman die moderne Form des Epos anerkennt. Also werden wir im Romanschriftsteller — abscheuliches Wort! — den Dichter ebensosehr anerkennen und gelten lassen wie im Urheber der „Odyssee." Ja mehr, wir verlangen von ihm unabweisbar, daß er Dichter sei, und erkennen ihm nur unter dieser Bedingung Bedeutung, ja Existenzberechtigung zu.

Wer ist das wir? Wir Deutschen doch natürlich?

Ja, unsre Sprache redet von Romandichtern, unser Volk auch; aber beide scheinen es, wenigstens in den überwiegend meisten Fällen, gedankenlos zu thun, eben Worte zu reden ohne jede Konsequenz. Wer weiß nicht, daß dieselben in einem Roman alles andre eher suchen, als was man von einem Dichter verlangt: nämlich Poesie in Kunstform, vor allem jedenfalls Menschen, und dies in einem höhern Sinne des Wortes, Menschen im Gegensatz zu Bierphilistern und Kommerzienräten? Was wollen sie vom Roman? Antwort: Non multum, sed multa. Und dieses multa bedeutet wahrhaftig nicht wenig. Da will der eine darüber aufgeklärt werden, was er von dem historischen Charakter des Nemrod Assur, des Nabonassar und des Nabopolassar, des Sanchuniathon und des Sandokrotus zu halten habe, ob Sphendadatos Pseudosmerdes, gestorben Anno 3462 nach Erschaffung der Welt, ein großer Mann oder ein Marktschreier, ob Rhadagaisus seinen tapfern Heerhorden ein Vater oder ein Wüterich gewesen sei; besonders dankbar wäre er, zu erfahren, durch welche Fehler der Taktik der

so heldenmütige Gelaleddin Mankberin im Kampfe gegen die Chowaresmiden tragisch enden mußte, und was der berühmte Malekschah, genannt Dschalaleddin Dschelaleddaula, täglich und stündlich gethan habe, um seinen schönen Namen zu verdienen. Ein andrer möchte erfahren, wie es auf dem Mond oder auf der Venus oder wenigstens in Mavaralnahar aussieht und ausgesehen hat. Dieser interessirt sich dafür, wie Schuhe und Strümpfe zur Zeit des Vercingetorix, oder des Königs Geiserich, oder des Königs Rhamses des soundsovielten beschaffen waren; jener wüßte gar zu gern, von welcher Form die interessanten Gefäße gewesen sind, welche man zur Zeit der sieben Könige in Rom zu einem bestimmten Zweck benutzt hat und nach einem Analogieschluß vasa camerae geheißen haben wird. Weder Rottecks, noch Beckers, noch Schlossers, noch sogar Rankes Weltgeschichte geben ihm darüber Aufschluß, darum sollte es von Gott und Rechts wegen der Dichter, der es doch wissen muß; denn „ihm gaben die Götter das reine Gemüt, wo die Welt sich, die ewige, spiegelt; er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht“ u. s. w.

Man sieht, das deutsche Publikum verlangt wahrhaft Großes von seinen Dichtern. Aber warum nicht? sie leisten es. Ich habe es stets mit denjenigen gehalten, die ein wahres Kunstwerk, also auch Dichterwerk, nur mit Andacht und heiligem Erstaunen wie eine Art Wunder betrachten können, und die zu allen Zeiten versucht waren, in künstlerischen und dichterischen Darstellungen Offenbarungen Gottes und des Göttlichen zu sehen. Dennoch muß ich eingestehen, daß solche Wunder, wie sie gewisse neuere deutsche Romanschriftsteller gewirkt haben, mir das wunderbarste, was man dem Dichter bis jetzt zutrauen mochte, weit zu übertreffen scheinen. Diese Herren haben es fertig gebracht, daß ein literarisch gebildeter Einjährigfreiwilliger, der von der Rockform seines Urgroßvaters keine Ahnung hat, die Hosen und Unterhosen, nicht etwa des Herrn von Bredow, sondern des Herrn Pipin, genannt der Kurze, genau beschreiben kann, und daß ein der höhern Töchterschule entlaufener Backfisch in der Küche einer Pfahldorfhütte jedenfalls besser Bescheid weiß als in der seiner eignen Mutter! Dieser „Poeten“ wunderbares Verdienst ist es, wenn ein Sekundaner aus gebildeter Familie, dem die Formen des häuslichen und öffentlichen deutschen Lebens im achtzehnten Jahrhundert spanische Dörfer sind, das Leben und Treiben in Memphis etwa im Jahre 541 vor Christo in allen Einzelheiten genau kennt, z. B. das Kostüm bis auf Form und Stoff der Sandalen- oder Schuhbändchen einer Königs- und etwa einer Totengräberstochter; er kennt genau den Gesprächston, in welchem die verschiednen Stände miteinander verkehrt, er weiß, was sie in den verschiednen Jahreszeiten gefrühstückt, zu Mittag und zu Abend gegessen haben. Daß er die benutzten Geschirre und jede einzelne der darauf gemalten Hieroglyphen so gut in der Vorstellung hat, als hätte er selber täglich Suppe daraus gegessen, ist selbstverständlich.

Es ist eine schöne Seite am deutschen Publikum, daß es für derartige

Wunder- und Wohlthaten nicht undankbar ist. Die Sortimentsbuchhandlungen und noch mehr, wie es der Idealität des deutschen Volkes entspricht, die Leihbibliotheken können aus ihren Rechnungsbüchern mit Zahlen diese Dankbarkeit beweisen!

Freilich hat die bildungsdurstige deutsche Nation dazu noch nie so viel Veranlassung gehabt. Wie armselig steht es z. B. mit Goethe, wenn man ihn mit den gedachten Dichtern vergleicht! Und doch wird der alte Herr aus purem Schlendrian noch überall, wo von deutscher Literatur und Dichtung die Rede ist, in den Vordergrund gestellt! Wie wenig aber kann man gerade aus seinen besten Werken lernen! In den „Wahlverwandtschaften" nimmt er zwar einmal einen recht lobenswerten Anlauf, uns gründlichere positive Wissenschaft über die Gartenkunst zu geben, um leider nur zu schnell wieder in rein romanhafte, ganz unnütze Erzählerei zu geraten. Auch in seinem „Westöstlichen Divan" bekommen wir gediegne gelehrte Notizen, für die wir nicht dankbar genug sein können, umsomehr, als Goethe in keinem andern Werke mehr solche Wissenschaftlichkeit mit zartester Poesie verbunden hat. Die Namen in diesen Gedichten sind ächt persisch, sie geben Kolorit. Doch nur zu oft begegnet es dem Dichter auch hier, daß er aus dem Tone, oder sagen wir besser: aus der Lokalfarbe fällt, sodaß in dem Büchlein Gedichte stehen — und keine kleine Zahl —, die nicht wie es doch sein sollte, von einem persischen, sondern von einem urdeutschen Poeten gedichtet sein könnten. Besonders ist zu bedauern, daß er sich gerade in den besten auf diese Art hat gehen lassen. In allen seinen übrigen Werken aber steht es damit viel schlimmer. Erfahren wir im „Götz," von dem man so viel Wesens macht, auch nur eine Silbe darüber, wie der Held dieses Dramas angezogen war? Von den andern Personen garnicht zu reden! Selbst die Mechanik der berühmten und historisch absolut beglaubigten „eisernen Hand" wird uns nicht beschrieben, nicht einmal ein Versuch dazu gemacht. Umsonst forschen wir im „Werther," welche Kleider Lotte in den verschiednen Situationen anhatte, welchen Stoffes und Schnittes dieselben waren. Keine Silbe wird uns darüber gesagt, so wenig wie über den Bau des Amtshauses und die innere Ausstattung desselben. Giebt es endlich in irgendeiner Dichtung einen wichtigeren Gegenstand als die Pistolen, mit denen Werther sich erschießt? Auch diesem Objekte läßt uns Goethe fremd bleiben. Er klärt uns nicht einmal darüber auf, ob sie schon mittels Zündhütchen abgebrannt wurden oder noch ein Feuerschloß hatten, geschweige denn, daß er uns über ihren sonstigen Bau, über etwaigen Schmuck daran u. s. w. unterrichtet. Für die Geschichte der Feuerwaffen im achtzehnten Jahrhundert lernen wir bei dieser schönen Gelegenheit einfach nichts! Was soll man gar vom „Faust" sagen?

Habe nun, ach, Philosophie,
Juristerei und Medizin
Und leider auch Theologie
Durchaus studirt mit heißem Bemühn.

So fängt die Dichtung an. Wir erwarten nun im Verlaufe derselben über den Stand dieser vier Wissenschaften zur Zeit Fausts belehrt zu werden, mit andern Worten: positive Details aus der Geschichte der Philosophie, der Jurisprudenz u. s. w. zu erhalten. In der bekannten Szene zwischen Mephisto und dem Schüler glauben wir auch schon unsre Hoffnung sich erfüllen zu sehen. Aber welche Täuschung! Nichts als schnodderige Redensarten werden losgelassen. Auf dem Spaziergange am Ostermontage, an der Stelle, wo Faust und Wagner von der Höhe auf die Stadt zurückschauen, wäre herrliche Gelegenheit gewesen, in einem Monolog oder Dialog das Bild der Stadt in allen seinen Einzelheiten echt künstlerisch und dichterisch zu malen und so, selbst ohne daß es so scheint, eine die ganze einschlägige Wissenschaft erschöpfende Abhandlung über mittelalterliches Befestigungswesen zu geben! Statt dessen deklamirt Faust:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick —

als ob sich diese Dinge nicht ganz von selbst verstünden, und auch nur eine Seele daraus etwas lernen könnte! Alexander Dumas der Jüngere ist doch kein übertriebener Goetheverehrer und Goetheenthusiast. Aber wenn er behauptet, Goethe hätte uns im zweiten Teile des „Faust" einen belehrenden und äußerst erschöpfenden Traktat über Kunstdünger gegeben, wenn dieser nur zu Goethes Zeiten erfunden gewesen wäre, so überschätzt doch der in diesem Falle nur allzu wohlwollende Franzose unsern alten Olympier. Nein, das wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Eher möchte er schon eine Portion des genannten Produktes in ein sauberes Schächtelchen gepackt und mit einem niedlichen Epigramm an den um Volksaufklärung so hochverdienten Nicolai geschickt haben. Zu solchen Allotrien war er eher geneigt. Aber eine von der Menge noch wenig gekannte und deshalb zu Unterrichtszwecken besonders geeignete wahrhaftige historische Persönlichkeit wie etwa den Malekschah, genannt Dschelaleddin Dschelaleddaula, in seinem der Geschichte mit deutschwissenschaftlicher Treue nachgezeichneten Charakter zum Helden eines Dramas oder Romans zu machen und damit zugleich ein in den kleinsten Einzelheiten skrupulös ausgeführtes, Genre und Historie harmonisch verschmelzendes Gemälde von den Kulturzuständen Turkestans und Mavaralnahars im ersten Viertel des elften Jahrhunderts zu geben, das wäre dem Herrn Geheimrat nie eingefallen. Er hat freilich Unglück gehabt, daß er gerade zu seiner Zeit leben mußte. Wäre er heute fünfundzwanzig Jahre alt, wäre er, anstatt staatlicher Geschäftsmann, Privatdozent der Geschichte und Professor in spe zu Leipzig oder Königsberg und sähe die Erfolge der großen Meister, er würde, findig wie er war, die Erfahrung sich zu Nutze machen und infolge dessen gewiß Erkleckliches leisten!

Die Menge verhält sich Kunstwerken, also auch wahren Dichterwerken gegenüber wie Kinder, wie bis zu einem gewissen Alter ausnahmslos jeder. Das Kunstwerk wirkt auf sie durch seinen Stoff, und nur durch diesen. Daher

die bekannte Erfahrung, daß zwar sehr gute Kunstwerke der Dichtung populär werden können, aber nur solche, die neben dem künstlerischen das stoffliche Interesse sehr stark anregen, daß aber in der Regel die auch im guten Sinne populären Werke ein überwiegend stoffliches Interesse bieten. Zu den ersteren gehört, nach meiner Ansicht, „Werther“ und der „Don Quixote,“ zu den letzteren gehören „Kabale und Liebe,“ die „Räuber,“ die Schillerschen Balladen.

Wenn wir diese Thatsache, die nicht immer genug Beachtung findet, im Auge behalten, werden wir gegen das Publikum nicht ungerecht sein. Eine je höhere Meinung wir selber von der Kunst und dem tiefen Geheimnis ihres innern Wesens haben, desto weniger werden wir uns wundern oder gar ungehalten sein, wenn wir sehen, daß die große Menge keine Ahnung davon hat. Wir werden dann überzeugt sein, daß sie eine solche niemals gehabt hat, noch jemals haben wird.

Ich betrachte als ausgemacht: das große Publikum läßt in Kunstwerken, seien es Werke der bildenden Kunst oder der Dichtung, nur den Stoff auf sich wirken. Daraus folgt, daß derjenige Teil des Publikums, welchen ein historischer, archäologisch-antiquarischer, naturwissenschaftlicher, ethnographischer, anthropologischer, mit einem Worte, wissenschaftlicher Stoff zu interessiren vermag, sich darauf, wenn er will, schon etwas zu Gute thun darf. Denn es gehört dazu immer ein, wenn auch noch so geringer Anflug von wissenschaftlicher Bildung, was man so „Bildung“ nennt. Für nichtwissenschaftliche Stoffe, z. B. Liebesgeschichten und sonstige Geschehnisse des Menschenlebens, kann sich jede Köchin interessiren, wenn ihr die Sprache verständlich ist. Und von seiner Köchin will man sich doch unterscheiden! Ein besondrer, wenn auch nicht gerade sehr triftiger Grund für die erstere Klasse, über die letzteren sich erhaben zu fühlen, liegt darin, daß sie unter sich hie und da Berühmtheiten der Wissenschaft zählt oder wenigstens Handwerker und Handlanger, was nicht verfehlt, dieser Klasse einen besondern Anstrich zu verleihen und vielen gewaltig zu imponiren. Auch wegen dieser Eitelkeit werden wir den guten Leuten nicht zürnen. Wenn sie einmal geahnt hätten, daß der Stoff nicht nur nicht das einzige, sondern eigentlich das geringfügigste im Kunstwerke ist und an dessen Wesen als solchem gar keinen Teil hat, so müßten sie auch einsehen, daß sie mit ihrer Wißbegier oder gelehrten Neugierde, womit sie ihren gefeierten „Dichter“ lesen, wahren Kunstgenüssen um kein Haar näher sind als die Köchin oder der Schneiderlehrling, welche ihren Leihbibliothekband verschlingen, um zu erfahren, ob und wie „sie sich kriegen,“ ganz abgesehen davon, daß bei den ersteren dieser letztere meistens ebenfalls nebenherläuft.

„Ich bin ein prosaischer Mensch“ — hört man oft sagen, und der Sprecher will sich vor der Welt damit rühmen. „Gedichte, Verse, Geisteskost für Backfische!“ sagt ein ernster Mann in Amt und Würden. Er hat seit seinem zwei- oder dreiundzwanzigsten Jahre vielleicht seinen Goethe nicht mehr aufgeschlagen, wenn er

es je vorher gethan hat. Mit Shakespeare hat er es wohl einmal versucht und dabei heimlich gedacht: „Es ist doch seltsam, was die Leute für ein Wesen von dem alten Schmöker machen; ich kann nichts besondres an ihm finden.“ Natürlich hat er sich sehr gehütet, diese aufrichtigen Gedanken jemals laut werden zu lassen. Sprecht aber mit ihm über Homer, von dem er in der Schule ja mit Mühe und Not drittehalb Gesänge zerknaupelt hat, und ihr werdet ein blaues Wunder sehen, welcher Begeisterung für Poesie der Mann fähig ist! Ja bringt erst das Gespräch auf Kunst im allgemeinen, und er wird euch über deren Bedeutung große Worte sagen. Ihm und seinesgleichen geht es mit der Kunst wie gewissen Leuten mit Gott, sie haben nie etwas von ihm verspürt, weder von innen noch von außen; aber sie wissen genau, was sie von ihm zu halten, und noch genauer, was sie von ihm zu reden haben.

Wer die Menge kennt, von der es heißt, daß ihre Stimme Gottes Stimme sei, mag meinetwegen alles mögliche von ihr verlangen und erwarten, aber jedenfalls nicht, daß sie entscheide, was ein Kunstwerk und was keines sei. Und da diese Menge unmöglich selber wissen kann, daß ihr diese Befähigung abgeht, und doch ihr Urteil fällt, das natürlich darnach ist, so mag derjenige, welcher nicht zu ihr gehört, sich gelegentlich und augenblicklich einmal über sie ärgern. Aber er wird ihr nicht dauernd grollen, ihr keine Schuld geben, sondern über die vox Dei im Stillen lächeln. Nein, nicht das Publikum trifft die Anklage, sondern die Herren Kritiker. Von jenen kann man nicht mehr erwarten, aber von diesen muß man es können. „Das Publikum — sagt schon Schopenhauer — wendet seine Teilnahme sehr viel mehr dem Stoff als der Form zu und bleibt eben dadurch in seiner höhern Bildung zurück.“ Dies sagt der Frankfurter Philosoph von Büchern überhaupt und fügt dann hinzu: „Das diesem schlechten Hange des Publikums fröhnende Unternehmen, durch den Stoff zu wirken, wird absolut verwerflich in Fächern, wo das Verdienst ausdrücklich in der Form liegen soll — also in den poetischen. Dennoch sieht man häufig schlechte dramatische Schriftsteller bestrebt, mittels des Stoffes das Theater zu füllen.“ Wenn Schopenhauer heute lebte, würde er hinzufügen: Dennoch giebt es in Deutschland sich als Dichter gerirende Schriftsteller, deren Werke einzig oder doch vorzüglich nur durch den in ihnen verarbeiteten Stoff wirken und die trotz dieses Umstandes, oder gerade wegen desselben, nicht nur vom Publikum angestaunt, mit Ruhm und Ehre überschüttet, sondern sogar von der Kritik aufs höchste gepriesen werden.

Zwar nicht die gesamte deutsche Kritik trifft dieser Vorwurf, aber er trifft sie in größerm Umfange, als man meinen sollte. Zudem ist es die schlimmste Anschuldigung, die man erheben kann; denn etwa Unehrlichkeit, Bestechlichkeit, Rachsucht und wie alle die schönen Dinge sonst heißen, macht man dem Menschen im Kunstrichter und nicht dem Kunstrichter selbst zum Vorwurf. Kunstrichter! welch altfränkisches Wort, heute ganz verdrängt von dem griechischen Fremdling,

worüber man sich freilich nicht zu wundern braucht; das deutsche Wort klänge viel zu anspruchs-, zu würdevoll.

In keinem Punkte sollte der Kritiker strenger sein als in dem angedeuteten, wenn der gemeine Stoff Ehren hinwegnimmt, die rechtmäßig nur der Form, der hohen Kunstform gebühren, und umso strenger, je mehr der große Haufe dem gemeinen Stoff in seiner Anmaßung entgegenkommt. Der Kritiker mag jede Nachsicht gegen das noch im Emporringen begriffene künstlerische Wollen und Streben üben und hier so lange Talent erwarten, als er nicht vom Gegenteil sicher überzeugt ist. Ja in solchen Fällen ist es seine Pflicht, nicht bloß durch liebevolle Kenntnisnahme und bereitwillige, freudige Anerkennung jeder noch so schüchternen positiv künstlerischen Leistung dem Strebenden in der Entwicklung seines Talentes förderlich zu sein, sondern auch Schwächen, so lange sie nicht den Kern berühren, mit Milde zu behandeln, um nicht zu entmutigen. Aber wenn ein Profaner, den nie der Kuß der Kamönen geweiht „in heiliger, verschwiegener Nacht," in das Tempelheiligtum der Kunst gepoltert, oder was noch schlimmer ist, geschlichen kommt und sich da spreizt und der grobsinnigen Menge imponirt; wenn er gar von der sich ihm verwandt fühlenden Masse und auf Anstiften scheelsüchtiger Neider und aufgeblasener Widersacher Apolls als ein König oder Gott ausgerufen wird, weil er sich dafür ausgiebt, dann ist es am Kritiker, seines hohen Hüteramts mit aller Strenge zu walten, dann ist es an der Zeit, daß er in Zorn erglüht über den rohen Einbruch in den Tempel der Kunst, über das sich breit machende marktschreierische Wesen; er müßte voll Ingrimm die Tische der Spielwaarenhändler und Antiquare mit all ihrem staubigen archäologischen Kleinkram und Plunder über den Haufen werfen, seine Geißel schwingen und alle die Täuscher, Wechsler und Verwechsler zum Tempel hinausjagen. Da darf er freilich nicht ein feiger Küster oder Schulmeister, sondern er muß den Priestern des Heiligtums ebenbürtig, mit dem gleichen Geist und Feuer geweiht sein, um sich nicht von Afterpriestern imponiren zu lassen.

Mit dem letztern soll nicht gesagt sein, daß etwa über Malerei nur wieder Maler etwas richtiges und wertvolles sagen könnten. Eine solche Behauptung (und es ist bekannt, daß sie in neuerer Zeit oft aufgestellt worden ist) beruht auf einem großen Mißverständnis. Für das Handwerksdetail mag sie gelten, nicht nur in der Malerei, sondern in jeder andern Kunst. Dagegen ist daran festzuhalten: das Wesen der Kunst im allgemeinen wie in seiner besondern Ausbildung in einer gegebenen Kunst vermag nur zu erfassen, wer selber nicht etwa Künstler ist, aber etwas vom Künstler, vom Poeten in sich hat. Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen, gilt auch in diesem Sinne; er muß aus des Dichters Landen, d. h. mit dem Dichter gleichen Ursprunges sein. Wenn diese Forderung im Kritiker erfüllt ist, dann wird er in der Besprechung einer Dichtung weder ein System von Ästhetik auskramen wollen, noch auch,

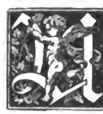
was jetzt in gewissen Kreisen besonders Mode ist, seine Kritik aus den bunten Harlekinsfetzen von Allerweltsphrasen zusammenflicken, daß einem dabei ganz wirbelig im Kopfe wird und womit kaum mehr als „die Bewunderung von Kindern und von Affen“ gewonnen wird.

Begeisterung, Leidenschaft für die Poesie ist dem Kritiker so nötig wie dem Dichter, sonst wird er, was häufig genug vorkommen mag, seine Kritik ihrer selbst, nicht der besprochenen Dichtung wegen schreiben. Diese wird ihm gleichgiltig sein, und er wird nichts wichtigeres kennen, als das Licht seines Geistes flackern zu lassen zu keinem andern Zweck, als dem der eignen Selbstbeleuchtung.

Um vom Allgemeinen, das immer unfruchtbar ist, zum Besondern zurückzukommen: selbst die ernstesten Stimmen unsrer Kritik haben den oben näher bezeichneten Literaturerscheinungen viel zu viel Zugeständnisse gemacht und thun es zum Teil noch jetzt. Man wird vielleicht sagen, die angedeuteten Bücher seien nützlich, weil sie eine Menge schönen Wissens unter ein großes Publikum bringen. Wenn sie auch keinen allzuhohen ästhetischen Wert hätten, so hätten sie dafür eine umso größere didaktische, volksaufklärende Bedeutung und seien aus diesem Grunde zu empfehlen. Aber so könnte nur einer sprechen, dem Dichtung, und Kunst überhaupt, nicht viel mehr sind als leere Worte. Wem sie als Höchstes und Heiligstes am Herzen liegen, der wird zwar den relativen Nutzen jener Werke nicht leugnen, aber er wird auch aufs entschiedenste betonen, daß der Schaden, den sie durch allmähliche Verwirrung der ästhetischen Begriffe, selbst bei den Bessern, anrichten, ihren Nutzen weitaus überwiegt, und wird sie deshalb als schlechterdings schädlich bezeichnen.



Die neuen Briefe Robert Schumanns.



Unter den Aufgaben, die Robert Schumann sich und den Mitarbeitern der „Neuen Zeitschrift für Musik“ gestellt hatte, finden wir auch verzeichnet „eine Biographie Beethovens oder wenigstens eine vollständige Sammlung seiner Briefe.“ Für Schumann geht diese Aufgabe jetzt ihrer Erfüllung entgegen. Durch das herrliche Geschenk der „Jugendbriefe“ hatte uns Frau Klara Schumann nach weitern Gaben aus ihrem lange zurückgehaltenen Briefschatze begierig gemacht. Auch diese hat sie nun gewährt, sie hat sie Gustav Jansen anvertraut, dem die Schumann-Literatur schon einen höchst wertvollen Beitrag verdankt, die bekannte,

„Perlen und Goldkörner auf jeder Seite enthaltende" Schrift über die Davidsbündler. Die dort zuerst mitgeteilten und alle schon früher in Zeitschriften und Büchern veröffentlichten Briefe hat Jansen mit den von Frau Schumann hergegebenen und vielen andern, noch unbekannten Briefen zu einer Sammlung vereinigt, die seit wenig Wochen gedruckt vorliegt und der wir die weiteste Verbreitung wünschen.*) In ihrer Ausstattung ist diese schöne Weihnachtsgabe den „Jugendbriefen" gleichgehalten.

In der Vorrede sagt Jansen, er habe sich bemüht, den Text der 312 Briefe möglichst treu wiederzugeben. Hierbei waren große Schwierigkeiten zu überwinden, denn nicht alle Briefe lagen in der Urschrift vor, und mancher in dem bisherigen Abdruck unverständlich gebliebne Satz mußte durch Konjekturen hergestellt werden. Jansen hat diese Konjekturen gewissenhaft bezeichnet.**) So ist auch öfter ein von Schumann selbst in der Eile des Schreibens ausgelassenes Wort durch den Herausgeber ergänzt worden. Ferner hat der Herausgeber durch reichlichere Interpunktion die Briefe lesbarer gemacht und für die Übersichtlichkeit des Inhalts gesorgt durch Ausscheidung manches Unwesentlichen und durch Vermeidung von Wiederholungen, die überall da vorliegen, wo Schumann an verschiedne Empfänger über denselben Gegenstand geschrieben hatte.

Mit Hilfe des beigegebenen Namenregisters, das auch auf die „Jugendbriefe" ausgedehnt ist, gewinnen wir einen Überblick über die zahlreichen Personen, zu denen Schumann persönlich und brieflich in Beziehung gestanden hat. Dieses Register ist ein vortrefflicher Wegweiser für den Inhalt der Briefe; die den Namen beigefügten kurzen Notizen über die Lebensumstände der Verwandten, Freunde, Kunst- und Zeitgenossen Schumanns werden den Lesern sehr willkommen sein. Nur wenige der Jugendfreunde Schumanns sind noch am Leben; Rosen ist 1876, Flechsig 1878, Töpken 1880 gestorben, und von den Zwickauer Verwandten lebt nur noch seine Schwägerin Therese. Jansen hat sich keine Mühe verdrießen lassen, das Register möglichst vollkommen herzustellen.

---

*) Robert Schumanns Briefe. Neue Folge. Herausgegeben von F. Gustav Jansen. Leipzig. Breitkopf und Härtel, 1886.

**) Die Einschiebung eines [nicht] im zwölften Briefe, an Fr. Wieck, findet ihre Bestätigung durch eine Parallelstelle der Jugendbriefe S. 121. Wasielewski hatte den Satz so abgedruckt: Beuge der Natur vor, der Genius könnte sich sonst auf ewig wenden. (Es handelt sich darum, ob Schumann seinem Genius und seiner Natur folgen und zur Kunst übergehen solle.) Der Sinn wird klar, wenn wir mit Jansen lesen: „Beuge der Natur [nicht] vor!" Dagegen ist ein von Wasielewski schon gebrachter Brief, den Schumann nach dem Tode der Mutter an seine Schwägerin Therese geschrieben hat, noch einer Verbesserung bedürftig. Es heißt da: „Auch ich habe in den vergangenen Wochen so viel und so heftig an dich gedacht, daß ich dich oft mit der Hand fassen zu können glaubte. Keinen Gedanken, daß du mich liebst, fühle ich auch so sicher, so geborgen, ich kann dir nicht sagen, wie glücklich." Die gesperrten Worte sind offenbar falsch gelesen. Ich würde vorschlagen zu schreiben: „Bei dem Gedanken, daß du mich liebst, fühle ich mich so sicher u. s. w."

Doch nun zum Inhalte! Des Buches erste Abteilung, Briefe von 1828 bis 1840 enthaltend, giebt uns Aufschluß über den musikalischen Bildungsgang Schumanns, über die Entstehung und Aufnahme seiner ersten Werke, über seine umfangreiche Thätigkeit für die „Neue Zeitschrift," über die Reise nach Wien und die Bewerbung um seine Braut. Die zweite Abteilung, Briefe von 1840 bis 1854, führt uns den geliebten Meister vor, wie er sein holdes Weib errungen hat und im ruhigen Glücke des Hauses sich unablässig seiner Schaffensfreude hingiebt. Die große Reise nach Rußland, der Umzug nach Dresden, wo Abonnementskonzerte und Chorvereine gegründet werden, eine schwere Krankheit, die Sorgen um die Oper „Genoveva," die Übersiedlung nach Düsseldorf bringen mancherlei Unruhe in sein Leben, ohne ihn jedoch in seinem Schaffensdrange aufzuhalten: er trägt sich mit immer neuen Plänen. So lesen wir von einem Oratorium „Luther," dessen Text ihm von Richard Pohl geliefert worden war, schließlich aber nicht in Angriff genommen wurde. In dieser Abteilung finden wir viele Briefe von Mendelssohn, dem er eine rührende Verehrung weiht. Neun Briefe sind an Joachim gerichtet, zu dem sich Schumann hingezogen fühlte wie zu einem Jugendfreunde. In diesen Briefen spricht sich sein Entzücken aus über Johannes Brahms, dessen Auftreten die letzte große Freude Schumanns war. Die Sammlung wird abgeschlossen durch einen Brief an Joachim vom 6. Februar 1854, worin wir lesen: „Nun will ich schließen. Es dunkelt schon." Bald sollte es auch für Schumann dunkeln, denn sein Geist ward umnachtet und blieb es bis zur Todesstunde.

Als Schumann sein erstes Werk, die Abegg-Variationen, herausgab, schrieb er an seine Mutter: „Wüßtest du nur, was das für Freuden sind, die ersten Schriftstellerfreuden! So stolz, wie der Doge von Venedig mit dem Meere, vermähle ich mich nun zum erstenmale mit der großen Welt. Ist es nicht ein schöner Gedanke, daß dieser erste Tropfen, welcher im Äther zerflattert, sich vielleicht an manches wunde Herz anlegen wird, um seinen Schmerz zu lindern und seine Wunde zu decken?" So wollte Schumann seine Musik verstanden wissen. Wenn nun auch die große Welt ihm die Anerkennung erst allmählich entgegenbrachte, so fand er doch sehr bald Verständnis bei Männern, die er hochschätzte. Grillparzer eröffnete den Reigen mit einer lobenden Besprechung von op. 1 und 2 in der „Wiener musikalischen Zeitung." („Das macht Lust zur Arbeit und freudige Ideen," sagt Schumann.) Gottfried Weber rühmte in der Zeitschrift „Cäcilia" die Genialität der ersten Werke (op. 1, 2, 4 und 5), über die eigentlich viel mehr gesagt werden müßte, als über das hundertfache Volumen andrer Komponisten. „Haben Sie Gottfried Webers Rezension über mich gelesen? — schreibt Schumann erfreut an Töpken —; das hat mich einmal erquickt." Moscheles gab 1836 eine Analyse der Fis-moll-Sonate, die auch heute noch gelten kann; Lißt schrieb 1837 über die Impromptus, di Fis-moll- und die F-moll-Sonate sehr schön für die Gazette musicale.

Indessen genügten diese Stimmen nicht, Schumann allgemeiner bekannt zu machen, und der Komponist bat daher gelegentlich seine Freunde, für ihn einzutreten. Nauenburg sollte in der „Cäcilia“ über die Toccata, Keferstein über die erste Sonate schreiben. „Die »Cäcilia« ist das einzige Blatt, worin etwas über mich gesagt werden darf.... Ich möchte doch als Komponist nicht so kometenartig vorübergehen. Sprechen Sie so freimütig, wie über einen Ihnen wildfremden Menschen, so ist mir's gerade recht.“ Für die „Leipziger allgemeine musikalische Zeitung,“ die unter Finks Leitung volle zehn Jahre über ihn geschwiegen hatte, erbat sich Schumann eine Besprechung seiner Klavierwerke von Koßmaly. „Mit einiger Scheu lege ich Ihnen ein Paket älterer Kompositionen von mir bei. Sie werden, was unreif, unvollendet an ihnen ist, leicht entdecken. Es sind meistens Wiederspiegelungen meines wildbewegten frühern Lebens; Mensch und Musiker suchten sich immer gleichzeitig bei mir auszusprechen; es ist wohl auch noch jetzt so, wo ich mich freilich und auch meine Kunst mehr beherrschen gelernt habe. Wie viele Freuden und Leiden in diesem kleinen Häuflein Noten zusammen begraben liegen, Ihr mitfühlendes Herz wird das herausfinden. Von den Klavierkompositionen, die ich für meine besten halte, konnte ich leider kein Exemplar auftreiben; es sind das, wie ich glaube: Die Kreisleriana, 8 Phantasiestücke, 4 Hefte Novelletten und ein Heft Romanzen. Doch auch die frühern werden Ihnen ein Bild meines Charakters, meines Strebens geben; ja gerade in den Versuchen liegen oft die meisten Keime der Zukunft. Drum nehmen Sie sie wohlwollend auf mit ihren Mängeln — ich kann nichts weiter darüber sagen. Diese Sachen sind alle nur wenig bekannt geworden, aus natürlichen Gründen: 1. aus innern der Schwierigkeit in Form und Gehalt; 2. weil ich kein Virtuos bin, der sie öffentlich vortragen könnte; 3. weil ich Redakteur meiner Zeitschrift, in der ich sie nicht erwähnen konnte; 4. weil Fink Redakteur der andern, der sie nicht erwähnen wollte. Es ist aber manches anders geworden. Das Publikum nimmt, wie ich höre, jetzt [1843] größern Anteil an meinen Sachen, auch den ältern — die Kinderszenen und Phantasiestücke haben sogar ein größeres gefunden. Auch darin hat sich die Zeit verändert; sonst galt es mir gleich, ob man sich um mich bekümmere oder nicht — hat man Frau und Kinder, so wird das ganz anders — man muß ja an die Zukunft denken, man will auch die Früchte seiner Arbeit sehen, nicht die künstlerischen, sondern die prosaischen, die zum Leben gehören, und diese bringt und vermehrt nur der größere Ruf. Nennen Sie es also nicht Eitelkeit, wenn ich Ihnen diese ältern Stücke jetzt, nachdem ich ihnen schon längst entwachsen bin, noch zuschicke und Ihr freundliches Anerbieten, ein Wort darüber irgendwo zu sagen, dankbar annehme. Ich habe die Künstler immer verachtet, die, wenn der Wisch noch naß aus der Druckerei kommt, ihn auch schon auf die Post befördern an die verschiednen Redaktionen. Doch, was mach' ich für Worte? Sie kennen mich ja und verstehen mich.“

Auch sonst erbat Schumann bei wohlmeinenden Kunstgenossen Besprechung seiner Werke. An Fischhof schrieb er (1834): „Ohne Aufmunterung keine Kunst. Auf den beliebten einsamen Inseln in einem stillen Ozean würden ein Mozart, ein Raphael Bauern geblieben sein.“ Dagegen sagt er vier Jahre später zu Karl Krägen: „Für Ihre Teilnahme an meinen Kompositionen danke ich Ihnen; sie thut mir manchmal Not, da ich nur wenig darüber sprechen höre. Doch, gesteh' ich, drängt es mich oft so zum Schaffen, daß ichs auch mitten im Meer auf einer einsamen Insel nicht lassen könnte.“

Über diesen innern Schaffensdrang spricht sich Schumann sehr oft aus. „Früher grübelte ich lange, jetzt [1839] streiche ich kaum eine Note. Es kömmt mir alles von selbst, und sogar manchmal ist es mir, als könnte ich immerfort spielen und nie zu Ende kommen. Die Musik verzehrt mich noch, ich muß mich oft mit Gewalt losmachen.... Eben hat mich ein Streichquartett, das mich ganz beglückt. An *,* [wohl sein Lehrer Dorn] denke ich nicht mehr beim komponiren; ich mach's eben.“ Wie ihm die erste Idee der C-dur-Symphonie gekommen sei, teilt er gar anmutig Mendelssohn mit: „In mir paukt und trompetet es seit einigen Tagen sehr, ich weiß nicht, was daraus werden wird.“ Daß sich aus einem Anfangsmotive eine ganze Symphonie entwickeln könne, daran erinnert ein Wort an Joachim: „Nun, wo ist Johannes [Brahms]? Ist er bei Ihnen? Läßt er noch keine Pauken und Drommeten erschallen? Er soll sich immer an die Anfänge der Beethovenschen Symphonien erinnern, er soll etwas ähnliches zu machen suchen. Der Anfang ist die Hauptsache; hat man angefangen, dann kommt einem das Ende wie von selbst entgegen.“

Dieser innere Schaffensdrang verließ Schumann nur selten — dann war er aber auch körperlich leidend. Alles, was ihn erregte, setzte sich bei ihm in Töne um. „Von den Schmerzen und Freuden, die die Zeit bewegen, der Musik zu erzählen, dies fühl' ich, ist mir vor vielen andern zuerteilt worden. Und daß Sie [er schreibt an Brendel] es den Leuten manchmal vorhalten, wie stark eben meine Musik in der Gegenwart wurzelt und etwas ganz andres will, als nur Wohlklang und angenehme Unterhaltung, dies freut mich und muntert mich auf zu höherm Streben.... Ich kann nie rasten, und muß es durch Musik aussprechen.“ Aus Moskau sendet er ein Gedicht an Wieck, das den Eindruck schildert, den der Kreml auf ihn gemacht hat. „Es ist versteckte Musik, da zum Komponiren keine Ruhe und Zeit war.“ So dichtet und schafft es in ihm ohne Unterlaß.

Wie beurteilt nun Schumann selbst seine Kompositionen? Ein allgemeines Urteil hören wir von ihm im Jahre 1852. D. van Bruyck hatte mit Begeisterung an ihn geschrieben. Er antwortete: „Ich glaube, Sie sagen mir zu hoch Erhebendes, und dies über Jugendarbeiten, deren Mängel mir nur zu klar sind. In meinen spätern größern Arbeiten, wie den Symphonien und Chorkompositionen, möchte eine so wohlwollende Anerkennung eher gerechtfertigt sein.“ Die Streich-

quartette und die „Peri" hielt er für seine besten Arbeiten. Seinen Jugendwerken mochte er später wohl etwas ferner stehen, weil er in ihnen nicht die Vollendung der Form erreicht hatte, die er an Mendelssohns Schöpfungen so sehr bewunderte und auch für sich selbst zu erreichen trachtete. Wasielewski berichtet, Schumann habe ihn von den Jugendarbeiten nichts vorspielen lassen wollen und habe sie ironisch „wüstes Zeug" genannt. Nur gut, daß Schumann „ironisch" gesprochen. In den dreißiger Jahren hatte er doch eine hohe Meinung von diesen Klavierwerken. Die „Symphonischen Etüden" legte er Moscheles mit Zuversicht vor. „Einige davon liebe ich jetzt noch [1837], sie sind beinahe drei Jahre alt." Die „Kreisleriana" liebte er am meisten und stellte sie über die „Humoreske," die freilich mehr melancholisch sei, über „Blumenstück" und „Arabeske," die weniger bedeuten wollten. Die „Phantasie" mit ihrer tiefen Klage um Klara, die „Novelletten" und alle gleichzeitigen Kompositionen hat Schumann gewiß geliebt. Sie sprechen von seinen Kämpfen um seine Braut. „Er legt' auch seine Liebe und seinen Schmerz hinein."*) Wenn er in den „Jugendbriefen" selbstbewußt ausruft: „Ich könnte schon bis op. 100 sein mit lauter Symphonien," so sagt er uns damit, daß wir seine Klavierwerke der ersten Periode ebenso für verschleierte Symphonien zu halten haben, wie er die Sonaten des jungen Brahms als solche bezeichnete. Welche formelle Vollendung bietet nicht das Finale des „Faschingsschwanks"! (Schumann nennt ihn vor der Herausgabe eine romantische Sonate.) Es erinnert in seinem Bau und in seiner Stimmung an das Finale der As-dur-Sonate Beethovens; die Introduktion der Fis-moll-Sonate können wir dem Adagio der Cis-moll-Sonate an die Seite setzen. Die Aria aus op. 11 hat überhaupt nicht ihresgleichen; da ist der Schluß der Jugendbriefe wahr geworden: „Manchmal ist es mir doch, als käme ich auf ganz neue Wege in der Musik."

Auch von den Kompositionen der spätern Jahre nennt Schumann manche, die ihm als besonders gelungen gelten. So den ersten Satz des D-moll-Trios. „Das zweite Trio, in F, ist von ganz anderm Charakter als das in D-moll und wirkt freundlicher und schneller. Auf den Anfang des Adagio und auf das Allegretto [Scherzo] freue ich mich immer, wenn es daran kommt." Auch das „Spanische Liederspiel" machte ihn sehr glücklich, als er daran schrieb. Man kann sich das wohl denken, denn wo giebt es eine schönere Melodie als die des Quartetts: „Wer mich liebt, den lieb' ich wieder"!

Namentlich in den Briefen an Verleger, welche die dritte Abteilung der Sammlung bilden, spricht sich Schumann öfter über einzelne Kompositionen aus. Man liest in diesen Briefen mancherlei zwischen den Zeilen. So muß ihm wohl vorgeworfen worden sein, daß seine Sachen zu düster und melancholisch seien. Er unterläßt daher nicht, besonders hervorzuheben, daß er fröhliche, mit guter Lust geschriebene Stücke im „Kinderball" und in den „Ballszenen" gebe.

*) Zu diesem Zitate denke man an Schumanns Melodie aus op. 48, 16.

„Das Violoncellkonzert ist auch etwas, das manchem erwünscht kommen wird, da es an solchen Kompositionen sehr mangelt. Auch dieses Konzert ist ein durchaus heiteres Stück.“ *)

Diese Auszüge aus den Briefen zeigen, wie Schumann selbst über sich urteilte. Wenn er zuweilen erleben mußte, daß sein Wert unterschätzt wurde, scheute er sich nicht, seinen Unmut darüber kund zu geben. So an Wenzel, der die B-dur-Symphonie etwas oberflächlich behandelt hatte. „War das Ihr Aufsatz? Im Kinderfreund? [Er meint die Leipziger Zeitung.] Wie haben Sie mich damit gekränkt! Ich war so fröhlich. Auf die Zukunft verweisen Sie nach einem mit solcher Liebe gegebenen Werke — mit so kühlen Worten! Und überrascht hat es Sie dennoch? Worte, die ich in den Tod hasse. Und fleißig und gewissenhaft war ich genug Zeit meines Lebens, um nicht mehr als ein Zukünftiger zu erscheinen und zu überraschen. Das weiß ich. Wie dem sei — erst wollte ich Ihnen diese geheimen Gedanken verhehlen — doch mochte ich gerade von Ihnen mit der Achtung angesprochen sein, die ich gar wohl verlangen kann. Also nicht weiter davon und ohne Groll.“ Als Ed. Krüger sich mißbilligend über die „Genoveva“ ausgelassen hatte, kündigte er ihm mit harten Worten die Freundschaft.

Umso wohlthuender berührte es ihn, wenn ihm ungesucht das richtige Verständnis entgegenkam. „Die wohlwollende, gründliche und sorgsame Beurteilung des Konzertes [op. 54] hat mir Freude gemacht. War sie nicht von Dörffel? Es sieht ihm ganz ähnlich“ [1847]. „Dörffels Aufsatz über die Symphonie [in C] habe ich mit Freuden gelesen“ [1848]. Auch was Dörffel über das D-moll-Trio ausgesprochen hat, atmet die innigste Verehrung und sichert ihm den ersten Rang unter den Kritikern Schumanns. Neben ihm steht Louis Ehlert, der 1849 in der „Königsberger Zeitung“ Schumann als „ein Genie in der weitesten Bedeutung des Wortes“ pries. Auf diese hohen Worte folgt eine

---

*) Wasielewski meint, Schumann habe mit dieser Komposition ebensowenig wie seine Vorgänger das Problem eines Violoncellkonzerts zu lösen vermocht. Die Tonlage des Instruments erweise sich für das Figuren- und Passagenspiel zu tief und werde vom Orchester leicht erdrückt. Dringe es aber durch, so fehle ihm der unentbehrliche Glanz des Tones. Außerdem habe Schumann die Technik des Cellos nicht sachgemäß zu behandeln verstanden; die Allegrosätze könnten daher nicht zu rechter Geltung kommen. Dieser Tadel ist mit all der Herzlosigkeit ausgesprochen, welche der Stiefbiograph Schumanns in seinen Kritiken so oft gezeigt hat. Er schreckt von der Beschäftigung mit diesem Werke Schumanns ab, anstatt Begeisterung dafür zu erwecken. In gewöhnlichem Sinne ist das Konzert wohl kein dankbares Stück, es enthält aber doch so viele Schönheiten, daß jeder Cellist sich verpflichtet fühlen müßte, es dem Publikum immer wieder vorzuführen, selbst mit Verzicht auf unmittelbaren Erfolg. Wie himmelhoch steht das Konzert Schumanns über vielen andern, die dem Publikum gefallen und von der Kritik mit Wohlwollen aufgenommen werden! Sehr häufig und ganz vortrefflich wird es übrigens von Robert Hausmann gespielt, der es auch stets zu schönster Wirkung bringt.

eingehende Charakteristik, die zuweilen an Schumanns Aufsatz über Brahms anklingt. Ehlert sandte die Zeitung an Schumann und erhielt von ihm die wärmste Danksagung. Um dieselbe Zeit brachten die „Grenzboten" einen Aufsatz, der Schumanns hohe Stellung unter den Tondichtern würdigte.*) So erlebte es Schumann noch, daß die Kritik seinem Genius folgte. Wenn er aber sagt, daß vielleicht nur der Genius den Genius ganz verstehe, so mußte ihm an der Zustimmung Mendelssohns besonders viel gelegen sein. Von dieser gab es bisher kein einziges urkundliches Zeugnis. Wie kommt es, fragte man schon lange, daß Mendelssohns bisher veröffentlichte Briefe, die über andre Künstler so gesprächig sind, kein Wort von Schumann sagen? Sind die Äußerungen über den Kunstgenossen von den Herausgebern seiner Briefe unterdrückt worden? Oder hat er geschwiegen, weil ihm Schumanns Schaffen unsympathisch war? Aber haben nicht Mendelssohn und Schumann sonst viel Übereinstimmendes in Kunstanschauung und Lebensansichten?**) „Ich denke immer, sagt Mendelssohn, daß man fleißig sein soll und arbeiten, vornehmlich keinen Menschen hassen und die Zukunft Gott überlassen." „Überhaupt — sagt er ein andermal — wenn die guten Musiker anfangen, sich anzufeinden — am liebsten möchte ich da die Musik abschwören: ich komme mir gleich so schuhflickermäßig vor." Jansens Buch bringt auch hier Neues und Aufklärendes. Es überrascht uns mit einem Briefe, den Mendelssohn an Klara Schumann schrieb, als diese ihm eine Einladung zur zweiten Aufführung der „Peri" nach Berlin gesandt hatte. Am 11. Dezember 1843 war die Aufführung; am 10. mittags antwortete Mendelssohn. Durch eine unbegreifliche Verspätung — schreibt er — habe er den Brief soeben erst erhalten. Sonst hätte er nicht widerstehen können, und wenn auch alle Berliner Vernunft dagegen gesprochen hätte. Nun könne er der Aufführung nur in Gedanken folgen. „Wie mir das von ganzem Herzen leid thut, brauche ich Ihnen und Ihrem lieben Manne nicht erst zu sagen. Gerade zu der Musik, gerade zu dem neuen Schumannschen Stücke wäre ich so gern gekommen und soll nun wieder warten, bis ein neues fertig ist. Das will mir garnicht in den Kopf! . . . Es thut mir doch auch gar zu leid! Sagen Sie das alles Ihrem Manne, sagen Sie ihm, wie herzlich ich mich seines schönen Erfolges gefreut habe; wer mir schrieb, der schrieb von der Peri und der Freude, die sie ihm gemacht hätte. Sagen Sie ihm, daß mir das alles wie eine große Freude vorkommt, die mir selbst widerfahre, und freuen Sie sich beide des morgenden Abends und des Werkes, und wenn Sie selbst und alle um Sie her recht froh sind, so denken Sie einmal daran, wie gern ich dabei wäre." Zwei Jahre später forderte Mendelssohn die Faustmusik von Schumann, um

*) Jahrgang 1850, Nr. 39 und Nr. 40.

**) Mendelssohn liebte auch Jean Paul. Er haßte auch das Philistertum: „Ich fühle einen ungeheuern Grimm in mir gegen alles, was in einiger Verwandtschaft mit Vetter Michel steht."

sie aufzuführen.*) Diese Zeugnisse sehen zwar nicht gerade nach Eifersucht aus. Aber hiermit sind wir auch am Ende. Klara Schumann hat von Mendelssohns Hand sonst nur kurze Billets geschäftlichen Inhalts erhalten, während Schumann immer sehr ausführlich und mit aller Herzlichkeit und Innigkeit schrieb. Seine Briefe an Mendelssohn gehören zu den schönsten in der ganzen Sammlung. Immer drängt es ihn, dem „unvergleichlichen“ Mendelssohn, „dem Allerbesten,“ „dessen Gedanken man gleich in Gold eingraben könnte,“ einen Kranz der Verehrung zu weihen. Wenn er es garnicht lassen kann, ihn im Gespräch oder in Briefen auch ins Gesicht zu loben, bittet er dafür fast schüchtern um Verzeihung wie für eine Taktlosigkeit. „Lieber Mendelssohn — schreibt er am 18. November 1845 an ihn —, als wir das letztemal Abschied nahmen, haben Sie mich gewiß für rappelköpfisch gehalten, als ich Ihnen noch ein so »greuliches« Kompliment machte. Ich meinte damit das Lied in D-moll: wie aus einer alten Chronik schien mirs zu kommen, wenn die »Spielleute« zum Turnier blasen und die Ritter nicht erscheinen wollen und die Musiker nun ungeduldig werden ꝛc. Sagen Sie mir, schieß' ich daneben, oder stand so etwas vor Ihrer Seele? Vor allem aber zürnen Sie mir nicht, daß ich so starke Farben wählte zu meinem Kompliment, ich erschrak selbst, wie es heraus war.“ An den Orgel-Sonaten lobt er die echt poetischen, neuen Formen und die reinen Harmonien. „So immer reiner und verklärter schreibt niemand weiter. Habe ich Sie wieder einmal gelobt? Durfte ich?“ Der Brief schließt: „Morgen [im Gewandhauskonzert bei der B-dur-Symphonie] möchte ich recht lebhaft vor Ihnen stehen mit meinen Mängeln und Unarten, aber auch mit einem Herzen, das immer das Beste geben möchte und die Zuneigung des Ihrigen vor allen andern wünscht.“ Gäbe es doch noch mehr Beweise, daß dieser Wunsch nicht vergeblich gewesen sei!

Mit Richard Wagner hat Schumann in Dresden zuweilen verkehrt, dort auch die Entstehung des „Tannhäuser“ erlebt. Sein Gesamturteil über ihn steht in einem Briefe an D. v. Bruyck, vom 8. Mai 1853: „Wagner ist kein guter Musiker. Es fehlt ihm Sinn für Form und Wohlklang. Aber Sie dürfen ihn nicht nach Klavierauszügen beurteilen. Sie würden sich an vielen Stellen seiner Opern, hörten Sie sie von der Bühne, gewiß einer tiefen Erregung nicht erwehren können. Und ist es nicht das klare Sonnenlicht, das der Genius ausstrahlt, so ist es doch oft ein geheimnisvoller Zauber, der sich unsrer Sinne bemächtigt. Aber, wie gesagt, die Musik, abgezogen von der Darstellung, ist gering, oft geradezu dilettantisch, gehaltlos und widerwärtig, und es ist leider

*) Schumann antwortete darauf am 24. September 1845: „Die Szene aus Faust ruht noch im Pult; ich scheue mich ordentlich, sie wieder anzusehen. Das Ergriffensein von der sublimen Poesie gerade jenes Schlusses ließ mich die Arbeit wagen; ich weiß nicht, ob ich sie jemals veröffentlichen werde. Kommt aber der Mut wieder und vollende ich, so werde ich Ihrer freundlichen Aufforderung gewiß gedenken; haben Sie Dank dafür.“

ein Beweis verdorbener Kunstbildung, wenn man dramatische Meisterwerke der Deutschen neben denen Wagners herunterzusetzen wagt. Doch genug davon. Die Zukunft wird auch über dieses richten." Wir haben diesem Urteile*) nichts hinzuzufügen; es ist kein andres als das, das so oft in diesen grünen Blättern zu lesen gewesen ist.

Auf die Jubelworte, mit denen Schumann 1853 in den Briefen an Joachim den jungen Brahms feiert, machen wir die Leser besonders aufmerksam. Brahms' Werke sandte Schumann an Härtels, die sie auch in Verlag nahmen, wie sie denn fast jedesmal darauf eingegangen sind, wenn ihnen ein junger Komponist von Schumann empfohlen wurde, und überhaupt sein Verkehr mit diesen Verlegern ein sehr erfreuliches Bild beiderseitigen Entgegenkommens zeigt. Freilich erfuhr er auch manche Zurückweisung und mußte zuweilen seine Forderungen vermindert sehen. Als einmal eine Meinungsverschiedenheit wegen des Honorars (für die D-moll-Violinsonate) entstanden war, fügte er sich in die Vorschläge Dr. Härtels mit den Worten: „Wegen der geringen Differenz das Geschäft rückgängig zu machen, kam mir nicht in den Sinn. Sie haben sich seit einer Reihe von Jahren immer wohlwollend gezeigt und, wie ich glaube, über das persönliche Interesse an meinen Bestrebungen das kaufmännische oft zurückgestellt. Lassen wir es also dabei bleiben, wie Sie es bestimmt haben." In einem andern Briefe [1845] heißt es: „Ach, es wird mir schwer, über solche Dinge mit Ihnen, von dem ich eben weiß, daß Sie noch andern Anteil als bloß kaufmännischen an uns nehmen, sprechen zu müssen. Aber wir sind eben nicht alle Lord Byrons, der in der ersten Zeit seines Auftretens durchaus nichts annehmen wollte von seinen Verlegern. Freilich in der letzten Zeit hat er sich zehn- und mehrfach gerächt dafür. Vor so einer Rache sind Sie wenigstens bei mir sicher." Bisweilen kam es vor, daß sich beide Parteien in Großmut überboten. Für „Paradies und Peri" bekam Schumann 100 Louisd'or (1600 Mark), für das Klavierquintett 20 Louisd'or, dasselbe für das D-moll-Trio. Da der Druck der Peri-Partitur den Verlegern größere Kosten machte, erbot sich Schumann, ihnen unentgeltlich noch ein Konzert-Allegro zuzugeben. Es war der erste Satz des Klavierkonzerts. Härtels nahmen die Zugabe aber nicht an und zahlten später für das vervollständigte A-moll-Konzert 25 Louisd'or. Für die Ritornelle (op. 65) zahlten Härtels mehr, als Schumann verlangt hatte. Schumann antwortete: „Den Zeddel hab' ich geöffnet; nach bestem Gewissen kann ich aber nicht so viel verlangen, sondern nur 8 Louisd'or. Halten Sie dies für keine Ziererei. Die Stücke sind klein — und Männergesangsachen ohnedies für ein kleineres Publikum. Also bitte ich, berechnen Sie mir nicht mehr, als wie ich sagte. Ich bin vollkommen zufrieden damit. Könnte ich Ihnen nur einmal

*) War es eine Vergeltung für dieses offene Urteil Schumanns, daß die „Bayreuther Blätter" einst einen schonungslosen Angriff gegen Schumann brachten?

etwas leisten, was Ihnen rechten Gewinn brächte!" Die drei Streichquartette, welche Schumann auch deshalb lieb waren, weil sie „Mendelssohn Freude gemacht hatten und von ihm als sein bestes früheres Werk angesehen wurden," hatte Schumann der Verlagshandlung für ein billiges Honorar überlassen, weil er die Herausgabe einer Partitur zur Bedingung machte. Aber die Partitur erschien erst nach vielem Bitten und Drängen des Komponisten, der sie sich schließlich als ein Geburtstagsgeschenk erbat und auch 1848 erhielt. Die gesammelten Schriften Schumanns in Verlag zu nehmen und einen Katalog seiner Werke drucken zu lassen, konnten sich Härtels nicht entschließen. Jene wurden von G. Wigand für 300 Mark übernommen und sind erst in neuerer Zeit in Härtels Verlag übergegangen.

Zum Schluß noch einiges aus dem äußern Leben Schumanns. Obwohl er seiner Braut einmal feierlich versichert hatte, eine Kapellmeistersfrau würde sie nie werden, hatte er sich doch schon, ehe er nach Düsseldorf ging, um Dirigentenstellen beworben. Im Jahre 1849 hieß es, J. Rietz würde nach Berlin berufen werden, und Schumann fragte deshalb vertraulich an, ob man wohl seine Bewerbung um die Leitung der Gewandhauskonzerte annehmen würde. Ferner wollten seine Dresdner Freunde ihm dazu verhelfen, zweiter Kapellmeister am Theater zu werden. Ihre Bemühungen waren erfolglos. Auch an eine Anstellung am Konservatorium in Wien hat er gedacht und zog deswegen (1847) Erkundigungen bei Nottebohm ein. Nach Wien zog es ihn immer wieder; „die kleinstädtischen Verhältnisse in Düsseldorf sagten ihm und Klara nicht mehr zu. Da wollten sie sich denn frei machen und auf eine Zeit lang in Wien bleiben." Am wohlsten aber hat sich Schumann immer in Leipzig gefühlt (das erste Studentensemester ausgenommen). Er mochte die Stadt nicht verlassen, „wo alles blüht und im Schwunge geht" [1836]. Der Aufenthalt in Wien bringt ihn zu dem Urteil: „Leipzig ist gar kein so kleiner Ort, wie ich gedacht." Von einer Gewandhauskonzertfahrt wieder nach Dresden zurückgekehrt, schreibt er [1846]: „An der Erinnerung der letzten in Leipzig verlebten Tage zehren wir noch sehr. So tot ist es hier dagegen." Von derselben Reise gab er an F. Hiller einen Bericht, der mit den Worten schließt: „Leben und Menschen in Leipzig muten uns doch wieder sehr an. Früher oder später glaube ich doch, daß wir uns hier wieder ansiedeln."

Nur nach wenigen Richtungen habe ich Jansens Sammlung durchschreiten und Mitteilungen daraus geben können. Der Stoff ist von überreicher Fülle. Möchte aus diesen Urkunden und andern, die sich hoffentlich anschließen werden, baldigst eine Biographie geschaffen werden, erfüllt von all der Pietät und Begeisterung, welche die Schumannfreunde dem edeln Tondichter weihen.

Gera. H. Budy.



Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Am nächsten Morgen erzählte Georg dem Neffen Valer, was er von der jungen Gräfin Daïda vernommen hatte. Valerian steckte die Hände in die Taschen seiner Joppe, machte ein überaus schlaues Gesicht und pfiff einen Gassenhauer.

Der in seinen Bewegungen stets durchaus ruhige und gemessene Baron sah den Neffen etwas verwundert an. Dieser drehte sich einigemale auf dem Absatze um und sagte dann: Was geschieht denn dem unglücklichen Mörder?

Ich soll ihn nach Moosdorf schicken. Ob dort Burgverließ oder Galgen seiner harrt, hängt von der Gräfin ab.

Ist sie sehr böse?

Aeußerst ungehalten und ganz trostlos.

Das ist ihr gewiß sehr gesund. Man kann nicht nur verwöhnt werden.

Lieber Junge, du hast doch nicht etwa selbst —?

Ich war so frei. Von dieser mörderischen Hand ist das hassenswerte Scheusal gefallen, dessen Andenken meine Siebenhofner Freunde stets mit gerechtem Zorn erfüllen wird. Aber mache nur kein so entsetztes Gesicht! Ich hätte nicht den Arm der Vorsehung gespielt, wären nicht diese wiederholten Klagen unsrer Leute —

Ich hoffe doch, man hat zunächst bei der Herrin des Hundes geklagt.

In genauester Form, Herr Onkel. Die Siebenhofner haben durch den Boten Habakuk, oder wie er heißt, Fehde angekündigt, und zwar mit den Worten: Wenn das verfluchte Tier sich wieder in Siebenhofen herumtreibt, wird ihm der Garaus gemacht.

Valer, ich wollte, du hättest deine Hände aus dem Spiele gelassen. Nun, es ist nicht mehr zu ändern. Du mußt eben, wenn möglich, heute schon nach

Moosdorf gehen und dich entschuldigen. Daß hierdurch keine Annäherung der Familien stattfinden darf, ist selbstverständlich.

Valerian verbeugte sich schweigend und schaute auf die Gräser und kleinen Blümchen, die zwischen dem Kies hervorsproſſen. Der Tau glitzerte darauf, und von den Hügeln her wehte eine frische Morgenluft. Der Gärtner Abel war beschäftigt, mit einem kurzen Messer die verwelkten Blumen aus den buntglänzenden Beeten zu entfernen, während der Gärtnerjunge Fritz zwei mächtige Gießkannen aus dem Wallgraben füllte.

Der Baron hatte sich entfernt, aber Valer sah immer noch auf den Kies. Seine Stiefeln werden wohl nicht ordentlich gewichst sein, mutmaßte der Gärtnerjunge, der ihn verstohlen beobachtete. Aber er irrte sich. Noch nie hatte eine Seele Veranlassung gehabt, über schlechtgeputzte Stiefel zu klagen, seit Schmidt wieder im Hause Siebenhofen die schwarze Bürste schwang.

Valer stand wohl eine Viertelstunde lang nachdenklich in dem Schatten, den das hohe Haus über den Kiesplatz warf. Ihm war ganz besonders wohl zu Mute. Das Leben erschien ihm leicht und anregend wie ein Sport.

Guten Morgen, du Allzeitmunterer! rief ihn eine müde Stimme an. Es war Anton, sehr schläfrig, in etwas abgetragenem Zivil und ein altes Tuch von Tante Cäcilie um die Schultern gewickelt.

Du bist ja wie die Lerche! sagte Valer.

Ja, ich begreife eigentlich garnicht, was die Tante neben meinem Zimmer vornimmt, beklagte sich Anton, bei diesem Gepolter habe ich nicht länger schlafen können, und es muß doch noch sehr früh sein!

Du Aermster thust mir wirklich leid. Uebrigens kann ich dir zu deiner Beruhigung sagen, daß die Dorfuhr längst die siebente Stunde verkündet hat. Der Onkel wird gleich vom Gutshofe zurückkommen, und der Küche entströmt bereits lieblicher Kaffeeduft. Dazu ist heute Sonnabend, also ist, wie du wissen solltest, in jeder geordneten Haushaltung der Kehr- und Scheuerteufel los. Denke dir einmal, Toni, was mir bevorsteht! Und Valer berichtete den Mord des gräflich Daïdaschen Hundes und seine Folgen.

Das ist ja sehr fatal, sagte Anton zu Boden sehend.

Die Brüder wandelten den Gartenhügel hinan, der sich an die hohe Parkmauer lehnte und, von mächtigen Buchen beschattet, den Ausblick auf die Landstraße und die Siebenhofner Flur gewährte.

Anton hüllte sich fester in den alten Shawl, als er, an der Mauer stehend, die Straße hinuntersah. Sagte nicht die Gräfin Lembrück, sie würde Trübensee heute verlassen? Dann fährt sie am Ende mit dem Frühzuge von Rummelshausen ab. Sieh doch, ob dort hinten nicht der Wagen kommt?

Valerian sah über die Achsel nach einem großen, schwarzen Punkte, der wie ein Käfer die Fahrstraße herangekrochen kam. Als er die Stelle erreichte, wo der Weg mit dem Flusse eine Biegung machte, konnte er schon einen Wagen und Pferde unterscheiden. Valerian glaubte sogar, dank seinen scharfen Augen, erkennen zu können, daß es in der That das Trübenseer Gespann sei, dem in einiger Entfernung der Jagdwagen Emilchens folgte. Er hatte aber keine Lust, die Nachbarn zu begrüßen, und sagte daher: Es werden Mistwagen sein. Komm, laß uns zum Frühstück gehen.

Ich habe derartige Fuhren noch nie in diesem Tempo dem Dorfe zufahren sehen. Aber du hast recht: wir sind nicht präsentabel, müssen also verschwinden.

Nun, das ist so schlimm nicht. Wir sehen eben einmal mehr genial als fein aus.

Ach, bester Valer! Nimm Tantens Tuch und geh nach Hause. Ich komme nach.

Wenn die Wagen vorüber sind, lachte Valer; wie du willst. Ich nehme an, es ist die Hoffnung, Emilchen zu sehen, die dich hier zurückhält.

Wirklich fuhren wenige Minuten später die Trübenseer vorüber: ein Durcheinander von bunten Tüchern, Strohhüten, Sonnenschirmen. Man grüßte eifrig hinauf, wovon unser Leutnant ganz erbaut war. Vollkommen befriedigt, lief er dem Bruder nach, der eben in das Eßzimmer trat.

Tante Cäcilie war leider in Sonnabendsstimmung. Daß Georg gestern die für ihn bestimmte Resterpastete verschmäht und in Rummelshausen gespeist hatte, war eine ganz unnütze Verschwendung! Die junge Minna hatte den Kaffee zu scharf gebrannt, diese unverständige Person, die nichts im Kopfe hatte als Unsinn! Julie hätte übrigens einmal nach dem Kaffee sehen können. Aber die hatte ja nichts zu thun, als über andrer Leute Fehler nachzudenken!

Georg bat seine Schwester, dies Thema fallen zu lassen.

Nun ja, murrte die Tante, ich weiß aber auch garnicht, warum gewisse Leute anzunehmen scheinen, daß ein junges Mädchen, das kaum den Kinderschuhen entwachsen ist, so viel klüger sein müsse als die Älteste im Hause!

Zum Glück erschien der Postbote mit Zeitungen und Briefen zur Erheiterung der Frühstücksstunde. Julie eilte ihm in den Flur entgegen und kam mit Briefen, Zeitungen und Kirchenblatt zurück.

Anzeige von Buttler und Sohn in Stuttgart, Onkel Georg, und das hier scheint mir von deinem Oberförster zu sein. Oho, Mathilde, ein Brief von Herrn Trakelberg und noch dazu an dich. Hier, Valer, für dich zwei — drei Briefe sogar! Dieser letzte sieht aber etwas verdächtig aus.

Gieb ihn nur her, du Katze!

Nein, den behalte ich. Das scheint mir eine Damenhand zu sein, also wird man die Adresse nur verwechselt haben.

Ich dächte gar! Ich sehe ja schon, daß es die geistvollen Schriftzüge meines Intimus sind.

Wie heißt denn der?

Schnitzklos, Assessor. Aber nun gieb her, sonst werde ich böse.

Julie aber lief mit dem Briefe davon, und Valer jagte hinter ihr her. Anton und Mathilde beobachteten lachend vom Fenster aus, wie die beiden über die Wiese liefen.

Die Kindsköpfe! sagte Tante Cäcilie, und Mathilde machte sich daran, ihren Brief zu lesen. Herr Trakelberg, wohlbestallter Pfarrer in P., zeigte hocherfreut die Geburt seines sechsten Kindes an und bat diesmal Fräulein Mathilde, bei dem jungen Weltbürger zu Gevatter zu stehen. Mathilde fühlte sich sehr geehrt und meldete mit glückstrahlendem Gesicht den Geschwistern die Neuigkeit, als diese erhitzt und lachend aus dem Parke zurückkamen.

Valer konnte gar nicht begreifen, daß Mathilde über diese Mitteilung so hoch erfreut war. Du wirst wahrhaftig keinen Spaß daran haben, Tilde, sagte er, und deine schwindsüchtige Kasse nur Jammer.

Mathilde meinte, er solle sich schämen, bei seinen Kindern würde sie gewiß nicht Pate werden. Er würde sie auch garnicht dazu aussuchen, entgegnete er.

Nun warte nur, ob du beim zehnten Kinde noch jemand findest.

Zehn? Valer bekam einen solchen Schrecken, daß er sogleich beschloß, sich dem Cölibat zu weihen und etliche hierauf bezügliche Stellen aus einer Epistel

Pauli zitirte. Dann schlug er Julien vor, ihn nach Moosdorf zu begleiten. Sie hatte in der Küche zu thun, konnte also nicht.

Anton hatte Mathilden bereits seine Begleitung zu einem entlegnen Armenbesuche zugesagt, und so mußte Valer sich bequemen, den langweiligen Feldweg nach Moosdorf allein anzutreten.

Valer vermied den Weg durch das Dorf Moosdorf, der zu dem Haupteingange des herrschaftlichen Schlosses von der Hofseite aus führte. Er nahte sich vielmehr von der Parkseite und öffnete eines der rostigen Gitterthore. Durch diesen gelangte er in einen Laubengang, an dessen Ende eine lange Flucht in Stein gehauener Stufen in die Schlucht hinabführte, in der sich, umgeben von verwilderten Anlagen, das schöne Renaissance-Schloß erhob. Den rechten Flügel, auf den er zuging, versteckten schattige Kastanien, aus deren Dunkel steinerne Götterbilder hervorblickten. Die weiße, reich mit Zierrat versehene Front hatte den Park in seiner bedeutendsten Ausdehnung vor sich: ein waldähnliches Durcheinander von Wiesen, Baumgruppen, Teichen und verwildertem Gebüsch.

Am Schloßportal wurde Valer von einem eleganten Lakaien empfangen, der nach seinen Befehlen fragte.

Die Gräfin hat mich befohlen — wegen des Hundes. Melden Sie den Baron Valerian Riffelshausen.

Der Diener verschwand im Schloß und erschien gleich darauf wieder. Wollen Herr Baron die Gnade haben, mir zu folgen? Die gnädige Komtesse befinden sich im Park.

Valer gab sich keine Mühe, den unangenehmen Eindruck zu verbergen, den der geschniegelte Mensch mit dem unterwürfigen Lächeln auf ihn machte. Dieser geleitete ihn durch eine schnurgerade Lindenallee und bog in einen Seitenpfad ein, der durch ein Bosket zu den Teichen führte. Schwäne kamen in Erwartung einer Brotspende eilig über das klare Wasser gezogen. Der Diener bog die üppigen Zweige einer Corneliuskirsche aus dem Wege, und Valer stand vor einem von Bäumen dicht umschlossenen und überschatteten Plätzchen, dessen Moosteppich sich bis an den schilfbesetzten Teichrand hinzog. Auf einer niedrigen Rasenbank lag ein Mädchen in duftig weißem Gewande. Sie hatte die Hände unter dem Kopfe gefaltet und die Augen geschlossen.

Valer trat zurück. Melden Sie mich, sagte er leise.

Er sah in das Wasser hinunter, aus dem unruhig in den kleinen Wellen zitternd sein Bild ihm entgegenschaute. Auf der Stelle hätte er umkehren mögen. Warum aber? Er nannte sich einen Esel über den andern. Es war ihm vollständig entfallen, wie er sich hatte entschuldigen wollen.

Der Diener bog wieder das Gezweig zurück und bat ihn, näher zu treten.

Die Dame lag nicht mehr. Sie trat ihm entgegen und blickte ihn mit ihren unverständlichen Samtaugen an. Ueberraschend schön war sie — sinnverwirrend schön! Er senkte den Blick.

Sie sind — begann die Gräfin und stockte, Sie haben —

Ich bin Valerian Riffelshausen, gnädige Gräfin, sagte er kurz, der sich Ihnen auf Befehl stellt, als Mörder Ihres Hundes.

Sie trat einen Schritt zurück, und eine feine Röte überzog ihr Gesicht.

Wußten Sie, daß es mein Hund war?

Ja.

Was habe ich Ihnen denn zu Leide gethan?

Er sah rasch auf und rasch auf den Boden zurück.

Sie, Gräfin? Der Hund hat unsre Tagelöhner wiederholt bestohlen. Warnungen halfen nichts; da habe ich kurzen Prozeß gemacht, um die fortwährenden Klagen abzuschneiden. Werden Sie mir Ihre Verzeihung versagen? Uebrigens bezahle ich bereitwillig Strafe, oder wir fangen einen Prozeß an, ganz wie Sie befehlen.

Monika Daïda sah ihn so erstaunt an, daß er die mühsam zurückgewonnene Ruhe aufs neue verlor. Warum bin ich ein solcher Esel, ich, Valerian Riffelshausen! dachte er erbost.

Sie wandte sich zur Seite, und Valerian, der ihrem Blicke folgte, sah ein Buch im Moose liegen. Er hob es auf. Es war ein schlüpfriger französischer Roman. Wie können Sie ein so einfältiges Buch lesen?

Sie fuhr auf und sah ihn zornig an; aber der Zorn nahm sich in diesen weichen Zügen merkwürdig ohnmächtig aus.

Es geht Sie doch nichts an, womit ich mich amüsire, mein Herr!

Er sah ihr scharf in die Augen. Kennen Sie das Lied von Rolands Stute? Er bietet das schöne Tier aus, dessen Reize er aufzählt. Nur einen Fehler hat es — es ist tot. Ja, was soll's dann mit all der Schönheit? Ohne lebendige Seele ist sie wertlos.

Ich verstehe Sie nicht. Wollen Sie damit sagen, ich sei ohne lebendige Seele? Ich bin nicht tot. Mir fehlt nichts.

Ihnen fehlt nichts? Mein Gott, haben Sie denn schon ausgelebt, oder haben Sie niemals angefangen zu leben? Doch wohin verliere ich mich denn! Gestatten Sie, Gräfin, daß ich mich verabschiede. Haben Sie verziehen?

Sie haben meinen Liebling umgebracht; das kann ich Ihnen nie verzeihen; aber ich werde mich nicht rächen.

Er biß sich auf die Lippen. Mein Hund Ajax, den ich meinerseits zärtlich liebe, steht zu Ihrer Verfügung.

Sie sah ihn nachdenklich an. Dann leuchtete es wundersam auf in ihren Augen, und sie reichte ihm die Hand hin.

Jetzt behext sie mich, fuhr es ihm durch den Kopf, und er empfand etwas, das einer völligen Ermattung glich. O, sie rächt sich doch!

Er verbeugte sich und ging. Die Sonne stand hoch an dem wolkenlosen Himmel und strahlte fast senkrecht auf die Felder herab. Von dem blühenden Klee erhob sich starker Duft in die heiße, unbewegte Atmosphäre. Die Kornähren neigten ihre Halme, und dazwischen leuchteten grellbunte Feldblumen. An dem grasbewachsenen Wegrande reiften dicke, dunkelrote Erdbeeren unter Blättern und Blüten, reiften und welkten, unbenutzt, wie manche süße Frucht auf dieser Erde.

Valer war in schlechtester Stimmung. Seine Gedanken versagten in der Sonnenglut den Dienst. Ungeordnet und traumartig wanderten sie immer zu dem schönen Mädchen zurück. Er versuchte ihr Bild festzuhalten, doch da zerrann es wieder in den Sonnenblitzen, die sich vor ihm in einem Feldquarz fingen. Seine Schläfen klopften.

Will dieser von Gott verlassene Feldweg nie ein Ende nehmen, und ist's wohl nur die Sonne, die mich zum Narren macht?

Es wurde aber in seinem Kopfe nicht klar, als er längst im Schatten der Siebenhofner Bäume wandelte, im Gegenteil war's ihm nun, als müsse er umkehren und nach Moosdorf zurücklaufen, allen sonnigen Feldwegen zum Trotz.

In dem Flur des Siebenhofner Herrenhauses herrschte immer feuchte, kalte Luft. Man trat wie in einen Keller. Dort kramte die Tante in einem altertümlichen Schrank, dem ein heftiger Kamphergeruch entstieg.

Guter Himmel! rief sie und sah kopfschüttelnd nach dem eintretenden Neffen, wie siehst du aus, Valer? du wirst doch wirklich immer häßlicher! Und rot, wie ein Krebs obendrein!

Sie hielt diese Ansprache so laut, daß Minna in der Küche alles verstand und wider Willen in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Valerian ärgerte sich. Ich habe Kopfschmerzen, sagte er, und werde heute nicht beim Mittagessen erscheinen.

Dieser Nachsatz beunruhigte die Tante. Wie? du willst nicht essen?

Ohne zu antworten, ging er die Treppe hinauf, und Tante Cäcilie wickelte in ihrer Entrüstung und Verwunderung die unrechten Zeugreste zu einander.

Valerian wanderte indessen einsam in seinem Zimmer (ehemals dem seines Vaters) auf und ab, und rauchte eine Cigarrette nach der andern. Dann und wann blieb er am Fenster stehen und sah auf die Parkwiese hinab, wo die Weiber und Mädchen in hellen Kopftüchern das Heu rechten.

Valer sann und sann. Immer war es dasselbe Endziel, bei dem seine Gedanken anlangten, immer das eine Bild, die eine Stimme, die ihn verfolgte. Es machte ihn ärgerlich, und dann verzweifelte er daran, mit sich selber fertig zu werden. Er legte die Arme auf den Tisch, den Kopf darauf und ergab sich.

So saß er noch, als Julie eintrat.

Immer noch so starke Schmerzen? sagte sie, die Hand auf seinen Kopf legend. Er sah auf.

Was giebt's? fragte er nicht eben liebenswürdig.

Wie war's in Moosdorf? Erzähle ein wenig.

Ich wüßte wirklich nicht, was. Von der Monika Daïda ist, meine ich, schon genug gesprochen worden.

Julie schwieg eine Weile.

Höre mal, sagte sie endlich, ich möchte etwas mit dir besprechen, was mir am Herzen liegt. Kannst du so viel Vernunft zusammenraffen? Der Moosdorfer Pfarrer ist ernstlich erkrankt —

Und ich soll morgen statt seiner predigen?

Ach, höre auf! Deshalb wird morgen Vormittag Richter aus Trübensee in Moosdorf predigen. Frau von Schefflingen hat sagen lassen, sie würde morgen früh mit Lischen und Emilchen herüberkommen und mit uns zu Goldner in die Kirche gehen. Sie hat viel Sympathie für unsern Goldner.

Seit wann ist nur Emilchen so fromm geworden?

Nun, weißt du, so schlimm wie du, ist nicht jeder. Uebrigens, und jetzt komme ich zu dem, was ich eigentlich sagen wollte, ich glaube nicht, daß die Kirche Emilchens Hauptzweck ist.

Wirklich? Nummer eins bist wohl du?

Julie lachte hell auf. Wenn du gestern nicht gar so eifrig den Komtessen Lembrück den Hof gemacht, sondern, wie sich's für einen guten Bruder schickt, etwas auf deine Schwestern geachtet hättest, so würdest du wissen, welche es ist, die die Ehre hat, von Emilchen ausgezeichnet zu werden. Im Ernst, ich glaube, Mathilde hat Aussicht, Frau von Schefflingen zu werden.

Julie!

Was soll die Entrüstung? Emilchen ist von so guter Familie wie wir, und

dazu vermögend, was wir nicht sind. Er ist hübsch und gut gewachsen, hat Manieren und ist sechs Jahre älter als Mathilde. Ich bitte dich! Das ist für ein armes Mädchen eine glänzende Partie.

Mag er hängen!

Nun hat sich leider diese Mathilde in den Kopf gesetzt, morgen nach Moosdorf zu gehen, um, wie sie sagt, die dortige Pfarrerin etwas zu unterstützen, in Wahrheit aber, um Richter predigen zu hören, für den sie in bedenklicher Weise schwärmt. Die Pfarrerin von Moosdorf ist selbst kränklich und hat gegen zehn Kinder. Da hat unsre Mathilde nun die arme Pastorin Goldner beschwatzt, eins von diesen Krabben zu sich zu nehmen, und morgen will sie ihr den Engel zuführen. Ich meine aber, sie muß trotz alledem morgen Vormittag hier bleiben.

Wegen Emilchen? O Julie, wie wird dich der Kuppelpelz kleiden! Nein, für einen so schändlichen Plan gewinnst du mich nimmermehr! Ganz im Gegenteil werde ich morgen Mathilden nach Moosdorf begleiten, damit die gute Schefflingen nicht bei dem Gedanken, daß die Schwester allein über Feld geht, ohnmächtig wird. Sieh du allein zu, was du mit Emilchen anfangen kannst. Vielleicht gelingt es dir, bei deinem Schützling ein gutes Wort für Mathildchen einzulegen.

Valer hatte sich erhoben und ging, die Hände auf dem Rücken, auf und nieder. Er bemühte sich, unschuldig auszusehen, was ihm natürlich nicht gelang.

Also so stehen die Sachen! rief Julie aufgeregt. Meinst du, ich merkte nicht, daß es dich selbst nach Moosdorf zieht? Meinst du, ich wüßte nicht, warum? O Valer, Valer!

Er beobachtete eifrig eine große Brummfliege, die, anstatt durch das offene Fenster zu fliegen, ihren Kopf beständig gegen die obern Glasscheiben stieß.

Juliens Worte verdrossen ihn sehr. Er wußte nicht, was entgegnen, darum schwieg er. Sollte er ihr Recht geben? Nein. Er wollte ja die Gräfin nur noch einmal wiedersehen, um sich klar zu machen, daß seine Gefühle eben weiter nichts waren, als der einer solchen Schönheit gebührende Tribut, daß er sich auch nur so verliebt hatte, wie vielleicht in das Pastellbild der Großmutter.

Julie verließ ihn tief bekümmert und erzürnt. Sie war hinsichtlich Valerians Begegnung mit der schönen Daïda so sorglos gewesen, und nun hatte sich ihr Bruder, auf den sie so stolz war, gerade so schwach erwiesen, wie die andern alle.

Unterdessen wandelte Mathilde mit einem Körbchen nach dem Gemüsegarten, um Kräuter für das Abend essen zu holen. Die Glocken der Dorfkirche läuteten den Sonntag ein. Der Sommertag neigte sich seinem Ende zu, und die Luft begann kühler zu werden. Kräuter und Blumen um sie her strömten einen angenehmen Duft aus.

Ihre Augen glänzten. Sie fühlte sich so leicht und glücklich. Sie streichelte Ajax, der schwänzelnd neben ihr herlief und ihr Körbchen zu tragen begehrte. Wie hübsch war Ajax, und wie schön der Garten, und wie herrlich die Welt!

Wie sie neben der zackigen Petersilie am Beete kniete und das Kraut pflückte, dachte sie mit geheimer Wonne daran, daß sie ihn sehen würde und unbemerkt seinen edeln, ernsten Worten würde lauschen dürfen.

Ajax, der in den Erdbeeren herumgeschnobert hatte, schwänzelte wieder zu ihr heran. Sie sah so freundlich aus den Augen — da leckte er ihr das Gesicht.

Pfui, Ajax, was fällt dir ein?

Hätte er nur sprechen können, er würde sich schon entschuldigt haben.

Der Wagen, der den Baron und Anton zu einigen Besuchen nach Rummelshausen gefahren hatte, rollte zum Thore herein und über die Brücke. Die Zurückkehrenden wurden in der Hausflur von Tante Cäcilie empfangen.

Habt ihr die Törtchen bestellt?

Jawohl.

Und das Reismehl mitgebracht?

Das hatten sie vergessen. Es that ihnen unendlich leid.

Tante Cäcilie fragte ziemlich scharf, ob man den Herren wegen zweier Aufträge einen Kommissionszettel schreiben müsse, und rief nach Julien. Diese erschien sogleich. Sie hatte das Büffet im Eßsaal abgewaschen und die Aermel ihres alten Leinwandkleides zurückgestreift. Man hielt nun eine ernste Beratung, die damit endigte, daß Julie die Aermel herunterstrich, Hut und Handschuhe holte und, mit einem Henkelkorbe versehen, sich auf die Wanderschaft begab.

Du hast sie doch nicht jetzt nach Rummelshausen geschickt? fragte Anton die Tante.

Das Mehl soll wohl allein angelaufen kommen? Hättest lieber bei Zeiten daran denken sollen, als jetzt große Augen machen.

Anton eilte mit großen Schritten der Schwester nach, die er am grünen Pförtchen noch erreichte. Ich gehe mit dir.

Der Schmidt rückte unterdessen vor dem Hause die Gartentische zur Abendtafel zusammen, und Mathilde breitete das Tischtuch darüber, wobei die beiden sich eifrig über Dorfangelegenheiten unterhielten. Später gesellte sich auch der noch immer rauchende Valerian zu ihnen und vergnügte sich damit, Ajax zu necken. Zu Mathildens Entsetzen ergriff er den großen Hund an den vier Beinen und warf ihn mit kräftigem Schwung in den Wallgraben, daß er tief untertauchte.

Na, die Muskeln lobe ich mir, rief lachend der Schmidt, während Valer belustigt zusah, wie Ajax sich pustend und schnaubend den Fluten entwand. Sie brauchen sich nicht zu kümmern, daß Sie nicht so hoch aufgeschossen sind wie Baron Anton! Der macht Ihnen das nicht nach, wenn er auch ein Herr Leutnant ist.

Der ist auch der einzige, der mich zu würdigen weiß, meinte Valer, als der Schmidt sich ins Haus zurückgezogen hatte. Ajax war naß und schlammig ans Land gestiegen und sprang, nachdem er verschiednemale heftig geniest hatte, auf Valerian zu, neben welchem er sich so kräftig schüttelte, daß die Wassertropfen wie ein künstlicher Strahlenregen herumspritzten. Valerian lachte und band ihm sein Taschentuch über den Kopf zu einer unwillkommenen Mütze, die der Hund loszuwerden suchte, indem er den Kopf am Boden rieb. Sein Peiniger aber setzte sich in das offene Flurfenster und teilte der Schwester seine Absicht mit, sie nach Moosdorf zu begleiten. Aber wie willst du dich bei Schefflingens entschuldigen, Tilde?

Das wird kaum nötig sein, meinte sie. Wir treffen die Nachbarn wahrscheinlich noch, wenn wir zurückkommen, und ich habe ja der Pastorin Goldner versprochen, ihr den herzigen kleinen Hans zu bringen.

Valer dachte erheitert an Juliens Mitteilung; ehe er aber anfangen konnte, zu necken, wurde die Aufmerksamkeit der Geschwister abgelenkt. Ein hochelleganter Wagen, mit zwei prächtigen Falben bespannt, fuhr durch das noch geöffnete Thor und hielt vor der Brücke. Ihm entstiegen Julie im alten Leinwandkleide und Anton. Darauf ein nach neuester Mode gekleideter Herr,

der Julien den Mehlsack einhändigte, höflichst grüßte, wieder aufstieg und davonrollte.

Na, das ja ist eine neue Art, Botengänge zu besorgen! riefen die erstaunten Geschwister.

Brennhold hat uns aufgeladen, sagte Julie kurz und ging mit ihrem Sacke ins Haus.

Anton berichtete ausführlicher, der Fabrikherr sei ihnen in Rummelshausen begegnet und habe sie auf die zuvorkommendste Weise ersucht, von seinem Wagen Gebrauch zu machen. Wir nahmen das Anerbieten mit Vergnügen an.

Der Wahrheit gemäß hätte er „ich" statt „wir" sagen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Erwiederung. In Nr. 44 dieser Zeitschrift erweist mir ein ungenannter Kollege die Ehre, sich eingehend mit meinem kürzlich abgedruckten Aufsatz über Schwur- und Schöffengerichte zu beschäftigen. Seine Ausführungen wenden sich hauptsächlich gegen meine Verteidigung der Schöffengerichte. Es sei mir gestattet, folgendes wenige darauf zu erwiedern.

1. Man kann ein ganz guter Jurist und vermöge seines gesunden Menschenverstandes auch ganz gut in der Lage sein, die Mehrzahl oder alle zur Aburteilung gelangenden Fälle selbständig zu entscheiden, und doch schadet es nichts, wenn man zu dem eignen Urteil noch das von andern Personen, auch von Nichtjuristen, hinzunimmt. Die ganze kollegiale Gerichtsverfassung unsrer höhern Instanzen beruht darauf, daß durch Zusammenwirken mehrerer Personen ein richtigeres Urteil gefunden wird, als wenn nur ein Einzelner, sei er auch noch so tüchtig und gescheit, die Entscheidung fällt. Aus diesem Gesichtspunkte erscheint die Heranziehung der Laien zur Rechtsprechung in Strafsachen, bei denen vielfach neben den juristischen sittliche, philosophische und praktische Momente mitwirken, als ein zweifelloser Fortschritt. Die Juristerei allein thuts nicht in solchen Dingen. Summum jus summa injuria. Die Beteiligung der Laien an der Rechtsprechung erscheint daher als geeignetes Mittel, allzu einseitiger juristischer Behandlung der Strafsachen ein Gegengewicht zu geben. Jedenfalls wird die Mehrzahl der Richter die nichtjuristischen Momente, die bei der Entscheidung eines Straffalles erwogen werden müssen, mehr eingedenk sein, wenn sie mit Laien zusammen arbeiten, als wenn das nicht der Fall ist.

2. Man kann aber auch davon halten, was man will, die Heranziehung der Laien zur Rechtsprechung ist eine Thatsache, mit der gerechnet werden muß. Die Frage ist heutzutage nicht mehr, ob Juristengerichte oder nicht, sondern nur, welche Form der Beteiligung der Laien gegeben werden soll. In meinem Aufsatze wird daher von vornherein diese Beteiligung als selbstverständlich vorausgesetzt und nur ausgeführt, daß die Heranziehung der Nichtjuristen in der Form der Schöffengerichte den Erfordernissen einer guten Rechtsprechung mehr Rechnung trage, als in der Form der Schwurgerichte.

3. Daß die heutigen Schöffengerichte verbesserungsbedürftig sind, habe ich ausdrücklich hervorgehoben. Aber daß sie den Namen Komödie verdienen, ist — nehmen Sie mir es nicht übel, Herr Kollege — nicht wahr. Fangen Sie nur einmal die Sache so an, wie ich es mir zu thun vorgenommen und wie ich es bis jetzt durchgeführt habe. Ich halte mich bei der Beratung des Urteils streng an die Prozeß-

ordnung und rede als Vorsitzender zuletzt. Vorher lasse ich unter Beiseitelassung aller Juristerei erst einmal die Schöffen sich aussprechen und ihre Meinung äußern. Und da kommen meistens recht gesunde Ansichten zum Vorschein, und gar manchmal schon habe ich, wenn ich während des endlosen Vortrags eines Verteidigers das Urteil, wie ich es mir dachte, skizzenhaft schriftlich entworfen hatte, das Niedergeschriebene bei der Beratung auf Grund der Ansichten der Schöffen durchgestrichen und ein neues Urteil formulirt. Und merkwürdig, solche Urteile haben sogar im Falle der Berufung die Bestätigung der Strafkammer gefunden. Ich habe deshalb doch eine ganz gute Meinung von meiner Juristerei und meinem gesunden Menschenverstande, aber ich halte mich nicht für unfehlbar und nehme das Gute, wo ich es finde. Fälle, wie sie der Herr Kollege-Gegner anführt, in denen Schöffen alle möglichen Gesichtspunkte, Gemeindeinteressen und dergleichen, in die Beratung hineinziehen, sind mir auch schon vorgekommen. Allein sie beweisen nichts. Kommt ähnliches nicht auch bei den Juristen vor? Lege der Herr Kollege doch die Hand aufs Herz und frage sich ehrlich: ist es ihm selbst noch niemals vorgekommen, daß er sich dabei ertappt hat, andre, außerhalb des betreffenden Falles stehende Momente bei der Urteilsfindung auf sich einwirken zu lassen?

Und nun genug! Schade, Herr Kollege, daß Sie Ihren Namen in Dunkel gehüllt haben, sonst könnten wir weitere Erfahrungen austauschen. Wenn auch nicht in den Grenzboten — das würde die Redaktion wohl kaum erlauben —, so doch unter uns. Für jetzt Ihr ergebener

Karl Meisel.

Zur Kunst im Hause. Zu den mannichfachen Kunstarten, die im Hause und in der Familie geübt werden — von der Malerei auf Holz und Porzellan bis herab zu den traurigen Laubsäge- und Spritzarbeiten, bei denen freilich von „Kunst" kaum noch die Rede sein kann —, hat sich seit kurzem ein neuer Zweig gesellt: die künstlerische Bearbeitung des Leders. Der Leipziger Buchbindermeister Gustav Fritzsche — er ist zwar „königlicher Hoflieferant," wird es uns aber nicht übelnehmen, wenn wir ihn einfach Meister nennen, denn er ist wirklich ein Meister in seinem Fache und hat den Ruhm, einer der ersten gewesen zu sein, die vor nunmehr zwölf oder dreizehn Jahren die deutsche Buchbinderei wieder in künstlerische Bahnen lenkten — hat seit einigen Jahren in seiner großen Buchbinderei in Leipzig eine besondre Werkstatt für künstlerische Bearbeitung des Leders zu allerhand Gerätschaften, wie Stuhlüberzügen, Kästchen, Schreibmappen, Cigarrentaschen, Gürteln, Lampentellern u. dergl. eingerichtet und neuerdings, um dieser höchst erfreulichen Technik auch Eingang in das Haus und die Familie zu schaffen, ebenso zweckmäßige wie geschmackvolle Werkzeugkästen in den Handel gebracht, auf die wir, namentlich mit Rücksicht auf die herannahende Weihnachtszeit, die Aufmerksamkeit unsrer Leser lenken möchten.

Unsre Kunstgewerbemuseen sind zum Teil reich an herrlichen Lederarbeiten aus dem Mittelalter und noch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Die Kunst aber war so gut wie ganz verloren gegangen und hat erst durch allerhand Versuche wieder neu entdeckt werden müssen. Es sind im wesentlichen fünf Thätigkeiten, die dabei zusammenwirken: Schneiden, Drücken, Punzen, Beizen und Malen. Die Umrisse der vorgezeichneten Verzierung werden mit einem Messerchen in das Leder eingeschnitten, dann wird der Untergrund von der Verzierung derartig unterschieden, daß die Verzierung durch Drücken mit einem stumpfen Eisen nach der Seite und in die Höhe gearbeitet wird — wohl der schwierigste und die meiste Kraft und

Uebung erfordernde Teil der Arbeit —, dagegen der Grund durch Einhämmern von Punkten, Sternchen oder dergleichen gleichsam tiefer gelegt und matt gemacht wird. Ist dies geschehen, so wird das Leder entweder mit Potasche braun oder mit Eisenfarbe schwarz gebeizt, und endlich können nach Belieben einzelne Teile der Verzierung durch Farben- und Gold- oder Silberauftrag noch gehoben werden. Das Ganze bildet eine in ihrer Abwechslung ungemein anziehende, bei einiger Sorgfalt und Geschicklichkeit leicht zu erlernende und in ihrer Wirkung höchst lohnende und befriedigende Technik, deren Ausübung ebensowohl Damen wie reiferen Knaben, wenn sie das griechische Skriptum und die algebraischen Aufgaben hinter sich haben, viel Vergnügen machen wird. Die Fritzscheschen Werkzeugkästen (im Preise von fünfzehn Mark) enthalten in sehr hübscher Ausstattung sämtliche zur Arbeit gehörigen Werkzeuge und Gerätschaften, eine ausführliche gedruckte Anleitung, die sich der wackere Tertianer nicht gerade für seinen nächsten deutschen Aufsatz zum Muster zu nehmen braucht,*) die er aber sicherlich ganz gut verstehen wird, eine große Anzahl gezeichneter Vorlagen aller Art, und — was besonders dankenswert ist — einige angefangene Arbeiten, an denen die Handgriffe, auf die es ankommt, deutlich zu sehen sind. Die gezeichneten Vorlagen beschränken sich freilich in der Hauptsache auf zwei Arten von Zierformen, auf heraldische, in denen unser Kunstgewerbe leider fast auf allen Gebieten heutzutage viel zu viel schwelgt, und auf ziemlich naturalistisches Blumenwerk oder auf eine nicht eben schön wirkende Verbindung beider. Das meiste Vergnügen an der Sache wird natürlich der haben, der sich von diesen Vorlagen mit der Zeit freimacht und sich selbst etwas stilgerechtes, d. h. etwas für die betreffende Technik gedachtes und darin ausführbares vorzeichnen kann. Auf jeden Fall versprechen die Fritzscheschen Werkzeugkästen unsrer häuslichen Kunst eine sehr willkommene Bereicherung, und wir können ihnen daher nur die weiteste Verbreitung wünschen.

Literatur.

Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften nach den neuesten Quellen dargestellt von Robert Prölß. Stuttgart, Riegersche Verlagsbuchhandlung, 1886.

Je weiter wir uns von der Zeit und den Lebensstimmungen entfernen, in denen Heinrich Heine der gepriesenste und mustergiltigste Schriftsteller war und den stärksten Einfluß auf eine Legion von Talenten und Nichttalenten ausübte, umsomehr ist es Zeit, eine unbefangene historische Würdigung des Dichters, seiner Wirkungen und Nachwirkungen in der deutschen Literatur zu gewinnen. Seit Heinrich Heines Tode sind drei Jahrzehnte verflossen, und das „Freiwerden“ seiner Schriften für den Nachdruck wird natürlich die billigen Ausgaben in Fluß bringen. Wenn es möglich wäre, die massenhafte Verbreitung seiner Werke auf jene Dichtungen zu beschränken, durch welche Heine wahrhaft unsterblich ist und sich den ersten und größten Lyrikern unsrer Literatur angereiht hat, so würde dies für den Nachruhm des Dichters am besten sein. Da sich jedoch auf eine solche Beschränkung nicht

*) Die Anleitung enthält z. B. eine Menge unnötiger Fremdwörter, wie Konturen, Ornament, polychrom (was weiß ein Junge von polychrom!), Effekt, Resultat, Akkuratesse, konvenirende Farbe u. s. w. Schade, daß mit der wiedergefundenen Kunst nicht auch die Kunstsprache der alten Meister zu neuem Leben erweckt werden kann. Wie mögen sich nur die deutschen Buchbinder des fünfzehnten Jahrhunderts unter einander verständigt haben ohne modelliren, punziren(!), mattiren(!), schattiren, koloriren, dekoriren und montiren!

hoffen läßt, so muß man es willkommen heißen, wenn erneute ernstliche Versuche gemacht werden, den Entwicklungsgang, die vielfach widerspruchs- und rätselvolle Persönlichkeit des Dichters, die verhängnisvollen Einflüsse der Zeit auf ihn und seine verhängnisvollen Einflüsse auf die Zeit leidenschaftslos zu erörtern. Allerdings ist es keine leichte Aufgabe, hierbei unbefangen, gerecht und doch warm teilnehmend zu bleiben. Die wahrhaft freche Vergötterung, in welcher sich die Epigonen nicht des Dichters, aber des Journalisten Heine gefallen, weckt als unliebsamen Wiederhall eine Verlästerung, eine fromme und philiströse Skandalsucht, welche aus dem Dichter einen wahren Gottseibeiuns herstellt. Jeder neue Biograph und Kommentator kämpft nicht bloß mit den problematischen Elementen in Heines Natur und Thätigkeit, sondern mit der panegyrischen und der verdammenden Tradition, die nahezu so alt sind als das „Buch der Lieder" und die Heineschen „Reisebilder." Das hat schon Ad. Strodtmann erfahren müssen, dem wir die erste eingehende und im wesentlichen zuverlässige Heinebiographie verdanken. Trotz seiner Geneigtheit, gewisse Mängel des Heineschen Charakters auf die Schultern der Zeit und der Zustände abzuladen, hat Strodtmann die Billigung der Unbedingten nicht erwerben können. Die neue, kürzer gefaßte, höchst anerkennenswerte Biographie von Robert Prölß ist keineswegs ein Auszug aus Strodtmann, obschon sie dessen Buche viel verdankt. Sie begnügt sich nicht, die ziemlich umfassende Heineliteratur zu benutzen, welche seit dem Abschluß des Strodtmannschen Werkes hervorgetreten ist, sondern sie prüft auch die Quellen, aus denen Strodtmann geschöpft hat, mit ernster Gewissenhaftigkeit nach, und kommt dabei vielfach zu andern Ergebnissen als ihr Vorgänger. Im ganzen erkennt Prölß nicht nur das glänzende Talent und den Geist Heines an, sondern er verleugnet auch nicht eine gewisse Vorliebe für die Persönlichkeit desselben und scheidet zwischen den berechtigten und unberechtigten Anklagen gegen ihn sehr streng. Trotzdem ergeben sich bei einer so objektiven Wiedergabe der Thatsachen, bei einem so ruhigen Vergleich der Heineschen Streitschriften und Kritiken mit den von ihm angegriffenen Leistungen, bei der eingehenden Schilderung seines Verhältnisses zu einer ganzen Reihe hervorragender Persönlichkeiten Momente genug, in denen auch dieser Biograph sich unbedingt verurteilend aussprechen muß. Das Gesamtbild ist auch nach Prölß, „wie interessant und bedeutend auch immer, doch keineswegs ein harmonisches und vollkommen befriedigendes." Gerade die Partien, in denen Prölßens gutgeschriebenes, von Reife des Urteils und geistvollem, ernstem Anteil an der Literatur zeugendes Buch am selbständigsten ist: die Darstellung der Zerwürfnisse mit Börne und Gutzkow, ferner die Geschichte seines ersten Hamburger Aufenthaltes und des letzten, des Krankheitsjahrzehnts in Paris, gestatten am wenigsten eine rein apologetische Fassung. Und wie wenig die literarische Gegenwart Ursache hat, mit pharisäischem Hochmut auf die Zeit der dreißiger Jahre zurückzusehen, so geht doch auch aus Prölßens „Heine" hervor, daß eine gewisse Art der Frivolität, eine gewisse Lust, die schmutzige Wäsche der Literatur vor dem Publikum zu waschen, auf Nimmerwiederkehr hinter uns liegen. Anderseits zeigen sich Fäden genug, und darunter recht unerfreuliche Fäden, welche die jungdeutsche Vergangenheit mit der Gegenwart verbinden; ohne viel Worte, aber mit sicherem Blick und Takt zeigt sie der Verfasser auf und bewährt sich überall als eine ernste, kunstsinnige Natur, deren sittliche Ueberzeugungen mit den ästhetischen im besten Einklang sind.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Bewegungen in der katholischen Welt.



Es ist eine merkwürdige Zeit der Gegensätze, in der wir leben. Auf der einen Seite ein fortschreitender Realismus, ein Jagen nach den irdischen Gütern, ein Zurückdrängen des Übersinnlichen und damit in Verbindung ein Überhandnehmen der Irreligiosität, ein Abstreifen der konfessionellen Bande. Dem gegenüber auf der andern Seite eine Entfaltung des Glaubenskampfes, ein religiöser Fanatismus, wie er sich in dem Kulturkampfe in der katholischen Kirche entwickelte, und der Wunsch nach größerer Kräftigung und Entfaltung der evangelischen Kirche, wie er sich namentlich in den Kreisen der preußischen Orthodoxie zeigt. Auf der einen Seite der krasse Materialismus der Sozialdemokratie mit dem Wunsche und dem Ziele der Zerstörung des Bestehenden, und auf der andern Seite die Heilung der sozialen Schäden auf dem Boden der echten christlichen Nächstenliebe. Dabei die heterogensten Elemente, welche sich trotz der Verfolgung von verschiednen Zielen miteinander zusammenscharen; die Epigonen der achtundvierziger Demokraten, jener geschwornen Feinde des Katholizismus, heute in enger Verbindung mit der von jesuitischen Grundsätzen geleiteten katholischen Partei; die Enkel, deren Voreltern die Einheit Deutschlands erstrebten und ihren jugendlichen Herzensdrang in den Kasematten der Festungen dämpfen lernten, Arm in Arm mit der partikularistischen, von welfischen Führern geleiteten, auf die Zerstörung der gewonnenen Reichseinheit abzielenden Fraktion. Ihnen gegenüber alle diejenigen Elemente, welche unsre Kultur und unsre Bildung vertreten und von dem anstürmenden Anarchismus in ihrem Besitzstande bedroht sind, in Unthätigkeit und Lethargie; statt die Kräfte zusammenzuhalten, um sich gegen den gemeinsamen Feind zu schützen, zersplittern sie sich, weil sie nicht imstande sind,

sich über einen theoretischen Feldzugsplan zu einigen, und weil sie die Sätze nicht finden können, welche zu einem gemeinsamen Programm führen sollen. Denn die Partei spielt heute die erste Rolle in dem öffentlichen Leben des Volkes; in dem dritten Lustrum nach erlangter Einheit des Reiches ist der so schwer errungene Besitz des geeinigten Vaterlandes längst vergessen, und nicht, was ihm zum Ziele dient, ist die Parole der Männer, welche in den Parlamenten das Staatswohl beraten sollen, sondern was der kleinen Absplitterung, welcher sie angehören, einen Wahlsitz mehr zuführen könnte.

In diesem Kampfe der Parteien fällt es schwer, sich zu dem Huttenschen Satze zu bekennen, daß es ein Genuß sei, zu leben. Dieses Parteizeichen, welches unsrer Zeit auf die Stirn gedrückt ist, hat auch den Streit um die idealen Güter der Volksgemeinschaften ergriffen, und wie man während des dreißigjährigen Krieges mit den Waffen in der Faust um weltlichen Besitz kämpfte, während die Parole der bedrohten Religion ausgegeben war, so birgt sich heute hinter dem Kampfe um die Freiheit der Kirche die Herrschaftsbestrebung der Partei.

Ihre eigenartige Organisation und ihre auf dieser Organisation beruhende Machtfülle gegenüber den Zersplitterungen der andern Parteien haben die katholische Kirche einen Kampf bestehen lassen, aus welchem sie äußerlich als Siegerin hervorzugehen scheint und in dem zwischen Staat und Kirche angebahnten Frieden die Früchte des Sieges gepflückt zu haben sich den Anschein giebt. Diese äußerlich scheinende Stärkung hat bei protestantischen Männern eine Art von Neidgefühl hervorgerufen; sie möchten auch für ihre Kirche die gleichen Vorteile sammeln, und sie glauben dieselben auf keinem andern Wege finden zu können, als auf dem, welchen sie die päpstliche Kirche einschlagen sehen. Geblendet von diesen äußerlichen Erfolgen, ist man der Prüfung der Frage noch nicht näher getreten, ob die Macht, welche die katholische Kirche behauptet und errungen zu haben scheint, in Wirklichkeit mit dem Wesen übereinstimmt, welchem sie bisher ihr Gepräge verdankt. Wird diese Frage untersucht, dann wird die Prüfung leichter sein, ob das gegebene Beispiel Nachahmung verdient, und ob nicht vielmehr diejenigen, welche zu den Oberhirten der katholischen Kirche berufen sind, allen Grund haben, die Folgen des Pyrrhussieges abzuwehren und, da es noch Zeit ist, die entfesselten Kräfte wieder zu bannen und an ihren Platz zu verweisen.

Die Macht der katholischen Kirche ist ein lebendiger Beweis dafür, daß der Absolutismus insbesondre im Kampfe gegen die Außenwelt kräftiger ist, als ein durch die Regierung des Volkes und seine Teilnahme an der Leitung gemischtes Gemeinwesen.

Ausgestattet mit der höchsten Machtvollkommenheit, welche die Herrschaft über die Geister in sich trägt, hat die katholische Hierarchie unumschränkt geherrscht. Der Laienstand, an sich von den wechselnden Bedürfnissen der Zeit

und des Lebens beeinflußt, hat keine Einwirkung auf die Geschicke der Kirche gehabt; seine ihm nach den Satzungen des Katholizismus obliegende Aufgabe war es, um der Heilspendungen teilhaftig zu werden, zu gehorchen und sich der göttlichen Leitung seiner Oberhirten zu fügen. Diese Stellung der Laien hat unzweifelhaft die katholische Kirche durch alle Bedrängnisse hindurchgeführt und stets in ihrer Macht und ihrem Wesen erhalten, denn der Blick der Leitung konnte auf das allgemeine Ziel gerichtet bleiben, dem gegenüber sich die Bedürfnisse und Wünsche eines Volkes oder irgend eines sonstigen Bruchteiles desselben zu fügen hatten. Daher kommt es unter anderm, daß die Stellung der katholischen Kirche in andern verschiednen Staaten eine verschiedne ist, daß sie der einen Regierung verweigert, was sie der andern zuerkennt, daß in dem einen Staate als gottlos gilt, was in dem andern erlaubt ist. Niemals hat die Leitung der katholischen Kirche sich bewegen lassen, um der Milderung eines Notstandes in einem Bruchteile etwas von ihren Grundsätzen aufzugeben, das Volk hat sich dieser Politik blindlings fügen müssen, und dergleichen vorübergehende, wenn auch oft Jahrzehnte dauernde Perioden endeten in der Regel damit, daß die katholische Kirche in ihren Grundvesten unerschüttert blieb. Die Reformation hat der katholischen Kirche nur einzelne geographische Gebiete entziehen können, für die sie sich in andern Weltteilen doppelt schadlos gehalten hat, wie die außerordentliche Propaganda in den Vereinigten Staaten von Amerika und in andern überseeischen Ländern beweist. Die französische Revolution hat überall in dem innern und äußern Staatsleben die größten Umwälzungen hervorgerufen, nur die katholische Kirche ist aus derselben unberührt hervorgegangen; sie hat den Gallikanismus und Jansenismus zu unterdrücken verstanden, sie hat es vermocht, den Jesuitenorden aufzuheben und wieder zu erneuern, alles dies, weil nur ein Wille maßgebend war, weil diesem in den Bischöfen geschickte und willige Gehilfen die Wege bahnten, und weil das Volk, ohne zu fragen und ohne zu murren, gehorchte. Die Parteien, welche, wie überall an dem Sitze einer Regierung, so auch im Vatikan vorhanden waren, beschränkten sich auf den kleinen Kreis des heiligen Kollegiums, der Papstkandidaten, die höchstens verschiedene weltliche Interessen, Bestrebungen italienischer Fürsten oder auch andrer mächtiger Könige und Herren, zu fördern suchten, aber das Wesen der Kirche nicht berührten; nie sind bei einer Papstwahl oder bei sonstigen Maßnahmen der katholischen Kirche die Wünsche eines Volkes von Bedeutung oder gar von Einfluß gewesen.

Die katholische Kirche hat sich vermöge der Art ihrer Organisation naturgemäß mehr zu dem absoluten Staatswesen angezogen gefühlt; hier war ihr Einfluß ein sehr viel mächtiger; wie sich die katholische Kirche des Schutzes des weltlichen Armes erfreute, so vermochte sie wiederum durch ihren Einfluß auf die Gemüter dem Throne eine Stütze zu gewähren. Die französische Revolution hat zwar gezeigt, daß diese gegenseitige Unterstützung nicht

vor dem Zusammenbruche wahren kann, allein sie war eben vorübergegangen, die leichtere Beweglichkeit der romanischen Völker und die Veränderlichkeit ihrer Gesinnung bot für die Herrschaft der Kirche keine ernstern Gefahren. Hat doch schon das Kind der Revolution und ihr Meister Napoleon sich mehr als bereitwillig zu einem Konkordat mit der Kirche herbeigelassen und ihre Hilfe zur Stärkung seiner Macht benutzt.

Anders aber wurde es, als diese Bewegung, von langer Zeit durch philosophische Studien genährt, von den beweglichen und veränderlichen romanischen Völkerschaften auf die germanischen Stämme überging. Bei ihnen, die ihrer Natur nach konservativer, schwerfälliger, aber gemütsreicher sind, findet ein neuer Gedanke zuerst Widerstand, nur allmählich kann er vordringen; aber wenn er erst Wurzel gefaßt hat, dann schlägt er tiefer in den harten Boden ein und wird zu einem starken Eichbaume, der sich nicht mehr entwurzeln läßt. Von den deutschen Stämmen haben die Sachsen zuletzt das Christentum, dem sie sich anfangs mit aller Macht erwehrt hatten, nach blutigem Kampfe angenommen. Aber treuere Söhne als diese nordischen Germanen hat das Christentum nie gehabt. Schon nach drei Jahrhunderten haben die Sachsen die Gebote des Papstes für höher geachtet, als die Treue zu ihrem angestammten Könige. Wieder aus ihnen heraus ist die reformatorische Lehre hervorgegangen, und sie haben sie mit einer Zähigkeit verfochten, wie in keinem andern Lande der Welt. Noch heutzutage bilden die deutschen Katholiken die festeste Stütze des Papsttums; während bei den romanischen Völkern die katholische Religion mehr und mehr in Äußerlichkeiten ihren Ausdruck findet, neben der Übung der Gebräuche Gleichgiltigkeit gegen die Kirche und ihre Diener eintritt, ist bei den deutschen Katholiken die größte Hingebung vorhanden. In keiner andern Nation als der deutschen hätte der Kulturkampf mit solcher Schärfe und Opferwilligkeit geführt werden können. Doch es mag dieser Hinweis genügen, denn es hieße bekannte Dinge wiederholen, sollten noch mehr Beispiele für die Gemütstiefe des deutschen Volkes angeführt werden.

Die Bewegung des Jahres 1848 war gegen jede Autorität gerichtet, sowohl gegen die staatliche wie gegen die kirchliche, ja die letzte galt als die Quelle allen Übels und war deshalb fast noch mehr bekämpft als die erstere. Während für das bedrohte Königtum auch in den Zeiten hochgradigster Aufregung sich immer noch Anhänger und Parteigänger gefunden hatten, für die Kirche und deren Rechte war niemand eingetreten. Weder in der Frankfurter noch in der preußischen Nationalversammlung gab es eine katholische Partei, ja Katholiken und nicht selten auch katholische Priester sind mit sehr großer Entschiedenheit für die freiheitliche Bewegung eingetreten. Freilich hat aber auch der deutsche Doktrinarismus der römischen Kirche aus der Revolutionszeit ungeahnte Vorteile gebracht. Das Prinzip der Trennung von Staat und Kirche, unter welchem sich ein gedankenloser Liberalismus eine

Befreiung der Staatsbürger von den Einflüssen des Ultramontanismus vorstellte, verschaffte der katholischen Kirche insbesondre der evangelischen gegenüber eine außerordentliche Bevorzugung. Während diese durch das landesherrliche Oberbischofamt nach wie vor der Staatsaufsicht und Regelung durch die Regierungsgewalt unterworfen blieb, wurde jene von allen Fesseln befreit. Der sonst überwachte Verkehr mit Rom, das landesherrliche Placet, alle Kautelen, durch welche der aufgeklärte Absolutismus die Entstehung einer souveränen Macht im Staate zu verhindern gewußt hatte, fielen mit einem Schlage in den nach belgischer Schablone ausgearbeiteten Verfassungen der deutschen Staaten fort. Damit löste sich die Verbindung der katholischen Kirche mit dem monarchischen Prinzip, der römische Altar trennte sich sofort von dem Throne, und so sehen wir heute die katholische Kirche sich ebenso gut mit den republikanischen wie mit den monarchischen Regierungen stellen, und zuweilen, wie z. B. in einzelnen südamerikanischen Freistaaten, noch besser mit diesen wie mit den alten monarchischen Reichen.

Sobald die päpstliche Kirche von den Schranken staatlicher Aufsicht befreit war, suchte sie das verlorene Terrain im Volke wieder zu gewinnen. Bei diesem Beginnen verstand sie von den mit dem Konstitutionalismus verbundenen Freiheitsrechten den ergiebigsten Gebrauch zu machen; sie benutzte die Preßfreiheit, um eigne, ausschließlich katholische Interessen vertretende Organe ins Leben zu rufen, und bediente sich der sonstigen ihr zu Gebote stehenden Mittel, um dieser Presse Verbreitung und Anhang zu schaffen. Mit ihrem Einfluß lenkte sie die Wahlen und erhielt dadurch für ihre speziellen Ziele und Bestrebungen eine besondre, ihr unbedingt ergebene Partei im Parlament. Abgesehen davon, daß sie auf dem ihr eignen Gebiete der Erziehung und Ausbildung der Geistlichen sich gehorsame, lediglich den kirchlichen Interessen dienende Kleriker heranbilden konnte, verstand sie es, mit Hilfe der religiösen Orden auch auf die Erziehung der Laien einzuwirken. Als mit der verfassungsmäßig gewährleisteten Vereins- und Versammlungsfreiheit das ganze öffentliche Leben in Deutschland einen neuen Charakter erhielt, war es wieder die katholische Kirche, welche durch Bildung von Brüderschaften aller Art in allen Kreisen des bürgerlichen Lebens, unter Studirenden und Handwerkern, unter den verschiedensten Berufsklassen Vereinigungen hervorrief, welche, unter geistlicher Leitung stehend, den Interessen der Kirche dienstbar wurden. Giebt es jetzt doch schon in einzelnen Städten Vereine der katholischen Ärzte, befindet sich doch sogar in Mainz der Sitz eines katholischen Juristenvereins mit einer besondern Zeitschrift! Als die soziale Frage die deutsche Arbeiterwelt zu ergreifen anfing, war es wiederum die katholische Geistlichkeit, welche mit den Arbeitern Fühlung zu nehmen verstand, und der streitbare Bischof Ketteler von Mainz sah sich bereits an der Spitze der Arbeiterbataillone, wie dereinst auch im Mittelalter der Bischof selbst in stählerner Rüstung seine Mannen in die Feldschlacht führte. Alle diese katholischen

Verzweigungen stehen in einem inneren Zusammenhange; so lange für sie der eine Wille ihres sichtbaren Oberhauptes in Rom maßgebend war und so lange dieser mit den Führern der Partei im Einklang stand, sehen wir während der Dauer des Kulturkampfes die katholische Kirche immer mehr Machtmittel entfalten und immer stärker werden.

Aber dieser Höhepunkt der Machtentwicklung birgt zugleich den Keim einer zersetzenden Krankheit in sich, welche geeignet ist, an dem Mark des ganzen großen Organismus zu zehren und ihn einer ganz neuen Umwandlung zuzuführen. Es ist bereits darauf aufmerksam gemacht worden und es muß wiederholt darauf hingewiesen werden, daß eine entscheidende Mitwirkung des Laienelements in der katholischen Kirche nicht vorhanden sein kann. Die alleinige Autorität liegt in den Händen der Nachfolger Christi und seiner Apostel, für die katholische Christenheit beim Papst und für die einzelne Diözese bei dem Bischof; sie sind es, welche die Regeln aufstellen, nach denen sich der Klerus und die Laien zu richten haben. Ihren Entscheidungen und ihrem Ansehen hat sich der Gläubige zu unterwerfen; er hat nicht zu prüfen oder zu urteilen, sondern in Liebe zu gehorchen. Wenn auch der blinde Gehorsam erst im Jesuitenorden zu der Schärfe gediehen ist, welche den Einzelnen wie einen Kadaver gegenüber seinen Obern erscheinen läßt, so findet sich doch eben in dem Organismus der katholischen Kirche kein Platz, in welchem der Laie zu einer entschiedenen Mitwirkung berufen wäre. Und in der That, geht man nach dem katholischen Dogma davon aus, daß der heilige Geist nur in dem Stellvertreter Christi und in den Nachfolgern der Apostel seinen Wohnsitz hat, so ist jede Teilnahme der Laien an der Leitung der kirchlichen Geschicke eine unbefugte Einmischung in die unerforschlichen Waltungen der göttlichen Ordnung.

Dadurch aber, daß die Kirche in alle Verhältnisse des öffentlichen und bürgerlichen Lebens zu dringen sucht und überall, in allen Schichten, für alle Dinge die Laienwelt an sich heranzieht, fügt es sich nach der Natur der Dinge ganz von selbst, daß der weltliche Stand auch seine Einflüsse auf die Geschicke der Kirche geltend macht. Denn die Führerschaft des Laienelements, namentlich soweit es sich um die Leitung der katholischen Vertretung im Parlament handelt, fällt nicht dem vorgesetzten Geistlichen, sondern einem Laienführer zu, der schon durch seine größere Erfahrung in weltlichen Dingen, durch die geringere Rücksicht, welche er zu nehmen hat, vorzugsweise zu dieser Rolle berufen ist. Um diese durchzuführen, bedarf er wiederum der Unterstützung von Laien in den Wahlkreisen, in den Vereinen und Versammlungen sowie in der Presse. So bildet sich allmählich neben der dogmatisch allein gestatteten geistlichen Führung eine Nebenherrschaft, welche wiederum nach den Gesetzen der menschlichen Natur, nach den der Individualität angebornen Bestrebungen, sich geltend zu machen, nicht bloß gehorcht, sondern selbständig berät und lenkt. So verquicken sich die geistlichen und kirchlichen Interessen von selbst mit den weltlichen, daß

es schwer fällt, die einen von den andern zu trennen und zu unterscheiden. Wer unbefangen die Parlamentsgeschichte der letzten fünfzehn Jahre betrachtet, wird sich oft vergeblich fragen, worauf die grundsätzliche Opposition der Zentrumspartei gegen die Regierung in Dingen, welche mit der Kirche nicht den geringsten Zusammenhang haben, in ihrem letzten Ursprung beruht. Man wird immer wieder zu der Überzeugung gebracht, daß die politische Gesinnung des welfisch gesinnten Führers allein den Ausschlag gab, und daß die Interessen der Kirche nur den Vorwand darstellten, um völlig fremde Ziele zu verfolgen und zu erreichen. So mächtig ist diese weltliche Parteileitung bereits geworden, daß die höchste Autorität in der gesamten Kirche und in der einzelnen Diözese mit ihr rechnen muß und in ihren Entscheidungen garnicht mehr die volle Freiheit besitzt. Der absolute Herrscher der katholischen Kirche, welcher dogmatisch als Lehrer sogar unfehlbar ist, sieht sich Beschränkungen eines Kryptoparlaments ausgesetzt, denen nicht einmal in einem Verfassungsstaate der konstitutionelle Monarch begegnet. Die Vorgänge gerade der letzten Zeit sind reich an Belegen für die Richtigkeit dieses Satzes.

Auf dem Stuhle Petri sitzt zur Zeit ein ebenso staatsmännisch wie philosophisch gebildeter, friedliebender, von Idealen erfüllter Mann. Er weiß es wohl zu schätzen, wie sehr der gerade in der unmittelbarsten Nähe von stürmischen Wogen umbrauste Fels der Kirche in dem mächtigen deutschen Reiche einen moralischen Schutz besitzt, welcher höher zu achten ist als die frühern Bataillone der päpstlichen Zuaven. Denn überall zeigen sich als Auswüchse der Demokratie anarchische Bewegungen, die in den einzelnen romanischen Staaten bereits ihren Einfluß auf die Regierungen üben. Der Anarchismus geht aber der Kirche mit umso größerer Schärfe zu Leibe, als der Haß gegen das Priestertum von der Demokratie noch mehr genährt wurde als der gegen den Staat. In keinem Lande der Welt steht eine so mächtige Autorität dem Anarchismus entgegen wie in Deutschland; der rocher de bronce des an die Spitze Deutschlands berufenen preußischen Königtums vermag dem Felsen der Kirche einen gewaltigen Schutz zu verleihen, nicht mehr einen Schutz, wie er vor der Revolution in der Wechselwirkung unmittelbarer Beziehungen zwischen Thron und Altar bestanden hat, sondern mittelbar durch das Vorhandensein einer Autorität, die schon als solche für jede andre eintritt und mit ihr solidarisch wird. Das hauptsächlichste Ziel des weisen und friedliebenden Papstes Leo XIII. ist darauf gerichtet, mit dem deutschen Reiche zu einer Verständigung zu gelangen. Er war lange genug als Diplomat in der Welt gewesen, um zu wissen, daß diese Verständigung nicht in einer Unterwerfung der preußischen Regierung unter die Forderungen des Zentrums bestehen kann. Er weiß nicht bloß aus seinen Studien, sondern auch aus seinen in Belgien gesammelten Erfahrungen, daß jeder Staatsmann zu paktiren hat, daß das Staatsleben sich aus Kompromissen zusammensetzt. So übermächtig aber ist bereits das politische Laienelement in dem Katholizismus ge-

worden, daß selbst der unfehlbar gewordne Papst nicht mehr rücksichtslos das zu erreichen vermag, was er für das Wohl der Kirche für erforderlich hält. Seine Maßnahmen werden bekrittelt, seine Lehren nicht befolgt. Als er den Erzbischof Ledochowski zur Resignation zwang und einen Deutschen an die Spitze der Erzdiözese Gnesen-Posen berief, vermochten die ultramontanen polnischen Blätter ihren Unwillen nicht zu zügeln und fanden in der „Germania" einen getreuen Bundesgenossen. Ja der polnische Adel wagte es sogar, in einer Petition von dem Papste die Ernennung eines andern Erzbischofs zu erbitten. Jeder Ernennung eines friedliebenden Bischofs durch den Papst stellen die Intransigenten Hemmnisse in den Weg, und bei den letzten kirchenpolitischen Verhandlungen im Frühjahr 1886 war es schwieriger für den Papst, die stillschweigende Zustimmung des Abgeordneten Windthorst als die ausdrückliche der preußischen Regierung zu finden. Vergeblich läßt der Papst Worte des Friedens erschallen; in der letzten Encyklika warnt er in der eindringlichsten Weise die Gläubigen vor der Überhandnahme des Parteigeistes; er ermahnt sie, nicht halsstarrig an ihrer politischen Parteistellung festzuhalten, den Regierungen nicht grundsätzlich Opposition zu machen, er spornt die Presse zu Mäßigung an — aber wo findet sich in Deutschland auch nur die Spur eines Erfolges dieser Worte! Der Bischof von Fulda wird von der katholischen Kaplanspresse geradezu verfolgt, weil er es gewagt hat, die Autorität des Abgeordneten Windthorst anzuzweifeln, und die Stellungnahme des Bischofs gegenüber den Extravaganzen des Zentrums wird sogar offen als „Irrung" bezeichnet, wie es in der katholischen Kirchensprache nur einer häretischen Lehre gegenüber geschieht. Nicht mehr der geistliche Oberhirt hat zu entscheiden, welche Stellung er in Fragen der Konvikte einzunehmen hat, sondern die ultramontane Parteipresse ist es, welche den Bischöfen vorschreibt, wie sie ihre geistlichen Obliegenheiten zu erfüllen haben. Der Mangel an Ehrerbietung gegen das geistliche Oberhaupt geht so weit, daß Organe, welche sich als katholische bezeichnen, die den echten Geist der Versöhnung atmende Ansprache des Papstes an den Bischof von Limburg entweder garnicht abdrucken oder als Komödie bezeichnen und verhöhnen. Der katholische Abgeordnete Lingens konnte in einer Wählerversammlung es offen aussprechen, daß das Zentrum in seinem Kampfe um die Freiheiten der katholischen Kirche durch den Widerspruch eines Bischofs sich nicht beirren lassen werde.

Man sieht, diese Laienherrschaftsbestrebungen sind bereits über das Maß des Symptomatischen hinausgeschritten, es ist eine Revolutionirung des Katholizismus eingetreten, welche nicht mehr den Staat und die Regierung, sondern die Kirche und das Papsttum angeht. Wollte die Regierung den Frieden mit Rom nur zu dem Zwecke abschließen, sich von der Opposition des Zentrums zu befreien, so deuten alle diese Vorgänge darauf hin, daß solche Versuche vergeblich wären, und nichts spricht dafür, daß die preußische Regierung vorhat,

solche Danaidenarbeit zu verrichten. Ihre Friedensbestrebungen haben den tiefern Grund des königlichen Wohlwollens gegen seine Unterthanen.

Man darf auch nicht glauben, daß diese Erscheinungen nur deutsche oder gar preußische sind; bereits hat der Abgeordnete Windthorst es verstanden, auf dem Amberger Katholikentage seine baierischen und österreichischen Glaubensgenossen zu revolutioniren, und schon beginnen die von ihm ausgestreuten Keime Früchte zu tragen; in Baiern und Österreich wird bereits die Gründung einer Zentrumspartei nach dem Muster der preußischen in Aussicht genommen; dieselben Vorgänge wiederholen sich in Frankreich, wo als renaissance religieuse dieselben Maßregeln angepriesen werden, welche in Preußen der katholischen Partei zu ihrer Machtstellung verholfen haben. In Lüttich hat bereits ein internationaler sozialpolitischer Katholikenkongreß getagt, und auf dem letzten Breslauer Katholikentage hat der Abgeordnete Windthorst unter Beifall als das künftige Programm die internationale Vereinigung der Katholiken des Erdkreises verkündet. Was eine solche für die kirchlichen Autoritäten zu bedeuten hat, das bedarf nach den Vorspielen innerhalb unsers Vaterlandes keiner Ausführung. Es ist ein demokratischer Zug, der die heutige katholische Welt ergriffen hat, und der, wie im Staate so in der Kirche, darauf abzielt, den Schwerpunkt des Regiments in die Massen zu verlegen.

Es ist eine eigentümliche Fügung, daß in der Geschichte dieselben Erscheinungen, wenn auch in veränderter Gestalt, nach einem bestimmten Kreislaufe wiederkehren. Am Ausgange des fünfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts war es, als die Kirche in ihren Spitzen verweltlichte und als diese Verweltlichung die Spaltung der Kirche zur Folge hatte. Heute zeigen sich die Anfänge einer solchen Verweltlichung in den breiten Schichten des Laientums. Damals hat die achtzehnjährige Arbeit des Tridentiner Konzils es vermocht, die katholische Kirche wieder zu sammeln und zu reformiren. Ob und welche Mittel heute zu der reformatio der Glieder angewandt werden, das kann hier nicht untersucht werden, ebensowenig die Frage erörtert, welche Folgen von einem Weiterschreiten dieser revolutionirenden Bewegung zu erwarten sind. Denn das Prophezeien und Vorhersagen ist eine leichte Arbeit für alle diejenigen, welche an einer solchen Bewegung nicht beteiligt sind und erst an dem Anfange des Endes stehen. Aber Sache des Geschichtschreibers und Staatsmannes ist es, diese Bewegung zu verfolgen, und trügt uns die Beobachtung nicht, so fehlt es in der mäßigliberalen Presse nicht an Stimmen, welche auf diese Punkte hinweisen. Für diejenigen aber, welche der protestantischen Kirche dieselbe äußere Unabhängigkeit vom Staate und dieselbe äußere Machtstellung erringen wollen, die ihnen an der katholischen Kirche Bewunderung einflößt und zur Nachahmung anregt, wird die Beobachtung dieser Evolutionen im Katholizismus nicht ohne Warnung sein können. Nicht bloß die Gegensätze berühren sich, sondern auch die Wirkungen entsprechen nicht immer den ersten Ursachen, und die Mittel,

welche zur Kräftigung der Kirche bestimmt sind, können in ihren letzten Folgen in das Gegenteil ausschlagen und statt einer Stärkung des Kirchenregiments die Demokratisirung und Revolutionirung der Kirche nach sich ziehen.



Zur Reform des juristischen Studiums.

Audiatur et altera pars.



Der die Literatur dieser nicht gerade jungen, seit Schmollers Anregung aber von neuem auf die Tagesordnung gekommenen Frage überblickt, wird mit einigem Erstaunen finden, daß die Wortführer der Reformbewegung fast durchgängig aus den Reihen der Professoren hervorgehen, während die Praktiker, deren Händen der junge Nachwuchs nach Vollendung seines akademischen Trienniums zur weitern Ausbildung überantwortet wird, sich in ein beharrliches Schweigen hüllen. Und doch wird man billigerweise zugestehen müssen, daß in der Jurisprudenz, die nun einmal keine reine, sondern eine angewandte Wissenschaft ist und bleiben muß, zur Beurteilung der Frage nach der Zweckmäßigkeit oder Zweckwidrigkeit der Vorschriften über die Bildung ihrer zur praktischen Ausübung des Berufes bestimmten Jünger derjenige, welcher selbst in der praktischen Thätigkeit steht und die jüngern Genossen zu dieser heranzieht, mindestens ebenso berufen ist, als die Lehrer der Universität. Dem Grunde des Schweigens nachzuforschen, würde zu weit führen, großenteils wird es darauf zurückzuführen sein, daß auch in den Kreisen der praktischen Juristen zwar das Gefühl der Reformbedürftigkeit geteilt wird, über die Mittel zur Beseitigung der Mängel aber noch Unsicherheit herrscht.

Bei diesem Schweigen auf der einen Seite darf es freilich nicht Wunder nehmen, wenn die Wortführer der andern bei Bloßlegung der bestehenden Mängel und Erörterung der Ursachen derselben die Schuld an diesen von sich ganz und gar abzuwälzen und der Gegenseite allein aufzubürden versuchen.

Den Höhepunkt dieser Richtung bezeichnet die Broschüre des Professors v. Lißt in Marburg: Die Reform des juristischen Studiums in Preußen (Berlin, Guttentag), welche die bei Beginn des diesjährigen Wintersemesters von dem Verfasser gehaltene Rektoratsrede enthält. Den Kern seiner Erörterungen bietet der den Schluß seines Vorwortes bildende Satz: „An dem Prüfungsunwesen haben wir den Hebel anzusetzen. Das übrige mag man getrost uns Professoren überlassen. Wenn unsre Studenten erst einmal etwas zu wissen brauchen, dann werden wir es ihnen auch beizubringen verstehen.“

Zeigt schon dieser Satz, wie wenig der Verfasser gesonnen ist, irgendwelche Verantwortlichkeit der Universitätslehrer für die bestehenden Mängel anzuerkennen, so spricht er dies noch an einer andern Stelle seiner Rede ausdrücklich aus, indem er nach einer Erörterung der an die Lehrthätigkeit der Dozenten zu stellenden Anforderungen bemerkt: „Prüfen wir von diesem Standpunkte aus die heute herrschende Unterrichtsweise, so werden wir zugeben müssen, daß sie im wesentlichen (nämlich mit einer Einschränkung, die noch zur Erörterung gelangen soll) den gestellten Anforderungen durchaus entspricht. . . . Da nach dem Gesagten eine wesentliche Änderung unsrer Lehrmethode weder notwendig noch wünschenswert ist, kann diese Frage bei der weitern Betrachtung füglich ganz außer Acht gelassen werden."

Es ist nun außer Zweifel und wird auch von keinem Praktiker, der sich mit der Frage ernstlich beschäftigt hat, in Zweifel gezogen, daß die Ausbildung der jüngern Juristen Mängel aufzuweisen hat und täglich mehr und mehr zu Tage treten läßt, deren Beseitigung Gegenstand des ernsthaftesten Interesses aller beteiligten Kreise zu werden verdient. Daß insbesondre die heutige Gestaltung unsers ganzen Volkslebens eine weitaus eingehendere Berücksichtigung der publizistischen Disziplinen der Rechtswissenschaft, sowie der Volkswirtschaftslehre in dem juristischen Studienplane erfordert, als ihnen infolge der einseitigen Betonung der rein privatrechtlichen Fächer zu Teil wird, kann und wird kein Einsichtiger leugnen. Ebensowenig wird jemand verkennen, daß die Bestimmungen unsrer Prüfungsordnung für das Referendarexamen in mancher Beziehung — und gerade was die schärfere Betonung der öffentlich-rechtlichen Disziplinen betrifft — den Anforderungen der Neuzeit nicht vollständig entsprechen, obgleich auch hier die Schuld wohl weniger auf das Regulativ selbst als auf die Handhabung desselben im einzelnen Falle zurückzuführen ist.

Allein die Reformbedürftigkeit der juristischen Studien- und Prüfungsordnung zugegeben, muß doch mit Entschiedenheit dagegen protestirt werden, daß, wie dies Lißt thut, die Mängel, welche in der juristischen Ausbildung zu Tage treten, einzig der Fehlerhaftigkeit des Regulativs über die juristischen Prüfungen zur Last gelegt werden, und von einer Abänderung des letzteren alles Heil erwartet wird.

Wenn sich die Verhältnisse an den juristischen Fakultäten der deutschen Hochschulen seit den letzten zehn Jahren nicht vollständig geändert haben, so ist es auch heutzutage nicht wahr (für eine Rektoratsrede allerdings erklärlich), wenn Lißt die Sache so hinstellt, als ob den juristischen Dozenten und ihrer Lehrmethode keinerlei Verantwortung für die zu Tage getretenen Schäden beigemessen werden könne. Es ergiebt dies, wie sich zeigen wird, schon seine eigne Darstellung.

Will man wirklich dem Übel, das in der mangelhaften Ausbildung unsrer jungen Juristen zu Tage tritt, an der Wurzel beikommen, so muß zunächst ein

allerdings heikler, aber nicht zu umgehender Punkt ins Auge gefaßt werden. Es ist dies die Thatsache, daß die Lehrstühle an den juristischen Universitäten zu einem nicht unbeträchtlichen Teile mit Männern besetzt sind, die als Gelehrte vielleicht trefflich, als Dozenten aber geradezu ungeeignet sind; eine notwendige Folge davon, daß — wenn auch vielleicht neuerdings weniger — so doch jedenfalls früher bei Berufung zu den akademischen Würden der Schwerpunkt mehr auf die Gelehrsamkeit, als auf die pädagogische Befähigung gelegt wurde.

Es verbietet sich von selbst, lebende Beispiele zum Beleg anzuführen, und auch de mortuis nil nisi bene. Wer aber etwa vor einem Jahrzehnt auf einer größern süddeutschen Hochschule studirt hat, erinnert sich gewiß als eines schlagenden Beispiels für unsre Behauptung eines der dortigen Kriminalisten, eines hochbedeutenden Gelehrten und hervorragenden Förderers der Wissenschaft, dessen Kollegien mit anzuhören infolge der Art seines Vortrages wahrhaft qualvoll war, sodaß selbst der fesselnde Inhalt seine Anziehungskraft verlor, nicht bloß für die große Menge, die unterdessen den reich mit Witzen gewürzten Vorträgen seines Kollegen lauschte, sondern auch für solche, die in ihm den wissenschaftlichen Forscher hoch verehrten.

Aber auch über andre und gerade manche der hervorragendsten Vertreter der Rechtswissenschaft hat der Schreiber dieser Zeilen von Seiten, denen wissenschaftlicher Sinn und ernstes Streben nicht abzusprechen war, Klagen, die sich in derselben Richtung bewegten, häufig laut werden hören.

Zu diesem Mangel in der persönlichen Befähigung zum Dozenten überhaupt tritt nun, die nachteiligen Folgen desselben verstärkend, die Eigenart der jetzt noch allgemein auf unsern Hochschulen herrschenden juristischen Lehrmethode. Einmal wird der ohnehin schon so überaus spröde Stoff durch eine häufig alles Maß übersteigende abstrakte Behandlung — namentlich für den jungen Anfänger — geradezu unfaßlich gemacht, und dadurch die Lust und Liebe, die er für seine Wissenschaft mitgebracht hat, anstatt gehoben, vielmehr gefährdet. Und während so diesem Scheinbilde der Wissenschaftlichkeit nachgejagt wird, artet auf der andern Seite der Vortrag in den größern Rechtsdisziplinen großenteils in eine ganz ungehörige Konkurrenz mit den vorhandenen Lehrbüchern aus — und gäbe es die besten und geeignetsten. Der letztere Punkt betrifft eine Ausstellung, die auch Lißt gegen die Lehrmethode einiger seiner Kollegen macht. Nur klingt sein Vorwurf sehr matt, als beträfe er einen Punkt von untergeordneter Bedeutung. Und doch verdiente derselbe die ernsthafteste Prüfung bei Erörterung der Frage, worauf der Unfleiß der Studirenden im Besuch der juristischen Kollegien zurückzuführen ist.

Daß diese Untugend nicht so außer allem Zusammenhange mit der Gestaltung der Lehrmethode in den juristischen Vorlesungen steht, darauf hätte Lißt eigentlich der von ihm selbst betonte, allerdings aber auf seine Gründe nicht untersuchte Umstand hinführen müssen, daß, entgegen den ungünstigen

Frequenzverhältnissen der Vorlesungen,*) der Besuch der Seminarübungen ein „sehr guter ist und durchschnittlich neunzig bis hundert (!) Prozent sich ganz regelmäßig an den Arbeiten beteiligen.“ Es hätte doch, sollte man meinen, nahe gelegen, diesen auffallenden Unterschied zum Gegenstande sorgfältiger Prüfung zu machen. Denn daß es allein die Furcht vor dem Examen sei, welche die unsteten Besucher der Vorlesungen in den Seminarien treu ausharren läßt, wird niemand behaupten wollen, da die letztern mehr das Können befördern als das Wissen, wenn sie letzteres auch zur Voraussetzung haben, im Examen aber gerade das Wissen die Hauptrolle spielt.

Der Grund des Unterschiedes in den Frequenzverhältnissen ist allein die Verschiedenartigkeit der Methode. Die Thätigkeit in den Seminarien wirkt anregend und fesselnd, die Methode der Vorlesungen muß und wird, so lange sie so bleibt, wie sie jetzt ist, abstoßend wirken.

Der junge Jurist, der die Universität bezieht, ist, auch wenn er nicht gerade aus Begeisterung für die Wissenschaft den Beruf ergriffen hat, doch für das Leben, dessen Verhältnisse und Gestaltungen nicht blind geblieben, auch hat er das feine, wenn auch vielleicht meist unbewußte Gefühl, daß er die Wissenschaft, deren Jünger er geworden ist, auf das Leben, in dem er mitten drin steht, anwenden soll. Und was hört er nun? Welches sind die Eindrücke, die er von seiner Wissenschaft in den üblichen Erstlingskollegien über Institutionen und römische Rechtsgeschichte empfängt? Von der Rechtsgeschichte will ich ganz absehen, obgleich ich glaube, daß auch sie, wenn anders sie keine rein historische, sondern eine Rechtsdisziplin sein will, ihr Ziel — die Verständlichmachung des geltenden Rechts durch Aufdeckung seines Entwicklungsganges — besser im Auge behalten und die gewiß meist übertriebene Breite in der Darstellung, z. B. des römischen Sakral- und Behördenwesens, ohne Schaden etwas einschränken könnte. Aber man nehme nur die Institutionen! Aus eigner Erfahrung weiß ich, und von mancher andern Seite ist mir die Bestätigung geworden, daß in dieser Vorlesung der Rechtsstoff genau so vorgetragen wird, als ob wir jetzt das Jahr 530 nach Christi Geburt schrieben, sodaß geradezu eine Verwirrung des an und für sich noch unsicher tastenden Rechtsgefühls eintreten muß.

Und hat der Anfänger diese einleitenden Vorlesungen überstanden, ohne daß ihm die Lust und Liebe an der Wissenschaft vergangen ist, was bietet sich ihm nun? Wird nicht — offen gestanden — in den Pandektenvorlesungen, die doch — mindestens für das Gebiet des gemeinen Rechtes — den Zuhörer in das geltende, anwendbare Recht einführen sollen, noch ein Wust von Institutionen mit vorgetragen, die das praktische Leben längst hinweggeschwemmt hat und an die kein Mensch mehr dächte, wenn sie nicht mit halsstarriger Konsequenz jeder neuen juristischen Generation eingeprägt würden?

*) Einen regelmäßigen Besuch der Vorlesungen durch zehn Prozent der angemeldeten Zuhörer bezeichnet Lißt als „besonders erfreulichen Ausnahmefall.“

Trifft dieser Vorwurf nur die römisch-rechtlichen Vorlesungen, so ist es dagegen ein den systematischen Vorlesungen über sämtliche Rechtsdisziplinen gemeinsames Übel, daß dieselben viel zu abstrakt gehalten werden und, was damit zusammenhängt oder vielmehr daraus folgt, nur in wenigen Fällen derartig sind, daß nicht der Student mit Hilfe eines guten Lehrbuches (wie wir sie in den meisten Zweigen der Rechtswissenschaft doch aufzuweisen haben) denselben Erfolg zu erzielen vermöchte, wie durch den Besuch des Kollegs. Es ist vorauszusehen, daß diese Behauptung einem ebenso allgemeinen als lebhaften Widerspruche begegnen wird, allein sie bleibt deshalb doch wahr. Die Berufung auf die Mediziner und Naturforscher, deren fleißiger Kollegienbesuch so häufig den Juristen rühmend vorgehalten wird, beweist die Richtigkeit des obigen Vorwurfes, denn hier tragen eben die Vorlesungen einen ganz andern Charakter; will man ihn kurz bezeichnen, so kann man ihn den des Anschauungsunterrichtes nennen. Auch bei den Philologen ist die ganze Lehrmethode eine andre, ehrlich gesagt eine wissenschaftlichere: man begnügt sich damit, dem Studirenden in den systematischen Vorlesungen die Elemente der Wissenschaft, die er kennen lernen soll, zu zeigen, ihn auf die eignen Füße zu stellen und mittels der praktischen Übungen das selbständige Gehen zu lehren; und die Lehrer der philosophischen Fakultät würden erstaunt den Kopf schütteln, wenn man ihnen ansänne, innerhalb des akademischen Trienniums oder Quadrienniums allein durch die Vorlesungen den ganzen Inhalt der Wissenschaft auch nur im wesentlichen erschöpfend ihren Zuhörern beizubringen.

Bei uns dagegen scheint es thatsächlich jeder Dozent als seine Aufgabe anzusehen, einen fleißigen und standhaften Zuhörer mittels seiner Vorlesung der Anschaffung und des Studiums eines Lehrbuches über seine Disziplin zu überheben, sodaß es freilich nicht zu verwundern ist, wenn es zuletzt als der höchste Ruhm eines Universitätslehrers unter den juristischen Studenten gilt, daß man bei ihm ein „gutes Heft" bekomme, d. h. eben ein solches, welches das Studium eines Lehrbuches möglichst überflüssig mache. Als Kehrseite dieser Erscheinung entwickelt sich dann naturgemäß die Ansicht, daß man nicht ins Kolleg zu gehen brauche, da man ja, was man dort höre, ebensogut aus einem Lehrbuche oder dem von einem fleißigeren Kommilitonen gewissenhaft nachgeschriebenen Hefte lernen könne.

Man spricht so viel von der Kraft und dem Einflusse des gesprochenen Wortes, und es ist gewiß wahr, daß der mündliche Vortrag geeigneter ist, manches verständlich zu machen, als die Schrift, die die feineren Nüancirungen der Rede in den seltensten Fällen auch nur annähernd wiederzugeben vermag. Allein dieser Vorzug wird viel zu sehr aufgebauscht, und gerade in der Jurisprudenz findet er, namentlich was die dogmatischen Vorlesungen anlangt, in der Art, wie sie jetzt meist betrieben werden, kaum statt. Wenn jemand erst einigermaßen in die juristische Nomenklatur eingeführt ist, dann ist es einfach

nicht wahr, daß er sich nicht ebenso gut autodidaktisch mit Hilfe eines guten Lehrbuchs gründlich in das Rechtssystem einarbeiten könne als durch Besuch der landläufigen Vorlesungen.

Die Methode, wie gegenwärtig die Rechtswissenschaft auf den deutschen Universitäten gelehrt wird, ist eine geradezu unwissenschaftliche und der deutschen Hochschulen nicht würdige. Hier setze man den Hebel an, wenn man Besserung will; denn erst muß die Lehrmethode eine wissenschaftliche sein, ehe man an die Jünger den Anspruch stellen darf, von einem wissenschaftlichen Geiste beseelt zu sein. Für die systematischen Fächer wird die Lehrmethode der Philologie beachtenswerte Vorbilder bieten. Und was der Erweckung des wissenschaftlichen Geistes noch vorangehen muß: man suche zunächst die Methode auch so einzurichten, daß sie bei dem Jünger Liebe zu seiner Wissenschaft aufkommen läßt: man mildere in den Anfangsvorlesungen die abstrakte Behandlung, eine Änderung, die, ohne der Wissenschaftlichkeit des Vortrages irgend welchen Eintrag zu thun, die Faßlichkeit des Stoffes und damit die Anziehung für den Anfänger wesentlich erhöhen würde. Darauf beruht der Vorzug, dem die praktischen Übungen ihre anhaltend hohe Frequenz der Zuhörer, wie sie selbst Lißt rühmt, zu verdanken haben.

Es ist selbstverständlich, daß die Umgestaltung der juristischen Lehrmethode, wie sie im Vorstehenden als Erfordernis hingestellt ist, nicht ohne gleichzeitige Reform des juristischen Prüfungswesens, speziell des ersten Examens, bewirkt werden kann, daß namentlich in der ersten Zeit, ehe die Reform der Lehrmethode ihren heilsamen Einfluß auf die Erzeugung eines wissenschaftlichen Geistes unter der juristischen Jugend entfaltet hat, die strengern Anforderungen des Prüfungsregulativs die Rechtsbeflissenen zu größerem Eifer und Fleiß anspornen müssen; aber es muß ganz entschieden in Zweifel gezogen werden, daß eine Verschärfung der Prüfungsbestimmungen allein den von allen Seiten betonten Mangel an Wissenschaftlichkeit unter den Juristen zu beseitigen, ja auch nur dem Unfleiß derselben im Besuch der Kollegien zu steuern vermöchte.

In beiden Beziehungen sind es besonders oder eigentlich allein die preußischen Juristen, über die Lißt die volle Schale seiner Ungnade ausgießt. Ich muß allerdings bekennen, zu diesem Stande zu gehören, kann aber nach meinen Erfahrungen nicht behaupten, daß ich unter den jungen Juristen im übrigen Deutschland den Fleiß reger und den wissenschaftlichen Geist besser entwickelt gefunden hätte. Auf den beiden außerpreußischen Universitäten, auf denen ich vor einem Jahrzehnt studirte, war das „Einpauken“ zum Examen ebenso wenig wissenschaftlich, wie es nur in Preußen der Fall sein kann, und aus den öffentlichen Prüfungen der süddeutschen Universität, welchen ich — damals selbst nahe vor meinem Examen stehend — häufig beiwohnte, wüßte ich mich nicht zu entsinnen, daß die Kandidaten so sehr häufig Proben eines auch nur über das Maß des Dürftigen hinausgehenden Fleißes gezeigt hätten, von Wissen-

schaftlichkeit nicht zu reden, von der wohl bei einem Examen überhaupt nur cum grano salis die Rede sein kann.

Wenn übrigens Lißt den Hauptmangel des preußischen Prüfungswesens darin erblickt, daß die ganze Einrichtung des ersten Examens im wesentlichen in das freie Ermessen des Justizministers gestellt wird, so ist dieser Vorwurf nicht recht verständlich. Glaubt Lißt, daß der preußische Justizminister nicht das lebhafteste Interesse an der Heranbildung eines möglichst tüchtigen Juristenstandes habe? oder bezweifelt er, daß ein ministerielles Regulativ ebensogut allen begründeten Reformansprüchen genügen könne, wie ein Gesetz? Die Quelle, aus der die maßgebende Norm fließt, ist doch wirklich herzlich gleichgiltig, ja es muß behauptet werden, daß selbst im Rahmen des bestehenden Regulativs durch eine straffere Anziehung der den Präsidenten der Prüfungskommissionen in die Hand gegebnen Zügel ein ganz bedeutender Teil der hauptsächlich gerügten Mängel verschwinden würde.

Schließlich noch ein Wort über zwei Beschuldigungen allgemeiner Natur, die Lißt erhebt.

Einmal das mangelnde Interesse der jungen Juristen an Erweiterung oder Vertiefung ihrer allgemeinen Bildung. Es mag wahr sein, daß die Angehörigen der juristischen Fakultät die ihnen auf der Universität gebotene Gelegenheit, ihr Wissen auch außerhalb des Gebietes ihrer Berufswissenschaft zu erweitern, nicht in der wünschenswerten Weise ausnutzen; eine Thatsache, die allerdings in hohem Grade bedauerlich sein würde. Allein ich glaube nicht, daß dies ein Vorwurf sei, der die Juristen mehr als die Angehörigen andrer Fakultäten trifft. Zunächst wird man, glaube ich, gerade unter den Juristen noch am ehesten Persönlichkeiten finden, die nicht bloß ihrem Fach leben, sondern daneben noch mit Ernst und Eifer andre Zweige der Wissenschaften betreiben. Darüber hinaus aber und wenn man unter allgemeiner Bildung eine nach allen Seiten hin gleichmäßig abgerundete versteht, wird man nach meinen Erfahrungen und Beobachtungen im praktischen Leben auch unter den Angehörigen der übrigen Fakultäten wenige finden, die sich einer allgemeinen Bildung in diesem Sinne, ja auch nur des Strebens darnach rühmen dürften. Um nur ein Beispiel hervorzuheben, so muß doch wohl die Kenntnis der Elementarbegriffe der Volkswirtschaftslehre bei den Aufgaben, die das Leben der Gegenwart stellt und bei deren Lösung alle geistigen Kräfte der Nation zur Mitwirkung berufen sind, nicht bloß für die Juristen, sondern für alle akademisch Gebildeten als Forderung aufgestellt werden. Man veranstalte aber doch einmal eine sogenannte Enquete unter den Theologen, Lehrern oder Ärzten, um zu sehen, wie viele unter ihnen von den einfachsten Grundbegriffen, sagen wir z. B. von dem Malthusschen Bevölkerungsgesetz oder der Grundrententheorie Ricardos, auch nur eine oberflächliche Kenntnis haben; ich glaube, man würde recht bedauerliche Erfahrungen machen. Und nicht anders würde es mit der Geschichtswissenschaft, der

Erd- und Völkerkunde, der Literatur- und der Kunstwissenschaft stehen, zu deren Studium doch an den meisten unsrer Hochschulen auch für Nichtfachleute jetzt die anregendste Gelegenheit geboten ist.

Ein zweiter Vorwurf Lißts betrifft die Mißachtung rein wissenschaftlicher Thätigkeit, welche angeblich alle Kreise der preußischen Büreaukratie durchzieht. Wenn man die Auslassungen Lißts über diesen Punkt liest, wird man billigermaßen erstaunt den Kopf schütteln. Es ist ja richtig, daß die Scheidung der Rechtswissenschaft in Theorie und Praxis die Gefahr in sich birgt, periodisch in eine gewisse Gegensätzlichkeit auszuarten, die die Unwissenschaftlichkeit auf der einen, Verkennung des praktischen Charakters des Rechts, Spielerei mit Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien auf der andern Seite erzeugt. Aber in der jetzigen Zeit dem preußischen Beamtentum, das heißt doch hauptsächlich den richterlichen und Verwaltungsbeamten, Mißachtung der Wissenschaft und ihrer Lehrer vorzuwerfen, das ist ein Vorwurf, der als durch und durch unbegründet bezeichnet und aufs nachdrücklichste zurückgewiesen werden muß. Sehen wir doch unter den Männern der Praxis eine recht stattliche Anzahl gerade der hervorragendsten Vertreter auch als Arbeiter auf dem Felde der reinen Wissenschaft thätig! Sind nicht (merkwürdigerweise hebt dies Lißt an einer andern Stelle seiner Rede selbst hervor) unter den Erscheinungen der theoretisch-juristischen Literatur eine Reihe anerkannt vorzüglicher Leistungen aus den Kreisen derjenigen Juristen hervorgegangen, welche die praktische Bethätigung ihrer Wissenschaft zum Lebensberufe erwählt haben? Und werden diese Männer etwa von ihren engern Fachgenossen darum mißachtet und nicht vielmehr gerade wegen ihrer wissenschaftlichen Leistungen mit Stolz als die ihrigen betrachtet? Man braucht nur Namen wie Eccius oder Bähr zu nennen, um die ganze Unhaltbarkeit des Lißtschen Vorwurfes aufzudecken. Der Glaube an Professorenuntugenden und an einen Zusammenhang der zu Tage liegenden Mängel mit Fehlern in der Lehrmethode wird von Lißt wie ein Ammenmärchen abgefertigt, aber die vielleicht vor dreißig bis vierzig Jahren einmal vorhanden gewesene Mißachtung der Wissenschaft durch die Praktiker wird als ein Axiom hingestellt, dessen Giltigkeit auch für die Gegenwart gar keines Beweises bedarf. Und doch ist das Gegenteil richtig! Man werfe nur einen Blick in die Entscheidungen der höhern Gerichte, z. B. des Reichsgerichts, das doch zum größern Teil aus den Kreisen der „preußischen Büreaukratie" hervorgeht, und man wird sehen, daß der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit wahrlich nicht berechtigt ist. Ein Mann von der Bedeutung und der Erfahrung Bährs macht dem Reichsgerichte gerade den entgegengesetzten Vorwurf einer viel zu weit gehenden theoretisirenden Tendenz. Und was die untern Gerichte anlangt, so erkundige sich Lißt doch einmal bei einigen Landgerichten im Gebiete des gemeinen Rechts nach ihrer Ansicht über Windscheid, oder im preußischen Landrecht über Dernburg; ich glaube, er wird von Mißachtung wenig hören, und bei eigner praktischer Mitwirkung würde er viel-

leicht die Erfahrung machen, daß der Respekt vor diesen wissenschaftlichen Autoritäten sogar zuweilen weiter geht, als gut ist. Wenn auf einer der beiden Seiten die Stellung zu der andern und der eigne Beruf in der Wissenschaft verkannt wird, so geschieht dies nicht unter den Praktikern, sondern weit eher unter den Männern der Theorie, deren Leistungen zuweilen eine bedauerliche Gleichgiltigkeit für den Charakter der Jurisprudenz als einer Wissenschaft des angewandten und anwendbaren Rechtes bekunden. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung genügt es, auf den Iheringschen Aufsatz über den juristischen Begriffshimmel in seinem „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" hinzuweisen, in welchem die Unfruchtbarkeit der juristischen Spekulationen und Distinktionen, worin sich so mancher Theoretiker gefällt, grell beleuchtet wird. Es hängt dieser Fehler eng mit dem zuvor aufgeworfenen Bedenken gegen die Befähigung mancher Dozenten zum Lehramte zusammen; wenigstens spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß jemand, der sich in einen solchen Abgrund praktisch wertloser Spekulationen stürzt, die Sicherheit des Blickes und die Feinfühligkeit für die Anwendbarkeit des Rechtes nicht besitzt, welche die unerläßlichen Voraussetzungen für ein gedeihliches Wirken als Lehrer unsrer Wissenschaft sind.

So führt der Schluß dieser Erörterung wieder auf den Eingang zurück, und diese selbst zu einem, von dem Lißtschen allerdings bedeutend abweichenden Ergebnis hinsichtlich der Ursachen der vorliegenden Übelstände. Es ist schon erwähnt worden, daß Mängel auch im Prüfungswesen nicht geleugnet werden sollen, aber es muß nochmals und mit Entschiedenheit betont werden, daß mit einer Reform bloß der Prüfungsordnung das angestrebte Ziel nicht zu erreichen ist, überhaupt hier nicht die Wurzel des Übels liegt. Will man dieses von Grund aus heben, dann muß die bessernde Hand vor allem auch an die Gestaltung des juristischen Unterrichts gelegt werden, und es will uns dünken, daß es einem akademischen Lehrer besser gestanden hätte, zunächst die Frage in sorgfältige Erwägung zu ziehen, ob wirklich die Rechtslehrer aller Verantwortlichkeit für die bestehenden Mängel ledig und die Methode des juristischen Unterrichtes so gar keiner Vervollkommung fähig sei, als in einer Frage von der ernsten Bedeutung der vorliegenden leichthin und bei einer Veranlassung, wie sie ungeeigneter nicht gedacht werden kann, Vorwürfe in die Welt zu schleudern, die nur auf eine bedauerliche Voreingenommenheit zurückgeführt werden können.



Deutsche Literatur in Frankreich.



Gewöhnlich nimmt man an, daß Frankreich erst durch die Schrift der Frau von Staël über Deutschland einige Kenntnis von unsrer Literatur erhalten habe. Diesem Irrtume sind sowohl französische als auch deutsche Gelehrte in den letzten Jahren entgegengetreten: 1876 bereits H. Breitinger in einer Abhandlung: „Die Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich," dann R. Rosières in einem Aufsatze der Revue politique et littéraire von 1883, ein Jahr später Ch. Joret in einem Buche über die geistigen und literarischen Beziehungen Deutschlands und Frankreichs, und endlich der Professor am Lyceum zu Metz, Th. Süpfle, zuerst in einer Programmarbeit und jetzt in dem ersten Bande eines größern Werkes über die Geschichte des deutschen Kultureinflusses in Frankreich überhaupt.*) Wir heben aus diesem Werke im nachfolgenden die Abschnitte hervor, welche sich mit den literarischen Beziehungen der beiden Länder beschäftigen; sie bilden den weitaus größten Teil des vorliegenden Bandes.

Diese Beziehungen werden zuerst im sechzehnten Jahrhundert deutlicher: sowohl die gelehrte als auch die volkstümliche Literatur der Deutschen wurde da jenseits des Rheines gelesen, übersetzt, bewundert und angegriffen. Seb. Brants „Narrenschiff," der „Teuerdank," „Till Eulenspiegel" erfuhren Übersetzungen und Nachahmungen. Auch des Trithemius Polygraphia, Huttens Satire Nemo, des Agrippa von Nettesheim „Buch über die Ungewißheit und Eitelkeit der Künste und Wissenschaften," des Erasmus Encomium Moriae wurden ins Französische übersetzt oder von französischen Schriftstellern nachgeahmt. Im Jahre 1598 erschien das erste französische Faustbuch — also elf Jahre nach dem ersten deutschen — unter dem Titel: Histoire prodigieuse et lamentable du docteur Fauste avec sa mort espouvantable. Là ou est montré, combien est misérable la curiosité des illusions et impostures de l'Esprit malin: ensemble la corruption de Satan par luy-mesme, estant contraint de dire la vérité. Leider teilt uns Süpfle über das Verhältnis dieser Bearbeitung zu ihrer Vorlage wenig mit, wir erfahren nur, daß sie während des folgenden Jahrhunderts wiederholt neu aufgelegt wurde. Auch das Volksbuch vom ewigen Juden fand — allerdings erst im Jahre 1609 — einen französischen Übersetzer.

---

*) Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, mit besonderer Berücksichtigung der literarischen Einwirkung. Von Prof. Dr. Süpfle. Erster Band. Von den ältesten germanischen Einflüssen bis auf die Zeit Klopstocks. Gotha, E. F. Thienemanns Hofbuchhandlung, 1886.

Einen tiefer wirkenden Einfluß als die profanen Erzeugnisse der deutschen Literatur hatten aber die Schriften der Reformatoren, vor allem die Luthers. Der Edelmann Louis de Berquin übersetzte zuerst dessen Traktat über die Klostergelübde, und setzte in einer eignen Abhandlung die Gründe auseinander, welche Luther bestimmten, die Dekretalien und die übrigen Sammlungen des kanonischen Rechts öffentlich zu verbrennen; auch Antoine Papillon und der Bischof Wilhelm Briçonnet werden als Übersetzer lutherischer Schriften genannt. Von dem Straßburger Domherrn Graf Sigmund von Hohenlohe hören wir, daß er in seinem eifrigen Briefwechsel mit der berühmten Schwester Franz' I., Magarete von Navarra, „dieser über die Fortschritte der Kirchenverbesserung in Deutschland berichtete, ihr die geläuterten Ansichten mitteilte, welche er im Umgange mit den Straßburgern Reformatoren gewonnen hatte, und ihr in französischer Übersetzung Luthers Schriften zuschickte."

Auf Luthers Anregung geht wohl auch die Bibelübersetzung von Lefèvre d'Etaples, dem Beichtvater Margaretens, zurück; sie ist aber keineswegs die erste französische Bibelübersetzung, wie Süpfle anzunehmen scheint; giebt es doch eine ganze Reihe von altfranzösischen, mehr oder weniger freien Bearbeitungen derselben, welche erst jüngst S. Berger zum Gegenstande einer gründlichen literarhistorischen Untersuchung gemacht hat.

Daß die Reformation auf die französische Literatur der Zeit einen belebenden Einfluß ausgeübt hat, deutet Süpfle allerdings an. Aber es wäre eine sehr dankenswerte Aufgabe, diesem Einflusse etwas tiefer nachzuforschen, den Spuren protestantischen, also deutschen Wesens in den Werken der Schriftsteller, welche zwischen Montaigne und Rabelais die französische Sprache ausgebildet haben, nachzugehen. Um nur auf eins zu verweisen: die Poesien der Königin von Navarra — geistliche Gedichte und biblische Schauspiele — weisen doch entschieden auf deutsche Vorbilder hin, wenn diese auch von der Dichterin nicht unmittelbar benutzt werden konnten.

Im siebzehnten Jahrhundert werden die literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich loser, ja sie hören mitunter ganz auf. Pufendorfs Schriften wurden allerdings übersetzt und wirkten auf französische Juristen wie Barbeyrac und Burlamaqui ein, aber man kann nicht sagen, daß sie zur Bildung des Nationalgeistes irgend etwas beigetragen hätten. Viel wichtiger war Leibniz, aber seine berühmten Essais de théodicée, die gegen den Skeptizismus Bayles gerichtet waren und die — nach Süpfle — noch bis vor kurzem in den französischen Lyceen gelesen wurden, erschienen erst 1709.

Kein Wunder, daß ein Zeitalter mit so ausschließlich ästhetischen Idealen, wie das Ludwigs XIV. es war, in Deutschland damals nichts Geistesverwandtes fand, auch keine Anregung von dorther empfangen konnte. Unter den Gründen, welche die Franzosen damals der deutschen Sprache und Literatur gegenüber so gleichgiltig machten, führten sie selber vor allen den an, daß es

sich nicht der Mühe lohne, eine Sprache kennen zu lernen, in welcher die Dichtkunst auf einer so niedrigen Stufe stehe. Aus dem Jahre 1676 stammt das berüchtigte Wort des Jesuiten Dominik Bouhours, ein Deutscher könne kein bel esprit sein. Ganz so urteilte man in den literarischen Kreisen Frankreichs bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Anerkennende Stimmen tönen da nur äußerst selten über den Rhein herüber, ein Franzose, der längere Zeit in Deutschland gelebt hatte, Eleazar Mauvillon, spricht in seinen 1740 erschienenen Lettres françaises et germaniques den Deutschen überhaupt geistige Fähigkeiten rundweg ab. Wenn man die Frage aufwerfen wolle, sagt er, woran es Deutschland fehle, um große Dichter hervorzubringen, so müsse die Antwort lauten: An Geist. Der kleinen Zahl von Schriftstellern, denen er einiges Talent zuerkennt, spricht er dafür Originalität ab; sie seien nur geschickte Übersetzer. „Nennt mir einen deutschen Dichter — ruft er aus —, welcher aus eigner Kraft ein Werk von einigem Rufe geschaffen hat; ich wette, daß ihr es nicht könnt!"

Dieser Geringschätzung arbeitete nun freilich schon seit 1720 ein literarisches Unternehmen entgegen, welches französische Refugiés in Deutschland mit der Absicht gegründet hatten, den Franzosen die Hervorbringungen des deutschen Geistes zu vermitteln: es war die Bibliothèque germanique, die zuerst in Amsterdam erschien. In der Vorrede des ersten Bandes wird die Behauptung gewagt, Deutschland sei ebenso fruchtbar als irgend ein Land in Europa an guten Köpfen und Gelehrten. Von Gottscheds literarischer Thätigkeit nahm das Journal des Savants bereits in den Jahren 1737 und 1738 anerkennend Notiz, und zu derselben Zeit warf sich auch der Marquis d'Argens, der spätere Freund Friedrichs des Großen, in den Lettres juives zum Vertheidiger unsers literarischen Rufes auf. Aber erst vom Jahre 1750 an wird die Aufmerksamkeit der Franzosen für deutsches Schrifttum wieder etwas größer, die Mißachtung seltener. Das Verdienst, diese Wandlung herbeigeführt zu haben, gebührt in erster Linie dem bekannten Literaten Friedrich Melchior Grimm, einem Schüler Gottscheds, der 1749 als Reisebegleiter des sächsischen Grafen Schömberg nach Paris gekommen war, sich dann dauernd dort niederließ, durch mehrere kleinen französische Schriften bald ein gewisses Ansehen in den schöngeistigen Kreisen der Hauptstadt gewann und von 1753 an in seiner literarischen Korrespondenz die deutsche Höfe über die neuesten französischen Erscheinungen in Literatur, Kunst und Wissenschaft unterrichtete. In den Jahren 1750 und 1751 veröffentlichte Grimm in dem Mercure de France zwei Briefe über die deutsche Literatur, in welchen er auf sehr geschickte Weise die Vorurteile der Franzosen bekämpft, eine kurze Übersicht über die ältere deutsche Literatur giebt, Gottscheds Wirksamkeit bedeutend hervorhebt, Bodmer und Breitinger erwähnt und auf Haller, Drollinger, Hagedorn, Gellert und Klopstock aufmerksam macht. Seine Worte verhallten nicht ungehört. Bald erhob auch der bekannte Gegner Voltaires, Fréron, in den Lettres sur quelques écrits de ce temps (1751) seine Stimme zu Gunsten der deutschen Lite-

ratur. „Wir haben — schreibt er — bis jetzt die Deutschen nur als ein in dem Rechtsstudium trübselig vertieftes und in den dunkeln Höhlen der Gelehrsamkeit verborgenes Volk angesehen. Wir ahnten nicht, daß sie die Dichtkunst und die schöne Literatur pflegten. Vielleicht hielten wir sie überhaupt nicht dafür geeignet, sich in Gebieten auszuzeichnen, welche Schwung, Geschmack und feines Gefühl verlangen. Gleichwohl steht es fest, daß diese Nation von jeher einige besonders bevorzugte Geister hervorgebracht hat, welche aus ihrer Sprache erhabene und harmonische Töne hervorlockten. ... Vor zweihundert Jahren that sich der bekannte Luther ... auch durch diejenige Reform hervor, welche er auf dem Parnasse vollzogen hat. Man findet in seinen Dichtungen viel Feuer, Kraft und Hoheit. ... Die deutsche Poesie wäre gleich damals zu ihrer Vollendung gelangt, wenn man es sich hätte angelegen sein lassen, in die Fußtapfen dieses Schriftstellers zu treten." Ganz entzückt äußert sich Fréron über die Hallerschen Gedichte, die eben in einer französischen Übersetzung — allerdings von einem Deutschen (Schweizer) — erschienen waren; er findet sie alle philosophisch und moralisch und nennt Haller le Pope de l'Allemagne. Im Jahre 1752 brachte der Mercure de France eine sehr anerkennende Besprechung von Hallers „Alpen," und die Schriftstellerin Madame du Boccage richtete einen enthusiastischen Hymnus an den deutschen Dichter:

O toi que la France a connu
Comme un philosophe sublime,
Mais que notre esprit prévenu
Croyoit ennemi de la rime;
Tu fus le premier des Germains,
Qui, marchant sur les pas d'Horace
Nous appris, par tes dons divins,
Que ces fils du Dieu de la Thrace
Cultivent les fleurs du Parnasse.

So konnte in demselben Jahre bereits Grimm an Haller schreiben: „Sie haben, geehrtester Herr, einen höchst glänzenden Erfolg in Paris gehabt."

Damit war das Eis gebrochen. Wir können hier nicht im Einzelnen darauf eingehen, wie nun eine gleiche Würdigung nicht nur dem aufstrebenden Geschlecht, — den Gellert, Rabener, Liscov, Lichtwer, Joh. Elias Schlegel, Cronegk, Zachariä, Gleim 2c. —, sondern selbst Gottsched noch zu Teil wurde, sodaß 1760 bereits Fréron den jüngeren Dichtern seiner Nation die deutschen Poeten als nachahmenswerte Vorbilder anpreisen konnte. „Die Engländer und nach ihnen die Deutschen — meint er — besitzen jene Kraft des Herzens, welche das Erbteil des Genies ist; der Schöngeist hat bei uns das Natürliche getötet ... und ich bin geneigt zu glauben, daß das Übermaß der Geselligkeit, wenn ich so sagen darf, die Talente entnervt und ihnen jenes Geleckte, Steife, Trockene, Eintönige gegeben hat, was heutigen Tages die meisten unsrer dichterischen Gemälde entstellt.

Neben Grimm und Fréron war es besonders der Abbé Arnaud, der in dem 1754 gegründeten Journal étranger der deutschen Literatur die wohlwollendste Teilnahme widmete. Als literarische Kuriosität sei noch mitgeteilt, daß Süpfle in der Revue encyclopédique von 1775 die sehr schmeichelhafte Besprechung einer poetischen „Gedächtnisschrift" gefunden hat, welche der frühere preußische Rittmeister Karl Alexander von Bismarck, der Großvater des deutschen Reichskanzler, auf den Tod seiner geliebten Gemahlin Christiane Charlotte Gottliebe von Schönfeld im Jahre 1773 in deutscher Sprache veröffentlicht hatte. Die Rezension schließt mit den Worten: Jamais la douleur n'a poussé des accens plus vifs, plus naturels, plus touchans. Cette production, réservée aux seules âmes sensibles, donne du cœur et de l'esprit de son illustre auteur l'idée la plus avantageuse. Den nachhaltigsten Eindruck aber auf die größern Kreise des französischen Publikums machte, wie schon oft erwähnt worden ist, Salomon Geßner. 1756 erschien zuerst eine französische Übersetzung seiner „Daphnis," die aber sehr schlecht sein soll und wenig bemerkt wurde. Umso größern Beifall fand die von dem Literaten Michael Huber im Verein mit dem berühmten Turgot 1759 vollendete Übertragung des „Tods Abels." Turgot, der der deutschen Literatur ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, auch den Anfang des ersten Gesanges des „Messias" übersetzt hatte, schrieb die Vorrede dazu. Schon nach vierzehn Tagen war eine zweite Auflage notwendig, vor Ablauf eines Jahres erschien die dritte, in den Provinzen erschienen zahlreiche Nachdrucke; im ganzen erlebte, von den letztern abgesehen, die Hubersche Übersetzung achtzehn Auflagen. Auch mehrere Nachbildungen rief sie hervor; im Jahre 1765 verwertete ein gewisser Aubert den Stoff zu einem dreiaktigen Trauerspiel; in der Vorrede verweist er ausdrücklich auf die Geßnersche Dichtung als sein Vorbild. Und selbst die bedeutendste dichterische Individualität, welche vor André Chénier in der französischen Literatur erscheint — Gilbert —, wurde durch den „Tod Abels" zu zwei Gesängen begeistert. Von den „Idyllen" erschien 1762 die erste französische Ausgabe, gleichfalls von Huber besorgt; auch hier hatte er wieder Turgot als Mitarbeiter zur Seite, und sogar Diderot soll ihn bei der letzten Ausfeilung mit seinem Rate unterstützt haben. Die „Idyllen" wurden von dem Publikum noch begeisterter aufgenommen als der „Tod Abels." Man nannte Geßner einen Griechen an Natürlichkeit und antiker Einfachheit in der Beschreibung der Natur und der Gefühle; er galt für größer als Theokrit, mit einem Worte: er war ein homme de génie. Nicht nur die hervorragendsten literarischen Kritiker vereinigten sich in seiner Anerkennung, selbst Rousseau spendete ihm Lob. Geßners Dichtungen waren es, welche den Dichter Dorat in einem 1770 veröffentlichten Aufsatze über die deutsche Literatur zu dem Ausrufe hinrissen: „O Deutschland, unsre schönen Tage sind dahin, die deinigen beginnen!"

Die Idyllen riefen in Frankreich einen noch stärkern poetischen Wiederhall

hervor als der „Tod Abels." André Chénier hat sich nicht nur an den antiken Bukolikern, auch an Geßner gebildet; Chênedollé, der Dichter des Genie de l'homme, las die Idyllen auf einer Reise im Winter 1789 mitten auf freiem Felde. „Ich hatte selten ein so lebhaftes Vergnügen, einen so mächtigen Zauber empfunden, erzählte er später. Ich hatte das Gefühl der Poesie im höchsten Grade." In seinen eignen Werken zeigt er sich vielfach von Geßner angeregt. Von minder hervorragenden Nachahmern sei nur jener Berquin genannt, der das revolutionäre Frankreich mit Jugendschriften versorgte, ferner Léonard, Florian und Raillon: dieser letztere schrieb seine Idyllen bereits mitten unter den Stürmen der Revolution.

Schon Schiller hat die merkwürdige Erscheinung zu erklären versucht, daß eine sittlich verderbte Gesellschaft sich gerade von jener Poesie, welche die einfachsten Zustände malt, am meisten angezogen fühlt. Auf seine Deutung ist man später immer wieder zurückgekommen; auch Süpfle schließt sich derselben an, wenn er sagt: „Der empfindsame Dichter — Geßner — schilderte .... vorzugsweise die ruhige und beruhigende Lieblichkeit der Natur, welche das Glück unverdorbener und tugendhafter Menschen begünstigte. Zu diesen friedlichen Naturszenen nun, zu den sanften und reinen Gefühlen, welche dabei zum Ausdruck kamen, fühlte sich durch die Macht des Gegensatzes die von Überfeinerung und Genußsucht ermüdete französische Gesellschaft jener Zeit mächtig hingezogen. Den Rousseauschen Traum von einem beseligenden Naturzustande, welcher so viele Gläubige zählte, entsprach bis zu einem gewissen Grade auch die Geßnersche Schäferwelt."

Dagegen scheint nun die Klopstocksche Muse gar nichts Verwandtes mit der französischen Geistesart des vorigen Jahrhunderts zu haben. Dennoch fand auch sie in Frankreich von allem Anfang an Teilnahme, Anerkennung, ja begeisterte Huldigung.

Fréron war der erste, der auf den „Messias" aufmerksam machte; das Journal étranger brachte dann vom August 1760 bis zum November 1761 einen Auszug aus den zehn ersten Gesängen, die Übersetzung mehrerer Stellen sowie die Zueignungsschrift und eine Erklärung der metrischen Grundsätze Klopstocks. Dabei wird dem Werke das größte Lob gespendet: C'est la poésie d'Homère asservie à celle des prophètes. Daß Turgot den Anfang des „Messias" zu übersetzen versuchte, konnten wir bereits erwähnen, es wird den Lesern vielleicht nicht ohne Interesse sein, seine Übertragung der sieben ersten Verse kennen zu lernen: Ame imortelle! chante la rédemption de l'homme pécheur que le Messie a opérée sur la terre dans son humanité sacrée et par laquelle, au prix du sang de la sainte alliance, il a fait recouvrer aux enfans d'Adam la faveur de la Divinité: Ainsi s'accomplissoit la volonté de l'Eternel! En vain Satan s'éleva contre le fils du Très-Haut; en vain la Judée conspira contre lui. Il poursuivit ses desseins et consomma la grande

expiation. Von Diderot erzählt Helferich Peter Sturz, der 1768 in Paris war, er habe sich die Dichtung mühsam verdolmetschen lassen und so „durch das trübe Medium die stille Erhabenheit des Dichters entdeckt." Übersetzt wurde der „Messias" vor der Revolution nur einmal: 1764 bis 1769 von d'Antelmy, Lehrer an der Ecole royale militaire, der sich bereits durch eine Übersetzung von Lessings Fabeln bekannt gemacht hatte. Diese Übersetzung erlebte 1772 eine neue Auflage. Der „Tod Adams" wurde bereits 1762 übersetzt und fand in Frankreich sogar größern Beifall als bei uns. Das Journal étranger begrüßte dieses Trauerspiel als den Vertreter einer neuen Gattung „Tausendfach unglücklich sind die trägen oder durch den Schöngeist verdorbenen Seelen — heißt es in der betreffenden Anzeige —, welche das Klopstockische Trauerspiel ohne Erschütterung, ohne Rührung, ohne Thränen lesen." Auch die „Hermannsschlacht" sowie mehrere Oden Klopstocks erlebten in Frankreich bald Übersetzungen und Nachbildungen. Die glühendsten Verehrer aber fand Klopstock in dem Kreise der Emigranten, der sich in den Jahren 1795 bis 1799 in Hamburg versammelte. Rivarol stand ihm freilich kühl gegenüber und ließ sich bei dem greisen Dichter garnicht einführen, umsomehr bewunderte ihn Senac de Meilhan, der geistreiche Verfasser der Considérations sur l'Esprit et les Mœurs; er war es, der seine Elegie über den Krieg von 1793 übersetzte und dieselbe mit einem sehr schmeichelhaften Briefe an den Dichter sandte, worin er sich äußerst verständig über die relative Beschränktheit der französischen Sprache des achtzehnten Jahrhunderts, über ihre Unfähigkeit, große seelische Bewegungen auszudrücken und die Schönheiten fremder Poesie wiederzugeben, ausspricht. Andre Verehrer Klopstocks in Hamburg waren Ch. de Villers, der Marquis de la Tresne, besonders aber der junge Chênedollé, welcher zu Klopstocks Preise eine schwungvolle Ode verfaßte. Die herrlichsten Epen — sagt er darin —, selbst die des erhabnen Homer, würden einst in den Abgrund der Vergessenheit versinken, nur der „Messias" nicht.

Mais le Temps, ô Klopstock, sur tes pages divines,
N'osera déployer son bras dévastateur.
Dans ce dernier jour même où le monde en ruines
Verra planer sur lui l'ange exterminateur,
Urim, sur ses ailes dorées
Doit, vers les voûtes azurées
Porter tes vers, ravis au trépas envieux;
Là chantés dans le sein des sacrés édifices
Ils feront encore les délices
Des Chœurs innombrables des Cieux.

Mit Recht sagt Süpfle, daß in ähnlicherweise weder Klopstock je in Deutschland, noch ein französischer Dichter in seinem eignen Lande gefeiert worden sei.

Der Hauptwert von Süpfles Buch liegt unstreitig in der Fülle von Material, welche hier zusammengetragen ist; in den Anmerkungen findet sich für manche Partien eine erschöpfende Übersicht der Quellen und der einschlägigen Literatur. Niemand wird das Buch ohne Belehrung aus der Hand legen, viele wird es zu eigner Forschung anregen und ihnen in dieser als treuer Wegweiser dienen. Mit Spannung sehen wir dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen; denn wenn die deutsche Literatur auch später nie wieder von den Franzosen mit solcher Begeisterung aufgenommen worden ist, wie zur Zeit der Haller und Geßner, wenn sie auch nie wieder die Teilnahme so großer Kreise gewonnen hat, so wurde doch ihre Einwirkung auf die Höchstgebildeten der Nation eine umso tiefere und nachhaltigere. Denn diese gaben doch die Weltanschauung, welche auf ihrem Boden im vorigen Jahrhundert erwachsen ist — den Rationalismus — ebenso gut auf, wie die Höchstgebildeten der übrigen Kulturvölker, um dafür jene Ansicht von Natur und Geschichte, Staat und Gesellschaft in sich aufzunehmen, welche K. Hillebrand mit einem treffenden Schlagwort „Organismus“ genannt hat; diese aber ist doch ganz ein Produkt des deutschen Geisteslebens.

Prag. E. Guglia.



Neue Theaterstücke.

Von Eugen Reichel.

2.



Sonnabend den 6. November beschenkte uns das „Deutsche Theater“ mit dem Schauspiel „Der schwarze Schleier“ von Oskar Blumenthal. Da es mir bei dieser Gelegenheit darum zu thun sein muß, endlich einmal die ganze Nichtigkeit und Armseligkeit der „Kunst“ des Berliner Tageblatt-Kritikers an den Pranger zu stellen, so will ich mir die an und für sich leichte Arbeit nicht noch dadurch erleichtern, daß ich seinem neuesten Schauspiel die Ehre einer Betrachtung zu Teil werden lasse; denn es ist ja diesmal das kaum Glaubliche geschehen, daß die Blumenthalsche Neuigkeit nur einen höchst zweifelhaften Erfolg zu erringen, daß selbst die wohlwollende Gesellschaft der Kritiker Berlins ihre großen Bedenken nicht zurückzuhalten vermochte. Seit dem kläglichen Durchfall des eigenartigen Schauspiels „Sammet und Seide“ auf der Bühne des Wallnertheaters (das keine so

protzenhaft überladnen Zimmerausstattungen liefert wie das herrliche „Deutsche Theater" und auch nicht so in die Gunst des Publikums hineingeschrieben worden ist wie das ideale Unternehmen in der Schumannstraße) hat es den Anschein, als ob der Herr Verfasser, nachdem er einen Gipfelpunkt seiner „Kunst" erklommen hatte, sich ein wenig nach abwärts neige, gleich als wolle er den nötigen Tiefengrad erreichen, um dann umso unwiderstehlicher zur schwindelnden Höhe wieder emporzuschnellen und wohl gar endlich das „Meisterwerk" zu liefern, das uns Herr Ludwig Speidel von dem hoffnungsvollen Dramatiker zu verkündigen für gut gefunden hat. Ich will, wie gesagt, den Genius des „Berliner Tageblattes" nicht auf seinem zeitweiligen Niedergange begleiten; denn jedes Genie hat ein Recht, zu verlangen, daß man es nach dem Besten, was es geleistet hat, beurteile. Das anerkannt beste Werk unsers Theaterfürsten aber ist das entzückende Schauspiel „Ein Tropfen Gift" — und da sich's eben nur um einen „Tropfen" handelt (der freilich unter Umständen ein ganzes großes Reich vergiften kann), so darf ich hoffen, mit meinem Taschenmikroskop auszureichen.

Da Herr Blumenthal zur aristokratischen Gesellschaft sehr nahe Beziehungen unterhält, so darf man sich nicht wundern, daß er in seinen Schöpfungen mit besondrer Vorliebe Freiherren, Grafen und Prinzen zu Worte kommen läßt, überhaupt das Treiben der vornehmen Welt zu schildern unausgesetzt bemüht ist; denn ein Dichter, zumal ein Dramatiker, macht seine Studien nicht umsonst; was er kennt, das muß auch zu Markte gebracht werden — kein Wunder daher, daß die Blumenthalschen Werke ein so aristokratisches Gepräge zeigen.

In unserm „Tropfen Gift" ist es nun ein Lothar Freiherr von Mettenborn, der es auf die keusche und in glücklichster Ehe lebende Hertha von Weidegg, die Tochter des Grafen Vahlberg, abgesehen hat. Er sagt von sich selbst, daß er „die Liebe in allen Formen gekostet" und den „Saft, der so eilig trunken macht, bis zur Übersättigung eingeschlürft" habe, daß aber „Liebe, die aus Haß und Feindschaft herausschäumt, eine letzte Lebenswürze sei," auf die er vom Himmel noch hoffe. Um zu dieser „Lebenswürze" zu gelangen, bedarf er nun freilich des guten Willens der Frau Hertha; diese aber haßt ihn (was wir wenigstens glauben müssen, da der edle Freiherr selbst es behauptet, obschon wir nicht wissen und nicht erfahren, warum sie ihn haßt) und liebt ihren Mann, wie gesagt, schwärmerisch, sodaß wir an dem Verstande dieses Wüstlings immerhin zweifeln müssen. Aber es kann ja sein, daß der Don Juan, der so siegesgewiß davon spricht, daß er „den blonden Biedermann" von Gemahl verdrängen werde, irgend etwas in der Hand hat, was die Sinne seines Opfers verwirren und ihm auf diese Weise Gewalt über die sinnlos gewordene Frau geben könnte; und wir erfahren denn auch, daß er in der That über „einen Tropfen Gift" verfügt, der ihn zu seinem Ziele führen soll. Wir sind hier bei dem angelangt, was den Inhalt unsers Schauspiels bildet; sehen wir es uns in aller Besonnenheit an.

Lothar, der den Baron von Weidegg „nicht leiden“ kann, was ihm Frau Hertha im dritten Akte bemerkbar macht, und den anderseits Frau Hertha mit ihrem „innigsten Hasse“ beehrt, ist nämlich trotzdem ein vertrauter Freund des Hauses, räkelt sich auf den Sesseln des Weideggschen Salons herum und drängt sich sogar am Geburtstage der Hausfrau in den Familienkreis, weil er eben Gelegenheit erhalten muß, seine teuflischen Jagokünste spielen zu lassen. Er hat nämlich bereits Frau Hertha in ziemlich unverschämter Weise um eine „geheime Unterredung“ ersucht, ist aber natürlich in entschiedner Weise von der guten Baronin abgefertigt worden, und beginnt jetzt damit, in Gegenwart verschiedner Freunde des Hauses den „Tropfen Gift“ auszuspenden. Es ist von den Skandalaufsätzen in einer russischen Revue die Rede, und Lothar behauptet, daß der Verfasser jener Aufsätze einen ganz besondern „Streich“ vorhabe, daß er beabsichtige, „einen ergrauten Staatsmann in einer wirklich erbarmungslosen Weise“ bloßzustellen. Eine gutherzige, skandalsüchtige Baronin fragt entrüstet, ob es „keine Waffen gegen solche Bubenstücke“ gebe — und Lothar erwiedert, daß „das Unheil in diesem Falle vielleicht noch abwendbar gewesen wäre,“ daß aber, weil „ein treuer Verehrer des bedrohten Greises seine zärtliche Tochter vergebens um eine Unterredung unter vier Augen gebeten habe,“ das Unglück nicht aufzuhalten sei u. s. w. Natürlich wird Frau Hertha sofort unwohl, die Gäste entfernen sich, und das bedrohte Opfer erklärt nun ihrem Feinde, daß ihr Vater (denn sie ist klug genug, um sofort zu erkennen, daß es sich um ihren Vater handelt) „gegen verleumderische Ausstreuungen keinen Beschützer brauche und keinen Verteidiger,“ daß die „fleckenlose Reinheit der Ehre des Grafen Vahlberg keines Beweises bedürfe.“

Nachdem wir uns darüber klar geworden sind, daß Hertha vor einem Geheimnis steht, wie wir selbst, so sind wir begreiflicherweise sehr begierig darauf, etwas von den „Thatsachen“ zu hören, die jenen „Verleumdungen“ zu Grunde liegen; deshalb tritt denn auch der alte Graf herein und wird zunächst von Lothar darauf aufmerksam gemacht, daß er „der Minister des Herzogs Karl Theodor war,“ daß er dann „plötzlich in einer schicksalsschweren Stunde aus dem Amte geschieden, und eben die eigentümliche Geschichte dieser Stunde —“

„Um Verzeihung, mein Herr (der Graf redet den Freiherrn in der That als »mein Herr« an!), die Geschichte dieser Stunde ist ein Geheimnis zwischen mir und dem Herzog geblieben — der Herzog hat es unangetastet mit ins Grab genommen, und ich gestatte niemandem, auch nur mit der Fingerspitze daran zu rühren“ — unterbricht ihn die alte Exzellenz; wir sehen also, daß die Verleumdung in der That auf sehr wackligen Füßen steht.

Aber Lothar hat sein Ziel im Auge; deshalb fährt er heimtückisch fort: „Und dennoch steht ein Abenteurer im Begriffe, dies Geheimnis auf öffentlichem Markte zu erörtern.“

Jetzt bekommt der sich seiner Unschuld bewußte Graf einen Schreck:

Lothar bietet ihm seine „Vermittlung“ an; der Graf erklärt aufs neue, daß er „einen ehernen Schutz gegen die Meinung der Welt gewonnen“ habe; und Lothar teilt ihm nun endlich mit, daß jener Abenteurer dahinter gekommen sei, „daß in dem Jahre des Krieges das Schicksal des Herzogtums von einem geheimen Staatsvertrage abhängig war,“ daß aber „in der entscheidenden Stunde dieser Geheimvertrag verraten wurde, der Herzog infolge dessen den Thron verlor,“ und daher „mit grausamer Folgerichtigkeit der Verdacht des Hochverrats auf den Minister sich lenken mußte.“

Hertha, die von alledem schon aus dem Grunde noch nie etwas erfahren hat, weil (ganz abgesehen von diesem nebelhaften „Geheimvertrage“) der alte Staatsmann allezeit unbefleckt vor der Welt gestanden hat, und gewiß, wenn auch nur der leiseste Verdacht auf ihm gelastet hätte, in seinem hohen Kreise gesellschaftlich unmöglich und nicht Schwiegervater eines angesehenen Staatsbeamten geworden wäre, ruft nun bekümmert aus: „Aber so widersprich ihm doch!“ Nun erzählt aber der grausame Lothar weiter, daß er sich eines Besuches des Grafen bei seinem Vater erinnere, daß damals der unglückliche Graf „gebeugt und gebrochen“ und mit „unaufhaltsam aus den Augen brechenden Thränen“ das Geheimkabinet des alten Freiherrn von Mettenborn verlassen und dieser dem Sohne dann „karg und dumpf“ erklärt habe: „Das ist ein Unglücklicher, der bei mir seine verlorne Ehre gesucht hat, und ich kann sie ihm nicht wiedergeben, ich darf's nicht, weil mir Amt und Eid die Zunge fesseln.“

Wir fassen uns nun an den Kopf und fragen uns: Sind wir verrückt, oder sind es die Menschen dort oben zwischen den schönen Möbeln?

Der Graf ist sich seiner Schuldlosigkeit nicht nur bewußt, sie ist ihm auch (wenn wir überhaupt die unsinnige „politische“ Voraussetzung gelten lassen wollen) von allen Seiten anerkannt worden, schon allein dadurch, daß er nach wie vor als Ehrenmann gegolten hat und gilt; sollte nun aber wirklich ein Wicht von einem Zeitungsschreiber es wagen, in einer angesehenen Zeitschrift den Ehrenmann zu verleumden, was hätte der Graf zu fürchten? Er würde nur nötig haben, an die Regierung jenes Staates, an den das Herzogtum „verraten“ worden war, die Bitte zu richten, ihm, dem würdigen Staatsmanne, beizustehen; diese Regierung würde sich beeilen (wenn sie überhaupt so abgeschmackt wäre, die Dummheit ernst zu nehmen), zu erklären: „Graf Vahlberg hat den Geheimvertrag an uns nicht verraten,“ und die Sache wäre erledigt.

Das ist freilich leicht gesagt; aber Herr Blumenthal wollte doch ein vieraktiges Schauspiel schreiben und „Sensation“ erregen, wie wäre das möglich gewesen, wenn seine Puppen bei Verstande geblieben wären? Nein, Verstand ist etwas so Alltägliches, daß man sich wahrlich nicht an den Schreibtisch zu setzen braucht, um ihm in einem geistvollen Drama zu seinem Rechte zu verhelfen. Unser Graf gesteht denn auch seinem ahnungslosen Kinde, daß allerdings die Sache sehr bedenklich sei, daß ein Verdacht auf ihm laste, den er „bis

heute noch nicht abzuschütteln vermocht habe"; daß der Herzog zwar an seine „Untreue nicht habe glauben wollen," daß er aber „in dem haßerfüllten Blicke des Erbprinzen seine Verurteilung gelesen" und deshalb „in stummer Entsagung" sich selbst „zu thatenloser Ruhe verurteilt habe." Lothar heizt nun dem Narren noch etwas mehr ein und bittet schließlich um die Erlaubnis, dem Verleumder „mit einem Knebel von Banknoten den Mund zu stopfen." Das aber kann der Graf unter keinen Umständen annehmen; er beteuert daher aufs neue, daß seine „Ehre, dem Himmel sei Dank! nicht auf der Zungenspitze eines Abenteurers stehe"; Lothar muß unverrichteter Sache das Feld räumen, und Hertha schmiegt sich an den alten Papa und giebt ihm die Versicherung, daß sie jetzt „mit verzehnfachter Zärtlichkeit sich an den »Dulder« schmiegen" wolle, sodaß der Graf „in seiner fröhlichen Unschuld" das gute Kind bewundernd ans aristokratische Herz drückt, womit der erste Akt beendigt ist.

Im zweiten Akte erfahren wir, daß der unheimliche „Abenteurer" wirklich sein grausames Verleumdungswerk (wenn wir wenigstens wüßten, weshalb?) ausgeführt hat. Wie wirkt nun dieser Zeitungsartikel auf die „Gesellschaft" unsers Stückes? Leider entsetzlich, denn ein Zeitungsartikel, ein Zeitungsartikel! und zumal, wenn man bedenkt, mit welcher Ehrfurcht die aristokratischen Kreise zu der Presse hinaufsehen! Wenn zur Zeit des Verrates alle Herrschaften sich von dem Staatsmanne zurückgezogen, wenn die Spatzen von den Dächern gepfiffen hätten: Seht den Verräter! so könnten die Freunde des Mannes vielleicht großherzig genug sein, um ihn trotz alledem noch unter sich zu dulden — aber jetzt, zwanzig Jahre nach dem seltsamen, längst vergessenen Vorgange, und obenein, da ein ehrloser Verleumder eine kopflose Zeitschrift gefunden hat, die seine Verleumdung, ohne sich über ihre Voraussetzungen zu unterrichten, abgedruckt hat — nein, der Fall ist zu schwer; auch die besten Aristokraten sind nur Menschen, und Unmögliches kann kein Mensch leisten. Daher wird denn der Schwiegersohn des Grafen augenblicklich „nach dem schönen Holland" geschickt. Herr Doktor Blumenthal aus dem aristokratischen Viertel ändert den abgeschmackten Gebrauch, daß dienstliche Angelegenheiten dieser Art in vorgeschriebenen Formen erledigt werden, dahin ab, daß er dem Geheimrat Fabricius Gelegenheit giebt, dem ihm untergebenen Beamten die „Kaltstellung" in einem fremden Hause, wo er mit diesem Beamten in Gesellschaft zusammentrifft, mündlich zu verabfolgen! Es ist doch etwas Eignes um den Genius! Wo andre blind um sich tappen und nach festem Boden suchen, da schwingt er die Flügel und — siehe da! und selbst die besten Freunde der Familie ziehen sich ohne weiteres und in verletzendster Weise von den „Geächteten" zurück. Da wir längst wissen, daß wir es mit Idioten zu thun haben, so schmunzeln wir nur über die Scherze und freuen uns schon auf das Kommende; denn was kann jetzt nicht noch alles kommen!

Im dritten Akte haben selbstverständlich die Qualen der Familie ihren Höhepunkt erreicht. Der alte Graf, der so stolz auf das Bewußtsein seiner

Unschuld pochte, ist ganz gebrochen. Da rafft sich Hertha, weil es jetzt gerade so paßt, zu der an sich ganz verständigen Frage auf: „Wenn du Recht hättest mit deinen selbstquälerischen Beschuldigungen,*) warum wurde nie eine öffentliche Anklage gegen dich erhoben?" Aber natürlich: die „Kriegsereignisse!" das rollte über den unglücklichen Grafen „und sein kleines Schicksal" hinweg! Der Herzog, also der einzige, der dem „Verräter" hätte fluchen dürfen, hat ihn bis zum Tode mit seiner Gunst ausgezeichnet — aber der Sohn, der Sohn!

Ha, der Sohn, der Erbprinz! Der wird doch wenigstens der verräterischen Kanaille zugesetzt haben. Aber nein, der Graf betont ausdrücklich, daß der Prinz ihn niemals habe verfolgen lassen, daß er ihm „schweigend und schonungsvoll ausgewichen" sei. Endlich eine Aussicht auf Rettung!

„Wie — ruft Hertha — dieser Mann sollte wissen, daß du ihn mit verräterischer Hand vom Throne gestoßen hast, und er sollte nichts, aber auch garnichts thun, um diesen Hochverrat und Frevel zu rächen? Seit Jahren lebt er in unsrer Stadt, wenige Straßen von uns entfernt, und nie sollte er mit zorniger Faust an die Thür gepocht, nie von dir Rechenschaft gefordert haben vor aller Welt?"

Das war ein Wort zu rechter Zeit; der alte Graf wird fast von der Freude über diese Fügung des Himmels erdrückt, beschließt sofort, an den Prinzen zu schreiben, und hofft von ihm empfangen und entsühnt zu werden. Aber kaum ist der alte Narr fortgegangen, so trifft eine Depesche ein, welche meldet, daß der Verleumder nun doch nicht nur ein Verleumder sei, sondern seine Mitteilungen „aus dem eignen Munde des Prinzen" erhalten habe — der arme Graf, nun ist es auch mit der letzten Hoffnung vorbei! Da erscheint endlich wieder der unheimliche Lothar, aber diesmal als Retter aus tiefster Not; er erzählt nämlich der von ihm verfolgten Frau, daß die Schuldlosigkeit des Grafen erwiesen sei und daß die Zeugnisse hierfür sich in den Händen des Prinzen befinden. Wir erfuhren zwar vor wenigen Minuten von Hertha, daß der Prinz dem Grafen gegenüber sich immer gleichgiltig gezeigt habe; das paßt aber jetzt nicht, und deshalb fragt Hertha: „Der Prinz, der den Vater angeklagt und verfolgt hat?" — Heiliger Wahnsinn!

Frau Hertha liest nun in Frau Niemanns Manier den eigenhändig geschriebenen Brief des Prinzen, kost vor lauter Seligkeit mit dem Ehrenmann von „Erretter," der ihr vor kurzem noch zu verstehen gegeben hat, um welchen Preis er den Grafen von dem „Makel" reinwaschen wolle, und im Hause herrscht

*) Der Graf glaubt jetzt nämlich doch wieder an seine Schuld, weil, wie er sagt, nur er „der Schuldige gewesen sein konnte, nur er auf der weiten Erde." Es ist von unwiderstehlicher Ergötzlichkeit, diesen Grafen die Rolle gegen sich selbst spielen zu sehen, die allenfalls ein unfreundlich Gesinnter gegen ihn spielen konnte. Herr Blumenthal aus dem aristokratischen Viertel ist offenbar nicht nur ein großer Kritiker und Schriftsteller, sondern auch ein außerordentlicher Kenner der menschlichen Seele. Wer ihm doch etwas ablernen könnte!

natürlich die vollkommenste Freude, die im letzten Akte noch dadurch gesteigert wird, daß die guten Freunde wieder so großmütig sind, dem „Geretteten“ sich zu nahen, und daß der Prinz in eigner Person erscheint, um zu melden, daß der Herzog selbst aus Vaterlandsliebe den Verrat begangen habe.

Das nenn' ich doch noch einen Plan! Und wenn wir uns all den Unsinn zur Not wollten gefallen lassen, um andrer Dinge willen — was aber wird denn mit diesem Unsinn erreicht? Von einer Handlung ist zwar im Stücke nichts zu spüren; aber der böse Lothar schien doch so etwas wie einen Zweck zu verfolgen — wo bleibt denn dieser Zweck? Er will Hertha seinen Lüsten dienstbar machen; was versucht er denn für Mittel, um zu diesem heißersehnten Ziele zu kommen? Er bietet der Aristokratin (nicht etwa der Frau eines Postboten) „eine Handvoll Banknoten,“ welche dem „Verleumder“ den „Mund stopfen“ sollen; er weist sie um Mitternacht auf seinen wartenden Wagen hin — aber die Frau will noch immer nicht anbeißen. Da bringt er ihr endlich die Mitteilung, daß ihr Vater fleckenlos dastehe — nun wird die Göttin ihm doch endlich den geschätzten Schoß öffnen — denn mit seiner Kunst hat es jetzt ein Ende. Leider gewährt sie dem Edeln nur „Freundschaft,“ und der gefährliche Mensch muß in den sauern Apfel beißen und sich einreden, daß das nun doch das Beste sei! Läßt sich etwas denken, das alberner wäre?

Und wie es in diesen aristokratischen Kreisen zugeht! Die schönsten Vorkommnisse habe ich schon hervorgehoben; aber nicht minder fein ist es, wenn der Freiherr Lothar im Hause des Staatsbeamten, Baron Erwin von Weidegg, dem Diener, welcher meldet, daß die gnädige Frau nicht zu sprechen sei, zuruft: „Ich erwarte zuversichtlich, daß die Ereignisse des Tages die gnädige Frau noch heute in die Stimmung bringen werden, mich zu empfangen.“ Oder wenn Hertha, die Aristokratin, die Gesellschaft besucht und sagt: „Ich führe zum erstenmale meinen Geburtstagsstaat spazieren: Armbänder, Fächer, Kollier, alles!“ gleich als wäre sie eine Barbierstochter aus einem Landstädtchen. Und dieser Leutnant Bruno, der den veralteten „Jardeleitnant“ an Albernheit und Unwissenheit noch überbietet, aber nicht etwa ein verzärtelter Krautjunker ist, sondern der Sohn eines Artillerie-Obersten, also aus einer Familie stammt, in der wohl noch ganz andre Ansprüche an die Bildung ihrer Söhne gestellt werden, als sie Herrn Blumenthal jemals nahegetreten sind! Mit einem Worte, an dem ganzen Machwerk ist, abgesehen von einer kleinen Szene zwischen Liddy und Bruno, die der Verfasser vielleicht irgendwo „gefunden“ hat, alles elend, abgeschmackt und dilettantisch. Selbst die „Sprache,“ die ja soviel Bewunderung bei den Kennern erregt, ist unsäglich reizlos und blüht gelegentlich in den schönsten Formen. Wenn Fabricius fragt: „Ich darf auf Ihre Fürsprache rechnen?“ so antwortet Hertha: „Aus vollem Herzen.“ Hertha „fühlt es in jedem Pulsschlage, daß hinter dem Eigensinn ein schmerzliches Geheimnis steckt,“ und „sucht“ nach „diesem Rätsel,“ anstatt nach der Lösung desselben. Auch

haben die Leute bei Herrn Doktor Blumenthal die Angewohnheit, auf den „Zehenspitzen“ zu gehen oder zu schleichen, statt auf den Fußspitzen.

Und dieser Quark hat die gebildete Bevölkerung Berlins fast hundertmal ins Theater gezogen! Dieses Unding von Schauspiel hat den „Dichter“ zum reichen Manne gemacht, während ein Lindner mit all seinen Fähigkeiten ins Irrenhaus wandern und seine unglückliche Familie dem Wohlthätigkeitssinn der Schriftsteller überlassen mußte! Wir sehen, was die schönen Möbel, die Künste der Frau Niemann und die Posaunenstöße der „Kritik“ alles bewirken können! Aber soll es diesem Dilettanten, der auf die Kurzsichtigkeit des Publikums und die beliebt gewordnen Manieren der Schauspieler des „Deutschen Theaters“ spekulirt, auch fernerhin gestattet sein, sich in die Reihe der Theaterschriftsteller einzudrängen? Er schreibe seine „Kritiken“ nach wie vor — sie sind ja in „ganz Deutschland“ so überaus beliebt geworden —, aber als Ebenbürtiger neben Schiller, Kleist und Grillparzer sich tummeln zu dürfen, während die ernstesten, ehrlichsten Talente verkümmern müssen, das hieße denn doch die Unfähigkeit adeln, und ich hoffe, daß das Publikum, und nicht nur das Publikum Berlins, diese schmachvollen Zustände nicht noch wird begünstigen wollen.

Meine Leser werden es begreiflich finden, wenn ich jetzt nicht noch dem neuesten „Werke“ des Herrn Blumenthal näher trete; ebensowenig mag ich an die Aufführung meine Worte verschwenden. Auch diesmal sollen die Darsteller des L'Arronge-Theaters „auf der Höhe“ gestanden haben. Was denkt man sich wohl darunter? Kann bei solchen Stücken überhaupt von künstlerischen Leistungen der Schauspieler, die sich eben mit allem Behagen nur gehen zu lassen brauchen, die Rede sein? Wann hat eine Aufführung am L'Arronge-Theater überhaupt „auf der Höhe“ gestanden? Im „Don Carlos“ erhitzte der Carlos des feurigen und wirklich begabten Herrn Kainz die Köpfe, das übrige war, bis auf die prunkenden Dekorationen und Gewänder, ganz mittelmäßig; im „Tell“ wurde selbst das wenige Gute, der Melchthal des Herrn Kainz, von den polternden Steinen übertobt; die „Iphigenie“ forderte das Gespött selbst der Nachsichtigen heraus; in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ wurde die Rolle, um deretwillen man sich das Werk vor allen Dingen ansieht, von dem schönen Fräulein Geßner gespielt; Hebbels „Maria Magdalena“ wurde schon allein durch den Meister Anton des Herrn Dr. Förster zur unbegreiflichen Posse; wenn nicht die Herren Kainz und Pohl gewesen wären, so hätte man den armen Hebbel noch im Grabe beweinen müssen; selbst der „Richter von Zalamea,“ den man sich in Wien genau angesehen hatte, wo gerade dieses Schauspiel in größter Vollendung zur Darstellung gebracht wurde, bot, trotz aller Trefflichkeit im ganzen, nicht eine einzige Leistung, die wirklich künstlerisches Gepräge getragen hätte. Das „Käthchen von Heilbronn“ und den „Homburg“ von Kleist habe ich mir nicht mehr angesehen; da ich diese Aufführungen nicht kenne, so will ich sie gern für vollendet gelten lassen. Was aber sonst von den „Genien des

Hauses“ für diese Bühne geliefert worden ist, ist derart, daß man ehrlicherweise garnicht von „Vollendung“ sprechen darf, und wenn der äußerliche Eindruck der Aufführungen noch so erfreulich sein sollte. Wenn ein Mensch ruhig und sicher seines Weges über die gepflasterte Straße geht, so habe ich kein Recht zu rufen: Alle Wetter, der macht seine Sache gut! Die ganze Kunst des L'Arronge-Theaters beruht aber auf diesem Scheine; daher geht man Goethe so weit aus dem Wege; daher hütet man sich vor „Maria Stuart“ und „Wallenstein,“ vor den „Nibelungen“ und andern Werken, welche große, künstlerische Ansprüche an eine Bühne stellen; daher werden alle ernsthaften Talente von diesem Tempel ferngehalten, weil man für ernsthafte Leistungen hier nicht eingerichtet ist. Selbst ein so wenig ansprnchsvolles Stück wie der „Erfolg“ von Lindau kommt auf dieser Bühne nicht recht zur Geltung; denn Lindau ist eben doch noch ein andrer Autor als die Herren L'Arronge, Blumenthal und Lubliner; sein „Erfolg,“ seine „Diana“ und „Tante Therese“ haben doch immerhin feine Züge, sogar Züge von Gemüt; und seine Sprache ist auch hier nicht ohne wirkliche Anmut; er ist eben trotz allem, was auch an diesem Schriftsteller nicht ganz erfreulich scheint, ein talentvoller und gebildeter Mann, kein hahnebüchner „Volksdramatiker,“ kein ganz dilettantischer Schauspielerdiener.

Ich bin heiß geworden — aber das „Deutsche Theater“ macht es dem Beurteiler schwer, nicht in Unmut zu geraten. Nichts kann mir ferner liegen als die Absicht, dieses Unternehmen wirklich zu schädigen, schon aus dem Grunde, weil ein Theater, das nun drei Jahre hindurch sich in der Gunst des Publikums behauptet hat, ein wichtiger Faktor für das Theaterleben ist, mit dem der besonnene Mann rechnen muß und gern rechnet; auch sind ja die Herren L'Arronge, Förster und Blumenthal nicht unsterblich; der Boden, auf dem wir sie heute noch herumackern lassen müssen, wird ja wohl einmal bessere Bebauer finden — und warum soll man nicht eine schlechte Gegenwart in der festen Hoffnung auf die bessere Zukunft mit Gelassenheit ertragen. Aber eine Gefahr für die dramatische Kunst, nicht nur innerhalb der Hauptstadt, droht nicht bloß von dem gegenwärtigen Theater, sie ist schon lange vorhanden; denn der „Erzeuger“ des berühmten „Doktor Klaus“ und der andern Milchkühe ist wohl kaum der geeignete Mann, um einem wirklich künstlerischen Unternehmen vorzustehen. Ein Blumenthal, über dessen Erfolge wir uns schämen müssen, wäre nie zu diesen Erfolgen gelangt, wenn nicht das „Deutsche Theater,“ für das er in der unanständigsten Weise die Lärmtrommel rührte, zur Verfügung gehabt hätte. Dem Publikum war eingeredet worden, daß dieses Theater endlich einmal den Berlinern vollendete Aufführungen und vortreffliche Stücke darbiete — was Wunder, daß die arglosen Leute, die so gern das Gute unterstützen wollten, entzückt waren, daß sie Stücken, die im Wallnertheater oder im Residenztheater ausgezischt worden wären, zujubelten und den Spekulanten des „Deutschen Theaters“ drüben und hüben die Kassen füllten?

Und wie hätte der Hauptstadt des deutschen Reiches die Schmach angethan werden können, das dilettantische Durcheinander, genannt „Lorelei," des „Doktor Klaus"-Dichters dulden zu müssen, wenn nicht der Herr Dichter zugleich der Herr Direktor des idealen Theaters gewesen wäre, welches mit Selbstgefühl sich an die Stelle des Schauspielhauses gesetzt hatte, des Schauspielhauses, das dem L'Arronge-Theater noch in ganz andrer Weise überlegen ist, als das Burgtheater es dem Stadttheater Laubes war? Denn das Burgtheater war sozusagen führerlos geworden, und Laube war eben Laube; das Schauspielhaus aber hatte seinen besonnenen Führer, seine lange, ununterbrochene Vergangenheit, sein reiches, vielgestaltiges Repertoire, sein abgetöntes, trotz aller Mängel doch vornehmes Zusammenspiel, und die Herren L'Arronge, Förster und Blumenthal (denn dieser Genius ist nun einmal nicht vom L'Arronge-Theater zu trennen) waren und sind eben die Herren L'Arronge, Förster und Blumenthal.

Das Bittere, das ich hier, nicht ohne schwere Überwindung, ausgesprochen habe, mußte einmal gesagt werden, wenn der Unfug, der hier getrieben wird, nicht alles Maß übersteigen sollte. Ich betone trotz alledem, daß ich dem „Deutschen Theater" als solchem durchaus nicht feindselig gegenüberstehe, schon aus dem Grunde nicht, weil es einige höchst ehrenwerte Darsteller besitzt, und weil sich wohl auch hierher gelegentlich etwas Besseres verirren kann und auch wohl schon verirrt hat. Ich habe mich trotz alles Vorurteils selbst im Anfang nicht gegen das Unternehmen verschlossen und z. B. die wirklich wundervolle Ausstattung des „Othello" mit entzückten Augen betrachtet, den Don Carlos des Herrn Kainz aufrichtig bewundert, das gewandte Fräulein Sorma in der „Jugendliebe" sehr trefflich gefunden und selbst noch in den „Krisen" Frau Niemann, in „Maria Magdalena" die Herren Kainz und Pohl freudig beklatscht — aber es wäre ja auch zu traurig, wenn ein so anspruchsvoll auftretendes Theater garnichts hätte leisten sollen. Bekämpfens-, wenn man will hassenswert ist nur der Geist, der an diesem Theater herrscht, das ganze Gebahren und vor allen Dingen das Repertoire, das trotz aller „Blender" durchaus unwürdig ist.

Herrn L'Arronge ist vor einiger Zeit eine hohe Auszeichnung zu Teil geworden; ob er sie für die „Lorelei" oder für die Nichtaufführung des „Neuen Gebots" erhalten hat, läßt sich nicht genau bestimmen — vielleicht haben die beiden Verdienste zusammengewirkt. Aber als ich die Nachricht las, hörte ich hinter mir ein Schluchzen — ich sah mich um, und vor mir standen Thalia und Melpomene mit verzerrten Gesichtern, Thränen liefen an ihren Wangen hinunter, und ihre Leiber zuckten wie krampfhaft. Ob es Lach- oder Weinkrämpfe waren, konnte ich leider nicht feststellen.



Phantasiearmut und Illustrationswut.



Unser ganzes Geschlecht, vornehmlich aber unsre heranwachsende Jugend, ist arm an Phantasie. Das ist eine Klage, die oft und nicht am wenigsten aus dem Munde derer gehört wird, die unser Volk und unsre Jugend kennen; man wird ihr auch die Berechtigung nicht absprechen können. Phantasiemangel ist eine Art seelischer Blutarmut, nicht gerade eine Krankheit, wohl aber ein ungesunder Zustand; und die krankhafte Blässe, die glanzlosen Augen im Antlitze unsrer Zeit hat wohl jeder bemerkt, der dieses Antlitz überhaupt zu schauen versteht.

An diesem Phantasiemangel trägt nicht nur die ganze Richtung unsrer Zeit schuld, sondern vor allem auch unsre Pädagogik. Es darf dies umso offener ausgesprochen werden, als ganz vor kurzem ein bedeutender Pädagog die Phantasie geradezu das Stiefkind der neueren Pädagogik nannte. Stiefkinder läßt man nicht gerade verhungern, aber man setzt sie zurück. Wie weit muß die Phantasie jetzt zurückstehen hinter den rechten Kindern der Pädagogik, der Erkenntnis und Anschauung! Überall fast gilt es als erster Grundsatz alles Lehrens: „Nur dem Kinde nichts lehren, was es nicht vollständig versteht! Nur nichts in seinen Ideenkreis einführen, was nicht durch Anschauung unterstützt werden kann!“ Es sei fern von uns, den Wert der Anschauung überhaupt und besonders für einige Unterrichtsfächer in Frage zu stellen. Die Naturgeschichte und die Naturlehre können ohne genügende Anschauungsmittel nicht erfolgreich gelehrt werden. Beide Unterrichtszweige lassen der Phantasie keinen Raum. Ob es nun aber nötig ist, dem Quintaner das Tierskelett und dem kaum vierzehnjährigen Tertianer das Knochengerippe des Menschen vorzuführen, ist doch bestreitbar. Mit Recht hat man behauptet, daß frühzeitiger Einblick in die geheimen Werkstätten der Natur dem kindlichen Wesen weit mehr schade, als er dem Verstande nützt. Verschone man doch die Kindheit mit Dingen, die sie im Grunde genommen nicht versteht trotz aller Skelette, Kopfquerschnitte und Eingeweidemodelle! Das Grauen vor dem Knochengespenst ist etwas weit Natürlicheres als die altkluge Ruhe, mit der der Knabe die einzelnen Teile desselben erklärt.

Auch die Geographie bedarf der Anschauungsmittel. Tellurien, Globen und Landkarten sind unentbehrlich geworden. Auch wie viel diese Anschauungsmittel an Klarheit, Deutlichkeit und Übersichtlichkeit gewonnen haben, ist bekannt.

Aber auch hier giebt es ein Zuviel. Ist es wirklich der Phantasie des Schülers zu viel zugemutet, wenn man ihm sagt, der Gebirgszug A sei im Durchschnitt 2500 Meter hoch, das Gebirge B 1250 Meter, das Gebirge C 625 Meter, und von ihm verlangt, er solle sich nun das Verhältnis der Höhen 4:2:1 vorstellen? Muß man wirklich seiner Phantasie zu Hilfe kommen durch das in demselben Verhältnisse dunkler werdende Braun, dessen man sich auf den neuern physikalischen Wandkarten ausschließlich bedient? Auf einer physikalischen Wandkarte der Schweiz oder des Himalaya einen Namen zu erkennen, ist in der Regel ganz unmöglich. Sie bieten nichts als ein Gewirr dunkelbrauner Flecken, aus denen nur manchmal, dem müden Auge zum Glück, das versöhnende Weiß der Gletscher hervorleuchtet. Aber auch das war noch nicht genug; die Gebirgszüge mußten plastisch dargelegt werden, und so entstanden die sogenannten Reliefkarten. Glücklicherweise hört man heute nicht viel mehr davon. Es giebt eine Grenze, jenseits deren die übertriebene Deutlichkeit geradezu Unwahrheit wird. Eine deutsche kartographische Anstalt ließ kürzlich Karten drucken, auf denen die blau gemalten Flüsse eine Breite hatten, die dem Maßstabe zufolge auf eine thatsächliche Breite von drei bis sechs deutschen Meilen schließen ließ!

Mit diesen Anschauungsmitteln begnügt sich aber die Geographie nicht mehr, sie bedient sich außerdem sogenannter „typischer Bilder“ von Völkerrassen, Landschaften und Städten, um auch dadurch die Phantasie des Schülers in die rechten Bahnen zu lenken. Gegen diese typischen Bilder läßt sich nicht viel sagen, sie füllen die Seele des Schülers mit einer Reihe von Gestalten und Erscheinungen und beleben somit auch seine Phantasie. Daß aber eine bildliche Darstellung der geographischen Grundbegriffe, wie sie jetzt in den geographischen Lehrbüchern geboten wird, nötig sei, ist doch fraglich. Giebt es wirklich einen Sextaner, dem man erst durch ein Idealbild klar machen müßte, was ein Berg ist? Oder genügt zur Erklärung des Begriffes Landzunge wirklich die gebräuchliche Bestimmung desselben nicht mehr?

Aber selbst die Geschichte möchte man heutzutage zur Anschauungswissenschaft machen. Idealbilder hatten wir hier schon lange. Die nach den Schilderungen mehr oder minder guter Gewährsmänner ausgeführten Idealporträts deutscher Kaiser erweckten unsre jugendliche Ehrfurcht; wir begeisterten uns an der Darstellung der Ungarnschlacht bei Merseburg, in welcher der Schimmel des Königs Heinrich beinahe den ganzen Vordergrund einnahm. Solche Bilder schadeten nichts, sie regten die Phantasie an; wenn wir von der zweiten Ungarnschlacht hörten, schufen wir uns selbst ein Bild. Es giebt auch eine Reihe von Bildersammlungen zur deutschen Geschichte, die von künstlerischem Standpunkte aus alle Anerkennung verdienen; aber sie werden nicht gekauft, aus dem einfachen Grunde, weil die sogenannten „authentischen,“ das soll heißen die gleichzeitig entstandenen Abbildungen, modern geworden sind. Solche

„authentische" Abbildungen, besonders aus dem Mittelalter, geben uns aber in erster Linie nicht ein Bild von der dargestellten Persönlichkeit oder den dargestellten Ereignissen, sondern von der Höhe der Kunstentwicklung ihrer Entstehungszeit; sie haben in erster Linie ein kunst- und kulturhistorisches, erst in zweiter ein wirklich geschichtliches Interesse. Sie sind deshalb wohl am Platze in solchen Büchern, die besonders für den Mann, den Gelehrten bestimmt sind, der aus der unfertigen äußern Hülle den Kern herauszuschälen versteht, nicht aber in solchen Geschichtswerken, welche ausgesprochenermaßen für das Volk und die Jugend geschrieben sind. Da soll sich z. B. der Jüngling ein treffendes Bild von den alten Germanen nach der sentimentalen Darstellung der Germanenfamilie an der Colonna Antonina in Rom machen! Wie anders hat er doch seine Altvordern aus Cäsar und Tacitus kennen gelernt! Genügen wirklich nicht lebendige Schilderungen, um sich aus ihnen ein Bild zu gestalten? Welchen seltsamen Begriff muß er von einem Straßenkampfe in einer italienischen Stadt bekommen, wenn er die Abbildungen aus den Jahrbüchern von Genua vom Jahre 1194 sieht, die ebenso unbedeutend wie ungeschickt, aber natürlich „authentisch" sind! Und vollends die „authentischen" Kaiserbilder, die solche Werke den Schülern bieten! Wir wissen, daß das Fratzenhafte jener Siegel- oder Miniaturenbilder die künstlerische Unfertigkeit der Zeit verschuldet hat; das können wir auch dem Schüler sagen. Aber was haben sie dann für einen Wert für ihn? Keinen, oder noch weniger als keinen! So oft er in seiner Phantasie das Bild irgendeines heldenhaften Kaisers entwirft, drängt sich die Siegelfratze in seine Gedanken hinein, die ihm die „authentische" Abbildung gezeigt hat.

Wenn man die Geschichte illustrirte, so mußte nun auch die Literaturgeschichte „illustrirt" werden. Hätte man sich hier darauf beschränkt, gute Porträts der Dichter beizugeben und Abbildungen der Orte, an denen sie wirkten, so wäre dies vielleicht dankenswert gewesen. Aber das gab nicht genügendes „Illustrationsmaterial," und man nahm seine Zuflucht zu Schrift-, Druck-, Titel- und Bilderproben aller Art, so daß einer, der ein solches Werk, wenigstens gewisse Teile eines solchen Werkes, ohne Rücksicht auf den Text durchblättert, geradezu auf den Gedanken kommen muß, daß er eine illustrirte Geschichte des Buchdruckes vor sich habe. Was Dürers sogenannter Pirkheimer-Titel oder was der in einen Schmetterling verwandelte Tintenfleck Justinus Kerners in einer deutschen Literaturgeschichte soll, ist schlechterdings nicht einzusehen.

In neuester Zeit hat sich der Abbildungswut ein weiteres Feld geöffnet; man hat begonnen, die antiken Klassiker zu illustriren. Zunächst erschien ein Cäsar mit Abbildungen. Das war verständlich und verständig angefangen. Wenn auch manches mit unterlief, was man gut und gern der Phantasie des Tertianers hätte überlassen können, so waren doch die Abbildungen des legionarius, der Belagerungswerkzeuge und Belagerungsarbeiten u. s. w. durchaus

dankenswert und erleichterten die Arbeit des Lehrers und das Verständnis des Schülers. Aber dem Cäsar folgte ein illustrirter Cornelius Nepos. Wie man zu Cornelius Nepos 152 Abbildungen fertig bringen konnte, war rätselhaft. Das Rätsel ward aber sehr einfach gelöst. Da kommt gerade bei Cornelius das Verbum scribere vor; sofort wurden Abbildungen der utensilia scribendi beigefügt. Da mehrfach bei ihm Götternamen genannt werden, entsprechen die beigegebenen 17 Götterbilder offenbar einem tiefgefühlten Bedürfnisse. Auch die Abbildung der Gräberstraße von Pompeji, eines lesenden Jünglings und tanzender Weiber werden dem Quartaner das Verständnis des Schriftstellers bedeutend erleichtern. Das tollste Beispiel dieser Illustrationsart ist wohl folgendes: Cornelius braucht einmal metonymisch für victoria das Wort tropaeum (Trophäe, Siegeszeichen); sofort kommt der Illustrator mit der Abbildung eines Tropäums dem Schüler zu Hilfe!

Bald werden voraussichtlich auch die andern Klassiker folgen. Wie trefflich ließe sich in der gleichen Weise Horaz illustriren! Wählen wir nur die ersten Strophen der beiden bekannten Oden: Vides, ut alta stet nive candidum und: Integer vitae! Wie von selbst, ergeben sich zu der ersteren drei Bilder: mons nive candidus, silva laborans, flumina gelu operta, zur andern gar vier: jaculum, arcus, sagitta venenata, pharetra. Es sollte uns garnicht wundern, wenn eine solche Horazausgabe nächstens auf den Markt käme; wir sind auf dem besten Wege dazu.

Neuerdings ist auch eine Gattung von Romanen in unsern Familienblättern entstanden, die nicht erst abwarten, ob sie so viel Beifall finden werden, daß Kunst und Künstler sich ihrer Gestalten bemächtigen, sondern die gleich illustrirt das Licht der Welt erblicken. Daß die Herausgeber von Familienblättern solche Romane gern bringen, läßt sich denken; sie sind dadurch der Mühe des Suchens nach andern Bildern, die nun einmal in unsre „Bilderhefte“ gehören, überhoben. In solchen Romanbildern wird das Menschenmögliche geleistet, die gebräuchlichsten Romanphrasen werden illustrirt. Wie der Satz: „Der Mann schaute das Haus von oben bis unten an!“ einen Maler zu einem Bilde begeistern kann, ist gewiß nicht recht ersichtlich. Und doch ist es geschehen. Wir sehen ein Haus und davor einen aufwärtsblickenden Mann, und sind nun in der glücklichen Lage, eine wichtige Szene deutlich vor Augen zu haben, die wir ohne das Bild uns wohl kaum hätten ausgestalten können. Oder der Schriftsteller schreibt die inhaltvollen Worte: „X. nahm den Stutzen und ging in die schweigende Nacht hinaus.“ Welch herrlicher Vorwurf für eine Illustration: eine Hausthür, die Rückenansicht eines Jägers, am Himmel der Mond! Derartige Beispiele könnten in Menge angeführt werden, sie sind weder ersonnen, noch gesucht, sondern beliebig herausgegriffen. Man blättere nur einige Hefte jener Familienblätter durch, welche die bildende Kunst auf diese Weise in den Dienst der redenden stellen, und man wird schnell eine Reihe ebenso merkwürdiger

Illustrationen finden. Es ist nicht anzunehmen, daß die Mehrheit der Leser diese Geschmacklosigkeit nicht merken sollte; aber das Publikum läßt sich in dieser und mancher andern Beziehung unendlich viel bieten, wenn es nur dafür durch etwas „Packendes," ein Gänseliesel oder einen Romantiker auf dem Königsthrone, wieder entschädigt wird.

Aber selbst in das Gebiet der Lyrik ist die Illustrationskunst eingedrungen! Daß Stimmungen und Gefühle nur nachempfunden werden, ist ein veralteter Standpunkt, sie werden jetzt abgebildet. Zunächst boten Chamissos Lieder, besonders der Cyklus: „Frauenliebe und -Leben," dem fruchtbaren Illustrator Thumann ein schätzenswertes Objekt. Man hat die dazu entworfenen Bilder wegen ihrer „Sinnigkeit" und „Zartheit" in den Himmel gehoben; und es läßt sich nicht leugnen, daß die meisten derselben so „zart" sind, daß man sich kaum einen Mann als ihren Schöpfer denken kann. Aber kann man es etwa auch zart und sinnig nennen, wenn der Maler das illustrirt, was die junge Gattin dem Gatten ins Ohr flüstert? Durch das Bild wird dem Gedanken alle Zartheit abgestreift; denn der Maler mußte doch, wenn auch noch so bescheiden, das andeuten, was dem Gatten ins Ohr geflüstert wird.

Was bei Chamisso möglich war, mußte natürlich auch bei Goethe und Heine möglich sein. So bekamen denn auch ihre Lieder ihre Bilder und Bildchen; und wir sehen nun das regungslose Meer und den träumenden Fichtenbaum neben der trauernden Palme in natura vor uns. Selbst Heines Traumbilder mußten illustrirt werden. Die Jungfrau, die er im Traume sieht, wie sie seinen Sarg zimmert, trat uns mit wuchtiger Axt einen respektabeln Baum fällend entgegen.

Wir leben schnell! Wie lange wirds währen, so haben wir eine illustrirte Geschichte der Theologie, einen illustrirten „Cato Major"; wie lange wirds währen, so malen uns unsre Künstler das Dunkel, das auf der Seele lastet, und den Morgenschein der Hoffnung. „Alles muß verillustriret sein!"





Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)

Siebenunddreißigstes Kapitel.



Am Sonntag Morgen rückten die erwarteten Trübenseer ein, nämlich Frau von Schefflingen mit Sohn und Tochter. Frau von Schefflingen ließ besonders über Baron Georg die Sonne ihrer Gnade leuchten. Sie kommen nicht zu uns, sagte sie fast schelmisch, wenn man also einmal mit Ihnen sprechen will, muß man sich selbst auf den Weg machen, das wissen wir schon. Georg fühlte sich natürlich außerordentlich geehrt, und die Nachbarn unterhielten sich so lebhaft, daß man fast den rechten Zeitpunkt zum Kirchgang versäumte, und auch wirklich erst in der Kirche anlangte, nachdem die fromme Gemeinde bereits ein zwölfversiges Lied über die Tugend und den gottseligen Wandel abgesungen hatte.

Als Pfarrer Goldner auf die Kanzel stieg, warf er einen Seitenblick auf den herrschaftlichen Kirchenstuhl und nahm, da er mit der Besetzung zufrieden war, keine weitere Notiz von den Gästen, sondern jammerte nach Herzensbedürfnis über das neunzehnte Jahrhundert und die Verdorbenheit des jetzigen Geschlechtes, insonderheit über die Sozialdemokraten, die in allen Schichten der Gesellschaft wühlten.

Er entäußerte sich dieser Jeremiaden mit großem Eifer und machte dazwischen kurze Pausen, in welchen er aus dem Hintergrunde seines im Rokokogeschmack verzierten Kanzelgehäuses die Versammlung zerschmetternd ansah.

Die Bauern machten mürrische Gesichter. Sie meinten, der Herr Pfarrer schimpfe immer, und glaubten unter dem immer wieder angeklagten neunzehnten Jahrhundert nur sich selber verstehen zu müssen. Darum konnten sie auch den armen, sorgengepeinigten Pfarrherrn nicht leiden.

Das Schimpfen abgerechnet, sprach Goldner mehr pathetisch als klar. Die Gedanken, die er zu Tage förderte, waren häufig paradox, und es gehörte

wirklich angestrengte Aufmerksamkeit dazu, seiner Beweisführung zu folgen. Gewöhnlich kehrte die ganze Gemeinde erst von ihren Gedankenspazierwegen zurück, wenn der Pastor einen bekannten Gesangbuchvers anführte, wie er sie meilensteinartig zwischen seinen Predigtworten anbrachte.

Schön war es aber anzuhören, wenn er später am Altar die Kollekte sang, begleitet von dem weichen und ganz leisen Orgelspiel des Lehrers Taub, der allsonntäglich an der Orgel sein langhaariges Haupt nach links und nach rechts bewegte.

Als man einzeln und zu Paaren die Kirche verließ, blieb Lieschen Scheffflingen auf dem kleinen Kirchhofe an dem Gitter stehen, das die Gräber des Hofmarschalls und seiner Frau einschloß. Zwischen den beiden Hügeln erhob sich ein schlichtes Kreuz von weißem Marmor, auf dessen Fußgestell die vereinigten Wappen der Ruhenden gemeißelt waren. Einzelne Epheuranken schlangen sich um das Kreuz. Anton Riffelshausen lehnte sich an den Eckpfeiler und sah mit ernstem Lächeln das junge Mädchen an. Lieschen wurde von ihrer Frau Mutter so wenig hübsch gekleidet, wie es bei der peinlichen Vermeidung alles Auffallenden nur möglich war; aber sie selbst war frisch und hübsch, und der Ausdruck von Herzensgüte und Reinheit in ihren Augen machte sie sehr anziehend.

Anton mußte an ein Verschen denken, das ihm einmal ein Kamerad aus Schlesien vorgesungen hatte; es hieß:

Der Herr ist gut, der Herr ist gut,
Die Frau ist wie ein Engel.

Lieschen Scheffflingen faltete die Hände auf dem Gitter und sah zu ihm auf. Wie friedlich ist das Ende! sagte sie.

Ja, erwiederte er, es ist schön! Die Glockenkläng ziehen über diese Ruhestätte und die Orgeltöne — es ist so schön, daß man wünschen möchte, auch hier zu ruhen.

Sie senkte den Blick. Nein, Sie dürfen einen solchen Wunsch noch nicht äußern, Herr von Riffelshausen, Sie nicht.

Warum nicht? Wissen Sie etwas Besseres?

O ja, erwiederte sie warm, leben und lieben!

Er richtete sich lebhaft auf, aber Lieschen schien eine Fortführung des Gesprächs nicht zu wünschen; mit leichten Schritten eilte sie vorwärts, um sich Julien und Emil anzuschließen, die vor einem altertümlichen Grabstein über die Inschrift in Streit geraten waren. Die letzten Töne des Nachspiels verklangen bereits, und der Küster schloß knarrend die Kirchenthür. Der Siebenhofner Gottesdienst pflegte nicht vor zwölf Uhr zu endigen, denn die Lieder hatten viele Verse, und der Pastor wußte mancherlei, womit er die Gemeinde zu erbauen gedachte. Frau von Scheffflingen, die eine Vorliebe für das Ausführliche und Umständliche hatte, äußerte sich sehr befriedigt. Ich muß sagen, Goldner ist mir lieber als unser Richter. Was meinen Sie, lieber Baron, tauschen wir auf eine Weile? scherzte sie.

Georg aber dankte verbindlichst; er war mit seinem Teile zufrieden.

Während darauf die Jugend durch den Garten nach dem Moosdorfer Wege zuging, den Geschwistern entgegen, und Tante Cäcilie als Martha durch das Haus lief, teilte Frau von Scheffflingen dem Baron mit, daß ihr Mann mit Emilchen den Winter in Trübensee zu bleiben gedächte, sie dagegen mit Lieschen nach der Schweiz reisen würde. Wir werden im Frühherbst aufbrechen, da ich

für die Kälte sehr empfindlich bin und unser Trübenseer Haus den Winden ganz besonders ausgesetzt ist.

Der Baron gab ihr vollkommen recht, worauf die Schefflingen nach längeren Umschweifen endlich mit der Hauptsache herausrückte, nämlich daß sie stark den Wunsch habe, Mathildchen mitzunehmen. Das liebe Mädchen, sagte sie, ist meiner Tochter und mir, ich kann wohl sagen ans Herz gewachsen. Die Reise würde ihr gewiß auch Freude machen u. s. w. Der Baron und Fräulein Cäcilie hätten bis zum Herbst ja noch viel Zeit, den Vorschlag in Ueberlegung zu ziehen. Sie wisse am besten, daß ein derartiger Entschluß sich nicht übers Knie brechen lasse.

Nichts von alledem ahnte Mathilde, als sie gegen Mittag mit einer Düte Kirschen in der einen, den kleinen Hans an der andern Hand aus dem Moosdorfer Pfarrhause trat, geleitet von Adelheid, Aennchen, Fritzchen und Luischen. Der kleine Hans, ein blondlockiger Bengel mit schelmischen Augen, hatte eine unerschöpfliche Erfindungsgabe für dumme Streiche und ein selten stillstehendes Sprachorgan. Heute aber war er des wunderbaren Ereignisses seiner Auswanderung halber in Stillschweigen versunken. Mathilde verabschiedete die kleine Schaar und sah sich besorgt nach ihrem Bruder um.

Ich habe mich lange in der Pfarre aufgehalten, dachte sie, gewiß ist er ungeduldig geworden über dem Warten. Plötzlich riß sich Hänschen von ihrer Hand los und lief, die kurzen Beinchen in die Luft werfend, die Straße hinunter. Mathilde sah dem Ausreißer erschrocken nach; doch schon wurde der kleine Mann von einem großen aufgehalten und in die Höhe gehoben.

Mathilde fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Warum mußte er auch gerade dieses Weges kommen!

Richter kam indessen rasch auf sie zu. Ein flüchtiger Blick sagte ihr, daß er ihr heute freier und heiterer entgegentrat, als am Freitag Abend in Trübensee.

Er erkundigte sich lächelnd darnach, was sie mit dem kleinen Strick vorhabe.

Ich soll mit nach Siebenhofen zur Tante Goldner, berichtete der Junge mit lauter Stimme, aber ich gehe lieber mit dir nach Trübensee.

Du verstehst deinen Vorteil schlecht, Hans, sagte der Pfarrer, Fräulein Mathilde ist sehr gut gegen dich, und du darfst ihr keine Not machen, hörst du?

Bekomme ich sonst Prügel von dir?

Richter und Mathilde sahen sich an und lachten. Komm Hans, bemerkte letztere, denke an die Kirschen.

Dies wirkte. Das junge Herrlein ergriff wieder Mathildens Hand, die er hin- und herzog wie einen Glockenstrang. Mathilde grüßte freundlich und ging mit ihrem Schützling weiter. Richter sah ihr nach. Dann erhob er den Kopf trotzig, biß die Zähne aufeinander und verfolgte seinen Weg.

Wo hast du denn so lange gesteckt? rief Valer der Schwester zu, die er zu seiner großen Befriedigung an dem verabredeten Platz noch nicht vorgefunden hatte, sondern erst vom Dorfe her kommen sah.

Mathilde entschuldigte sich weitläufig, aber er hörte ihr kaum zu. Auch sie verstummte, und ohne Hänschens lebhafte Selbstgespräche würde man den Weg in völligem Schweigen zurückgelegt haben. Nachdem der kleine Held in der Siebenhofner Pfarre abgeliefert worden war, wurden die Heimkehrenden am Pförtchen von den dort wachestehenden Geschwistern Schefflingen und Toni empfangen und im Triumph nach Hause geleitet.

War der Weg nicht wieder recht heiß? erkundigte sich Anton teilnehmend.

Aber Valer und Mathilde versicherten einstimmig, der Weg sei ihnen heute sehr kurz erschienen. Der Junge war so amüsant!

Es kommen eben Zeiten im Leben, die auch die aufrichtigsten Naturen verschlossen machen, sodaß sie sogar zur Verstellung greifen, um zu verbergen, was sie doch durchaus nicht als Unrecht empfinden.

Julie, die mit Kopfschütteln solche bedenkliche Symptome bei den Geschwistern wahrnahm, nahm sich vor, aus Valerian ein Geständnis hervorzulocken. Sie schlug daher gegen Abend einen gemeinschaftlichen Spaziergang auf den Kirschberg vor. Die Tante war damit einverstanden, und man begab sich auf den Weg.

Mathilde blieb zurück. Sie pflegte am Sonntag Nachmittag ihrem Onkel vorzuspielen. Es war beiden eine Freude, und sie ließen selten etwas dazwischen kommen.

Was willst du heute hören? fragte sie. Mathilde sah anders aus als sonst; er hatte es wohl bemerkt: sie schien immer in Gedanken verreist. Jetzt nahm sie das Andante aus Beethovens D-dur-Symphonie vor, aber sie spielte nachlässig und brach ab.

Es will heute nicht gehen, Onkel Georg. Sie stand auf und setzte sich zu ihm hin. Sie sah ihn an, lächelte, und plötzlich traten ihr die Thränen in die Augen.

Was ist dir, Kind?

Ich weiß es selbst nicht! Ich kann garnichts mehr thun und denken als —

Als was?

Ach, ich muß immer an ihn denken!

An wen, Mathilde?

Sie verbarg das Gesicht in den Händen. Wie konnte er fragen?

Er fragte auch nicht mehr; denn es fiel ihm mancherlei ein, was seine Gedanken auf den jungen Pfarrer von Trübensee brachte. Da schüttelte er den Kopf und seufzte.

Du kennst ihn ja kaum! Und als sie nichts erwiederte, fuhr er fort: Du hast noch ein gutes Stück Leben vor dir, Mathilde, das darfst du dir nicht verkümmern lassen. Denke nicht, daß ich unnötig hart bin! Es ist notwendig, daß du diese Gefühle überwindest.

Des Hofmarschalls Kinder wußten sehr genau, daß ihr Wohl Georgs erste Sorge war. Sie hatten gelernt, ihm unbedingt zu vertrauen, und Mathilde fand keine Worte der Erwiederung. Es muß sein, sagte sie vor sich hin, als sie, in ihrer Stube angelangt, sich vor ihrem Bett auf die Kniee warf. Der schöne Traum war aus. Das Bewußtwerden ihrer Liebe hatte auch deren Todesurteil gebracht. Nun war alles öde, kalt und reizlos um sie her, und sie flehte unter Thränen, daß Gott sie von diesem Leid befreien möge. Sie setzte sich auf das Bett und stützte den Kopf in die Hand. Sie sah im Geiste das Trübenseer Pfarrhaus, dessen dunkles Dach über die Linden ragte. Dort ruhte er von der Arbeit aus, jeden Augenblick bereit, für den Geringsten diese Ruhe zu unterbrechen, und da war niemand, um den Müden zurückzuhalten. Bis jetzt nicht, aber bald vielleicht! Dann sah sie das Pfarrhaus mit Blumen geschmückt, die Sonne schien, das ganze Dorf war freundlich und hell, da kamen sie zusammen, der Pfarrer und die Pfarrerin. Wie die Trübenseer jauchzten! Sie ging an seinem Arme, blond, ja blond mußte sie sein und wohl wie ein Engel aussehen, aber sehr vernünftig! Man sah ihr sogleich an, daß sie immer that, was richtig und gut war. Und er? Sie versuchte sein Bild deutlich heraufzurufen, wie

er heute Morgen mit dem kleinen Hans sprach. Aber es war doch noch anders! Er liebte ja die blonde Frau.

Mathilde senkte den Kopf. Thräne auf Thräne fiel nieder auf die gefalteten Hände. O Gott, ich will nur heute fertig denken und dann nie wieder!

Es dunkelte in dem Zimmer. Nebenan hörte sie Anton langsam auf- und abschreiten. Sie lauschte dem gleichmäßigen Schall und wußte es nicht. Die Wanduhr aber tickte schwerfällig und laut.

Armes Kind! Sie kämpfte einen harten Kampf. Das schwerste, was das Leben bringt, ist das Entsagen; entsagen zu müssen, wenn das Begehren am heißesten ist. Und warum denn entsagen? fragte sie, ich will ja nichts von ihm! Nichts, als ihn manchmal sehen. Sehen ihn nicht die andern auch? Spricht er nicht zu jedem der Dorfbewohner? Sie setzte sich auf das Bett und stützte den heißen Kopf in die Hand. Ich will nichts von ihm. Ach, warum ist er so ganz anders, so viel größer, ja größer als alle die andern? Wie kann man anders, als ihn lieben; es ist nicht meine Schuld! Ich liebe ihn, wie sonderbar das klingt; ich Nichts, und was ist er? Was fällt mir thörichtem Mädchen ein?

Als am nächsten Morgen Mathilde beim Frühstück erschien, war sie ruhig, fast heiter. Schatten lagen wohl unter ihren Augen, doch das war die einzige Spur inneren Leidens, und Julie warf ihrem Onkel einen hoffnungsvollen Blick zu. Der Onkel sah sehr ernst aus.

Als Mathilde aus dem Zimmer ging, blickte ihr Valerian mit Teilnahme nach. Sie scheint mit des Lebens Leid in Berührung gekommen zu sein, dachte er; doch wünscht sie sichtlich allein damit fertig zu werden, das muß man achten.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Einige Tage später reisten Anton und Valer von Siebenhofen ab, und es wurde wieder still in dem alten Hause.

Man merkt einmal wieder, sagte Tante Cäcilie, was Jungen für Lärm machen. Julie machte dagegen die Bemerkung, daß mit Mathilden eine zwar wenig zu Tage tretende, aber desto gründlichere Veränderung vor sich gegangen sei. Sorgfältig vermied sie es, unbeschäftigt zu sein, und anstatt wie sonst aufrichtig von empfangenen Eindrücken zu sprechen, hatte sie jetzt hunderterlei wichtige Unwichtigkeiten mit der Schwester zu beraten, nur um nicht von sich selbst zu reden.

Es verdroß Julie, daß Mathilde mit einer Sache, deren Aussichtslosigkeit für sie feststand, nicht gründlicher abgeschlossen hatte.

Nein, Mathilde, sagte Julie einmal, als die Schwestern am Wallgraben saßen und Gurken zum Einmachen schälten, das geht wirklich nicht so fort. Denkst du denn, dein Gram wird besser, wenn du ihn so in dich hineinfrißt? Ich will dir einmal etwas sagen: wenn man sich in einen Mann verliebt, so ist das nicht zu ändern. Man hat dann zwei Möglichkeiten, entweder man kriegt ihn, und dann ist es gut; oder man kriegt ihn nicht, und dann tröstet man sich ohne ihn. Wahrhaftig, ich habe dich nie für so unvernünftig gehalten.

Aber Julie! rief die dunkel errötete Mathilde, ich will ihn ja garnicht haben, und wenn du nur etwas Geduld hast, werde ich wieder ganz verständig sein. Aber du weißt auch garnicht, was das eigentlich heißt.

Nun, meinte Julie, ich sehne mich durchaus nicht nach dieser Kenntnis. Meine Familienliebe macht mir gerade genug zu schaffen. Zwei Brüder und eine Schwester mit rosa Bändchen auf die Seele gebunden, da bleibt mir keine Zeit für Pfarrer, Schullehrer, Pächter u. s. w. übrig. Darüber fällt mir ein, ich könnte wohl einmal mit des Moosdorfer Pächters Sohn, dem langen August, der jetzt Einjähriger ist, anbändeln. Was meinst du?

Mathilde lachte. Sage einmal, begann sie nach einer Weile stockend, weißt du eigentlich — wie er mit Vornamen heißt?

Karl heißt er.

Ach nein, Julie!

Doch, Karl. Es thut mir leid, daß ihn seine Eltern nicht Udo oder Waldemar getauft haben, ich kann aber nichts dafür.

Indessen wurde die Feldfrucht eingebracht und das Erntefest gefeiert. In der Kirche hielt Pfarrer Goldner einen Dankgottesdienst, und der Vorschneider, begleitet von mehreren jüngeren Schnittern, brachte einen mächtigen Erntekranz nach dem Herrenhause, wofür er die beiden jungen Fräulein zu einem Tänzchen in die Schenke entführen durfte.

Noch war die Luft warm, aber die kahlen Stoppeln verliehen der Landschaft ein herbstliches Aussehen. An den Mauern reiften langsam die grünen Trauben, und Fräulein Cäcilie fertigte Papierdüten an und Musselinsäckchen, um die süßen Beeren vor den Wespen zu schützen.

Irgend eine glaubwürdige Person hatte Frau von Schefflingen prophezeit, daß es bald einen garstigen Winter geben würde. Daraufhin kam sie eines schönen Tages nach Siebenhofen gefahren und erneuerte ihren Vorschlag betreffs der Schweizerreise.

Tante Cäcilie äußerte sich bestimmt gegen diesen Vorschlag. Bleibe im Lande und nähre dich redlich, sagte sie. Ich sehe nicht ein, wozu das Herumfahren in der ganzen Welt führen soll. Am letzten Ende verliert so ein junges Ding nur den Sinn für die Heimat.

Aber Georg war andrer Meinung und ging auf den Plan der Nachbarin ein.

Mathilde verließ Siebenhofen nicht gern. Was sollten ihre armen, kranken alten und jungen Schützlinge ohne sie beginnen? Julie versprach zwar bereitwillig, sich aller anzunehmen, und versprach immer von neuem, wenn Mathilde sich wieder besondrer Schützlinge erinnerte.

Seit dem kurzen Gespräch mit ihrem Onkel hatte Mathilde den Pfarrer von Trübensee nicht wiedergesehen. Einmal nur, als sie nach der Pfarre ging, um den kleinen Hans abzuholen, der sich bei ihr zuweilen mit der Anfertigung eines geklebten Bilderbuches beschäftigte, hatte sie durch das offene Fenster Richters Stimme vernommen, worauf sie auf der Stelle umkehrte. Der junge Geistliche aber war ans Fenster getreten und sah, wie sie leise den Hof verließ. Ob sie wiederkommt? dachte er. Sie kam nicht.

Wahrhaft erstaunliches leistete Julie in der Toilettenfrage — natürlich mußte Mathildens Garderobe einer gänzlichen Umänderung unterworfen werden.

Julie besaß in derlei Sachen eine Geschicklichkeit, auf die billigste Weise alles erdenkliche herzustellen, die ihr lange schon den schmeichelhaften Beinamen: die Hexe eingebracht hatte.

Wenn ich nur halb so schlau wäre wie du! sagte Mathilde bewundernd, als Julie einmal wieder aus kleinen Rummelshäuser Läden Stoffreste herbeigeschafft hatte, die „schon wieder modern“ waren.

Der eine versteht dies, der andre das, lachte Julie, wenn ich mich so mit den Bauern verständigen könnte wie du, wäre es mir auch recht; aber sie nennen mich stolz und hart. Ich glaube, die meisten bekommen einen Schrecken, wenn ich über die Schwelle trete. Mir fehlt eben die Geduld. Die Schwestern mochten sich in dieser Zeit kaum trennen, und wenn es auch nur auf Stunden war. Julie gab sich Mühe, liebenswürdig zu sein, das heißt, sie machte keine Anspielungen auf Pfarrer und Liebeleien, was sie sonst wohl als für Mathilde sehr zuträglich erachtet hatte. Diese aber benahm sich musterhaft und war zu guterletzt noch lustiger und heiterer als Julie selbst.

Eines Morgens kam ein Brief von Valerian, in welchem er meldete, daß er sein drittes Examen zu machen gedenke. Natürlich rief dieser Entschluß in Siebenhofen großen Jubel hervor.

Wenn er sich nur ins Auswärtige Amt versetzen lassen wollte, sagte Julie. Er ist ein so guter Kopf und hat eine so gewandte Feder!

Nun, du siehst ihn wohl schon als Botschafter auf dem wichtigsten Posten, lachte der Baron, es geht doch nichts über eine ehrgeizige Schwester.

Warum nicht, Onkel Georg? Er sollte nur selbst etwas mehr Ehrgeiz haben. Ach, wenn ich an seiner Stelle wäre!

Zu ihrem Aerger wurde sie, trotz ihrer blitzenden grauen Augen, ausgelacht.

Es giebt ja jetzt Universitäten, an denen auch Damen studiren können, Julie, es ist immer noch Zeit.

Sie warf den Kopf in die Höhe. Habe ich mich jemals benommen wie ein emanzipirtes Frauenzimmer? Aber es ist wirklich zum wild werden, wenn ihr alles, was ich sage, verkehrt auffassen wollt!

Aber Julie, Kind! Wo hast du denn den Philosophen gelassen?

Sie lachte mitten in ihrem Zorn. Will ihn mal suchen, Onkel, und sie ging zur Thür hinaus.

Aber die arme Julie hatte jetzt entschiedenes Unglück mit ihrer Philosophie. Am Tage vor Mathildens Abreise befand sie sich trotz aller Gegenbemühung in einem beständigen Weinen, sodaß, als der Wagen vorfuhr, der die Reisenden zur Station bringen sollte, ihre Augen derartig rot und geschwollen waren, daß sie beschloß, einen ihr ganz verhaßten getupften Schleier vorzunehmen, des Anstands halber, wie sie sagte. Baron Georg riet ihr, nicht mit nach Rummelshausen zu fahren, aber Julie sagte: Ich muß die Mathilde noch bis zuletzt haben.

Sei doch nicht närrisch! rief die Tante, es ist ja doch kein Abschied fürs Leben!

Ihr kam es aber so vor; sie konnte sich nicht helfen. Es war eben das erstemal, daß die Schwestern sich trennen mußten. Mathilde rührte Juliens Kummer sehr. Sie war gewohnt, die Schwester bei weitem weniger von alltäglichen kleinen Kümmernissen berührt zu sehen, als sie selbst es war, und sie hatte eine gewisse Hochachtung vor Juliens philosophischem Gleichmut. Umso lebhafter empfand sie diesen starken Beweis schwesterlicher Zärtlichkeit. Noch aus dem Koupeefenster winkte sie mit dem Taschentuche, so lange sie die Gestalt der Schwester unterschied, die dort im grauen Kleide neben Tante Cäcilie und beiden Herren von Schefflingen auf dem Bahnhofe stand.

Ja so ein Abschied, gnädiges Fräulein! seufzte Emilchen, nachdem der schnaubende Zug ihren Blicken entschwunden war. Julie wandte ihren traurigen Blick langsam dem Sprecher zu; er drehte die Enden seines pomadisirten Schnurrbartes, und der ihr zu Gefallen mühsam zur Schau getragene Kummer

wirkte so erheiternd auf Julie, daß sie gegen ihren Willen ihm ins Gesicht lachte.

Erleichtert stimmte er ein, und auch Herr von Schefflingen und Tante Cäcilie fühlten sich veranlaßt ihre ernste Unterredung über die großen Trinkgelder, die das Reisen besonders den Damen heutzutage koste, zu unterbrechen, um erst zu fragen: Was lacht ihr denn? und dann, ohne auf Antwort zu warten, mitzulachen.

Als Julie sich umsah, begegnete sie den Blicken des Trübenseer Pfarrers, der seine strengen Augen etwas erstaunt auf der heiteren Gruppe ruhen ließ. Julie hatte das Gefühl, als ob kaltes Wasser über sie ausgegossen würde. Eine Empfindung von Haß beschlich sie gegen diesen Mann, durch den ihre Schwester Leid erfahren hatte, und sie wandte rasch den Blick. Der Zug nach Erfurt kam eilends dahergefahren.

Auch Emilchen hatte den Pfarrer bemerkt und eilte auf ihn zu.

Sie hier, Richter? Das trifft sich ja herrlich! Fahren sie mit Papa nach Trübensee zurück.

Ich muß nach Erfurt. Hier kommt der Zug.

Umso besser. Dann werden Sie mir also Gesellschaft leisten. Ich beabsichtige mich in Erfurt mit ein paar Freunden über die Abreise unserer Damen zu trösten. Fahren Sie erster oder zweiter?

Vierter Klasse, sagte Richter mit einigem Stolz.

Unmöglich! Aber da reicht Ihre Kasse doch wirklich weiter!

Ich brauche mein Geld zu andern Dingen, sagte der Pfarrer kurz und wollte gehen.

Aber Emilchen faßte einen großmütigen Entschluß. Ich werde Ihnen das Opfer bringen, Richter, und Ihrer Gesellschaft halber die vierte Klasse riskiren.

Bitte, sparen Sie sich das Opfer!

Aber Emilchen grüßte die Zurückbleibenden und stieg mit dem Pfarrer ein.

Sonderbarerweise fühlte sich der junge Schefflingen sehr zu dem ernsten Richter hingezogen. Viel zu sehr von sich eingenommen, um Richters abweisende Wendungen zu verstehen, hatte er es mit Beharrlichkeit durchgesetzt, in ein freundschaftliches Verhältnis mit Richter zu treten. Er behandelt mich wie der Löwe das Hündchen, hatte Emilchen unter Lachen seiner Schwester berichtet, ich fürchte, unserm Herrn Pastor geht die christliche Demut etwas ab.

Richter ist der Sohn reicher Leute, berichtete indessen Herr von Schefflingen den Damen Riffelshausen, er hat eine sorgfältige Erziehung erhalten; aber sein Vater, ein Hartkopf wie der Sohn, hat ganz mit ihm gebrochen, weil er es durchgesetzt hat, sich dem Predigtamt zu widmen. Der Alte zahlt ihm keinen Pfennig.

Es ist auch gewiß verdienstlicher, den Eltern zu gehorchen, als andern zu predigen, meinte Tante Cäcilie.

Der alte Schefflingen wurde aber ganz warm. Richter ist in der That ein ganz außergewöhnlicher Mensch, gnädiges Fräulein! „Wohl sein“ läßt er sichs nicht, und um das „Lange leben auf Erden“ scheints ihm auch nicht zu thun zu sein. Auf eine geradezu unvernünftige Art setzt er seine Person jeder möglichen Fährlichkeit aus! Neulich bei dem Otterslebener Brande hat er —

Heldenthaten verrichtet? fiel Julie ein; man sollte doch ein Epos darüber verfassen, etwa mit dem Titel: Karl Richter, der Pfarrheld von Trübensee.

Aber im nächsten Augenblick ärgerte sich Julie über den höhnischen Ton, in

welchem sie die letzten Worte vorgebracht hatte. Ich fange eben bereits an, eine bissige alte Jungfer zu werden, sagte sie sich beschämt; aber warum mußte auch Herr von Schefflingen so gewaltig das Lob dieses hochmütigen Menschen singen.

Herr von Schefflingen begleitete die Damen nach Siebenhofen und blieb zum Mittagessen. Als er fortgefahren war, berief der Schmidt Fräulein Julie in des Barons Zimmer. Sie hatte eben wieder anfangen wollen, zu weinen. Es war so sonderbar in Siebenhofen ohne Mathilde! Nun strich sie eilig über ihre lockigen Scheitel und verfügte sich in die Stube Georgs.

Du hast einen Besuch versäumt, Julie, sagte der Baron, indem er seine Feder niederlegte; Herr Brennhold war hier.

Was wollte er denn? Soll ich vielleicht ein Arbeiterfest mitmachen?

Davon sagte er einstweilen noch nichts. Er begehrt dich zur Frau.

Juliens Augen vergrößerten sich gewaltig. Mich — zur — Frau?

Der Baron besah eifrig seine Fingernägel. Die Sache scheint dich mehr zu überraschen, als ich dachte.

Was hast du ihm geantwortet? fragte sie, ohne auf seine Worte zu achten.

Daß er in einigen Tagen seine Antwort haben solle.

Aber warum hast du ihm nicht gleich Nein gesagt?

Höre mir einmal zu: Ihr beide, du und Mathilde, führt hier ein etwas trübseliges Dasein: viel Arbeit und sehr wenig Vergnügen. Der Baron sah seufzend nach einem Bilde des Hofmarschalls, das auf seinem Schreibtische stand. Ich bin nicht imstande, euch ein angenehmeres Leben zu verschaffen, so gerne ich es auch thäte, und ihr tragt Entbehrungen jeder Art, wie die Töchter eurer Mutter. Doch sage selbst, Julie, sehnst du dich nicht darnach, endlich einmal von diesen niederdrückenden Sorgen um jede Kleinigkeit befreit zu sein?

Ja, erwiederte sie aufrichtig; aber sie lasten nicht allzuschwer auf mir. Ich arbeite gern, du weißt es, und Arbeit, die andre Mädchen meines Standes verschmähen würden, ist mir die liebste. Deine Zufriedenheit erwerben zu können, ist mir eine schöne Aussicht, und die Reden der Tante kränken mich wenig.

Er sah sie gedankenvoll an.

Brennhold ist ein Mann von unbescholtenem Charakter und, wie wir gesehen haben, deinem Einfluß sehr zugänglich. Deine gesellschaftliche Stellung würde sich durch eine solche Heirat nicht verschlechtern, denn wir leben im Zeitalter des Geldes; dein tägliches Leben würde ein weit angenehmeres werden, und für deine Kräfte dürfte ein ausreichender Wirkungskreis bald genug gefunden sein. Ich nehme die Sache von dieser ganz trockenen Seite, weil ich nicht glaube, daß du deine Neigung nach andrer Seite hin vergeben hast.

Und du denkst richtig, wie immer. Die Neigungen überlasse ich andern Leuten.

Er lächelte ein wenig. Und stehst hoch darüber?

Aber sie schüttelte ernst den Kopf. Ich bin immer noch nicht ganz im Klaren über deine Ansicht, Onkel.

Meine Ansicht? Es handelt sich um die deinige.

So will ich sie dir sagen. Wenn du zu mir sagst: Julie, ich mag dich nicht mehr im Hause haben, dort steht ein Mann, der in Zukunft die Sorge um dich übernehmen will, einer, der dein ansehnliches Gewicht in Gold aufwiegen kann, überlaß dich ihm! — dann, Onkel Georg, will ich Herrn Brennhold die Hand reichen, morgen schon, wenn du's verlangst; sonst nicht.

Hast du überlegt, was du sagst?

Es ist hier nicht nötig. Reichtum hat keinen Reiz für mich. Denke doch,

wenn er meiner überdrüssig würde und hielte mir meine Armut vor! Rede mir nicht mehr zu, Onkel! Befiehl oder erlaß es mir.

Du weißt, was du fallen läßt.

Sie küßte seine Hand. Er zog sie zurück. Laß das, ich mag es nicht. Er sprach immer in dem gleichen, wenig bewegten Tone. Julie erhob sich und sah ihn lächelnd an. Denkst du, Tante Cäcilie hätte uns ganz umsonst so manchen Vortrag über das Wort „Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser“ gehalten?

Heiter ging sie und wandte keinen Gedanken an den Mann, der dies ernste Gespräch hervorgerufen hatte. Der kluge Geschäftsmann hatte sich einmal verrechnet.

Vierzehn Tage später, als der Postbote Müller wieder über die Brücke schritt, reichte der Baron seiner Nichte ein Zeitungsblatt über den Frühstückstisch und wies auf eine Anzeige unter den Familiennachrichten:

Valeska von Przeinsky
Gustav Brennhold
Verlobte.
Merseburg. Niederdettenheim bei Erfurt.

Immer gut, wenn man noch Waare auf Lager hat, sagte Julie gleichmütig, indem sie das Blatt zurückschob; aber sie ärgerte sich doch etwas, daß der Fabrikherr sich so rasch anderweitig umgesehen hatte.

Neununddreißigstes Kapitel.

Wenn einmal der erste Reif gefallen ist, kommt der Winter schnell ins Land. Braune und rote Blätter liegen in den Wegen, glitzernde Eissplitter glänzen darin und werden in der immer noch warmen Sonne zu Wasser. Schlehen und Berberitzen schauen unerschrocken den Frostnächten entgegen, und die Hagebutten leuchten weithin über die kahle Flur. Aber die Herbstluft weht rein und frisch auf den Hügeln, und die Berge in der Ferne stehen in seltsamer Deutlichkeit da, sodaß die Tannenwaldung auf dem Kamme dem Auge erkennbar ist.

Die Farben des Herbstes sind wunderbar und prächtig. Nie erglänzt der Himmel in so köstlichem Rot und Violett, als wenn die Sonne ihren kurzen Lauf über die halb schlafende Flur beendet hat. Auf der Morgenseite liegt Dämmerung über der Landschaft; unbestimmt und farblos sinkt die Nacht über die Waldlinie; Himmel und Erde verschwimmen in einem grauen Dufte, nur ein matter, rötlicher Wiederschein zieht für kurze Zeit über das kalte Bild, wie ein Lächeln, das dem Tode einen Anschein des Lebens verleiht. Drüben aber glüht und flammt es in dem grauabgetönten Gewölk, wie Goldadern ziehen die Streifen über den Himmel, feurige Gebilde erscheinen zwischen den zackigen Bergformen, welche die Wolken über dem Horizonte gebildet haben. Aber Schwefel und Gold werden matter, das weiche Rot hat die Oberhand, und sanfter begegnen sich die einander bekämpfenden Himmelsfarben, bis Wolken und Berge in demselben violetten Schimmer zusammenschmelzen, dann siegt auch hier die ruhige Nacht.

Ueber das Stoppelfeld schlüpft die Feldmaus, bewegt den Kopf und sieht mit blitzenden Aeuglein um sich herum. Einige Krähen erheben schreiend ihre trägen Schwingen und fliegen nach dem Holzgelände, das den Siebenhofener Steinbruch umgiebt. Dort setzen sie sich, eine neben die andre, und stecken die Köpfe unter die Flügel.

Vom Dorfe her, das im Thale versteckt liegt, tönen Glockenklänge; sie erzählen, daß ein Menschengeist, der sich vermaß, die Unsterblichkeit zu fassen, gegangen ist. Wohin? Auf dem Kamme des Hügels wandert ein Mann langsamen Schrittes auf und nieder und sinnt über des Lebens Ende.

So unendlich reich ist dies Leben, und so kurz! Und die Arbeit von allem, was da jemals war, in so kleinen Zeitraum gedrängt, durch tausend Zwischenfälle gestört und doch nur dem kleinsten Teile der Menschen zugänglich. Ich kann's nicht fassen!

Wieder wanderte er von dem Schutzgeländer nach der einsamen Pappel, die, wer weiß durch wessen Fürsorge, als mächtiger Meilenstein hier auf dem Hügel stand.

Und diese Zerstreuung von der Arbeit, ist sie nicht das wahre Leben? Ist's nicht Verkehrtheit, den Gedanken herrschen zu lassen, für den alles gleich ist, lebendig oder tot? Leben! leben! Wir sind alt in der Jugend: denken anstatt zu fühlen und wissen anstatt zu wollen. Ich aber will leben!

Ob sie wohl kommt? Die letzten Töne des Geläutes verklangen über dem Thale, der Nachtwind erhob sich leise und kroch durch die kahlen Zweige des Pappelbaumes.

Was rasselst du, Gerippe von einem Baum? Will mich denn alles heute an das Ende gemahnen? Jawohl werde ich sterben; aber nur einmal und du jedes Jahr, sieh, das ist der Unterschied. Ob sie wohl kommen wird? Ich kann's nicht glauben, daß sie für mich die größte Dummheit begeht, die eine Frau zu vollbringen fähig ist, wir haben einmal nur das alte Maß: was für Unrecht gilt, ist Unrecht. Und ich, der ich zum Führer mich aufwarf, zum Führer für sie durch das Recht und Unrecht dieser Welt, muß eben ich es sein, der sie — o Gott! Möge sie nicht kommen! Er stand und starrte mit brennenden Augen nach dem Himmel. Da tönte lauter Hufschlag durch die Stille.

Das ist die höhnende Antwort auf meinen Wunsch.

Er raffte sich auf und strich mit beiden Händen über die heiße Stirn, als wolle er die stürmenden Gedanken zurückdrängen, dann schritt er rasch den Hügel hinab, um dessen Fuß sich der Weg in den Steinbruch wand.

Am Horizonte erschien für einen Augenblick das dunkle Bild einer Reiterin, gleich darauf lenkte sie in den abwärts steigenden Weg, dichtes Rosengestrüpp verbarg sie.

In der Tiefe zwischen den hochaufsteigenden Steinmauern glitt sie vom Pferd, schlang den Zügel um einen einzelstehenden Hollunderbaum und sah sich um. Da trat er aus dem Schatten.

Und du kommst! sagte er, und seine leise Stimme verriet die innere Bewegung, und deine Großmut übertrifft meine Anmaßung, so rasend sie war.

Sie lehnte sich an seine Schulter und sah zu ihm auf, als er sie umfaßte.

Anmaßung? Redet Liebe so, Valer? Mißt sie ab? Rechnet sie? Geliebter! Für mich hat ja nur der Augenblick Wert, den ich bei dir verbringe. Die ganze öde Zeit ohne dich ist ja nur mit Sehnsucht ausgefüllt! Und wenn du mir befiehlst, zu dir zu kommen, dann soll ich zögern? Was sind mir Zeit und Ort? Wenn du mich aber nicht mehr liebst, muß ich sterben!

Wer könnte aufhören, dich zu lieben?

Ich fürchte es oft. Du bist so klug. Du denkst so viel. Und wenn deine Gedanken dich einmal dahin führen, zu bemerken, daß an deiner Monika eben nichts weiter ist als die Liebe zu dir; wenn diese Liebe dich langweilt und

du an meiner Schönheit dich satt gesehen hast, dann — o ihr Heiligen! Ich kann's nicht ausdenken, wie elend ich dann sein werde!

Monika, sagte er leise, rede nicht so; ich bin ein Mensch von andrer Art als du und kann es nicht ertragen. Diese Aufregung, die mich in deiner Nähe befällt, bringt mich von Sinnen. Ich wollte, das wäre vorüber, dann könnte ich dir sagen, wie lieb du mir bist. Ich habe nie gewußt, was leben ist, ehe ich dich sah!

Sie gingen langsam auf und nieder. Ihre Stimmen senkten sich mehr und mehr, aber sie verstanden einander nur desto besser.

Eine halbe Stunde später trat Valer in die behaglich durchwärmte Siebenhofner Eßstube, wo die Hausgenossen noch beisammen saßen, obwohl der Theetisch schon abgeräumt worden war. Erstaunt sprangen die Damen auf. Valer! Welche Ueberraschung! Wo kommst du her?

Er erwiederte die stürmischen Begrüßungen etwas matt. Tante Cäcilie meinte, er müsse ausgehungert sein, und eilte hinaus, dem teuern Neffen Abendbrot zu beschaffen.

Valerian ließ sich von Julien aus dem Ueberzieher helfen und warf sich auf einen Lehnstuhl, der in einer dunkeln Ecke stand.

Bist du nicht wohl? fragte der Baron besorgt.

Wenn ihr mich zu Worte kommen lassen wollt, werde ich euch mitteilen, daß ich es durch Bitten und Betteln, Fürsten- und Herrendienst dazu gebracht habe, nach Erfurt versetzt zu werden.

Das ist scharmant für uns! Aber du wirst, was die Geselligkeit betrifft, einen großen Unterschied zwischen Berlin und Erfurt finden.

O, dafür ist — Valer brach ab und verfiel in tiefes Sinnen.

Er hat sich überarbeitet, sagte Julie ziemlich laut, als der Baron zu ihr hinübersah.

Ein paar Tage Ruhe, und es wird alles wieder in Ordnung sein.

Kannst du nicht etwas singen, Julie? fragte plötzlich Valer.

Nein, ich kann nicht singen.

Nun, dann spiele mir etwas vor. Chopin oder Lißt.

Aber Valer, ich spiele ja garnicht.

Er sah sich mit auffälligem Erstaunen nach ihr um. Ich glaubte, heutzutage müsse ein guterzogenes Mädchen musikalische Bildung besitzen.

Julie wurde ärgerlich. Für mich giebt es mehr zu thun!

Ich möchte eigentlich wissen, was dich so viel Zeit kostet! Du selbst sagst, daß du wenig liest. Du hast keinen Umgang, du treibst keinerlei Studien, du bist auch nicht heimlich Verfasser mehrerer Sensationsromane, da werde einer klug daraus!

Der Baron hatte diesem Zwiegespräche schweigend zugehört. Als jetzt der Schmidt mit einem Theebrette eintrat, sagte er: Baron Valerian ist übermüdet und wünscht den Thee auf sein Zimmer gebracht zu haben.

Zu Befehl, sagte der Schmidt und ging; Valer erhob sich, wünschte mit einer Verbeugung gute Nacht und folgte dem Alten.

Julie lauschte den sich entfernenden Schritten und sah den Onkel bekümmert an.

Ich wußte schon, daß es so kommen würde, seufzte sie, wenn er anfängt, uns mit den Damen aus der Gesellschaft zu vergleichen, dann ist nichts mehr recht an uns.

Kind, du wirst dir doch den Ausbruch einer gereizten Stimmung, wie sie Gott sei Dank bei ihm nur ausnahmsweise vorkommt, nicht ernstlich zu Herzen nehmen? Ich glaube von dir selbst gehört zu haben, du könntest ungerechte Vorwürfe ertragen.

Was mich schmerzt, Onkel, ist auch etwas andres. Ich sehe, daß er mehr von mir erwartet, als ich leiste. Ich will und muß aber den Anforderungen genügen, die an mich gestellt werden.

Nun, dann schaffe Geld, Julie. Ich verlange es.

Sie lachte. Das ist eben ein ganz unsinniges Verlangen.

Um nichts unsinniger, als von dir das Gleiche zu verlangen, wie von deinen reichen Standesgenossinnen in der Residenz. Du thust, was in deiner Kraft steht, das genügt unbedingt.

Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter. Ach, wie froh bin ich, daß ich dich habe, du lieber, lieber Onkel!

Weit weniger froh war unterdessen der Verbannte in seiner noch wenig durchwärmten Stube.

Wie einen Knaben schickt er mich aus dem Zimmer, der gute Onkel! Nun, meine Laune mag ihm wohl kindisch erschienen sein; er ist nicht Launen unterworfen. Wie mag das kommen? Bin ich derselbe, der eben noch im Taumel des erstohlenen Glückes schwelgte? Warum hält der Rausch nicht etwas länger vor? Erbärmliches Leben, das uns den Wurm in den Apfel senkt, den Frost in die Blüte! Warum bin ich nicht leichtsinnig genug, um genießen zu können? Warum bin ich nicht stark genug, um zu entsagen? (Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Das neue französische Volksschulgesetz. Seit der Niederlage von 1870—1871 haben die Franzosen ernstlich an der Umwandlung ihres öffentlichen Unterrichtswesens gearbeitet. Zu stande gekommen ist auf dem Gebiete des Elementarunterrichts 1875 eine Gehaltserhöhung der Lehrer und Lehrerinnen, 1879 eine Reform der Seminare, 1881 eine Regelung der Zeugnisse und der Behandlung der Ordensangehörigkeit (lettres d'obédience) sowie die Aufhebung des Schulgeldes; 1882 die Regelung des Lehrstoffes, aus welchem das Konfessionelle ausgeschlossen wurde (laïcité des programmes). An das letztere Gesetz schließt sich nun das neueste vom 30. Oktober d. J.

Es fügt zu der Laizität des Unterrichtsstoffes auch die Laizität (die Verstaatlichung) des Unterrichtspersonals und die der Ernennung und Beförderung der Lehrer hinzu, sodaß die Entkirchlichung der Volksschule ziemlich vollendet ist.

Das Gesetz umfaßt sowohl die gewöhnliche Elementarschule (Alter von sechs bis dreizehn Jahren) als auch die Vorstufen (Kleinkinderschulen, écoles maternelles, écoles enfantines) und die Ergänzungen, die gehobene Elementarschule — bei uns Mittelschule —, Handfertigkeits- und Fortbildungsschule. Alle diese leicht in einander überfließenden Schulen sollen ihre speziellen Unterrichtsgänge und Examina bekommen, damit alle Konfusionen und Konflikte vermieden werden.

Artikel 6 stellt fest, daß Lehrerinnen den Vorzug vor Lehrern haben für alle Klassen, die beide Geschlechter vereinigen (écoles mixtes). Die Frauen leiten also

ausschließlich nicht bloß die Töchterschulen, sondern auch die Kleinkinderschulen und die gemischten Klassen. Wollen sie auch an reinen Knabenklassen unterrichten, so müssen sie die Frau oder Schwester oder Tochter des betreffenden, an der Spitze der Schule stehenden Lehrers sein. Abweichungen von dem Prinzip, daß die Frauen in den gemischten Klassen unterrichten, können nur durch die Behörde des Departements (conseil départemental) gestattet werden. Die Ansicht, daß die Frauen weniger geeignet zum Unterricht seien oder in nicht genügender Anzahl zu Gebote stünden, ist demnach in Frankreich veraltet. Man entfernt sich von dem deutschen Brauche, um mehr der amerikanischen Weise zu folgen.

Artikel 9 setzt eine ärztliche Inspektion der Schulen fest, um die Lokale derselben gesundheitlich zu kontroliren und bei ansteckenden Krankheiten das Rechte anzuordnen.

Ebenso wird endlich durchgegriffen in der Beaufsichtigung der Internate bei Klöstern und Nichtklöstern. Bisher wurden nur die Externate solcher Schulen vom Staate selbst beaufsichtigt; waren die Anstalten Externate und Internate zugleich, so war das Recht zweifelhaft. Die Sache war thatsächlich so, daß die Inspektion durch Geistliche geübt wurde, die der Minister ernannte, aber auf die Präsentation des Diözesanbischofs hin. Jetzt heißt es: „Alle Mädchenklassen, in Internaten oder Externaten der Volksschule, öffentlichen oder privaten, weltlichen oder geistlichen, mit oder ohne Kloster, sind in Bezug auf Aufsicht und Ueberwachung des Unterrichts den durch das Gesetz eingesetzten Behörden unterworfen.“ Die französische Galanterie schickt jedoch zur Ausübung dieser Aufsicht nicht Männer, sondern Damen, die der Unterrichtsminister ernennt, wahrscheinlich Lehrerinnen an Seminarien.

Artikel 14 verlangt, daß die Gemeinden für Heizung und Beleuchtung der Klassenräume offiziell sorgen. Die „gemütliche“ Sitte, daß die Kinder die Holzscheite am Morgen selbst mit in die Schule brachten, war auch in Frankreich allmählich abgekommen.

Artikel 18 bestimmt, daß von jetzt an in den Departements, wo es Seminare seit vier Jahren giebt, kein Lehrer und keine Lehrerin aus irgend einer Kongregation angestellt werden darf. Ferner daß aus den Knabenschulen in fünf Jahren alle Lehrer von Kongregationen entfernt und durch weltliche Lehrer ersetzt werden müssen. Für die Lehrerinnen ist ein solcher Termin nicht festgesetzt worden. Dieser Artikel ist also der entscheidende, und gegen ihn richtet sich die Geistlichkeit und, wie man hört, der Widerspruch des gegenwärtigen Papstes besonders. Er ist allerdings die Konsequenz des Gesetzes vom Jahre 1882, das den Religionsunterricht aus der Schule in die Familien und Kirchen verwies.

Bisher ernannte der Präfekt allerdings, aber er wählte bei den Kongregationslehrern aus den Listen der geistlichen Vorgesetzten, und diese konnten den Lehrer auch auf eine angenehmere oder schlimmere Stelle versetzen. Kein Wunder, daß sich diese Kongregationslehrer wesentlich als Geistliche fühlten, nicht als Gemeindebeamte.

Die Anstellungsberechtigung wird nach Artikel 23 durch ein Zeugnis über pädagogische Tüchtigkeit vonseiten der Staatsbehörde allein erworben. Bisher wurde man durch ein brevet élémentaire genügend eingeführt, jetzt kann man auf Grund des brevet nur, wie wir sagen würden, „Gehilfe“ (stagiaire) werden. Um aber „Hauptlehrer“ zu werden, ist jetzt das certificat notwendig, nicht bloß ein günstiges Zeugnis über praktische Erfolge. Man will eben, daß das Urteil der Behörde nicht von rein individuellen Beobachtungen abhänge. Aber die kollektiven Urteile einer Prüfungskommission haben auch ihre Bedenken.

Artikel 25 verbietet, daß die Lehrer irgend ein besoldetes oder unbesoldetes Amt in einer Religionsgesellschaft verwalten; wenigstens sobald die Gehaltsverhältnisse gesetzlich und endgiltig geordnet sein werden, dann soll dies Verbot gelten. Es ist eine übertriebene Reaktion gegen die bisherige Vorstellung, daß der Lehrer jedenfalls als Vorsänger, Organist und Glöckner Dienste leisten müsse, und gegen den Mißbrauch, daß dadurch selbst die Schulstunden infolge der kirchlichen Nebenbeschäftigungen gestört wurden.

Dagegen ist der Lehrer nach wie vor der Schreiber der Mairie, und in der That sind Gemeinden genug vorhanden, wo der Bürgermeister keine andre taugliche Person zu seinem Sekretär ernennen könnte. Dieser Umstand wird auch hier und da der Ueberflutung der Stellen mit Lehrerinnen einen Damm setzen.

Die Ernennung der Lehrer ist zum Teil den Präfekten verblieben. Die stagiaires jedoch werden von dem staatlichen Schulinspektor bevollmächtigt und auch entfernt; auf der andern Seite nach oben zu werden die Direktoren der gehobenen Elementarschulen und ihrer adjoints vom Minister selbst ernannt, der ja auch die denselben gleichgestellten Seminarlehrer ernennt. So ist die Befugnis des Präfekten in der Schule nach unten und oben verringert. Und außerdem, wo er ernennt, ist er an die Vorschläge des staatlichen Schulinspektors gebunden; im Konfliktsfalle entscheidet der Minister.

Ebenso wichtig wie die Anstellung ist die Versetzung der Lehrer, die bisher manchmal aus lächerlichen Gründen lokaler Mißstimmung erfolgte. Jetzt soll der Präfekt die Versetzung „im Interesse des Dienstes“ nur auf Vorschlag des staatlichen Inspektors vornehmen dürfen.

Der Rat des Departements (conseil départemental) erhält natürlich auch ein andres Gesicht; bisher bestand er aus dem Bischof oder seinem Vertreter, einem vom Bischof bezeichneten Geistlichen der andern Kulte, endlich zwei Magistratspersonen (Juristen); jetzt soll er bestehen aus dem Direktor des Seminars für Lehrer und der Direktorin des Seminars für Lehrerinnen, zwei Inspektoren, zwei Lehrern und Lehrerinnen, die von ihren Kollegen gewählt werden. Kommen „streitige Sachen“ vor, welche die Privatschulen angehen, so stellen auch diese Schulen ihre Vertreter. Auch hierbei ist die Angelegenheit der Schule wohl bedacht. Es kommt darauf an, wie diese zum Teil tief eingreifenden Organisationen von den beteiligten Personen gehandhabt werden. Die völlige Entfernung der kirchlichen Einflüsse auf die Schulen mag in Frankreich eine Sache der Notwehr sein, an sich ist sie völlig unrichtig, pädagogisch verkehrt.



Literatur.

Zwischen Judica und Palmarum. Vier Novellen von Max Hobrecht. Rathenow, A. Haasesche Buchhandlung (Max Babenzien), 1885.

Ohne diesen Novellen einen bedeutenderen poetischen Wert zuzusprechen, muß man sie doch als die Erzeugnisse einer sympathisch berührenden Erzählungsgabe warm anerkennen. Man lernt in Max Hobrecht einen kernigen, schlichten Mann mit offnen Augen für die Welt, mit gutem Humor, gesundem Sinn, aufrichtiger, mit keinerlei rhetorischem Pathos flunkernder Vaterlandsliebe kennen. Er hat offenbar seine preußische Heimat genau kennen gelernt, was er bringt, ist aus dem Vollen geschöpft, die Bilder, die er entwirft, sind historisch getreu und geben sich doch ganz anspruchslos,

kein literarischer Nebengeschmack verrät irgendwelche Nachahmung, man hat das Gefühl, einem Manne zuzuhören, der nach langer Dienstzeit in öffentlichen Aemtern sich zur Ruhe gesetzt hat und seine Freunde an stillen Abenden erzählend festhält. Der Titel des Buches könnte den Leser vorerst irreführen; allerdings werden die Geschichten von Jägern an den Abenden, da sie von der Schnepfenjagd ermüdet ins gemeinsame Wirtshaus eingekehrt sind, einander erzählt; aber es sind nicht Jagdgeschichten im landläufigen Sinne. Die erste Novelle giebt ein hübsches Bild eines preußischen Gutsherrn-Junggesellen und seines Lebens in Karlsbad; die harmlosen Beziehungen, welche sich zwischen den zur Kur im Bade weilenden Junggesellen und den Kellnerinnen der unterschiedlichen Wirtshäuser einstellen, bilden hier das heitere Motiv. Die zweite Novelle ist weit wertvoller; sie zeigt uns das Leben eines preußischen Staatsgutpächters in seiner vollen Tüchtigkeit und Gemütlichkeit. Wenn man in den „Erinnerungen" Gustav Freytags (S. 90), die eben erschienen sind, die Schilderung des berühmten Landwirts Koppe nachliest, so findet man unser Urteil bestätigt, daß Hobrecht treu nach dem Leben schildert. Auch die Liebesgeschichte ist in dieser Novelle („Die wilde Jagd") sehr hübsch und interessant. „Sei getreu" schildert die Konflikte, in welche zwei Jugendfreunde, ein Ostpreuße und ein Hannoveraner, durch den Gang der politischen Ereignisse geraten sind. „Hunger und Liebe" führt nach Oberschlesien in die schwere Zeit der Hungertyphusepidemie. Novellen wie die von Max Hobrecht erwerben sich ein großes Verdienst dadurch, daß sie richtige Anschauungen von den eignen Landsleuten in einem entfernten Winkel des großen Vaterlandes verbreiten und also nicht bloß dem Kulturhistoriker vorarbeiten, sondern auch der Gegenwart nützlich sind.

Neue Welschlandbilder und Historien. Von Woldemar Kaden. Leipzig, Balthas. Elischer, 1886

Die meisten dieser mit anmutiger Frische niedergeschriebenen Aufsätze — oder vielleicht alle — sind bereits in verschiednen Zeitschriften erschienen. Auch jetzt, wo sie zum Buche gesammelt sind, wird es ihnen schon wegen ihres liebevollen Eingehens auf Sitte und Art des Volkes nicht an Beifall fehlen. Unbefangenheit und feine Beobachtungsgabe, Kenntnis der Geschichte, besonders der neueren, und Bekanntschaft mit der italienischen Literatur wie auch mit den deutschen, Italien betreffenden Schriften: das sind Eigenschaften, welche ebenso erfreulich als bei manchen neueren Reiseschriftstellern selten sind. Kaden ist kein Neuling in der Literatur der italienischen Landeskunde, diesmal führt er uns von der Riviera über die Adria nach den Gestaden des Tyrrhenischen Meeres. Namentlich in dem letztern Teile unterrichtet das Buch über viele Dinge, die nur jemand sieht, welcher sich so wie der Verfasser in Süditalien eingelebt hat. Gern folgt man dem kundigen Führer durch die Straßen und in die Theater Neapels, in Dohrns zoologische Station, oder zu der neapolitanischen Straßenjugend. Er teilt die enthusiastische Bewunderung nicht ganz mehr, mit welcher viele Reisende Neapel zu verherrlichen bemüht sind. „Viel Gutes — sagt er im Hinblick auf eine frühere Schrift — halte ich noch heute aufrecht, aber viel Schlimmes habe ich erkennen gelernt." Sehr anmutig sind seine Schilderungen des Piedigrotta- und des Weihnachtsfestes. Bilder aus der politischen und der Kulturgeschichte Italiens, die zwar keine tiefen Studien verraten, sich aber ganz gut lesen, sind eingestreut. Der Georg von Hamburg auf Seite 132 dürfte mit einem Gregor von Heimburg zu vertauschen sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Deutsche Sorgen in Österreich.

3.



Ueberblicken wir den Stand des Deutschtums in Österreich-Ungarn, wie er sich in den letzten Jahren gestaltet hat, so finden wir, daß die Bedrohung und der Rückgang unsrer Nationalität in Transleithanien am stärksten, weniger stark in den Alpenländern Cisleithaniens, wo nur das italienische Element eine geistige Macht ist, die Slowenen dagegen eine solche erst werden wollen, und wiederum stärker in Böhmen erscheint. Wir werden daher in diesem Zusammenhange, wo wir uns kurz fassen müssen, nur die Deutschen in der ungarischen Reichshälfte und die böhmischen ins Auge fassen, und zwar soll über letztere und ihr Verhältnis zu ihren tschechischen Gegnern hier nur im allgemeinen gesprochen werden, da wir uns vorbehalten, im nächsten Jahre ausführlich über sie, die uns ihrer geographischen Lage wegen am nächsten angehen, Bericht zu erstatten.

Die ethnographische Statistik des ungarischen Staates zeigt sehr erhebliche Einbußen des deutschen Elements gegen früher, doch ist sie nicht ohne Trost, da sich dieselben auf die Städte und gewisse, freilich ziemlich ausgedehnte Teile der Landbevölkerung beschränken und durch Zunahme jenes Elements in andern Gegenden ausgeglichen werden. Die Deutschen in den westlichen Komitaten Preßburg, Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg haben trotz aller Magyarisirungsmaßregeln ihr Sprachgebiet nicht nur behauptet, sondern teilweise sogar erweitert. Im Banate, in jenem Landvierecke, welches im Norden von der Marosch, im Osten vom siebenbürgischen Erzgebirge, im Süden von der Donau und im Westen von der Theiß begrenzt wird, ist die Zahl unsrer Stammesgenossen seit dem Jahre 1835, wo sie etwa 160 000 betrug, auf mindestens 375 000 angewachsen. Auch

die Siebenbürger Sachsen haben sich, obwohl in geringerm Maße, vermehrt; denn in ihren 227 Landgemeinden ist die Bevölkerung seit 1765 von 90 000 auf 155 000, in ihren acht Städten von 25 000 auf 48 000 gestiegen, trotzdem daß ungefähr 30 000 Sachsen teils in das benachbarte Rumänien, teils nach den Städten Ungarns und nach Wien ausgewandert sind. Noch erfreulicheres ließ sich kurzem die „Nationalzeitung" aus dem südlichen Ungarn schreiben, wo in den Komitaten Tolna, Baranya, Bacs-Bodrog, Arad, Torontal, Temesch und Krasso-Szernöny beinahe 800 000 „Schwaben" wohnen, die zäh an der deutschen Sprache festhalten, wenn auch das Bewußtsein ihres Zusammenhanges mit der deutschen Nation bei ihnen nur schwach entwickelt ist. Sie bilden große Sprachinseln, zeichnen sich durch Fleiß, Sparsamkeit und Religiosität aus und verdrängen durch Güterkauf mehr und mehr nicht nur ihre rumänischen, sondern selbst serbische und magyarische Nachbarn. Sie würden sich ohne Zweifel noch besser entwickelt und für die Zukunft gefestigt haben, wenn sie deutsche Mittelschulen, eine im deutschen Sinne wirkende Presse und tüchtige Führer besäßen, und wenn nicht der herrschende Stamm mit gesetzlichen und ungesetzlichen Mitteln ihre Einschmelzung in das Magyarentum betriebe. Gewiß werden sie der deutschen Zunge nicht sobald verlustig gehen, wohl aber liegt die Gefahr weiterer Schwächung ihres deutschen Bewußtseins sehr nahe, und es ist mehr als bloß möglich, daß sie einst so wenig mehr deutsch empfinden werden als die vor Zeiten im Innern Rußlands angesiedelten Schwaben. Gegenwärtig indes zeigen sie wenigstens noch die alte Expansionskraft. „Schon ist es ihnen im südlichen Ungarn zu eng geworden. Ganze Schaaren gehen über die Donau hinüber und siedeln sich in Kroatien, Slavonien und im Gebiete der ehemaligen Militärgrenze an. 1857 schätzte man die Zahl der Deutschen in diesen Ländern auf 60 000, heute bereits auf 90 000. Im Komitate Veröcze leben 30 000, in dem von Syrmien 23 000, in dem von Peterwardein über 16 000, in dem von Brod 5000, in dem von Pozsega 6000 und in Agram gegen 5000 Deutsche. Es giebt hier Ortschaften, wo früher nur einzelne wohnten, jetzt aber 20, ja 50 Prozent der Bevölkerung der deutschen Nationalität angehören." Noch rascher greift dieses Element da um sich, wo es schon seit längerer Zeit etwas zahlreicher vertreten war. In India gab es vor zwei Jahrzehnten nur ein paar hundert, jetzt giebt es unter dessen Bewohnern 3500 Deutsche, also mehr als die Hälfte derselben, die 6700 betragen. Suhopolje mit 9500 Bewohnern zählt darunter 2068, Cepin mit 7000 etwa 1800, Retfala mit 2000 etwa 1100, Sarwasch mit 6500 gegen 1900, Vukowac mit 8700 ungefähr 3200 Deutsche. „Was würde unsre Auswanderung auch im europäischen Südosten zu leisten imstande sein, wenn sie in enge Fühlung mit dem Mutterlande gebracht werden könnte!" Leider ist aus vielen andern Gegenden Ungarns und besonders aus den Städten das Gegenteil dieser Entwicklung zu verzeichnen. Wie wir einer andern Quelle entnehmen, vermindert sich das deutsche Element in den Sprachinseln des ungarischen

Erzgebirges, vorzüglich in der Umgebung von Kremnitz und Deutsch-Praben, dann in der Zips, im Bakonyer Walde, sowie in den Komitaten Zala, Somogy, Raab, Gran und Stuhlweißenburg seit einigen Jahrzehnten mit einer Schnelligkeit, die befremden und erschrecken muß. Die 25 000 Einwohner ferner, welche Ofen vor etwa sechzig Jahren hatte, sprachen fast ohne Ausnahme deutsch, und von den 62 000 Bewohnern des damaligen Pest rechnete sich die Mehrzahl zu unsrer Nationalität. Dagegen ergab die Volkszählung von 1880 für die Doppelstadt Ofen-Pest 198 000 Magyaren und nur 120 000 Deutsche. Zu beklagen ist, daß dieses Verhältnis sich nicht allein durch Einwanderung von Magyaren, sondern auch dadurch so ungünstig gestaltet hat, daß viele Deutsche ihre Nationalität aufgaben. Indes tröstet einigermaßen der Umstand, daß unter jenen Söhnen Arpads eine große Menge von Söhnen Israels, die einst Deutsche sein wollten, mitgerechnet sind, weil sie es für vorteilhaft hielten, den Schein der Nationalität zu wechseln. Bei frühern Volkszählungen bekannten sich von den Juden die meisten zur deutschen Umgangssprache, jetzt wollten von den 670 000 Seelen des semitischen Stammes, mit denen Ungarn gesegnet ist, die meisten magyarische Seelen sein. Aber weiter in unsrer Überschau. Jenseits der Donau existirten vor fünfzig Jahren zwei königliche Freistädte und 43 Marktflecken, die sämtlich rein deutschen Charakter trugen. Heute sind sie alle, wie man in österreichischem Zeitungsjargon sich ausdrückt, „gemischtsprachig." Unter den 12 000 Einwohnern, welche die Stadt Ödenburg um das Jahr 1835 zählte, befanden sich nur einige hundert Magyaren; heute hat dieselbe unter ihrer Bevölkerung von 23 000 Seelen nicht weniger als 5000 Magyaren. Raab war noch vor fünf Jahrzehnten eine überwiegend deutsche, jetzt ist es eine fast ganz magyarische Stadt, obwohl man hier sehr vielen deutschen Familiennamen begegnet. Ähnlich verhält es sich mit Steinamanger, wo jetzt neben 9000 Magyaren nur noch ungefähr 1000 Deutsche wohnen. In Tirnau lebten ehedem gar keine Magyaren, jetzt haben sich 1500 dort ansässig gemacht. In Fünfkirchen, welches einst fast so deutsch war wie sein Name, verhalten sich jetzt die Deutschen zu den Magyaren wie 5 zu 20. Nicht so schlimm steht es in Preßburg, doch giebt es immerhin hier von diesen 7500 neben etwa 32 000 von jenen und ungefähr 8000 Slowaken. In Mariatheresiopel waren die Deutschen zu Anfang unsers Jahrhunderts an Zahl fast so stark wie die Magyaren, jetzt leben dort nur noch 1400 Deutsche und sechsmal so viel Magyaren und Serben. In Neusatz gab es vor einem halben Jahrhundert nur Deutsche und Serben, jetzt hat es mehr magyarische als deutsche Bewohner. In Zombor, wo das deutsche Element damals bei weitem überwog, ist es jetzt nur noch halb so zahlreich zu finden als das magyarische. Damals hatte Temesvar unter seinen 14 000 Einwohnern kaum ein Dutzend magyarische, jetzt hat es deren unter einer Bevölkerung von 29 000 Seelen bereits 7000. In Arad bildete 1835 das Deutschtum die Mehrheit gegenüber dem Magyarentume, beide Ele-

mente zusammen aber waren schwächer als das rumänische. Gegenwärtig leben hier etwa 20000 Magyaren und nur 5000 Deutsche. Einem ähnlichen Rückgange unsrer Nationalität begegnen wir in Kremnitz, Schemnitz, Kaschau, Eperies, Kesmark, Leutschau, Großwardein, Gran und Waizen. Diese Beispiele, die sich noch vermehren ließen, beweisen, daß namentlich das deutsche Bürgertum der Magyarisirung verfallen ist, und es unterliegt leider keinem Zweifel, daß dieselbe in den Städten weitere Erfolge zu verzeichnen haben wird, so lange nicht neue politische Verhältnisse — die wir beiläufig kaum dämmern sehen — der gewaltsamen Entnationalisirung deutscher Volksmassen (denen es freilich nicht ärger ergeht, als den ungarischen Slawen und Rumänen, auf die aber doch der Trost solamen miseris, socios habuisse malorum wegen ihrer vornehmeren Herkunft und Bildung keine Anwendung leidet) Halt gebieten. Ebensowenig ist aber auch zu bezweifeln, daß die deutschen Bauern Ungarns, die große Mehrzahl der Deutschen in diesem Lande, diese „Schwaben," welche zwar wenig deutsches Bewußtsein und wenig Bildung und Weitblick besitzen, aber zäh am Herkommen und namentlich an der Sprache ihrer Väter festhalten, und auf welche die magyarisirende Schule nur geringen Einfluß hat, da der Verkehr in der Familie und im Dorfe ihn wieder verdrängt und verwischt, daß, sagen wir, das deutsche Bauerntum Ungarns die jetzige Magyarisirungsära überdauern wird, und daß am Neusiedler See, in Banate, in der Batschka, in der „Schwäbischen Türkei," an der Aluta und in den Kokeln, kurz allenthalben, wo kompakte Massen deutschen Landvolkes sich niedergelassen haben, noch im nächsten Jahrhundert und im übernächsten die deutsche Zunge klingen und deutsches Wesen walten wird.

Die Tschechen haben die Mitte des böhmischen Vierecks, die Deutschen dessen Seiten inne, jene besitzen ein Gebiet von etwa 560, diese ein solches von etwas mehr als 340 Quadratmeilen, jene zählen rund $3\frac{1}{2}$, diese ungefähr $2\frac{1}{4}$ Millionen Köpfe. Die Slawen sind also den Deutschen an Zahl überlegen, und sie haben den Vorteil der konzentrischen Lage für sich, zu welchem der fernere kommt, daß die Landeshauptstadt, wo beide Nationalitäten sich mischen, mitten im tschechischen Distrikte liegt; endlich werden sie in ihren Bestrebungen, sich auszudehnen, dadurch unterstützt, daß auf ihrem Gebiete die Landwirtschaft, auf dem deutschen dagegen die Fabrikthätigkeit herrscht, und daß in unsrer Zeit Massen von Arbeitern von jener, die sie nicht genügend mehr ernährt, sich abwenden und dieser, die sie braucht und begehrt, zuströmen, mit andern Worten, daß eine Auswanderung von Tschechen nach den deutschen Landstrichen aus wirtschaftlichen Gründen den nationalen Charakter der letzteren einigermaßen zu alteriren begonnen hat. Deutschböhmen bildet ein geschlossenes Sprachgebiet, in dem sich aber drei Hauptgruppen unterscheiden lassen: eine südwestliche, welche im Süden, wo sie an Österreich stößt, breiter als im Norden sich ausdehnt und im ganzen über 60 Quadratmeilen einnimmt, eine nördliche, die, im Westen am breitesten, dann abwechselnd breiter und schmaler, am Erz-

gebirge und den Bergen der Lausitz sich bis zum Isergebirge hinzieht und fast 130 Quadratmeilen umfaßt, endlich eine östliche, welche, in mehrere sprachliche Halbinseln und Inseln zerfallend, zunächst auf und an dem Riesengebirge, dann am Glatzer Kessel hinläuft und sich bis nach Mähren und Niederösterreich erstreckt, und deren Areal im ganzen eine Ausdehnung von ungefähr 54 Quadratmeilen hat. Die zweite Gruppe ist von der Slawisirung am wenigsten bedroht, es wohnen hier unter fast anderthalb Millionen Deutschen, die überdies großenteils wohlhabend und selbst in ihren bäuerlichen Bestandteilen intelligent und für die Gefahr geweckt sind, nicht viel über 45000 Tschechen, meist eingewanderte Arbeiter. Achtundzwanzig Bezirkshauptmannschaften können als reindeutsch bezeichnet werden, und in dreiundvierzig Gerichtsbezirken schwankt der Anteil der Slawen an der Gesamtbevölkerung zwischen Null und einem Prozent. Zwar wird die tschechische Propaganda in einigen Gegenden mit aller möglichen Energie und Rücksichtslosigkeit betrieben, zwar fühlt man ihre Erfolge in und um Pilsen, Nürschau, Manetin und in der Watzlawer Nachbarschaft bereits in bedenklichem Grade, zwar sind selbst deutsche Gemeinwesen wie Brüx, Dux, Komotau und Reichenberg gezwungen worden, die für die Kinder der tschechischen Einwanderer gegründeten Schulen mit städtischen Mitteln zu unterstützen. Aber anderseits äußert sich hier das zähe Wesen der mitteldeutschen Bevölkerung (die Nordböhmen sind ihrer Mundart nach Franken, Obersachsen und Schlesier) als eine sehr wirksame Eigenschaft bei der Bewahrung ihrer nationalen Eigenart, und ihr reger Verkehr mit den baierischen, sächsischen und preußischen Nachbarn erhält das Gefühl der Zugehörigkeit zu den Stammesgenossen und den Glauben an die Fortdauer dieses Zusammenhanges weit lebendiger als anderwärts, sodaß es nur am Südrande dieser Gruppe der Aufmunterung zu bedürfen scheint. Weniger erfreulich ist, was wir von den Deutschböhmen baierischer Abkunft zu melden haben, welche am Böhmerwalde und dessen Vorbergen wohnen. Sie sind verhältnismäßig arm und vielfach abhängig von der Gunst deutschgeborner, aber deutschfeindlicher Großgrundbesitzer. Selbst weniger geweckt und regsam und von ihren Nachbarn in Süddeutschland und Oberösterreich kaum unterstützt, zeigten sie sich bisher nicht so widerstandsfähig als die Nordböhmen, wenn es galt, das Tschechentum, das sich hier, kräftig durch die Schwarzenbergschen Feudalherren und ihre für solche Arbeit wohlgeschulten Beamten unterstützt, auszubreiten strebte, entschlossen abzuwehren. Mächtig drängt der Slawe vom flachen Osten her die Flußthäler hinauf und hat sich bereits ansehnlicher Erfolge zu rühmen. Ortschaften wie Kaplitz, Krumau, Prachatitz, Winterberg und Bergreichenstein sind mehr oder minder mit Überflutung durch das slawische Element bedroht, das sich in ihnen bereits Bürgerrechte erworben hat und sich anschickt, das Regiment an sich zu reißen. Der deutsche Böhmerwaldbund, der sich zur Förderung der wirtschaftlichen und nationalen Interessen dieser Landstriche gebildet hat, sieht eine schwierige Aufgabe vor sich, zumal da sich ihm ein tschechischer gegen-

über gestellt hat. Am stärksten bedroht und vielfach schon geschädigt ist die dritte Gruppe der im Besitze der deutschen Nationalität befindlichen Teile von Böhmen. Dieselbe setzt sich aus folgenden Gebieten zusammen: 1. Das von Trautenau, welches bis tief in das Riesengebirge hineinreicht und sich hier mit Preußisch-Schlesien berührt; 2. das von Grulich und Rokitnitz, das sich bis an den Glatzer Kessel erstreckt, sich also gleichfalls an Preußen anlehnt; 3. die böhmischen Distrikte des Schönhängstler Ländchens, das zum Teile zu Mähren gehört; 4. ein Komplex von Ortschaften in der Iglauer Sprachinsel; 5. das Gebiet von Neubistritz, welches in unmittelbarem Zusammenhange mit Niederösterreich steht; endlich 6. die Budweiser Gegend, welche vollständig von Orten mit slawischer Bevölkerung eingeschlossen ist. Es liegt auf der Hand, daß die hier lebenden Deutschen in ihrem Kampfe um die Erhaltung von Sprache und Sitte sehr ungünstig gestellt sind. Namentlich gilt dies von den in den Sprachinseln gelegenen Dörfern, unter denen die meisten in wirtschaftlicher Beziehung von den größern tschechischen Städten und Marktflecken in ihrer Nachbarschaft abhängen. Mehr, als die deutschen Schulen zu erhalten imstande sind, wird hier durch den Lauf der Straßen, durch den Marktverkehr, durch tschechisch redende Geistliche, Richter und Verwaltungsbeamte, durch die Einwirkung des zu den Slawen haltenden reichbegüterten Hochadels, durch sprachliche Mischehen und eine fast immer zum Schaden der Deutschen sich vollziehende Güterbewegung weggefressen. Hier haben wir infolge aller dieser Umstände die größten nationalen Verluste erlitten. Dieser Prozeß vollzieht sich allenthalben in gleicher Weise. Er tritt zuerst als Abspannung auf, die sich gegen die Besorgung der öffentlichen Geschäfte durch Leute, welche die slawische Mehrheit des Bezirks gewählt hat, nicht wehren zu können glaubt, und endigt, nachdem die offiziell anerkannte „Utraquisirung," d. h. die Einschiebung von Beamten tschechischer Nationalität und die Errichtung tschechischer Schulen ihre Dienste gethan hat, mit dem Aufgehen der deutschen Bevölkerung in der slawischen Masse. Mehr und mehr haben sich in den letzten Jahrzehnten jene Sprachinseln und selbst die Halbinseln zerfasert und verkleinert, matter und immer matter ist das deutsche Leben in ihnen geworden, immer schwächer die Hoffnung der Denkenden in ihnen, daß mit Erfolg der Slawisirung zu widerstehen ist, wenn das System, welches mit der letzten Sprachenverordnung ins Leben getreten ist, keine gründliche Abänderung erfährt. Allerdings ist in den nördlichen Strichen dieser Gruppe von deutschen Gebieten schon seit einiger Zeit und namentlich in den letzten Jahren ein reges Streben nach Bewahrung der nationalen Eigenart erwacht, das sich durch Bildung von Vereinen zu diesem Zwecke, durch Versammlungen von Gleichgesinnten und durch Veranstaltung von nationalen Festen (wir erinnern an die von vielen Tausenden besuchte Feier der Enthüllung des Denkmals Kaiser Josefs in Trautenau) verheißungsvoll äußert. Trotzdem würden sich die Deutschen dieser ostböhmischen Gruppe ohne werkthätige Unterstützung und Förderung von-

seiten ihrer Stammesgenossen überhaupt und zunächst vonseiten ihrer Verwandten im nordböhmischen Teile des Sprachengürtels auf die Dauer nicht gegen die Gewalt des auf sie eindringenden tschechischen Elements behaupten können. Sehr erfreulich ist es daher, daß mit derartigem Beistande begonnen worden ist, und daß mehrere Städte des nordböhmischen Landes — wir nennen nur Gablonz — in einer Art vormundschaftlicher Fürsorge für einzelne Ortschaften und Kreise der hier betrachteten Gruppe recht Tüchtiges und Anerkennenswertes geleistet haben. Wir werfen, hieran anknüpfend, einen Blick auf die in der Diaspora lebenden, rings vom „Stockböhmentum" umgebenen Deutschen, und greifen aus ihrer Mitte ein Beispiel heraus, welches die Gefahren zeigt, welche allen diesen Gemeinden drohen und vielen bereits halb oder ganz den Untergang im Slaventume gebracht haben. Wir meinen die Kolonisten aus dem preußischen Schlesien, welche von Josef II. auf dem ehemaligen Kammergute Pardubitz angesiedelt wurden. Ihr Volkstum ist in den meisten ihrer elf Dörfer tief verfallen, und nur zwei der letzteren, Sehndorf und Waska, bewahren noch das Bewußtsein, zur deutschen Nation zu gehören. Die übrigen haben tschechische Namen angenommen und bedienen sich größtenteils der tschechischen Sprache. Auch die beiden deutschgebliebenen werden wahrscheinlich nicht lange mehr imstande sein, sich des Absterbens im nationalen Sinne zu erwehren. Das fast ganz slawische Pardubitz, wo vor fünf Jahren die deutsche Volksschule, die seit langer Zeit bestanden hatte, dem Eroberungstriebe der Tschechen erlag, wirkt durch wirtschaftliche und soziale Einflüsse so mächtig auf diese meist armen Bauern, daß sie über kurz oder lang erliegen müssen. Die Versuche des deutschen Schulvereins, diesen Gang der Dinge wenigstens zum Stillstand zu bringen, wurden von den Angreifern mit Erbitterung befehdet. Ein wahrer Sturm erhob sich, als man daran ging, deutsche Soldatenkinder in Josefstadt und Königgrätz und die Söhne und Töchter deutscher Bauern in der Umgegend von Königinhof, die schon als zum Tschechentum gehörig angesehen wurden, für die Nationalität ihrer Eltern zu reklamiren. Auch die Deutschen in Prag und dessen Nachbarschaft hatten es in den letzten Jahrzehnten schwer zu empfinden, daß sie zu dieser Diaspora zählen und unter übelgesinnten, ihre Majorität rücksichtslos benutzenden Mitbürgern leben. Von der Gemeindevertretung ausgeschlossen und ihres letzten Reichsratsmandats verlustig gegangen, haben sie trotz ihrer ruhmvollen Überlieferungen, trotz ihrer Intelligenz und trotz der Höhe ihrer Steuerleistungen im offiziellen Prag keinen Platz mehr, und über die Schulverhältnisse der Stadt enthielt der Bericht, den das statistische Büreau derselben 1884 veröffentlichte, sehr unerfreuliche Aufschlüsse. 22 öffentliche Schulen mit 173 Klassen unterrichteten in tschechischer Sprache 9363 Schüler, und nur 5 solche Schulen mit 64 Klassen und 4027 Schülern unterrichteten deutsch. Von 23 243 Stück Lehrmitteln kamen 21 863 auf die tschechischen Anstalten und nur 1389 auf die deutschen u. s. w. Nicht zu verwundern ist

es nach solchen und ähnlichen Mitteilungen, daß das Deutschtum auch in Prag, wo überdies die große Stadt starke Anziehungskraft auf das slawische gemeine Volk der Umgegend ausübt, eine ganz erhebliche Abnahme erkennen läßt und weiteren Rückgang zu fürchten hat.



Die Agitation für die größere Freiheit der evangelischen Kirche in Preußen.

s war vorauszusehen, daß die auf bessere Dotation und größere Freiheit der evangelischen Kirche in Preußen gerichteten Anträge des Herrn von Hammerstein und seiner Freunde viele Gemüter nachhaltig erregen und zumal in der kammerlosen Jahreszeit die Zeitungen füllen würden. Dies ist geschehen, und es bewährt sich noch immer der Satz, daß selbst in unsern realistischen Zeiten diejenigen Fragen am tiefsten interessiren, die irgendwie mit den idealen und ewigen Interessen zusammenhängen. Wir wollen darum fortfahren, mit dem Wichtigsten auf diesem Gebiete unsre Leser in Verbindung zu erhalten.

Die Verbindung von zwei so verschiednen Wünschen, nach mehr Freiheit und mehr Dotation, ist zwar wunderlich, aber doch begreiflich. Die Engländer sprechen gern in einem Atem von liberty und property, und das hat etwas für sich. Die freie Bewegung einer Kirche wird, wie die des Individuums, von einer pekuniären Selbständigkeit ohne Zweifel mächtig gefördert werden.

Eben diese größere Ausstattung der Kirche mit Geld, welche sehr wünschenswert ist, und zwar eine Ausstattung durch den preußischen Staat, ist derjenige Teil der Agitation, der am meisten die Zustimmung der größern Kreise gefunden hat. Er empfiehlt sich schon durch die ganz gewöhnliche Gerechtigkeit.

Wir besitzen darüber seit kurzem eine interessante Broschüre von einem evangelischen Pfarrer auf dem Hunsrück, Venter*) (Kirchberg). Sie ist nicht in allem einzelnen gleich beglaubigt in ihren Zahlen. Aber das wesentliche ist richtig und zeigt, daß die ganz positiven Versprechungen mehrerer Könige, die evangelische Kirche des Landes für ihre großen Verluste zu entschädigen, nicht oder fast garnicht erfüllt worden sind. Die Ministerien haben „offene Taschen" gehabt für die römische Kirche, für die evangelische meist „verschlossene." Aller-

*) Das gute Recht der preußischen evangelischen Kirche auf Gewährung einer Dotation vonseiten des Staates. (Essen, Bädeker, 1886.)

dings ist in dem letzten Jahrzehnt eine Besserung eingetreten, die Venter nach seinem Plane weniger berücksichtigen konnte. Besonders der sonst auf evangelischer Seite wenig beliebte Minister Dr. Falk hat viel für die bessere und gerechtere Ausstattung der evangelischen Kirche geleistet. Aber thatsächlich ist bis heute die Ungerechtigkeit, die natürlich kein Werk der Absicht, sondern ein Ergebnis des Staatsmechanismus ist, nicht gehoben. „Seit 1822 bis 1875 hat die preußische Kirche einen absoluten Verlust von $62\frac{1}{2}$ Millionen Mark, einen relativen von $145\frac{1}{2}$ Millionen erlitten, und noch jetzt hat sie einen Nachteil von $2\frac{1}{3}$ Millionen Mark jährlich" (S. 41). Man wird das Einzelne in Venters Broschüre lieber selbst nachlesen. Bekannt ist, daß der noch am besten begründete Anspruch der römischen Kirche, der aus der Bulle De salute animarum stammt, sich zur Zeit der Gehaltssperre doch nicht als unbedingt und privatrechtlich haltbar erwiesen hat, und eben dieser Posten ist verschiedenemale noch erhöht worden. Diesem zur Seite steht dann noch ein juristisch garnicht begründeter Bedürfniszuschuß, in welchem ebenfalls die Proportion der katholischen Bevölkerung zur evangelischen regelmäßig überschritten wird. Für die meisten Individuen ist mit dieser Ungleichheit in der äußern Ausstattung auch eine hinreichende Veranlassung enthalten, der katholischen Kirche einen höhern Rang und ganz andre Vornehmheit einzuräumen. Und es ist nicht so seltsam, wie es auf den ersten Blick scheint, daß man nach Angabe der Zeitungen einst in gewissen Kreisen die Franzosen auch deshalb nicht betrüben wollte (1877), weil sie eine „viel vornehmere Religion" hätten als wir. Es ist zwar anzunehmen, daß die Abwesenheit alles Luxus unsern Generalsuperintendenten nicht schmerzlich ist, aber so ganz gleichgiltig ist es nicht, ob die Kirche Bettler unterstützen kann oder selbst betteln muß.

Die Ventersche Broschüre ist auch lehrreich dem überlieferten Diktum gegenüber, daß die bullengemäße Ausstattung der Kirche nur ein schwacher Ersatz sei für die eingezognen kirchlichen Güter. In diesem Falle müßte man die nötigen Gelder von Frankreich zurückerbitten, insbesondre von Napoleon I., nicht von Preußen. Die napoleonischen Entschädigungen für die Bischöfe sind, wie bekannt, von Preußen weit überboten worden, und vom Papste wurde damals Preußen als sehr freigebig anerkannt. Und was Preußen wirklich zu ersetzen hat auf rechtsrheinischen und östlichen Gebieten, das geht wieder beide Kirchen an, die Evangelischen aber weit mehr als die Katholischen.

Einige Zahlen sollen doch noch mitgeteilt werden. Die Bischöfe der römischen Kirche erhalten jetzt 183925 Mark mehr, als in der Bulle steht, nämlich 411900 Mark, der Breslauer Fürstbischof erhält das Doppelte der bestimmten Summe (210000 Mark). Dabei hat er noch andre schöne Hilfsquellen, sodaß es nicht unglaublich ist, daß er zur Zeit des schlimmen Kulturkampfes, als er verhaftet werden sollte, mit neun Millionen Mark Breslau und das preußische Land verließ, um sich und das Geld für bessere Zeiten aufzubewahren. Es ist ihm auch gelungen.

Soll nun die evangelische Kirche in Preußen nach der Idee des Herrn von Kleist-Retzow, der seine Wünsche in gesetzgeberische Paragraphen umzusetzen die erforderliche parlamentarische Erfahrung hat, der römischen Kirche entsprechend ausgestattet werden, so ist der finanzielle Aufwand nicht unbedeutend, und er legt dem Staate viel mehr Verpflichtungen auf als jetzt. Es werden vom Herrn von Kleist-Retzow gefordert für neue Parochien (in Tausenden von Mark) 450, für Seminare und Vicariate 450, Ablösung von Stolgebühren 1500, Bistümer 1140, evangelisches Kirchenregiment 1420, für Geistliche beider Konfessionen 9300, zusammen 14260000 Mark; dafür fielen im Budget weg 9022653 Mark, der Mehrbedarf wäre also ungefähr $5^1/_4$ Millionen Mark — eine ganz schöne Erhöhung. Es ist abzuwarten, ob die Regierung mit einer ähnlichen Forderung vorgehen und ob sie dafür eine Majorität finden wird. Wenn die Evangelischen für ihre Sache im Herrenhause und im Abgeordnetenhause einen evangelischen Mann von der sozialen Bedeutung des Bischofs Kopp oder auch nur einen wie Windthorst hätten, so ließe sich manches erwarten. Aber wo treibt die evangelische Kirche so „vornehme“ Männer auf? Und sie müßten sehr vornehm sein, um etwas zu erreichen. Denn für gewöhnlich spielt das evangelische Bekenntnis bei den parlamentarischen Mitgliedern keine Rolle. Es sind so viele Evangelische im Abgeordnetenhause, daß, wenn sie ihr Bekenntnis festhalten wollten, dem Zentrum kein Antrag gelänge. Aber offenbar gruppiren sich die Herren bei ihren Abstimmungen um ganz andre Interessen als um die kirchlichen. Wir haben darüber nicht zu urteilen, aber wir erwähnen es gegenüber der sanguinischen Beschlußfassung einer großen Barmer Versammlung (vom 20. Oktober), in der es heißt: „Ebenso erwarten wir von allen evangelischen Abgeordneten ohne Unterschied der Parteistellung, daß sie mit aller Energie für die Gewährung unsrer (Geld-) Forderungen eintreten werden.“ Das kann man nur erwarten, wenn man die gute Sache unter einem sehr großen Gesichtswinkel erblickt; noch mehr verkennt Venter die Lage, wenn er den (evangelischen) Abgeordneten erklären will: „Wenn ihr nicht mit aller Energie uns zu helfen sucht (mit Geld und Dotationen), so habt ihr euer Mandat verwirkt, und wir wählen andre Leute.“ Wir hätten auch manchen persönlichen Wunsch in Bezug auf die Auswahl unsrer Abgeordneten, aber im ganzen kann man doch zufrieden sein. Und sollten Herr Venter und die achthundert Freunde, zu denen er redete, wirklich die Macht besitzen, die lauen evangelischen Abgeordneten durch eifrige Männer zu ersetzen? Es ist kaum zu glauben; beim besten Willen reicht ihr Einfluß nicht so weit. Wie es aber auch mit den Aussichten auf eine gerechtere Verteilung der Staatsmittel auf die beiden Kirchen stehe, die Sache, für die man kämpft, ist ohne Zweifel richtig. Sie wird auch von den Autoritäten als gerecht anerkannt, und es ist nicht zu verkennen, daß auch die Minister Falk, Puttkamer und Goßler nach dem Maße ihrer wenigen Mittel das Bessere erstrebt haben. Dienen die Agitationen dazu,

das Tempo der Besserung zu steigern und den Schaden greller zu beleuchten, so ist schon etwas erreicht.

Von dem andern Bündel von Wünschen läßt sich nicht mit solcher Zustimmung reden. Es sind die, welche unter den Worten: „Größere Freiheit und Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staate“ zusammengefaßt werden. Es ist freilich selbstverständlich genug, daß diejenige Kirche, die heutzutage ihre Aufgabe erfüllen will, mag sie evangelisch oder katholisch heißen, eine gewisse korporative Selbständigkeit haben muß. Nicht so einfach ist die Forderung, daß die Kirche der preußischen Evangelischen eine größere Selbständigkeit haben müsse, und gerade dem Staate gegenüber, als jetzt. Noch weniger einfach ist dieselbe dann, wenn sie dadurch motivirt wird, daß ja auch die katholische Kirche nunmehr durch das letzte kirchenpolitische Gesetz (des Herrn Bischofs Kopp) eine größere Freiheit bekommen habe. Oder sollte etwa die Regel gelten, daß die katholische und die evangelische Kirche dasselbe Bedürfnis größter Freiheit vom Staate hätten? Das wäre wohl erst aus der Natur der beiden Kirchen zu beweisen. Es könnte doch sein, daß die evangelische Kirche gar kein Interesse hätte, über ein gewisses Maß hinaus die Freiheit vom Staate zu erstreben, ja daß es eine Verleugnung der evangelischen Grundsätze wäre, den Staat so zurückzudrängen, wie es die katholische Kirche nach ihren Grundsätzen thun muß. Wir sagen das jetzt zunächst als rationes dubitandi und nur deshalb, weil die Männer, die über diese Freiheit im Sinne der Hammerstein-Kleistschen Anträge gesprochen haben, von der Schwierigkeit der Sache wenig zu wissen scheinen, nur erfüllt von der herrlichen Idee der Freiheit ihrer Kirche vom Staate. Nur einige wenige Redner lassen sich auf die prinzipiellen Schwierigkeiten ein. Die andern heben gleich ihre besondern Forderungen an den Staat hervor, die der größern Freiheit dienen sollen. Das ist auch begreiflich. Die allgemeine Erörterung dessen, was die evangelische Kirche vom Staate verlangt, ist für die Redner schon deshalb schwierig, weil nicht viele derselben mit den symbolischen Büchern bekannt genug sind, noch auch mit der Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in Preußen; sodann aber vorzüglich deshalb, weil es schwer ist, den Staat von der bestehenden evangelischen Landeskirchenverfassung so zu sondern, daß nicht der Summepiskopus, der König, auch von den Klagen gegen den Staat getroffen wird. Das möchte man gern vermeiden, denn man ist überzeugt, daß unser Herrscher persönlich der Kirche wohlwill, und seine bekannten Aussprüche von der Notwendigkeit, dem Volke die Religion zu erhalten, und von der Gottheit des Sohnes sind gar oft mit gutem Grunde zitirt worden. Darum will man sich nicht gern auf dies heikle Gebiet begeben. Man weiß, daß das Kirchenregiment jedem Könige in Preußen, ohne Rücksicht auf seine Konfession, zukommt, denn das ist gesetzlich festgestellt. (Thudichum, Deutsches Kirchenrecht. I, 230.) Wenn man bedenkt, was demnach ein doch immer möglicher anderweitiger König als „Träger des Kirchenregiments“ und der „Kirchen-

regierung" mit seinen „Organen," dem Oberkirchenrat, den Provinzialkonsistorien ꝛc., der Kirche zufügen könnte, so erstaunt man billig über die Klage, die man jetzt über verhältnismäßige Kleinigkeiten, über die konstitutionelle Mitwirkung des Staates bei der Wahl des Oberkirchenrates und der Konsistorien, über die staatliche Besetzung der Professuren der evangelischen Theologie (und der Religionslehrerstellen) mit so vielem Geräusch erhebt. Man würde es wenigstens eher begreifen, wenn die Träger der neuen Anträge beides miteinander bekämpften, das staatliche Placet bei vielen Besetzungen und das landesherrliche Konsistorialregiment. In der That ist zuweilen etwas dieser Art zu verspüren, besonders wenn Herr von Kleist-Retzow unter seinen Freunden ist und von evangelischen „Bischöfen" redet. In der Rheinprovinz hat man gleichfalls lange schon gegen das früher ja noch drückendere Konsistorialregiment auf der Provinzialsynode im Sinne der „Synodalfreiheit von unten auf" gekämpft, in edelm Sinne, ohne alle Gelüste von Hierarchie, schon vor der Einführung der konstitutionellen Verfassung. Männer wie Landfermann warnten zuweilen, diese Bestrebungen nicht zu übertreiben und zu übereilen; sie hoben die Gefahren hervor, die eine Lockerung des landeskirchlich-staatlichen Regiments nach sich ziehen würden. Und auch später, als sich die Ansicht in Berlin verbreitete, von hoher Stelle aus wolle man die Ratschläge des bekannten Werkes von Dr. Gefffen durchführen und sich von der positiven Leitung der evangelischen Kirche zurückziehen, wurde uns von einem der Führer der nationalliberalen Partei, die damals der Regierung nahestand, von einem bedeutenden evangelischen Abgeordneten bestimmt erklärt, die Partei würde das als ein Unglück für die evangelische Kirche abzuwehren suchen, widrigenfalls dabei als „Sr. Majestät Allergetreueste Opposition" auftreten.

An diese Dinge wird man gegenwärtig wieder lebhaft erinnert, wenn man die Hammersteinschen Anträge und ihre Aufnahme im Lande überlegt. Es ist ein unklares Streben nach einem Ideal, verbunden mit Beklemmung wegen des allgemein verehrten Trägers des Kirchenregiments, den man nicht treffen möchte und den man doch indirekt verletzt, indem man den bösen Staat, der ja auch Juden in sich schließt, von der gesetzlichen Einwirkung auf die Kirchenregierung zurückdrängt, schon dadurch verletzt, daß man die Freiheit des Königs in der Wahl der Minister leugnet und thut, als lebten wir in einem Parlamentarismus, von dem die Antragsteller recht gut wissen, daß er bei uns unmöglich ist.

Und doch scheint es, daß einige und zwar sehr orientirte Freunde der Hammersteinschen Anträge den Parlamentarismus, den sie auf dem politischen Gebiete nicht mögen, auf dem kirchlichen anstreben. Sie betonen die Rolle der kirchlichen Synode so sehr, daß die gewünschte kirchliche Verfassung ganz parlamentarisch aussieht. Hierüber spricht der Freund des Herrn von Hammerstein, Herr von Rauchhaupt, der auch sonst als Gegner der Anträge aufgetreten ist (in Delitzsch), in der Hallischen Zeitung. Er nimmt Bezug auf eine Resolution

der Barmer großen Versammlung, deren Wortlaut wir sogleich nachbringen werden. Seine Worte verdienen ausführlicher mitgeteilt zu werden, schon um die politische Partei von den kirchenpolitischen Wünschen deutlich zu sondern. Rauchhaupt sagt:

Es steht kirchenverfassungsmäßig fest, daß der Träger des Kirchenregiments die Mitglieder der Konsistorien und des Oberkirchenrates aus eigenster Entschließung ernennt. Wenn dem gegenüber gegenwärtig erstrebt wird, dieses Ernennungsrecht durch ein Vorschlagsrecht der Provinzialsynodalvorstände, beziehungsweise des Generalsynodalvorstandes zu beschränken — Barmer Versammlung, Resulution B —, so heißt dies ein parlamentarisches Regiment in die Kirche einführen wollen, welches ebenso wie im Staate die schwersten Gefahren für die Kirche hervorrufen würde. . . . Das Kirchenregiment muß über den Parteien als fester, selbständiger Punkt dastehen. Aufgabe der konservativen Elemente der östlichen Provinzen wird es sein, zu verhindern, ebenso wie auf staatlichem Gebiete dies glücklich gelungen ist, daß der Landesherr als höchster Träger des Kirchenregiments zu einer Scheinexistenz herabgewürdigt und das Kirchenregiment zu einem bloß ausführenden Organe der General- und Provinzialsynoden gemacht werde. Wenn man dem gegenüber in Barmen geglaubt hat, sich immer wieder darauf berufen zu können, daß Friedrich Wilhelm IV. es ausgesprochen hat, wie er sich freuen würde, wenn die Zeit gekommen sein werde, seine Würde als höchster Bischof der Kirche in andre Hände niederzulegen, so übersieht man, daß, seitdem dieser ideale König den erwähnten Ausspruch gethan, den Hohenzollern die deutsche Kaiserkrone und damit eine Summe von Pflichten gegenüber der gesamten evangelischen Kirche zugefallen ist, welche sie schwerlich bei ihrem hohen Pflichtgefühl als eine Bürde betrachten werden, deren Abwälzung sie erstreben sollten. Man begreift deshalb, daß auf der Versammlung in Barmen ein konservativer Mann, wie Herr von Hammerstein es ist, offenbar im Gefühle einer gewissen Vereinsamung, in die wehmütige Klage ausbrechen konnte, daß es in den östlichen Provinzen der Monarchie nicht möglich sei, eine Versammlung wie die in Barmen zusammenzubringen. Die Dotation der Kirche erscheint an sich zulässig und ist jedenfalls im Interesse der Kirche der jetzigen jährlichen Etatsbewilligung vorzuziehen. Ebenso gut wie vom Staate die Provinzen und Kreise dotirt sind, kann er auch die anerkannnten Kirchen dotiren. Diese Dotation hat aber für den Staat zur Voraussetzung, daß die äußere Organisation der Kirche staatsrechtlich feststeht. Irgend eine beliebige Kirche zu dotiren, kann man dem Staate nicht zumuten u. s. w.

Wenn man ohne viel Unterschied die Freunde der Anträge der hierarchischen Neigungen beschuldigt, ist das im allgemeinen nicht richtig, wenigstens nicht in der Rheinprovinz, wo seit 1835 eine kirchliche Verfassung besteht, die der Hierarchie nicht verdächtig sein kann und wo sich ein kirchliches Zusammenwirken von Laien und Geistlichen in erfreulicher Weise entwickelt hat. Gleichwohl hat sich am 20. Oktober 1886 in der erwähnten wichtigen Versammlung zu Barmen die überwiegende Majorität für die Anträge ausgesprochen. Die „Freiheit der Kirche“ behandelte im Sinne der Anträge Dr. jur. Frowein, der zugleich der Leiter der Verhandlungen war. Er giebt zu, daß die Form und Verfassung der Kirche nicht den Geist Jesu ersetzen könne, aber er bemerkt, daß man die Verfassung auch leicht zu

gering schätzen könne. „Die Kirche darf im Volksleben nicht mehr dastehen als eine Dienerin des Staates, sondern sie muß erscheinen als eine Gebundne des Herrn." Schön gesagt! Aber es wird weder gezeigt, daß sich diese beiden Stellungen ausschlössen, noch daß die Kirche jetzt eine Dienerin des Staates zu heißen verdiene. Bei der Ortsgemeinde findet der Redner Freiheit genug — worin wir ihm nicht einmal beistimmen —, bei den Mittelstufen findet er zu wenig, bei den obersten Stufen der Kirche eine gänzliche Abhängigkeit vom Staate. Die Kirche sei dankbar, wenn der Landesherr ihr Schutzherr sein wolle, aber sie wolle unter ihrem einzigen König Jesu Christo leben, der ihr ein unantastbares Gesetz in der heiligen Schrift gegeben habe. Das ist die Ausdrucksweise eines frommen Laien, dem man gern zuhört, der aber über die gröbsten Schwierigkeiten wegspringt. Der Ausdruck „unantastbares Gesetz" ist theologisch völlig unrichtig, wie das erste beste Kirchenrecht zeigt (z. B. Friedberg, § 31) und es ist gänzlich unbegreiflich, was in der jetzigen Lage die Kirche verhindern sollte, unter dem „einzigen Könige Jesu Christo" zu leben. Das konnte man selbst unter Nero und hat es gethan, um Gottes willen; unter dem jetzigen Regiment geht es aber erfahrungsmäßig auch und viel leichter.

Vergebens haben wir in den Forderungen der einzelnen Befreiungen von den staatlich gesetzlichen Einwirkungen auf die Kirche (in den Personalien) einen Grund gesucht, durch den die Forderung als durch die Sache geboten erschiene. Die bloße Freiheit der Kirche kann doch nicht der Grund sein; die ist ja überhaupt nicht ein Zweck, sondern ein Mittel, um an ihrem Teil auch der Aufgabe der Kirche zu dienen. Kann man nun zeigen, daß die Aufgaben der evangelischen Kirche besser gelöst werden, wenn der Staat bei der Wahl der kirchlichen Würdenträger keine Stimme hat, oder wenn er die theologischen Fakultäten der Kirche abtritt, sich um die Bildung der Kandidaten nicht mehr kümmert, wenn er die ungehörigen Beschlüsse der kirchlichen Behörden erst hinterher von Staatswegen vernichtet, nachdem sie vom Staatsoberhaupte als Träger des Kirchenregiments vielleicht genehmigt worden sind? Hat man die unerfreulichen Seiten der jetzigen Einrichtungen, die ja nicht geleugnet werden sollen, mit ihren Vorteilen verglichen und abgewogen? Uns ist eine ernstliche Arbeit der Art auf den neuesten Konzilien nicht bekannt geworden, wenigstens in Barmen ist nichts der Art vorgekommen; es galt als selbstverständlich, daß die Kirche alles besser allein mache, als unter Mitwirkung des konstitutionellen Staates. Wie sich diese Annahme zu dem Begriffe des evangelischen Kirchenwesens verhält, oder zu der Leistungsfähigkeit der konkreten preußischen Kirchenorganisation, das würde eine interessante Untersuchung sein, die wir wohl noch zu erwarten haben.

Vorläufig überwiegt noch die Rhetorik. Herr v. Eynern, der als Zuhörer an der Barmer Versammlung teilgenommen hat, ist von der Rhetorik derselben ermüdet und von den aufreizenden Stellen der gehaltenen Reden abgestoßen

worden. Er führt einzelne Kraftstellen als Zeugnisse für das aufreizende Element in ihnen an, die allerdings stark sind, aber er sieht etwas zu schwarz. Die evangelischen Geistlichen sprechen meist mit Geläufigkeit und legen nicht jedes Wort auf die Goldwage; etwas Antipathie gegen die Juden und einige unnötige Salbung muß man ihnen nicht zu hoch anrechnen. Das Ganze macht immer einen ganz respektabeln Eindruck. Herr Hammerstein, der in der Versammlung zugegen war, hat als geübter Parlamentarier mehr Verantwortung dafür, daß er behauptet hat, die Minister hätten bei der Beratung des Kleist-Retzowschen Antrages im Herrenhause ihren ablehnenden Anschauungen eine Form gegeben, die beleidigend für die „evangelische Kirche" sei. Wodurch? Durch „ostentatives Verlassen des Saales." Das ist doch eine sonderbare Beschuldigung. Sind denn die Antragsteller die evangelische Kirche? So eitel werden sie doch nicht sein. Derselbe Herr trug eine rhetorisch wirksame, aber unrichtige Erzählung vor. „Hier in Rheinland und Westfalen — erzählte Herr v. Hammerstein*) — haben sich die Kreissynoden alle mit der Frage befaßt, die auch uns heute beschäftigt, und haben eine feste Stellung dazu genommen. So ist es auch in den östlichen Provinzen der Fall gewesen oder versucht worden. Aber was geschieht? In der Provinz Schlesien z. B. reist der Vorsitzende von Synode zu Synode und macht sie mundtot auf dem Gebiete und leidet nicht, daß die Synoden zu dieser Frage Stellung nehmen. Mir ist es zweifelhaft, ob er dazu berechtigt ist, aber unzweifelhaft, daß er damit die Interessen der evangelischen Kirche nicht wahrnimmt." Die Mitteilung schien die Gemüter gewaltig aufzureizen, wie aus den lebhaften Beifallsäußerungen hervorging. Nun brachte aber die „Kreuzzeitung," das Blatt des Herrn v. Hammerstein, am 27. Oktober eine Erklärung des Herrn Konsistorialpräsidenten Dr. Stolzmann in Schlesien, aus der hervorgeht, daß die ganze Erzählung nicht wahr ist. Herr Konsistorialpräsident Stolzmann schreibt, er habe im Laufe dieses Jahres von 55 Synoden 6 besucht, von welchen nur eine einzige, Ohlau, sich mit dem Hammersteinschen Antrage befaßt habe. „Die Art und Weise, wie auf der Synode Ohlau der Antragsteller staatliche und landeskirchliche Angelegenheiten behandelte, nötigte mich zu einem amtlichen Einspruch, wobei ich der Synode anheimgab, dem Vorschlage ihres Vorsitzenden entsprechend, den Antrag bis zur nächstjährigen Synode zu vertagen, da derselbe noch nicht reiflich genug erwogen zu sein scheine. Die Synode lehnte indes überhaupt die Besprechung des Antrages ab."

Herr Hammerstein fühlte sich überhaupt in der Versammlung zu Barmen wohl und fand viele Anerkennung, wie es ganz in der Ordnung ist. Denn er vertritt seine Sache mit Gewandtheit und Energie, selbst der Humor fehlt ihm nicht. Gegen die Ansicht, daß hierarchische Neigungen hinter seinen Anträgen

*) Wir folgen einem Zeitungsberichte des Herrn v. Eynern.

lauerten, führte er an, daß er bei seiner ungemein starken Neigung zur Unabhängigkeit als Laie doch schwerlich dahin wirken werde, unter ein hierarchisches Joch zu kommen. Das fand begreiflich heitere Zustimmung und ist auch schlagend für jeden, der Sinn für Scherz hat.

Die Versammlung einigte sich in Bezug auf die „größere Freiheit“ zu folgenden Forderungen:

Zu I. 1. Die bisherige Art und Weise der Besetzung der kirchenregimentlichen Stellen in den Konsistorien und im evangelischen Oberkirchenrate entspricht nicht dem wahren Interesse unsrer evangelischen Landeskirche.

2. Da es unbedingt erforderlich ist, daß die Mitglieder der provinziellen kirchlichen Behörden von dem Vertrauen der Provinzialkirche getragen und mit ihren Eigentümlichkeiten völlig vertraut sein müssen, so muß bei jeder Besetzung einer Stelle der Provinzialsynodalvorstand mit den übrigen Mitgliedern der Behörde in Mitwirkung treten.

3. Dasselbe gilt für den Generalsynodalvorstand bei Besetzung von Stellen im evangelischen Oberkirchenrate.

4. Dem Minister für geistliche Angelegenheiten, als dem unter dem Einflusse des konfessionslosen Landtages stehenden Staatsbeamten, kann ein maßgebender Einfluß auf die Besetzung kirchenregimentlicher Stellen nicht zuerkannt werden.

Zu II. 1. Die Kirche hat das höchste Interesse an einer ihrem Amte entsprechenden Vorbildung ihrer künftigen Diener nach Wissen und Gesinnung.

2. Daher gebührt der Kirche ein ihrer Idee entsprechendes Mitwirkungsrecht bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle auf den Universitäten und der Religionslehrerstellen an den höhern Schulen.

3. Eine solche genügende Mitwirkung ist keineswegs in der gesetzlichen Bestimmung verbürgt, daß der evangelische Oberkirchenrat in Beziehung auf Bekenntnis und Lehre der anzustellenden Professoren der Theologie gutachtlich gehört werden soll.

4. Es ist vielmehr diese Bestimmung dahin zu erweitern, daß a) der Generalsynodalvorstand mit dem evangelischen Oberkirchenrate in Mitwirkung treten und daß b) beide nicht bloß zur Abgabe einer gutachtlichen Erklärung, sondern auch eventuell zu einem wirksamen Einspruche gegen die Anstellung eines in Aussicht genommenen Dozenten berechtigt sein sollen.

Zu III. 1. Die Bestimmung im Staatsgesetze vom 3. Juni 1876, nach welcher jedes Kirchengesetz vor dessen Sanktion durch den König dem Staatsministerium vorzulegen ist, welches darüber zu befinden hat, ob gegen das Gesetz von Staatswegen etwas zu erinnern sei, widerspricht sowohl der geschichtlichen Stellung und der Würde, welche der evangelische König als oberster Träger des Kirchenregiments und als Schirmherr der evangelischen Kirche seither eingenommen hat, als auch der der Vertretung der Landeskirche in ihrem Verhältnis zum konfessionslosen Staate gebührenden Stellung.

So die wichtigsten Stellen der Beschlüsse. Es würde indes kein ganz richtiges Bild von der Versammlung zu Barmen geben, wenn hier verschwiegen würde, daß die säuerliche Kritik gegen die angeblich kirchenfreiheitsfeindliche Staatsregierung und der Heißhunger nach mehr Freiheit doch nicht der einzige Zug in der großen Versammlung gewesen ist. Auch die Anerkennung des

Staates wurde von einem Redner mit Wärme geführt, der die bisherigen allmählichen Annäherungen an die „größere Freiheit“ in Erinnerung brachte. Und er fand auch Wiederhall in der Gesellschaft, die ja durchaus nicht staatsfeindlich war. Auch trat ein andrer Redner den ins Blaue gerichteten Freiheitswünschen entgegen mit dem Hinweise auf den Charakter der evangelischen Kirche und auf die Allmählichkeit, mit der sich füglich alle solche Fortschritte nur erstreben lassen. Aber er fand keinen Beifall. Eine Bemerkung von ihm, daß er mit seiner Ansicht in der Provinz nicht allein stehe, sondern daß sie auch von dem „Evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland-Westfalen,“ also einer ziemlichen Menge von Geistlichen und Laien, vertreten werde, trug dem Redner, Oberlehrer Evers in Düsseldorf, sogar noch einige Unbilden ein. Es ist ganz gut, wenn man dabei erwähnt, daß die Barmer Majorität keineswegs in dem gewöhnlichen Sinne hierarchisch gesinnt war, daß sie aber allerdings von dem Kirchenregiment verlangte, daß es keinen „Unglauben“ in der Kirche und bei den theologischen Professoren dulde. Damit sind wir in gewisser Beziehung einverstanden; die Geistlichen und die theologischen Professoren sollen den Glauben und nicht den Unglauben pflegen. Die Schwierigkeit ist bekanntlich, zu bestimmen, wo der Unglaube anfängt. Es ist sehr gut, daß darüber die rheinischen Geistlichen und Presbyter nicht allein zu entscheiden haben und daß der Staat noch die Universitäten in der Hand hat. Nur so lange wir vor der „größern Freiheit“ der Kirche bewahrt bleiben, kann es noch eine „Wissenschaft“ z. B. vom alten Testamente auf den Universitäten geben, später dürfte ein strebsamer evangelischer Privatdozent wohl bei der Synode anfragen, welche Grenze der Forschung sich noch mit dem Interesse der Kirche vertrage. Das wäre dann die Linie der „gläubigen“ Theologie. Auf den andern Gebieten der Universitätstheologie ist der Kirche vielleicht nicht so viel zugemutet als auf dem des alten Testaments, aber grundsätzlich steht die Sache ebenso. Die Universitäten haben überall guten Grund, die bisherige Einrichtung und Anstellungsform in der evangelisch-theologischen Fakultät festzuhalten, nämlich das Zusammenwirken der Fakultät mit dem evangelischen Oberkirchenrate und dem Kultusminister. Daß dies Zusammenwirken der Kirche keine „genügende Garantie“ gebe, ist eine bloße Behauptung ohne Beweis. Es ist zu vermuten, daß nur die parlamentarische Machterweiterung der Kirche von unten, insbesondre der Generalsynode, mehr Garantien dadurch bekommen soll. Diese mögen nun auf andern kirchlichen Arbeitsgebieten wünschenswert sein; auf dem Gebiete der Wissenschaft gewiß nicht, man müßte denn die Absicht haben, auf Wissenschaft zu verzichten und aus den Universitäten Anstalten für äußere und innere Mission oder homiletische Seminare zu machen. Von den großen Korporationen, die wir kennen, hat nur der Staat Interesse für selbständige, allseitige Wissenschaft, Wahrheitsforschung im weitesten Sinne, ohne Rücksicht auf praktischen Gebrauch für besondre Zwecke; die Kirche kommt ihrer Natur nach zu

leicht und zu früh auf einseitige Begrenzung des wissenschaftlichen Interesses, am meisten die römische Kirche, aber auch die evangelische; so sehr sie auch der Wissenschaft bedarf und sich mit Recht darauf beruft, daß die rechte Wissenschaft endlich wieder zur Stütze des evangelischen Glaubens werde. Wir wollen uns auch auf dem Wege zu dieser idealen Höhe keine Grenze der Forschung, insbesondre der biblischen Forschung, auferlegen lassen, und darum wollen wir dem Staate alle Fakultäten lassen, aber mit dem Beirat der Landeskirchenbehörde in ihrer Spitze.

Nur die Universität hat noch eine gewisse Selbständigkeit der evangelischen Kirche gegenüber behauptet, und die Kirche fährt dabei nicht schlecht. An allen Fakultäten kann die orthodoxeste Richtung der preußischen Theologen ihre Dozenten finden, neben den andern, und wer sich damit nicht begnügt, kann in Rostock, Erlangen, Leipzig noch weitergehende Bedürfnisse befriedigen. Oder sollte das Streben dahin gehen, daß an den theologischen Fakultäten „liberale" Professoren auch für die nicht mehr geduldet werden, die sich ihnen zuwenden wollen? Diese Liberalen könnten ja andre fromme Gemüter in Versuchung führen, die, ohne viel zu überlegen, die vom Staate patentirten destruktiven Lehrer hörten. Gewiß ist das geschehen, und mir sind Beispiele bekannt, wo engherzig erzogene junge Theologen durch Vorlesungen sogar von mäßig liberalen Forschern noch an viel wichtigern Meinungen irre wurden, als an der von dem Verfasser des ersten Buches Mosis oder des Evangeliums Johannes. Das läßt sich auf evangelischem Boden nicht verhindern. Es giebt Maßregeln, die das Übel mildern können, aber keine, die es unmöglich machen. Es giebt Naturen, die auch jetzt ihre alten überlieferten Überzeugungen ungeprüft durch die Universitätsjahre retten, aber die Kritik liegt so in der Zeit und beschränkt sich so wenig auf das gehörte Wort, daß nachher, wie ebenfalls Beispiele lehren, eine viel schlimmere Skepsis den ganzen Geist ergreift, wenn die Besinnung kommt, und daß nun eine genügende wissenschaftliche Autorität sich nicht leicht findet, den Schwankenden auf ein festes Land zu führen.

Wir sagten, nur die Universitäten könnten im jetzigen Staatskirchenwesen noch eine gewisse Selbständigkeit behaupten. Darum wenden sich die Anträge, die jetzt betrieben werden, und die bekannten Anträge der Generalsynode gegen diese Selbständigkeit mit weit größerer Entschiedenheit als gegen die staatlichen Rechte bei den Personen der Konsistorien und andrer Behörden. Denn seit Jahren sind in diese Behörden meist Männer gekommen, die der herrschenden Synodalrichtung nicht anstößig sind, nicht gerade extreme Leute, aber solche, die man „positiv" nennt. Nur dann und wann kommt einmal wegen hervorragender Bedeutung auch ein etwas andrer Mann in eine wichtige Stelle. Diese Mischung wird auch wohl der Lage entsprechen und bestätigt die Meinung, daß die gegenwärtige kirchenpolitische Verfassung wohl geeignet sei, die Bedürfnisse der Zeit zu befriedigen. Andre Zeiten werden sich später einmal in ähnlicher Weise geltend machen; es braucht ihnen nicht leicht gemacht zu werden. Sie müssen

durch ihr eignes Gewicht wirken, was sie wirken. Unsre Sorge braucht es nicht zu sein. Um aber mit etwas zu schließen, was die Hoffnung der evangelisch Gesinnten befestigen und der Meinung begegnen kann, als wäre die Hammersteinsche Agitation nach „größerer" Freiheit auf dem Wege, alle widerstandslos zu ergreifen, nehmen wir die Gelegenheit wahr, auf ein Votum eines so bedeutenden Mannes wie des Konsistorialpräsidenten Dr. O. Mejer hinzuweisen. Er ist Jurist und Kirchenrechtslehrer, hat besonders die Propaganda der römischen Kirche verfolgt und die Naturgeschichte des Zentrums anschaulich bearbeitet. Er kennt von allen Seiten den Unterschied der römischen und der evangelischen Kirche. Ein Wort von ihm gilt jedem Kenner mehr, als alle Parlamentsreden und Anträge von Hammerstein und seinen Freunden in dieser Frage. Mejer hat nun im Novemberheft der „Preußischen Jahrbücher" den Gegenstand aufgenommen. Wir können nichts besseres thun, als — nach einem uns vorliegenden Zeitungsauszug — die Grundgedanken seiner Ausführungen hier wiedergeben. Mejer legt der Staatsregierung wie dem Landtage ans Herz, den Antrag Hammersteins rundweg abzulehnen. Was er vor achtzehn Jahren in seinem Lehrbuch des Kirchenrechts für richtig erachtete, das hält er noch jetzt fest. Andre Mittel als Wort und Sakrament zur Arbeit hat die protestantische Kirche nicht. Verfassungsformen sind keineswegs gleichgiltig, aber sie sind heute noch eben so untergeordnet, wie sie der erleuchtete Blick unsrer Reformatoren gefunden hat. Vergleichen wir uns deshalb niemals mit der katholischen Kirche! Sie hat zur Beherrschung ihrer Angehörigen Mittel, die wir nicht begehren sollen, weil sie schriftwidrig sind. Sie sind durch dieselben eine politische Macht, mit der die Staatsregierung als mit einer solchen zu rechnen hat. Wir unserseits dürfen eine politische niemals sein wollen, und zu einer Macht müssen wir uns erst wieder sammeln. Eben jetzt werden wir zu diesem Sammeln durch den geschlossenen Angriff, dessen wir von der katholischen Kirche uns zu versehen haben, aufs ernsteste gemahnt. Sie hat nach ihrem Glauben, daß keine Ketzerei länger als etwa dreihundert Jahre lebe, schon lange von einer Zersetzung des Protestantismus gesprochen. Sie hat in neuerer Zeit den Erfolg zu verzeichnen gehabt, daß ihr gegenüber im preußischen Landtage die protestantische Regierung des Staates von der protestantischen Majorität seiner Abgeordneten nicht unterstützt worden ist, weil zu viele von ihnen durch andre Interessen mehr bestimmt wurden, als durch die ihres Bekenntnisses. Sollen wir nun, fragt Mejer, statt gegen sie zusammenzuhalten, ihr die Hilfe entgegenbringen, daß wir, so viel die Kirchenverfassung betrifft, in kleinere Heerhaufen auseinander treten, damit sie jeden einzeln angreifen und überwältigen kann? Gewiß muß ihr das erwünscht sein, und der Hammersteinsche Antrag wird daher vermutlich auf Unterstützung des Zentrums rechnen dürfen. Aber ernstliche Streiter für evangelisches Bekenntnis sollen eben deswegen nicht den Kleinmut haben, ihn zu unterstützen.

Der Dramatiker der deutschen Jugend.

Von Karl Borinski.


er Kritiker, dem es ein Bedürfnis ist, außerhalb des Rahmens der obligaten Tageskritik bei Gelegenheit eines neuen bedeutsamen Werkes auf seinen Schöpfer einzugehen, braucht hierfür bei Wildenbruchs „Neuem Gebot“ weder eine Rechtfertigung noch eine Erklärung. Es ist von diesem Stücke in letzter Zeit soviel die Rede gewesen, daß man ihm schon als Markstein im öffentlichen Kunstleben genauere Beachtung angedeihen lassen müßte, selbst wenn es nicht von Wildenbruch, selbst wenn es kein bedeutendes Stück wäre.

Das „Neue Gebot“ ist seit — nun vielleicht seit dem vielumfochtenen „Fechter von Ravenna“ das erste Theaterstück ernster Richtung, das wieder eine allgemeine und große Aufmerksamkeit erregt. Die Gründe hierfür waren, wie der literarisch gebildete weiß, bei jenem äußerlicher, ja lächerlicher Natur; sie sind es, wie wir ihn überzeugen möchten, bei diesem nicht. Ein Menschenalter liegt zwischen den beiden Stücken. Ließen sich aus der Vergleichung dieser Gründe am Ende Schlüsse ziehen über Ab- und Aufstieg des deutschen Theaters, welche eben dies Menschenalter begrenzt?

Wünschen wir dem neuen Stücke zu seinen vielen und großen den einen und größten Erfolg, wieder am Ausgangspunkte einer höhern, einer sonnigeren Bahn des deutschen Theaters zu stehen! Quittiren wir dem deutschen Publikum dankbar seine alte Note: „Besser als sein Ruf,“ und wünschen wir, daß es von nun an wieder öfter sein schätzbares Interesse dramatischen Fragen zuwenden möge, die sich nicht bloß um verloren gegangene Briefe, überspannte Frauenzimmer und gelangweilte Ehemänner drehen. Denn darum handelt es sich im Kerne. Das historische Kostüm thut's freilich nicht, auch nicht der fünffüßige Jambus. Aber darum handelt es sich, anzuerkennen, daß das große Theater, das „Nationaltheater,“ vorwiegend zu andern Zwecken dasei, als zur dekorativen Verkörperung der Sensationsromane und der Feuilletons eines Massenblattes. Eine moralische Schule soll das Theater allerdings nicht sein, und wir möchten bei diesem Anlaß wieder einmal scharf darauf hinweisen, daß nicht das deutsche, sondern das französische Theater diesen Grundirrtum aufgebracht hat und trotz aller seiner moralischen Gefährlichkeit noch heute aufrecht erhält. Aber eine ästhetische, eine Lebensschule soll es sein. Eine Art Anschauungsunterricht der Ideale soll es bilden für das gesamte Volk, es soll der Jugend

in möglichst weiten Kreisen den Schatz von erhabenen Gedanken, schönen und großen Bildern übermitteln, den seine edelsten Geister angesammelt haben, es soll dem Erwachsenen aller Berufsarten stets gegenwärtig erhalten, daß da draußen außerhalb des engen Zirkeltanzes seiner Interessen noch ein großes, freies und schönes Leben besteht, welches keinem gehörig und allen gemeinsam sei. Es soll auch dem Höchstgebildeten stets die Möglichkeit gewähren, leicht und schnell wieder mit den Faktoren in Berührung zu treten, ohne die alle seine Bestrebungen zu leeren Scheinbildern und dürren Abstraktionen zerflattern: mit dem Volke und der Sinnlichkeit. Das Bedürfnis hierfür leugnet höchstens der übertreibende Satiriker. Oder geschieht es für andre als die genannten Zwecke, daß die Höfe, seitdem sie ihre Theater dem Volke geöffnet haben, daß die Stadtgemeinden, seitdem sie zu dieser Erkenntnis gelangt sind, ihre Theater unterstützen und oft mit Opfern und Kosten aufrecht erhalten? Soll das Theater nichts weiter sein als ein geschäftliches Unternehmen zur Ausbeutung des bloßen Unterhaltungsbedürfnisses, wie etwa ein Wiener Café, dann sage man es wenigstens offen und ehrlich, und lasse die stolzen Titel weg. Will es aber mehr sein, will es sein Schwergewicht wirklich auf die Pflege der Kunst legen, so pflege man denn auch die Kunst, und überlasse die Gründung von Unterhaltungsbühnen und Wiener Cafés den spekulirenden Privatleuten, die das schon genügend besorgen werden. Und wenn es wirklich so schwer zu ermöglichen ist, so fragen wir immer wieder: Wann wird endlich die Zeit angebrochen sein, da der Staat auch nur ein Scherflein von dem Überflusse, den er den bildenden Künsten zuwendet, auch der dramatischen Muse zu Teil werden läßt? Aber davon hört man nicht gern in Deutschland. Man munkelt dann allerlei von Byzantinismus und Solddienst der freien dramatischen Muse. Nun gut denn, ihr Herren, wenn euch die freie dramatische Muse so gar sehr am Herzen liegt, was kümmert ihr euch denn so spottwenig um sie, was laßt ihr sie denn lieber ganz und gar verkommen, statt mindestens einmal im Monat nicht dem Klub, sondern ihr, der Muse, euern „wertvollen Besuch“ zukommen zu lassen? Aber da kommt irgend ein „unbewußter“ Philosoph und sagt, man sei dazu heutzutage nicht mehr imstande, man habe zuviel zu schreiben und zu rechnen, man müsse täglich auf die Börse gehen und habe dann abends Kopfschmerzen. Nun, ich sollte meinen, die lärmende Ausstattungsoper, das sinnbetäubende, entnervende Ballet, die verwickelten Operettenintriguen, welche er so gütig der künstlerischen Zukunft verordnet, sind am wenigsten dazu angethan, jene Kopfschmerzen zu heben, eure Tagesanstrengungen zu berücksichtigen. Eure Väter und Großväter haben auch gearbeitet und sind gleichwohl ins Schauspiel gegangen, und meint ihr, jene ernsten Männer aller Berufsarten, aus denen sich heute noch der Stamm wahrer Theaterfreunde zusammensetzt, verbrächten ihre Tage mit Müßiggang? Wollt ihr schwächer sein als sie? Was uns beim höhern Schauspiel erwartet, sind keine geistigen Anstrengungen, keine Rechen-

exempel. Gerade die, welche uns dies zumuten, erkennen wir nicht als seine wahren Vertreter an. Aber Sammlung, Erhebung beansprucht es von uns, die Fähigkeit, uns von uns selbst loszumachen, uns für andre zu erwärmen, es fordert Anlage zur Aufopferungsfähigkeit, Gemeinsinn, das, was das Vaterland zu allen Zeiten von seinen Bürgern verlangen muß. Wehe der Zeit, da der Bürger nicht mehr dafür „gestimmt" ist! Wehe der Zeit und dem Volke, welches das Drama nicht mehr kennt! Denkt daran, daß es die großen Zeiten, die blühenden Völker waren, welche das Drama hochhielten, und daß Rom fiel, als es nur noch in den Zirkus ging.

Der Dramatiker, von dem wir ausgingen, wird wohl oft so haben denken und sprechen müssen in den Jahren seiner Entwicklung. Es waren keine Jahre, günstig für den Dramatiker, für den bloßen Dramatiker, und wann sind sie es bisher in Deutschland gewesen? Aber Gott sei Dank, sie waren günstig für das Drama. Und da der Dramatiker ein zäher, energischer Mann war, und Not und Tod, die stets eine eigentümliche Neigung für deutsche dramatische Dichter hegten, diesmal ein Einsehen hatten, so ist es ihm endlich gelungen, den dramatischen Funken aus der Zeit heraus und zur ansehnlichen Famme anzuschlagen und ihm, endlich ihm ist es zugleich gegeben, sich ganz in ihr zu sonnen. Ist da jemand, der ihm das mißgönnt, der diesen Glanz gemacht findet oder es für unberechtigt erklärt, daß dieser glückliche Mensch mit einerntet, was Schiller, Kleist und Grillparzer versagt blieb? Ich möchte ihm nicht raten, seine Bedenken allzulaut zu äußern, er hätte es mit der gesamten — Jugend zu thun, und die hat bekanntlich Recht, wie der Tag und das Leben. Es ist ein uraltes, ein gütig-grausames Gesetz der Menschheitsgeschichte, daß Enkel ernten, was die Ahnen säeten, daß Junge schwelgen, wo die Alten darbten. Ist es nicht weiser, sich des Segens der Enkel zu freuen, als weiter zu seufzen über die Lasten der Ahnen, ist es nicht lustiger, teilzunehmen an dem Überfluß der Jungen, als abseits zu murren über die Entbehrungen der Alten?

Gerade diese überschwängliche Begeisterung der Jugend für ihren Dramatiker giebt uns volle Gewähr, daß wir uns wirklich in aufsteigender Linie befinden. Ein Volk, das noch wahrhaft dramatisch fühlen kann, ist überhaupt noch jung, und wenn es sich dies Gefühl bewahrt, sichert es sich ewige Jugend. Die deutsche Jugend ist nun stets, seitdem das deutsche Volk zum Selbstbewußtsein gereift ist, ein Hort des deutschen Dramas gewesen. Das hat sogar diejenige dramatische Autorität anerkannt, die sonst am ehesten zu Kompromissen mit dem Außerdeutschen und Undramatischen geneigt war, Heinrich Laube. Ein Theater, dem die Teilnahme der Studentenschaft gleichgiltig ist, zeigt dadurch deutlicher, als es äußerlich möglich ist, seine eigentlichen Tendenzen. Und die deutsche Studentenschaft findet nun einmal keinen Geschmack an Plauderstückchen und Saisondramen, sie hat nach wie vor eine ganz merkwürdig einseitige Vorliebe

für die Komödie der Geschehnisse und für das „langweilige" Drama großen Stiles. Man muß den Kassensturm beim Morgengrauen — was doch bei Studenten ins Gewicht fällt — früher in dem dunkeln Portal des Berliner Schauspielhauses und später in der Akademischen Lesehalle nicht bloß bei „klassischen" Dramen, sondern auch bei ernsten Stücken der Neueren und Neuesten mit angesehen haben, und dann damit das Aussehen des Studentenranges bei den „Danielas" und „Frauen ohne Geist" vergleichen. Ist es ein Wunder, daß die heutige Jugend ganz besonders empfänglich ist für das große Drama, sie, deren Gemüt in der empfänglichsten Periode der Entwicklung das größte Drama der Weltgeschichte in sich aufnahm? Sie waren Knaben und „lasen in ihrem Plutarch von großen Menschen," sie hörten zum erstenmale deutsche Geschichte, als die gewaltige Peripetie der deutschen Geschichtstragödie sich vor ihren Augen entrollte, Schlag auf Schlag und größer und immer größer, wie kein Kothurn der Erde es vermag. *Εἰς εὐτυχίαν τετελεύτηκεν* — nach der Terminologie des alten Aristoteles, sie hat sich zum Guten gewendet. Und sie sollten keinen Geschmack an der Tragödie haben? Sie sollten nicht wieder Männer auf der Bühne sehen wollen, Männer in Sturm und Not, und nicht bloß verlogene Weiber und Ränke und Kniffe des Salons? Sie sollten dem Dichter nicht zujubeln, der ihnen — und zum erstenmale — in dem engen Hinterzimmer einer Studentenkneipe, wo man auf Tischen und Schränken saß, mit trotziger Stimme seine Männerdramen vorlas, Dramen, die so sehr abweichen von dem Tand und der problematischen Kasuistik der uns gewohnten Bühne, Dramen, die zu den abgelehntesten Deutschlands zählten und die ihr Schöpfer mit männlichem Gleichmut gleichwohl eins nach dem andern aufhäufte in seinem Schreibepult? Wohl, sie hörten mitunter einige sesquipedalia verba, sie erinnerten sich hinterher mit freudigem Erstauen, einige geschichtsphilosophische Leitverse ähnlich im Pütz und im kleinen Plötz dereinst gelernt zu haben, und diejenigen unter ihnen, welche sich der edeln Wissenschaft der Philologie befleißigten, rumorten mitunter etwas mit dramaturgischen Verfassungen, mit Aristoteles, Lessing und Gustav Freytag. Aber in der Zeit selbst, während der blonde Schnauzbart vor ihnen donnerte, gedachte wohl keiner solcher Dinge auch nur von fern. Alle waren drinnen im Drama, man sah wohl Fäuste sich ballen, Augen rollen und — feucht werden, selbst das zerschmissenste bemooste Haupt schämte sich nicht seiner Thränen. Aber kein kritisches Kopfschütteln. Sie erfuhren eben an sich selber, was sie sich später theoretisch klar machten, daß gerade der Dramatiker, der heute groß und stark und zugleich, wie es im Drama nötig ist, augenblicklich wirken will, solcher Dinge bedarf, daß er gerade auf sie vielleicht seine Massenwirkung gründet. Und das Gefühl der Massen steckt im Theater bekanntlich an, es wirkt zurück auf den Gebildeten, der dann gut hat sich wundern, welchen Mitteln er seine Bewegung verdankt. Man hat Wildenbruch Schwulst vorgeworfen. Mit Unrecht. Wildenbruch ist reich an unausgeführten

oder unrichtig ausgeführten Bildern,*) aber sie stehen an ihrem richtigen Platze. Das ist dramatisch. Schwulst bedeutet gerade behaglich überladene Ausführung (die ganz korrekt sein kann) falscher Bilder am unrichtigen Platze, und Schwulst ist immer undramatisch, so oft ihn auch große Dramatiker, dem Zeitgeschmack oder mißverstandnen lyrischen Mustern folgend, im Drama angewandt haben mögen. Bedenklicher scheinen mir bei Wildenbruch gewisse stehende oder um denselben Mittelpunkt kreisende Bilder. So erinnere ich mich beispielsweise eines Bildes, das mich bei ihm immer wie ein alter Bekannter grüßt, das ist das Bild vom „rollenden Rade der Zeit.“ So ehrwürdig und berechtigt stehende Wendungen im Epos und bezeichnenderweise auch in der Musik sind, so wenig anmutend berühren sie in Lyrik und Drama. Was dort als Naivität oder Gemeinsamkeit des Empfindens erscheint (wie Kadenz und Kadenzschlüsse in der Musik), das erscheint hier als Schwäche der Empfindung oder als Nachlässigkeit in ihrer Ausgestaltung. Denn möglichste Hingabe an das Meer der Dinge oder des Urgrundes der Dinge fordert vom Künstler Epos und Musik, möglichste Trennung davon und deutliche Erhebung über dasselbe fordert von ihm Lyrik und Drama. Daher meine ich auch, daß es bei Wildenbruch weder das eine noch das andre, weder Schwäche noch Nachlässigkeit sei, was aus solchen Zeichen spricht, sondern eine augenblickliche Trübung des Blickes, die mitunter garnicht ausbleiben kann, wenn sich ganz verschiedenartige dichterische Thätigkeiten zu gleicher Zeit und in rastloser Vielgeschäftigkeit durchkreuzen. Die Folgen dieser mehr nach außen als nach innen ertragreichen dichterischen Praxis (die unsre großen Dichter bekanntlich mit Bewußtsein vermieden) werden verschärft durch poetische Zwitter, wie bestellte Prologe, d. h. Prologe, deren Thema genau umgrenzt ist und die sehr rasch (in einem Tage!) bewältigt werden müssen. Es ist keine Goethische, keine eines großen Dichters würdige Art, solche Aufgaben zu behandeln. Und dann — Goethes Hofdichtungen erstrecken sich über Räume von Jahrzehnten, Wildenbruchs Gelegenheitsdichterei für alle möglichen und unmöglichen Gelegenheiten auf einige Jahre, Jahre der Mode. Er hüte sich vor ihrem unheilvollen, für den Dramatiker doppelt und dreifach unheilvollen Einflusse. Vestigia terrent!

---

*) Hierfür zwei Beispiele aus dem „Harold,“ der durch diese Art besondres Gepräge erhält. Erstens (III. 16):

Denn dieser Name
Wird wie ein später Reif in Frühlingsnacht
Den Glauben deiner jungen Brust vergiften.

Zweitens (III. 8): Daß mir sein leuchtend Antlitz
Im Herzen wie lebendiges Feuer wohnt.

Ein „leuchtend Antlitz“ ist eine Vorstellung für den Gesichtssinn, lebendiges Feuer für den Gefühlssinn. Also ein unrichtig durchgeführtes Bild, aber wirksam im Munde eines nicht deutlich unterscheidenden, gefühlsschwangeren jungen Mädchens.

Man entschuldige diese Abschweifung ins Negative gerade bei diesem Punkte mit der Bedeutung, die er für Wildenbruch hat. Gerade in ihm wird er am meisten angegriffen, und man weiß, welch ein wunder, welch ein gefährlicher Punkt dieser Punkt der Bildlichkeit für die andauernde Schätzung eines Dichters sein kann. Sein muß; denn der Eingeweihte weiß es, das Publikum fühlt es, daß aus diesem zarten Punkte die eigentliche dichterische Lebenskraft quillt. Glücklicherweise haben wir es nicht nötig, ihn an einzelnen Äußerungen bei Wildenbruch nachzuweisen. Es wäre auch wunderlich, daß jemand ein unfehlbar sicherer dramatischer Kompositeur, ein Bildner lebenswarmer dramatischer Gestalten sein könnte, und dabei kein Dichter. Aber gerade dieser Punkt bedarf steter Rücksicht; auch die Poesie verpflichtet. Damit ist freilich nicht gesagt, daß man sich hebbelisch einschließe und auf ungewohnte, gewaltsame Bilder sinne, aber zu einer dramatischen Sprache von der Tiefe Shakespeares, dem philosophischen Schwunge Schillers, der herben Kühnheit Kleists, der hellseherischen Klarheit Grillparzers gehört das stille, gelassene Observertum Shakespeares, Schillersche Krankennächte, Kleistsches Unglück, Grillparzersche Abgeschlossenheit, mit einem Worte immer eine Art Weltflucht inmitten der Welt. Die damit Hand in Hand gehende Vertiefung und Individualisirung kommt jedoch nicht bloß der Sprache des Dichters zu Gute, sie erweitert auch den Gesichtskreis seiner Ideen, sie vertieft seinen Gedankengang. Und selbst der wärmste Verehrer Wildenbruchs wird nicht behaupten können, daß bei ihm bis jetzt jener der weiteste, dieser der tiefste sei. Er wird zugestehen müssen, daß er bei ihm von einem Fortschritte über sein erstes Niveau hinaus noch nichts habe bemerken können. Und gerade vielleicht, weil die Zeit hierfür noch nicht gekommen zu sein braucht, wird er es für seine Pflicht halten, ihn gelegentlich darauf aufmerksam zu machen, daß Shakespeare nicht gar lange bei „Titus Andronikus," auch nicht bei „Heinrich VI." stehen geblieben ist, daß Grillparzer nur eine „Ahnfrau" geschrieben hat, Kleist nur ein Stück wie die „Schroffensteiner," und daß die Methode eines Dichters, sich von naiven Erfolgen auf dichterische Höhen zu schwingen, von keinem deutlicher bezeichnet worden ist als von Schiller.

Die Vorzüge der Wildenbruchschen Dichtersprache liegen also vorläufig nach einer andern Seite hin als nach der rein dichterischen. Sie vereinigen sich, wie oben angedeutet, in dem einzigen, für unsre Zeit geradezu auffallenden dramatischen Talent dieses Mannes. Einer von den feinen, gewählten, verklausulirten Geistesdichtern etwa in der Art Paul Heyses hätte trotz redlichster Anstrengungen das Schillersche Drama nicht wieder zum Leben erwecken können. Diesem derben, unbelehrten, knabenhaft unbefangenen Dichter von übernacht ist es gelungen, ohne Anstrengung gelungen, sobald er den ersten Fuß auf die Bühne setzte. Denn er brachte etwas dahin mit, was vorläufig für ihn wichtiger war als der Besitz einer dichterischen Hochsprache, nämlich wieder

einmal einen unfehlbar sichern Blick für erste, unmittelbare dramatische Wirkungen. Auch in der Sprache. Mit einer Einseitigkeit, die schließlich komisch hätte wirken müssen, wenn man nicht ihre Notwendigkeit gefühlt hätte, hat er bisher ausschließlich jenes Register gezogen, das ja schon aus der Sprache über Wildenbruch stets herauszuhören ist: das feurige. Nicht bloß seine Gestalten, schon seine Stoffe sind dadurch bestimmt worden. Seine Stoffe zeigen durchweg jenes hierfür einzig brauchbare Motiv: das Auflehnen jugendlicher Gemüter gegen greisenhafte Pflichten, greisenhafte Vorurteile, greisenhafte Sünden meist für das jugendlichste der Ideale, das Vaterland. Auch bei ganz modernen Stoffen (Opfer um Opfer) verläßt ihn diese Art nicht, und so wenig er sich hier vorläufig hat zurechtfinden können, in dieser Beziehung verdient er sehr wohl, nachgeahmt zu werden. Daher sind auch alle seine Leute Männer und alle jung. Auch seine Frauen, auch seine Greise! Von seiner Judith in den „Karolingern“ sagt er selbst mit großem Rechte: „Besorgt für Kaiser Ludwig eine Spindel — und aus dem Flachs macht seinem Weib 'nen Bart!“ Das Schwesternpaar in „Opfer um Opfer“ ist ein Nisus und Euryalus in Frauenkleidern und gemahnt bei seiner rührenden Unwahrheit an die Pagen- und Schülerfreundschaften der Jugendschriften. Den männlich besorgten Adelen, Marien, Leonoren („Harold,“ „Menonit,“ „Marlow“) hat sich das Trudchen des „Neuen Gebots“ brüderlich angereiht. Seine Greise aber befinden sich meist in jugendlichen Aufwallungen und markiren nur durch ihre dramatische Position ihre Greisenhaftigkeit.

Diese Jugendlichkeit, die ganz andrer Natur, die viel jugendlicher ist als die Schillers in seiner ersten Periode, ist gerade in der Zeit unsrer altthuenden Bildung der Zauberstab gewesen für die Erfolge seines Dramas. Sie eroberte ihm diejenigen Kreise der literaturfähigen Bevölkerung, die immer literarisch jung bleiben und die daher jener Art Bildung immer innerlich widerstrebend gegenüberstehen: nicht bloß die höher gebildete Jugend, welche immer froh ist, zu sehen, daß wieder einer den Mut hat, jung zu sein, sondern auch jene „weitern Kreise“ des Publikums, welche meist als „Gartenlaubenpublikum“ von der hohen Literatur in Deutschland allzu vornehm übersehen werden und dennoch, wie das Aufblühen der Familienblätter lehren kann, täglich eine größere Wichtigkeit für sie erhalten. Zwischen die Wahl gestellt, entweder ihr Gebiet von unten herauf immer mehr überwuchert und verkürzt zu sehen oder von oben herab erobernd vorzudringen, wird sie sich ohne Frage für das letztere entscheiden müssen. Wildenbruch ist ein solcher Pionier der hohen Literatur, der bedeutendste und zugleich der edelste und wackerste seit Schillers gewaltigen Thaten. Man sollte ihm das lieber danken, statt vornehmthuerisch über ihn hinwegzusehen oder abzusprechen, wie dies von gewissen Seiten noch immer geschieht. In diesem Sinne ist es auch undankbar, etwa sein Geschichtsdrama ganz in Frage zu stellen, indem man es (vielleicht durch die oben berührte

Naivität der historischen Fingerzeige*) verstimmt) zu der wirklichen Geschichtschreibung (sogar zu Ranke!) in Gegensatz bringt. Auch Schiller würde heute dem größern Publikum größere Zugeständnisse machen. Die alte Streitfrage über die Berechtigung des Geschichtsdramas in der Zeit der pragmatischen Geschichtschreibung wieder einmal aufzunehmen, erachten wir aber nachgerade wirklich für überflüssig.

Zugeständnisse im Edeln sind höchstens in der strengen Wissenschaft Zugeständnisse zu nennen, in der Kunst sind sie keine Zugeständnisse mehr, sondern eigentlich wieder Kunstmittel. Am meisten gilt dies von der dramatischen Kunst, bei welcher Volkstümlichkeit im Begriffe liegt. Schon Aristoteles — man traue ihm nur, dem alten Schulmeister; noch kein praktischer Dramaturg ist an ihm vorübergegangen, ohne ihn anzustaunen — schon Aristoteles hat dies erkannt mit der Einführung seines Begriffes „Episoden."**) Auch Wildenbruch hat in seinen frühern Stücken Episoden, d. h. solche Glieder der Handlung, die nicht streng in ihr Gefüge gehören, aber doch notwendig sind, entweder als Ruhepunkte zur Neubelebung oder zur Einreihung neuer Motive, daher gewöhnlich um die Peripetie herum auftretend, erstere vor ihr, letztere nach ihr. Ein vortreffliches Beispiel der letzteren Art bietet „Harold" (IV. 4, die Verfluchung durch die Mutter), für die erstgenannte „Väter und Söhne" (III. 1, der franzosenfeindliche Kalfaktor), „Christoph Marlow" (die Schauspieler und der Narr). Stücke wie „Karolinger" und „Menonit," übrigens zwei Musterbilder dramatischer Geschlossenheit, namentlich das erste geradezu eine virtuose Leistung, brauchen keine Episoden, ersteres wegen seiner ohnehin überreichen Motivfülle, letzteres wegen seines raschen Tempos. Nur die Oberflächlichkeit unberufener Tageskritik, die leider oft mehr dazusein scheint, die dramatischen Begriffe des Publikums zu verwirren als zu klären, und die beispielsweise den Ausdruck „Episode" mit Liebesszene schon fast identisch gemacht hat, nur eine solche Kritik kann etwa in der Maurin Hamatelliva in den „Karolingern" eine „Episode" finden. Diese Maurin und ihr Schicksal sind Grundpfeiler des ganzen Stückes. Wildenbruch ist überhaupt in keinem Punkte so sehr Meister und auf unbedingter Höhe, als gerade in der Kunst des dramatischen Gefüges. Auch jene dramaturgischen Bedenken, die wir oben andeuteten, erstreckten sich nur auf den innern Aufbau der Szene, mißglückte Übergänge***) u. dergl., die

---

*) Statt einzelner Belege nenne ich gleich besondre Vertreter dieser Aufgabe in Wildenbruchs Stücken: Wala in den „Karolingern," Wilhelm den Eroberer im „Harold." In den andern ist diese Rolle mehr verteilt.

**) Fachleuten gegenüber ist der Verfasser gezwungen, hier auf die Auffassung zu verweisen, welche er über die Episodenfrage und die französischen Irrtümer über sie niedergelegt hat in seinem Buche „Die Poetik der Renaissance" (Berlin, 1886) S. 312 und Anmerkung.

***) „Harold" (III. 14): Eustach (der ein schweres Unrecht an Harold begangen hat und von Wilhelm in Grund und Boden verdammt wird):

(oft zu Gunsten der dramatischen Gesamtwirkung) der Technik des Motivirens und der Wahrscheinlichkeit zur Last fallen; wunde Punkte der Dramatiker. Wie muß man nun staunen, einen solchen Meister der Form plötzlich mit einem Drama hervortreten zu sehen, welches gerade nach dieser Seite hin verstößt, und das gleich so von Grund aus, daß es selbst der oberflächlichste Beurteiler empfindet! Respekt vor dem bewährten Meister! Er wird seine höhere Form haben, die du nicht kennst, oder Gründe! Eine Form, eine höhere Form, die gar keine Grenzen hat, eine Form, die mir beweisen will, daß 1 + 1 = 1 sei? Ebensogut könnte sie mir beweisen, daß die Summe von drei, vier u. s. w. Einheiten wieder eins ergebe. Von allen Einheiten, wohl; das wäre philosophisch. Aber von so und so viel? Nein, das ist nicht bloß dramatisch unmöglich. Aber Gründe? Ja es giebt Gründe! Doch bleiben wir vorläufig bei der Form.

Die geringe Achtung, in welche das Theater in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Deutschland geraten ist, zeigt sich äußerlich in nichts schärfer als in der Nachlässigkeit, mit welcher die Theaterkritik sich gewöhnt hat, die dramatische Form zu behandeln. Der Inhalt des Stückes wird meist plan erzählt und dann — sehr selten und nur von den Besten eingehender — auf Idee und Folgerichtigkeit hin geprüft. Das ist eine Kritik, welche sich von der des Romans und der Novelle in nichts unterscheidet. Daß da oben auf den Brettern eine Kunst in die Erscheinung tritt, die ihre ganz besondern Bedingungen und Gesetze hat, scheint immer mehr in den Hintergrund des kritischen Bewußtseins zu treten. Das ist wirklich ein untrügliches Zeichen für die Schätzung des Theaters. Wer ist Schuld daran? Die Kritiker, weil sie das Theater so wenig ernst nehmen, oder die Autoren, weil sie die Kritiker schließlich stumpf und gleichgiltig machen? Ich glaube, es hängt eins am andern. Das ist in Frankreich anders, und ist stets anders gewesen. Einst auch in Deutschland. Nur keine Gemeinplätze hier von romanischem Formprinzip und von der Freiheit des germanischen Dramas. Das dramatische Formprinzip ist überall dasselbe, es bestimmt das antike Theater so gut wie das moderne, die Bühne Shakespeares so gut wie die Calderons und Racines. Nur in Äußerlichkeiten und Konventionalitäten offenbart sich in dieser Hinsicht der verschieden geartete Geist der Völker und Zeiten; Sophokles ist anders als Shakespeare, dieser anders als Racine, und Racine wieder anders als Schiller. Aber das Drama ist überall dasselbe. Überall treten Menschen auf die Bühne, um im Laufe weniger Stunden das Menschenschicksal, das ewig gleiche, in einem Bilde zur Darstellung zu bringen. Das Bild will überdacht sein. Es ist so fest umgrenzt von außen und von innen; wird das nicht auf seine Ausgestaltung Wirkung üben müssen? Wird es nicht die angespannteste Aufmerksamkeit im Herausarbeiten der höchst-

Es schmerzt mich, Herr, wenn Euch mein Eifer kränkt —
Doch überlegt, was nun mit ihm zu thun.

Darstellung hat hier einzutreten, um diesen etwas sehr bequemen Übergang zu beleben.

möglichen Wirkung, nicht eine peinliche Ökonomie in allem nötig machen, was für diese Wirkung nebensächlich oder gar schädlich ist? Beobachtet man die Gesetze nicht, welche sich hieraus ergeben, so wird man nicht nur die Kraft des Ganzen schädigen durch Zerbrechen in unzusammenhängende Einzelheiten, auch der Eindruck der Einzelheiten wird beeinträchtigt, ja verdorben, teils weil sie zu winzig ausfallen mußten, teils weil sie sich gegenseitig hemmen und drängen.

Ein Meister bleibt auch seinen Fehlern gegenüber der Meister. Er fühlt sie wohl; leider nicht gleich bei der Konzeption, leider auch später nicht so bestimmt, um die ganze Anlage zu ändern. Im Gegenteil, die Erfahrung lehrt, daß dann gerade für den Meister ein übermütiger Reiz eintritt, sein Können auch ihnen gegenüber zu bewähren. Er wird gruppiren, er wird vertuschen, er wird herausheben, immer im Hinblick auf die Grundforderungen seiner Kunst, die er jeden Augenblick Gefahr läuft zu verletzen oder gar zu versäumen. Für das größere Publikum wird dieser künstlerische Seiltanz vielleicht einen neuen Reiz an der genialen Kunstleistung bedeuten; die feiner empfindenden werden sich dabei eines gewissen Mißbehagens sicher nicht erwehren können. Sie sehen nicht mehr bloß die richtigen Schritte, die ihr dramatischer Künstler macht; sie sehen bald nur die falschen, welche er hätte machen können. Sie sehen oder fühlen die Fehler, um welche er mit so großer Kunst herumgeht, und Fehler bleiben in ihrer Wirkung immer Fehler. Auch ist die dramatische Szene ein breites, sicheres Podium und kein Drahtseil.

Ich darf den Inhalt des „Neuen Gebots“ als bekannt voraussetzen. Das Stück gehört zu der Klasse der einfachen (ἁπλοῖ), d. h. sein Schwergewicht beruht nicht auf einer verwickelten Handlung, deren Lösung man erwartet (πεπλεγμένοι), sondern es schildert den historischen Verlauf eines in sich geschlossenen Vorganges, welcher durch ein erst in den Gang des Dramas eingreifendes (hinderndes) Motiv sich dramatisch zuspitzt und dann gelöst wird. Die dramatische Entwicklung in solchen Stücken kann nun, so lehrt uns der Dramatiker, zweierlei Natur sein. Entweder sie liegt in den äußern Ereignissen, dann muß ich das Grundthema für mein Drama im Psychologischen suchen (die eigentlich sogenannte history). Ich schildere also z. B. einen durch und durch bösen Charakter, der seine böse Natur so lange in den äußern Ereignissen des Dramas bethätigt, bis seine eignen bösen Thaten sich gegen ihn erheben und er daran zu Grunde geht (Richard III.). Oder ich schildere etwa einen ehrlichen, unbeugsamen Selbstherrn in einer ränkevollen, stürmischen Zeit, der durch seine Handlungen im Drama erkennen muß, daß er gegen sie nicht ankämpfen kann und daß selbst seine besten Absichten in ihr zum Verderben ausschlagen (Götz von Berlichingen). Liegt aber zweitens die dramatische Entwicklung im Psychologischen, so werde ich mein Grundthema im äußern Vorgang suchen müssen, und jetzt wird dieser einheitlich sein müssen (Charaktergemälde). Ich schildere also z. B. alle Phasen des Seelenkampfes eines guten, aber allzu

mißtrauischen und jähzornigen Menschen an der einen Thatsache des vermeintlichen Betruges seiner Frau (Othello), oder den einer tief und edel angelegten, aber allzu ehrgeizigen Natur an einem durch zauberisches Blendwerk erzeugten Wahne (Macbeth). Mit einem Worte: ich muß eines am andern entwickeln, den äußern Konflikt an einem innern Grundcharakter, oder den innern an einem äußern Grundvorgange, wenn anders ich das dramatische Interesse zusammenhalten will. Und das ist die Grundbedingung während der Aufführung eines Theaterstückes, daher die unerläßliche Notwendigkeit gerade dieser dramatischen Ökonomie. Schon allzubreite Episoden wirken hier bekanntlich störend (Posa im „Don Carlos"), das Auseinanderzerren eines allzudürftigen oder schlecht ausgenutzten Vorwurfes dieser Art durch bloße Episoden hat schon Aristoteles für „die schlechteste dramatische Form" erklärt.

Habe ich demnach — so wird sich der Dramatiker sagen — vor mir als Stoff die Gestalt eines Priesters inmitten einer historischen Begebenheit, bei welcher die Gegensätze zwischen geistlicher und weltlicher Staatsgewalt zum erstenmale aufeinanderprallen, so bedeutet das für mich die Aufgabe eines Charaktergemäldes auf dem Hintergrunde eines ganz bestimmten historischen Vorganges. Denn zu einer history fehlt mir jeder äußere Anhaltepunkt, auch will ich ja keine in dieser Hinsicht bereits fertige Persönlichkeit schildern, welche die Energie ihrer Meinung der Welt aufzwingt (der gewöhnliche Vorwurf der Lutherdramen), sondern ich will gerade einmal das schmerzhafte Werden einer solchen Persönlichkeit an einem ersten Falle schildern. Wie korrekt sich unser Dramatiker das aus obiger Idee entsprungene Drama gedacht hat, erhellt schon aus dem Zunamen seines Haupthelden, des Wimar, und der fortwährenden Betonung dieses Zunamens „Knecht." Das Seelengemälde eines treuen Dieners in seiner höchsten Form als Staatsdiener im Konflikt zwischen natürlicher und konventioneller Dienstpflicht, zwischen Vaterland und Kirchenstaat, das sollte das Drama ursprünglich werden. Schon ein überreicher Stoff! Genau mußte das Verhältnis zum Landesherrn, unbedingt dieser selbst im Drama geschildert werden, damit die Berechtigung der Diensttreue in die Augen springt. Denn keine Verherrlichung des blinden Knechtssinnes, welche in dieser Form die Poesie nicht kennt, sollte das Drama sein, sondern eine Veranschaulichung bewußter und gerade darum verdienstvoller, aufopferungsfähiger Diensttreue. Bezieht sich hierauf das „Neue Gebot"? Nein! Denn was wäre an diesem Gebote neu? Es ist ein Naturgebot, und wenn es irgendwo als „neues" Gebot aufträte, so hätte das gleich etwas Anrüchiges, würfe einen Schatten auf den Gebieter. Der Unstern des zeitlichen Zusammentreffens wirft dem Dramatiker mit seinem Stoffe einen sachlich ganz verschiedenartigen Gegenstand in den Weg, die Frage des Cölibatgebots der Geistlichen, dessen strenge Durchführung (nicht die erste Aufstellung bekanntlich) aus jener Zeit datirt. Er übersieht vollständig, daß dieses „Gebot" damals gar keine reformatorischen Folgen hatte, also im

Rahmen dieser Zeit sich durchaus nicht für ein Drama mit glücklichem Ausgange eignet, er übersieht vollständig, daß es ein ganz anders geartetes, wiederum überreiches Stoffgebiet berührt, ein ganz neues, ganz verschieden getöntes Drama in sich enthält. Er sieht vorläufig nur eine neue glückliche Szene; unbekümmert um ihre neuen Bedingungen verkürzt er die Rechte seiner ältern Idee und schreibt ein Drama mit dem Grundgedanken „Wimar, der treue Königsdiener" und einer riesigen, fast zwei Akte füllenden Episode „Das Ehemartyrium," und betitelt es ganz unorganisch „Das neue Gebot."

Bedürfte man, dies im Einzelnen genau zu erkennen, einer Handhabe, der Dichter selbst hat sie in einer Figur seines Dramas gegeben, die wie ein äußerst feinfühlender Sphygmograph alle Veränderungen in seinem Organismus treulich bezeichnet. Man wird erraten, welche es ist. Es ist die Frau dieses für zwei dramatische Aufgaben bestimmten Pfarrers. Bei der ersten nichts als ganz statistische „Konfidente," schwillt sie sofort riesenhaft an, sobald die zweite einsetzt, und verstummt mit dem Augenblicke vollständig, als am Schlusse die erste wieder in ihr Anfangsrecht tritt. Das wäre ganz ebenso, auch wenn der Dramatiker es ermöglicht hätte, daß seine Titelhandlung schon im ersten Akte in Erscheinung träte, und nicht erst im dritten, wie seine Kritiker einigermaßen verwundert bemerkten. Die beiden Handlungen würden sich nur dann fortwährend gegenseitig auf die Füße getreten haben, was der erfahrene Kompositeur resolut vermied, dadurch, daß er sie in kompakte Massen zerlegte, von denen die eine die andre umrahmt. So leidet wenigstens das dramatische Wohlbehagen der beiden Hauptpersonen äußerlich nicht allzusehr unter ihren so ganz entgegengesetzten Lebensbedingungen, desto mehr das in modernen Stücken nun einmal unumgängliche, hier bei dem Alter des Hauptpaares immerhin berechtigte junge, zweite Paar. Daß schließlich die feindlichen Gegenspieler am schlechtesten wegkommen, wird man bei dieser Fülle von Hauptpersonen (von denen allerdings, wie bereits angedeutet, eine garnicht auftritt, nämlich der Herr des treuen Dieners, König Heinrich) begreiflich finden. Der eine Gegenspieler (vorwiegend für das Ehedrama bestimmt), der päpstliche Legat Bruno, ein zu keinem vorteilhaften Vergleiche herausfordernder Verwandter des so herrlich gezeichneten, weil motivirten Wilfried im „Harold," tritt stets auf wie aus der Pistole geschossen, der andre (nur für das Königsdrama bestimmt), der bäurische Intrigant Reginer, wendet eine noch dazu bei einem Bauern beneidenswerte Suada auf, um uns zu verbergen, was er im Grunde gegen Wimar und den König hat und was er eigentlich will.

Wir können dem freundlichen Leser, dessen Geduld vielleicht schon zu lange gemißbraucht ist, ruhig überlassen, sich diese Andeutungen im einzelnen auszuführen. Sie werden seine Freude an dem Stücke ebensowenig beeinträchtigen wie die unsre, aber sie werden auch durch nichts widerlegt werden können. Nicht ohne Absicht schlossen wir sie an eine Würdigung der dichterischen Gesamterscheinung Wildenbruchs, deren Vorzüge sonst gerade hier am herrlichsten in

die Erscheinung treten. Wir können hierfür nur auf das allgemeine Urteil verweisen, welches man auf die gewaltige dramatische Kraft der Hauptszenen, den Glanz der Farben, die Glut der Sprache, die Größe und Bedeutsamkeit der Motive nicht erst kritisch hinzustoßen braucht. Wildenbruch kann überzeugt sein, daß mit solchen Mitteln auch ein strenger dramatischer Satz Wirkung übt, und daß die übermäßige Berücksichtigung der rein stofflichen Seite dramatischer Effekte sowie ihre kritiklose Häufung auf eine Gattung führt, die man dramatisches Potpourri nennen möchte und die mit der Kunst nichts mehr zu thun hat. Wir sprachen oben von Gründen für eine solche Erscheinung. Innerhalb der Kunst können sie nicht liegen, das glauben wir nachgewiesen zu haben. Wir brauchen sie nicht deutlich zu bezeichnen; sie sind unsrer Zeit weder fremd noch leider unangemessen. Aber der Kunst werden sie es ewig bleiben und von allen Façons, berühmt zu werden, welche außerhalb ihres Bereiches in Schwang kommen mögen, wird in ihr selbst keine einzige verfangen, selbst nicht die mildest dissentirende. Die Kunst ist intolerant.

Der Künstler auch! wird man bei Wildenbruch hinzufügen müssen, nach dessen „Christoph Marlow" es ja kein schlimmeres Schimpfwort giebt als den Titel „Rezensent." Nun fürs erste ist dieser Aufsatz kaum würdig, eine Rezension genannt zu werden. Wir hätten viel tiefer auf die einzelnen Stücke eingehen müssen, als dies in dem gezognen Rahmen möglich war, und als rechter „Rezensent" in Wildenbruchs Sinn hätten wir am Ende auch angeben müssen, wie alles besser zu machen sei. Das möchten wir für das letztangeführte Stück — denn es ist nicht mehr sein letztes — ganz ausdrücklich von uns weisen. Wir raten ab von allen Strichen und sonstigen dramaturgischen Flickschneidereien, zu denen seine ganz natürliche übermäßige Länge auffordert. Es würde naturgemäß zunächst alles das wegfallen, was wir oben als virtuose Vertuschung seines Grundfehlers rühmten; als kahles Argumentum, ohne sein blühendes Leben würde das Doppeldrama an uns vorüberziehen, seine verstümmelten Gliederüberall deutlich vorstreckend.

Wir haben ohne jeden praktischen Zweck die kritische Empfindung zur Sprache gebracht, die ein Dichtungswerk erregt. Das ist nämlich die letzte, die eigentliche Daseinsberechtigung der Kritik. Das kritische Vermögen der Menschheit ist so gut ein objektives wie das künstlerische; es drängt so gut zur Aussprache wie jenes. In diesem Sinne ausgeübt, hat es ihm noch nie geschadet, wohl aber schon sehr oft überschwänglich genützt. Am wenigsten sollte man dies verkennen in einer Zeit, welche der Kritik wie keine andre bedarf, und am wenigsten sollte man dies erwarten von einem Schriftsteller, dessen hohes Streben in einer dafür so wenig erkenntlichen Zeit zur Sicherung und allseitigen Anerkennung der steten Bundesgenossenschaft verständnisvoller Kritik bedarf. So wenig nach Lessing an einer bezüglichen Stelle den Lahmen eine Schmähschrift auf die Krücke erbaut, so wenig anmutend erscheint das Schelten eines Vornehmen auf seine Wache inmitten roher, drängender Volkshaufen.

Eine Eroberung der deutschen Sprache.

Von Julius von Pflugk-Harttung.



chon oft ist besprochen worden, wie die deutsche Sprache im äußersten Süden unsers Volksstammes, in Tirol, vor dem Wälschen zurückweicht, wie sich dort in verhältnismäßig schneller Entwicklung die Sprachgrenze stetig nach Norden vorschiebt, wie Orte, die früher durchaus deutsch waren, nur noch italienisch reden. Weniger bekannt dürfte der Mehrzahl der Leser sein, daß sich in unmittelbarer Nachbarschaft Tirols, in der Schweiz, die entgegengesetzte Wandlung vollzieht, daß dort das Deutsche im Vordringen begriffen ist, und zwar der romanischen Sprache gegenüber, die sich zur italienischen ungefähr wie Holländisch zum Deutschen verhält.

Diese Sprache, das sogenannte Churwälsch, umfaßte früher ziemlich das ganze Graubünden, einen Teil des südlichen St. Gallen und wohl auch ein Stückchen von Glarus, wie noch jetzt die Ortsnamen beweisen, obgleich das Sprachgebiet sich wesentlich verkleinert und auf Graubünden beschränkt hat. In dem eigentlich romanischen Hauptorte Chur spricht jetzt jedermann Deutsch, ähnlich so im Norden und Westen des Kantons, etwa mit Ausnahme einiger abgelegenen Gebirgsorte; Splügen u. a. unmittelbar an der italienischen Grenze ist ein deutscher Ort; in den südlichen Thälern des Landes, im Bergell, im Misoccothale und der Umgegend von Poschiavo wird italienisch geredet, während das Zentrum und der Westen noch churwälsch sind. Aber wie? Zunächst in buntem Durcheinander finden sich romanische und deutsche Ortschaften, erstere zwar weit überwiegend, zumal je mehr man von Chur nach Süden und Südwesten vordringt, tragen doch äußerlich schon ein deutsches Gepräge, indem die Laden- und Wirtshausschilder oder sonstige derartige Anzeigen in dieser Sprache abgefaßt zu sein pflegen. Anders die Kreuze auf den Kirchhöfen, Votivtafeln und dergleichen, sie zeigen meistens romanischen Wortlaut; doch sehr bedeutsam: Kreuze und Leichensteine vornehmerer Toten beschrieb man gern deutsch.

Hierin liegt das Wesen der Sache angedeutet, der Bewohner jener Gegend erachtet gewöhnlich seine Muttersprache als Bauerndialekt, das Deutsche gilt ihm vornehmer, als die Mundart des Gebildeten. Von Kantonswegen wird in den Schulen romanischer Dörfer deutsch unterrichtet, nicht romanisch, der Lehrer steht hier da als der Pionier des Deutschtums. Und wie gewaltig seine Wirksamkeit ist, mag der Fall beweisen, daß mir ein Bauer von Thusis (am Ein-

gange der Via Mala) sagte, er sei Romane und habe früher kein Wort Deutsch gekonnt, seine Frau sei germanisirte Romanin, und seine Kinder verstünden gar kein Romanisch mehr. Er meinte, in zwanzig bis fünfzig Jahren sei das Romanische, außer in Gebirgswinkeln, ausgestorben. Das noch vor kurzem romanische Thusis ist schon jetzt als deutsche Ortschaft anzusehen. So fast überall: die Jugend spricht oder versteht wenigstens Deutsch, selbst in durchaus romanischen Thälern, wie im Oberengadin, man glaubt dort beinahe, auf deutschem Sprachgebiete zu weilen.

Der Hauptgrund für die reißende Abnahme des anderthalb Jahrtausend behaupteten Idioms besteht offenbar in dem modernen Drange nach Nationalität. Unser Zeitalter ist geradezu das der Nationalitäten; wo man es zu einem solchen gebracht hat, gebracht glaubt oder glaubt bringen zu können, macht er sich leidenschaftlich geltend; wir erinnern nur an die Tschechen, Polen, Ungarn, Serben und Bulgaren. Anders dort, wo die Sprache kein Volkstum umschließt, wo es nicht zu einer Literatur, zu sprachlichen Geistesprodukten gekommen ist, wie bei den Wenden Sachsens und Preußens, wie bei den Churwälschen Graubündens; dort fehlt dem Stoffe der nötige Rückhalt, um den umgarnenden Nationalitäten widerstehen zu können. Es darf sogar als wahrscheinlich gelten, daß der Rückgang des Deutschen in Tirol gutenteils von dem kräftigen Nationalempfinden Italiens ausgeht, dem in dem vielsprachigen Österreich, dem partikularistisch abgesonderten Tirol nichts Ebenbürtiges entgegenwirkt. Der Mangel eigentlichen Volkstums erleichtert aber nicht nur die Auflösung, sondern macht auch Anbequemung an fremde Elemente, das Einleben in dieselben, die Erlernung ihrer Sprache leicht. Am See von Silvaplana im Oberengadin traf ich einen Fischerbuben von zwölf bis vierzehn Jahren, der Romanisch, Deutsch, Italienisch und Französisch sprach; ja die Kenntnis von ersteren drei Sprachen erscheint dort geradezu als landesüblich. Dabei macht sich noch ein weiteres bemerkbar, die dialektlose Verwendung der Sprache. Die Lockerheit des Churwälschen genügt nicht, um der fremden Sprache ihren Tonfall aufzuzwängen, dazu kommt, daß es ziemlich schriftgemäß ausgesprochen wird. Gewöhnliche Bauern reden in Graubünden ein nahezu reines und wohlklingendes Deutsch, fern von den dumpfen Gutturallauten ihrer übrigen schweizerischen Brüder. Hier zeigt sich besonders, daß der Schulmeister thätig gewesen ist. Das Schulhaus ist nicht selten das ansehnlichste Gebäude der ganzen Gemeinde, und auf seinen Besuch für sieben bis neun Monate wird streng gesehen.

Der Mangel einer churwälschen Nationalität mußte von Jahr zu Jahr deutlicher hervortreten, je stärker sich gerade in Graubünden der Verkehr entwickelte, sei es, daß die Söhne des rauhen Gebirgslandes zeitweise die Heimat verließen und im Auslande thätig waren, sei es, daß Fremde einströmten, um die Großartigkeit und Gesundheit der Hochalpennatur zu genießen. Die Auswandernden begeben sich gewöhnlich nach der deutschen Schweiz, dem deutschen

Österreich oder nach Deutschland, und es kann nicht ausbleiben, daß sie bei der Heimkehr das Erlernte mitbringen. Noch wichtiger ist der daherflutende Fremdenstrom, welcher seiner Masse nach wieder aus Deutschen besteht. Will sich der Graubündner an der eröffneten Geldquelle beteiligen, so muß er deren Sprache verstehen. Von der andern Seite kommen namentlich viele italienische Arbeiter, deren verwandte Laute der Engadiner Dorfjunge schnell erlernt. Der Fremdenandrang hatte noch weiter im Gefolge, daß eine Menge Menschen aus dem bereits germanisirten Teile Graubündens und aus andern Gebieten deutscher Zunge einwanderte und sich in den Hochthälern niederließ. Selbst der an sich so winzige Hauptort Chur ist hier wichtiger, als man glaubt, die Rekruten müssen dorthin zur Dienstleistung, Verwaltungs- und Gerichtsangelegenheiten finden dort ihren Mittelpunkt, wer nur Romanisch versteht, wird über die Achsel angesehen. Wie einflußreich Chur wirkt, kann man z. B. im Bergell beobachten. Der gegebene Hauptort dieses Thales, dessen Fluß, die Mera, ihre Wasser dem Comer See zuführt, der wirkliche Hauptort ist Chiavenna, von ihm aus werden wesentlich die Lebensbedürfnisse geholt, und doch, der Bewohner des Italienisch redenden Bergell neigt durchaus nach Chur hinüber, das nicht nur fern liegt, sondern von dem er durch mehrere Gebirgspässe abgesperrt ist. Die vornehme Familie der Salis von Soglio hat bei Chur ihren jetzigen Herrensitz, in Chiavenna einen halbfertig gewordenen Palast in Ruinen.

Noch sind die Schulen im Bergell italienisch, doch wird Deutsch schon durchweg gelehrt, und sehr häufig begegnet man Bauern, die gut oder doch etwas Deutsch können, und wenn es ganz wenig ist, so streuen sie doch gern in die italienische Unterhaltung ihre deutschen Brocken ein. Ein Bergeller, mit dem ich mich längere Zeit unterhielt, fragte mich schließlich, ob ich Italiener sei, und als ich es verneinte und mich einen Deutschen nannte, rief er plötzlich aus: A Germania, la prima nazione del mondo! Auch hier Vorliebe für das Deutsche, welche sich bisweilen selbst auf die Deutschen überträgt. Bei Wirten sowohl als Kutschern glaubte ich wiederholt zu beobachten, daß deutsche Gäste ihnen die angenehmsten seien. Es erscheint nicht unmöglich, daß selbst das Bergell der deutschen Sprache gewonnen wird, sobald erst das Engadin völlig germanisirt sein wird. In dem politischen Körper der Schweiz spielt das Italienisch eine zu untergeordnete Rolle. In Lugano fragte ich einen Eingeborenen, wer einige vorübergehende Leute seien. Nun, es sind Italiener, erhielt ich zur Antwort. Als ich mich wunderte, weshalb er dies so wegwerfend ausspreche, da er doch selber Italiener sei, sah er mich groß an und betonte: Sono Svizzero. Im Bergell lauten die meisten Schilder deutsch und italienisch, selbst wenn der Bewohner kein Wort Deutsch versteht.

Ob die Konfession bei dem Hin- und Herwogen mitwirkt, wage ich kaum zu entscheiden. In Tirol scheint es zweifelsohne der Fall zu sein, in der Schweiz weniger, obwohl auch hier die evangelischen Orte sich schneller zu

germanisiren scheinen als die katholischen. Chur selbst ist bekanntlich, trotz seines Bischofssitzes, weit überwiegend evangelisch.

Ein deutsches Herz darf es jedenfalls mit Genugthuung empfinden, daß den vielen Einbußen, den Verlusten in Österreich und Rußland auch Eroberungen entsprechen: im Westen im Elsaß, im Osten in Sachsen und Preußen, und schließlich im Süden in der Schweiz. Letzteres ist besonders beachtenswert, weil die Schweiz kein Nationalstaat, sondern ein vielsprachiger Staatenbund ist. Daß auch in ihm das Deutschtum so kräftig und eroberungsfähig aufzutreten vermag, darf als Zeichen seines eigentlich deutschen Wesens gelten, als Rückwirkung des erstarkten Schwesterreiches im Norden. Wie viel näher hätte es nicht den Churwälschen gelegen, die verwandte italienische Sprache einzuführen! Hier war es wesentlich das Gewicht der Thatsachen, der offenbare Nutzen, die Größe des Hinterlandes deutscher Zunge, welche entschieden.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

19.



So beginnt denn von neuem die saure Arbeit, ja, meine Herren, die herzlich saure Arbeit! Soll ich sie anders nennen, wenn sie in der Vergangenheit vergeblich gewesen ist und wir uns nicht der Hoffnung hingeben dürfen, sie werde in Zukunft etwas nützen? Wie viel Mühe haben wir uns gegeben, durch sanftüberredende Bitte die Minister zu bewegen, daß sie uns endlich Platz machen, wie oft haben wir ihnen ihre gänzliche Unfähigkeit, ihre „niederträchtigen Absichten,“ die Plünderung des armen Mannes u. s. w. vorgehalten! Alles umsonst, sie sind nicht gewichen, und gebessert haben sie sich auch nicht, das liegt klar zu Tage. Und dabei haben wir es zartsinnig stets vermieden, den Beweis der Wahrheit anzutreten, weil wir nicht böses Blut machen wollten. Nun wird man sagen: Wenn mit dem feinen Tone nichts erreicht wird, so redet deutlicher, seid grob, ihr seid ja immun, bringt Thatsachen vor. Ja wenn wir nicht so gebildet, so rücksichtsvoll, so bescheiden wären! So schwer es mir fällt, kann ich nicht umhin, einen Tadel gegen die beiden größten Staatsmänner der Gegenwart (Herrn Windthorst natürlich immer ausgenommen) auszusprechen. Die Kollegen Richter und Rickert übertreiben nicht nur die Tugend der Bescheidenheit, sondern verderben geradezu die parlamentarischen Umgangsformen durch ihren Hofton. Wenn die Führer so schüchtern und leise auftreten, so glauben wir Angeführten kaum noch uns ein lautes Wort erlauben zu dürfen. Und wenn man sich in

den Parlamenten und in der Presse nicht mehr gegenseitig beleidigen darf, wozu, frage ich, sind dann diese Institutionen noch da? Wie beschämend ist für uns das Beispiel Amerikas! Da sagt man es doch einem gerade ins Gesicht, wenn man ihn für einen Schurken hält oder vielleicht auch nicht dafür hält, sondern nur just das Wort auf der Zunge hat. Was der Gebrauch des Revolvers anbelangt, so müßten freilich die Regierungsparteien die Waffen in der Garderobe abgeben, denn in ihren Reihen pflegt man sich auf das Schießen so gut zu verstehen, wie in den unsern auf das Börsengeschäft, wie Herr Rickert so treffend bemerkt hat.

Doch ich wollte von der übertriebenen Bescheidenheit sprechen. Herr Rickert sagt ganz schlicht: „Man soll den Wählern kein X für ein U vormachen.“ Man — weshalb nicht bestimmter: die Regierung, die Rechte soll das nicht thun, warum es nicht ausdrücklich als Gewerbsstörung brandmarken? Denn das ist doch eine abgemachte Sache: die Minister und die Abgeordneten von den Konservativen bis zu den Nationalliberalen haben überhaupt mit dem Wähler garnichts zu reden, den aufzuklären ist unsre Sache, und wenn wir einmal ans Ruder kommen, werden wir den Herren das Handwerk gründlich legen, darauf verlassen Sie sich.

Wenn wir ans Ruder kommen — diese Äußerung wird die elende Reptilienpresse, welche sich im Schweiße des Volkes berauscht, natürlich wieder so auslegen, als ob ich Portefeuillehunger hätte, aber dieser neuen Fälschung der öffentlichen Meinung soll gleich ein Riegel vorgeschoben werden. Nein, meine Herren, ich weiß recht gut, daß, wenn auch wir herankommen, doch ich nicht herankomme. Unsre ganze Partei besteht aus Staatsmännern ersten Ranges, nicht jeder wird Minister werden können, und ich — ohne falsche Bescheidenheit sei es gesagt — bin einer der Kleinsten von den Großen. Ich verlange auch garnicht, Minister zu werden. Unter einem Regime Richert-Baumberger (so möchte ich der Kürze halber die vier Namen zusammenziehen, welche jedenfalls an der Spitze stehen werden) müssen natürlich die Staatsbahnen wieder in Privathände gelangen, und da wird sich schon eine Altersversorgung finden, die nicht durch ein Gesetz knapp zugemessen ist. Wollte Gott, wir wären schon so weit, dann wüßte doch jeder wie und wo, und Herr von Scholz irrt sehr, wenn er meint, wir würden die Dinge anders ansehen, sobald wir für die Leitung der Staatsgeschäfte verantwortlich wären. Hat er denn überhört, wie feierlich Herr Richert — Rickert wollte ich sagen: er ist nach und nach seinem Vorbilde so ähnlich geworden, daß man sie leicht miteinander verwechseln könnte — wie feierlich Herr Rickert wieder erklärt hat: „Wir halten fest an unsrer Überzeugung in jeder Lage.“ So ist es. Wie die Verhältnisse sich ändern mögen, welche Erfahrungen wir machen, si fractus illabatur orbis: wir bleiben bei unserm Spruche. Und was mich anbetrifft, so scheue ich mich niemals, die vollen Konsequenzen zu ziehen. Friedrich der Große und Rickert

der Große haben die Überzeugung ausgesprochen, daß der Staat am längsten existire, der am längsten Geld hat. Wer hat am längsten Geld? Wer keins ausgiebt. Also fort mit dem ganzen stehenden Heere, aus dem schon deshalb nichts rechtes werden kann, weil es immer von Sachverständigen geführt wird. Fort mit der Hochseefischerei, es lebe die Niederbörsenfischerei. Fort mit dem überseeischen Verkehr, den schon die Engländer besorgen werden. Fort mit der verbrecherischen Tendenz, „die Industrie und den Handel nicht Schaden leiden zu lassen.“

Und nun komme ich zu dem über alle verehrten Herrn Richter. Er hat — wie immer in unwiderleglicher Weise — dargethan, daß alles besser wäre, wenn er Reichskanzler gewesen wäre anstatt des Stümpers Bismarck. Wieder diese falsche Bescheidenheit! Weshalb greift er nicht weiter zurück? So muß denn ich mit meiner viel geringern Beredsamkeit ihn ergänzen. Ja, Herr v. Maltzahn, es wäre anders, wenn wir schon seit Jahrhunderten regiert hätten. Wir hätten 1711 in Berlin nicht eine Akademie der Wissenschaften eröffnet, sondern eine Fondsbörse, wir hätten Friedrich Wilhelm I. nicht erlaubt, so viel schönes Geld für die Urbarmachung Lithauens und für die Erziehung eines schlagfertigen Heeres aufzuwenden; wir hätten nicht drei Kriege geführt, um Schlesien an Preußen zu bringen, weil wir natürlich vorausgesehen hätten, daß dort einmal der Hungertyphus ausbrechen werde; daher wäre auch Preußen, oder meinetwegen Brandenburg, nicht in die Welthändel verwickelt worden, hätte dem Rheinbunde beitreten und sich von Napoleon dem Großen mühelos vergrößern lassen können; wir hätten dann kein kostspieliges deutsches Reich, sondern lebten stillvergnügt unter den Fittigen des Bundestages, und nähmen im Auslande den Schutz des dänischen oder englischen Konsuls in Anspruch. Wohl müßten wir dann darauf verzichten, hier mit den ausgezeichnetsten Männern zusammenzuwirken. Herr Windthorst wäre wohl Bundestagsgesandter, die Herren Bamberger und Richter säßen in Paris, wo es ihnen auch viel besser gefallen würde, und Herr Rickert dito im polnischen Reichstage. Das wäre freilich bitter für uns, aber für so große Vorteile könnten wir auch schon eine Einbuße hinnehmen. Nun ermessen Sie, meine Herren, wie gut es wäre, wenn wir endlich einmal die herrschende Partei würden. Alles, was versäumt oder schlecht gemacht ist, könnten wir allerdings nicht wieder gut machen, aber: „Was gemacht werden kann, würde gemacht werden.“

Über die Militärfrage zu sprechen, wäre ich durch meinen gänzlichen Mangel an Sachkenntnis vorzüglich berufen; allein ich erkenne auch in diesem Punkte die Überlegenheit meiner Parteifreunde an, und hoffe, daß sie mich der Mühe überheben werden. Nicht wahr, Herr Richter?





Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)



Am folgenden Morgen ließ Valer sich das Frühstück auf sein Zimmer bringen; er habe Kopfschmerzen, ließ er sagen. Mittags erschien er jedoch in der Eßstube. Er versuchte der Tante gegenüber den alten scherzenden Ton anzuschlagen, aber was er sagte, klang matt. Weder Julie noch der Onkel fühlten sich zum Lachen angeregt.

Julie hatte für den Nachmittag einen Gang nach dem zwischen Siebenhofen und Moosdorf gelegenen Bahnwärterhaus vor. Die Frau des Bahnwärters konnte sich von einem schweren Wochenbett nicht erholen, und Mathilde hatte die Kranke der Schwester noch in ihrem letzten Briefe besonders empfohlen. Valer bot ihr seine Begleitung an.

Die frische, klare Luft wird meinem Kopfe gut thun. Julie nahm seinen Vorschlag freudig an, und die Geschwister machten sich auf den Weg.

Anfangs schwiegen beide. Es kam ihr vor, als habe er etwas zu beichten Er schlenderte in der lässigen Haltung, die er sich neuerdings angewöhnt hatte, neben ihr her.

Die Luft ist doch recht scharf, begann er endlich, wir werden nächstens Schnee bekommen.

Ich glaube es auch. Onkel sieht etwas besorgt auf den Winter. Du weißt, daß die Kartoffeln nicht recht geraten sind, und Holz und Kohlen sind so hoch im Preise, daß es uns schwer fällt, das zugige alte Haus warm zu halten. Was ist das nun erst für den Armen bedrückend! Gott behüte uns vor einem strengen Winter!

Es kommt mir sonderbar vor, einmal einen andern Wunsch zu hören als den nach Schlittschuhlaufen! Du bist eben ein sehr nützliches und sehr vernünftiges Frauenzimmer, alte Julie!

Es thut mir leid, daß ich dir nicht mit gleicher Münze zurückzahlen kann. Du bist nicht mehr der alte Valer. Sei einmal aufrichtig und sage, wo dich der Schuh drückt.

Giebst du mir dein Wort, über alles, was ich dir jetzt mitteile, zu schweigen wie das Grab?

Es ist nicht meine Art, aus der Schule zu schwatzen.

Nun, nur nicht gleich diese Entrüstung! Du gehst ja doch beim Onkel zur Beichte.

Bei ihm ist alles am besten aufgehoben.

Mich freut dein kindliches Vertrauen; ich aber werde schweigen.

Julie schüttelte unmutig den Kopf; Valer jedoch erkundigte sich nach Christoph Schwarz, dem Vetter der Hegel, welcher durch Trunksucht und Rohheit dem Baron viel Verdruß machte. Julie erwiederte ohne besondern Eifer, daß er ein ganz abscheulicher Mensch sei. Vor ein paar Tagen hat er dem Pfarrer Richter in der Moosdorfer Höhle aufgelauert, und zwar mit einem Niederdettenheimer, der auch so ein schrecklicher Trinker sein soll. Man sagt, Richter habe die beiden in den Fluß hinunter geworfen, und sie seien abgekühlt am andern Ufer hinausgekrochen.

Was hat denn der Schwarz auf den Richter?

Ich weiß es nicht. Er behauptet, der Pfarrer Richter habe ihn beleidigt.

Valerian lachte. Juliens Gedanken aber kehrten zu dem Bruder zurück. Valer, begann sie zögernd, es wäre mir doch lieber, du sprächst. Der Onkel soll nichts zu hören bekommen.

Weder Wort noch Wink?

Nichts von alledem, bis ich deine ausdrückliche Erlaubnis dazu habe. Hast du Schulden gemacht?

Nicht der Rede wert. Der Haken sitzt wo anders. Diese Monika Daïda — Valer sprach im gleichgiltigsten Tone — ich liebe sie.

Also immer noch? Valer!

Er lachte. Erst hab' ich geliebet, nun lieb' ich erst recht. Die Fortsetzung dieses Liedes will ich dir übrigens vorenthalten, weil sie hier nicht paßt. Höre dafür die traurige Fortsetzung einer wahren Geschichte. Damals im Sommer, als ich sie zuerst sah, machte sie mir einen so starken Eindruck wie — seine Stimme zitterte, und er schwieg einige Augenblicke, fuhr dann aber in ruhigem Tone fort: Ich dachte, meine Arbeit würde mich ernüchtern. Sie kam nach Berlin, und ich bin ihr nachgelaufen wie ein Narr. Dann kehrte sie mit der Mutter nach Moosdorf zurück, und ich — setzte es durch, nach Erfurt versetzt zu werden. Hier bin ich und habe Monika im Kopfe, sie und nichts als sie.

Als er schwieg und sonderbar ruhig vor sich hin sah, empfand Julie, daß die Lage der Dinge ihre Befürchtungen übertraf. Sie seufzte tief.

Und sie? Was sagt die Gräfin zu deinem Wahnsinn?

Was sie sagt? Was sie sagt? Das kann ich dir nicht erzählen. Sie ist aber geschmacklos genug, diesen Wahnsinn, wie du dich auszudrücken beliebst, zu teilen.

So liebt sie dich wirklich?

Ja. Und Julie, wie dies Mädchen liebt, das kannst du garnicht begreifen. Es ist etwas übernatürliches, etwas zauberhaftes.

Aber, Bruder! Was du da erzählst, ist ja einfach schrecklich! Du kannst ja garnicht daran denken, sie zu heiraten! Abgesehen von dem Bruch zwischen unsern Familien sind die Daïdas streng römisch, und dazu habt ihr beide kein Geld. Der Graf würde dich ins Irrenhaus senden, wenn du um sie anhieltest.

Ja, ich bin zu arm, um ihr auch nur ein erträgliches Dasein zu bieten. Das ist der Hauptfehler. Die Daïdas haben so viel Minus im Hauptbuch, wie

sie Plus gebrauchten. Trotzdem leben sie auf großem Fuße, und die Monika kann da, wo die Frau meist doppelter Pflege bedarf, nicht anfangen, ihr eignes Mädchen zusein. Der Mann, der das seiner Frau zumutet, scheint mir schlimmer als ein Verbrecher! Genug, was wir da besprochen haben, lautet in poetischer Uebertragung: Sie konnten zusammen nicht kommen — das Wasser war gar so tief.

Sie nickte. Da du dir das klar gemacht hast, wirst du sie aufgeben, nicht wahr, Valer?

Halte mir keine Moralpredigten, Julie, es ist umsonst. Ich zähle jetzt meine Wochen nach den Tagen, an welchen ich hoffen darf, sie zu sehen. Julie, rief er mit durchbrechender Leidenschaft, du weißt nicht, was es heißt, zu lieben!

Aber ich weiß, was recht und unrecht ist, sagte sie traurig; aber Valer kam ihr so fremd vor, so gar nicht wie er selbst. Valer, begann sie wieder, als er schwieg, ich fürchte, du handelst nicht ehrenhaft.

Er zuckte die Achseln. Ich bin in einer bösen Stimmung, Julie, und wenn du erst anfängst, über Ehre und Unehre nachzudenken, so wirst du finden, daß diese Begriffe einer ernsthaften Prüfung nicht Stand halten. Laß derartige Liebhabereien dem Ehrenmanne, der keiner starken Leidenschaft fähig ist und daher nichts besseres weiß, als über die Ausschreitungen seines Nebenmenschen wichtig den Kopf zu schütteln.

Wenn du dich nur nicht stark verlaufen hast, sagte Julie nachdrücklich.

Und wenn du Recht hättest, was kann ich dafür? Habe ich mich selbst gemacht? Doch laß uns abbrechen. Hinter uns kommt der Trübenseeer Wagen, und ich möchte doch nicht gerade meine vertraulichen Mitteilungen auf Emilchen ausdehnen.

Der Wagen holte die Geschwister ein. Emilchen, der einzige Insasse, gab dem Kutscher ein Zeichen zu halten und schwang sich mit Anmut über den Kutschenschlag, wobei ihm jedoch seine Geldtasche entfiel, sodaß eine Menge kleiner Münzen über den Weg rollte.

O weh! rief Julie, Ihre Gelder bekommen das Laufen, Herr von Schefflingen.

Was auf die Erde fällt, ist für den Diener, sagte dieser großartig. Nur, erlauben Sie, Riffelshausen, mir scheint, Sie haben Ihren Fuß da auf einem Bildchen, an dem mir viel gelegen ist.

Sollte mir leid thun, da ich es bereits mit dem Absatze in die feuchte Erde versenkt haben möchte. Uebrigens rate ich Ihnen, sich doch einmal nach Ihrem Gelde zu bücken. Sie sehen doch, daß Ihr Kutscher seinen Sitz nicht verlassen kann. Es bleibt Ihnen ja unbenommen, nachher Ihres Dieners Herz mit dem Aufgelesenen zu erfreuen.

Letzteres leuchtete dem jungen Schefflingen ein, und mit Juliens Hilfe wurde der Inhalt der Börse wieder eingesammelt. Auch Valerian bückte sich, aber nur um das Bildchen aufzuheben, das seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Es war sehr klein, ein Porträt der Monika Daïda. Valerian hustete gleichgiltig und zerriß das Blättchen in kleine Stücke.

Aber welcher Vandalismus! Sie zerreißen das entzückendste aller Bilder, diesen Schatz, den nur an meine Lippen drücken zu dürfen —

Hören Sie auf! Nachdem es so nahe Bekanntschaft mit meiner Stiefelsohle gemacht hat?

Emilchen errötete ärgerlich. Nun, ich dachte natürlich an das Original.

Julie warf einen schnellen Blick auf ihren Bruder. Der pfiff mit zusammengekniffenen Augen eine lustige Melodie. Ihr schien es, als habe sein Gesicht eine graugelbe Färbung angenommen.

Woher stammt das Bild? fragte er, ohne Emilchen anzusehen.

Das Bild? I, das könnte ich ja auf manche Weise erlangt haben. Kennen Sie die Dalda, Riffelshausen? Ah! — er schmatzte mit den Lippen — ein köstliches Mädchen!

Schefflingen! Sie befinden sich in anständiger Gesellschaft, rief Valer wütend.

Aber um alles! Fräulein Julie, habe ich Sie beleidigt?

Nein. Erzählen Sie etwas mehr von der jungen Gräfin, sie interessirt mich.

Ihr Wille ist mir immer Befehl. Da war ich neulich sozusagen zufällig in Moosdorf, hatte mir schlau beim Pächter etwas zu thun gemacht. Wie ich da die Gräfin-Mutter nebst Fräulein Monika über die Wiese wandern sehe, beeile ich mich natürlich, den Damen aufzuwarten. Obwohl sie nun zwar nicht bei uns Besuch gemacht haben, waren sie äußerst entgegenkommend, und bei den ewigen Göttern, etwas so wunderbar schönes, wie die kleine Monika, habe ich (Fräulein Julie von Riffelshausen natürlich ausgenommen) noch nie gesehen!

Sparen Sie sich die Klauseln, sagte Julie, der die Lachthränen in den Augen standen, ich kann es allenfalls ertragen, nicht die erste zu sein.

Schefflingen verbeugte sich in Ermangelung einer passenden Antwort und fuhr mit selbstgefälligem Lächeln fort: Man sagt, die Komtesse sei kalt wie Marmor. Nun, ich kann mich darüber gerade nicht beklagen. Der einen gefällt eben dieser, der andern jener. Wählerisch kann die Monika wohl sein. Wenn sie eine Tänzerin oder sonst so etwas wäre — ich versichere Ihnen, Kaiser und Könige hätte sie in ihrem Gefolge.

Julie sah mit Schrecken an dem Gesicht ihres Bruders, daß es in ihm kochte. Dennoch wandte er sich höflich an Emilchen.

Schefflingen, was haben Sie für kostbare Handschuhe; ich mußte sie bewundern, als sie eben so graziös den Arm schlenkerten. Elegant und vornehm! Das Vornehmste an Ihrer ganzen Persönlichkeit.

Emilchen blickte mit einigem Wohlgefallen auf seine Hand.

Schade nur, fuhr Valer fort, daß Sie verdorben werden, wenn Sie mit am Stricke ziehn.

Am Stricke ziehn? fragte Emilchen verwundert.

Sie werden sich doch dem Triumphzug beigesellen, der Ihrer Dame die Pferde ausspannt. Ich sehe schon, wie sie mit ihrer kleinen Hand — sie hat doch eine kleine Hand? — die Gerte schwingt, ihre anbetenden Zugtiere zu treiben.

Sie schäkern, erwiederte Emilchen, indem er auf den Wagen stieg, dies Genre ist Ihnen einmal fremd. Er nickte schmunzelnd herunter: Die Trauben sind sauer!

Sie sind aber heute unerschöpflich an tiefsinnigen Bemerkungen, Schefflingen! Vorher bemerkten Sie sehr treffend: Der einen gefällt dies, der andern jenes. Sie sind eine Art Don Juan, Emilchen! Stehen Sie vielleicht auch zu der Köchin Ihrer Gräfin in Beziehung? Fragen Sie doch einmal an, ob die Herrin eine besondre Liebhaberei für Kalbskopf hat?

Mit Ihnen, Riffelshausen, ist heute nichts anzufangen, sagte Emilchen, indem er sich vom Wagen aus tief gegen Julie verbeugte; hoffentlich sind Sie das nächstemal in gnädigerer Laune.

Schämst du dich nicht? sagte Julie zu ihrem Bruder, als der Wagen davonrollte, du wirfst dem harmlosen Menschen eine Sottise nach der andern an

den Kopf. Wäre er nicht so rührend naiv, so müßte er längst gemerkt haben, daß du ihm ans Zeug willst, und daß aus dir die helle Eifersucht spricht. Und nimm mir's nicht übel, deine Sottisen zeichnen sich mehr durch Grobheit als durch Witz aus.

Soll ich denn Perlen vor die Säue werfen? Uebrigens, schöne Julie, stünde ich nicht unter dem Bann deiner holdseligen Anwesenheit, ich hätte ihm ohne Umstände einen aufgebrummt; darauf kannst du Gift nehmen.

Bist du denn ganz närrisch, Valer? Erwacht die alte Rauflust in dir? Sie sah ihm ernst ins Auge. Willst du das Mädchen, das du liebst, ins Gerede bringen?

Du hörst ja, ich bin zahm. Und doch mußt du mir zugeben: wenn es eine Visage giebt, die zum Ohrfeigen einladet, so ist es dieser hohle Perückenkopf. Ins Gerede bringen? Wie soll denn noch mehr geredet werden, als dieser freche Bengel sich bereits herausnimmt? Und zuletzt — er stand still und stampfte heftig mit dem Fuße — wer kann's wissen? Ich stehe mit der Köchin in keiner Verbindung, vielleicht ist der Kalbskopf wirklich ein beliebtes Gericht.

Das nennst du Liebe? O Valer, Valer! Das unbedeutendste Geschwätz bringt dir ins Blut und macht dich mißtrauisch!

Sie war sehr traurig. Valer hörte kaum auf sie.

Ich muß sie sprechen! fuhr er plötzlich wild auf. Nach Moosdorf kann ich nicht. Der Alte ist da, und ich glaube, er riecht Lunte. Nach allen seinen wüsten und frechen Abenteuern liegt ihm nur noch eins im Kopf: die schöne Tochter soll einen Nabob heiraten, um das alte Haus Daïda zu vergolden. Ein gewissenloser Mensch! Du hast dich von jeher besonders für ihn interessirt, aber nicht den tausendsten Teil seiner Heldenthaten hast du gehört. Wie soll ich's anfangen, sie zu sehen? Wie fang' ich's nur an?

Julie sah, daß er in dieser Verfassung jedem guten Rate unzugänglich war. Als daher der Pfad von der Landstraße abbog, der nach dem Bahnwärterhäuschen führte, verabschiedete sie sich von ihm und ließ ihn in seinem leidenschaftlichen Brüten weiterstürmen.

Die Besuche bei den Armen und Kranken waren für Julie keine Freude wie für ihre Schwester. Sie unterzog sich diesen Gängen nur aus Pflichtgefühl. Auch war sie von den Leuten nicht so gern gesehen wie Mathilde. Sie vermochte es nicht, mit den Weinenden zu weinen, vielmehr hatte sie eine trockene, strenge Art.

Der Bahnwärter trat ihr in der Thür entgegen, als wollte er sie am Eintreten verhindern.

Nun, kennt Ihr mich nicht? Wie geht's der Frau?

Ach du lieber Himmel, die ist tot, und das arme Würmchen schreit, daß es ein Erbarmen ist. Was soll ich thun? Der Dienst leidet jetzt keine Versäumnis; ich muß hinaus zum Weichenstellen. Wenn das arme Ding nur auch erst tot wäre, daß man den Jammer nicht mehr anzuhören brauchte. Das Herz dreht sich im Leibe um.

Hört, Gerbert, ich trage das Kind hinunter nach dem Grauen Hund. Das ist ja nicht weiter als hundert Schritte von hier, und die Wirtin ist eine brave Frau. Sie wird gut für das Kleine sorgen. Nachher könnt Ihr ja mit Eurer Schwägerin in Siebenhofen reden.

Du lieber Gott, gnädiges Fräulein, so was können Sie doch nicht thun! Es stirbt Ihnen auf den Armen, und Sie holen Sich noch die Krankheit von der Mutter. Typhus hat der Herr Doktor gesagt, und das Kind hat den ganzen

Tag bei der Leiche gelegen! Lassen Sie's gut sein, Fräulein Julie; ich will's Haus abschließen.

Aber Julie schritt über die Schwelle und wickelte das wimmernde Kind in ihr Shawltuch. Wie es meine Finger ins Mäulchen steckt! Du armes, kleines Ding!

Sie warf nur einen flüchtigen Blick auf die Leiche der jungen Frau und fühlte, wie ihr die Thränen in die Augen traten. Ohne noch auf die eindringlichen Warnungen des unglücklichen Mannes zu achten, nickte sie ihm mit einem ermutigenden Blicke zu und verließ mit ihrer lebenden Last das Häuschen.

Das Wirtshaus zum grauen Hund liegt da, wo die über Moosdorf führende Landstraße mittels einer mächtigen Steinbrücke den Fluß schneidet und sich mit der Rummelshäuser Fahrstraße vereinigt. Das Gehöft besteht aus mehreren einstöckigen Häusern und Stallungen. Vor dem Hauptgebäude steht eine lange hölzerne Bank und ein ebensolcher Tisch. Dort rasten die Vorübergehenden gern, wenn das Wetter darnach ist, und trinken unter dem Schatten eines knorrigen, alten Birnbaumes ein Schnäpschen oder ein Bier.

Julie atmete tief auf, als sie die Thür erreichte. Der kurze Gang mit dem unaufhörlich wimmernden Kinde hatte sie stark angegriffen. Als sie in die Wirtsstube trat, fesselte sie jedoch eine Erscheinung dergestalt, daß sie für einen Augenblick alles andre vergaß.

Ein hochgewachsener, eleganter Mann lehnte mit dem Rücken gegen den Schenktisch. Diese nachlässige Sicherheit der Haltung kannte sie, und ebenso den unerklärlich anziehenden Blick unter den langen dunkeln Wimpern.

Sie wandte sich an die Wirtin, die teilnahmsvoll das weinende Bündel betrachtete. Geben Sie her, Fräulein Julchen, ich will da schon zum Rechten sehen. Unsereins versteht sich auf so etwas doch besser als das gnädige Fräulein.

Während Julie von der Not des Bahnwärters erzählte, fühlte sie, daß der Mann am Schenktische sie unausgesetzt betrachtete. Sie meinte, der Hals werde ihr steif von der Anstrengung, nicht nach ihm hinzusehen. Ungeduldig schüttelte sie den Kopf und verabschiedete sich von der Wirtin.

Es dämmerte bereits, und die raschen kleinen Wellen des Flusses murmelten vernehmlicher in der Abendstille. Fröstelnd hüllte sie sich fester in ihr Tuch. Da hörte sie Schritte hinter sich. Sie ging rascher, und die Schritte beschleunigten sich ebenfalls; sie zögerte, die Schritte ebenfalls. Julien wurde es unheimlich zu Sinne. Ein alter Mann ging vor ihr her. Langsam und keuchend schleppte er einen schweren Kartoffelkorb.

Die Last des Alters, dachte Julie, und dazu Plage statt des Ausruhens. Es ist doch furchtbar hart.

Sie erreichte den Alten und griff nach dem erdigen Henkel des Korbes.

Lassen Sie mich ein wenig tragen. Ich gehe denselben Weg.

Der alte Mann überließ ihr nach kurzem Sträuben die Last. Jetzt fühlte sich Julie wieder wohl und richtete sich stolz auf.

Plötzlich stand der Gast aus dem Wirtshause neben ihr, so dicht, daß sein Aermel den ihren streifte. Seine Hand umfaßte die ihre und den Henkel des Korbes. Er drückte ihre Finger zusammen, daß es schmerzte.

Sie sind herrlich, sagte er, prachtvoller aufgewachsen, als ich's je geglaubt. Damit hatte er ihr den Korb entzogen und ihre Hand freigelassen.

Einen Augenblick starrte sie ihn wild an; dann ging sie eilig weiter, lief fast und wollte durchaus nichts denken, denn sie fürchtete sich davor, sich ihre eigne Empfindung klar zu machen.

Vierzigstes Kapitel.

Diese Nacht war einmal wieder recht stürmisch. Wolken zogen eilig über den Himmel und sandten stoßweise Schauer von Regen und Schnee auf die dunkle Erde. Der Wind heulte ganz absonderlich, und es krachte, brummte, stöhnte und winselte in dem alten Siebenhofner Herrenhause, als sei die wilde Jagd auf einem nächtlichen Besuch abgestiegen. Wunderbare Dinge kamen zu Tage, als der träge heraufdämmernde Morgen die Hausbewohner um das Wohnstubenfeuer versammelte.

Ich konnte kein Auge zuthun, sagte Tante Cäcilie, eine solche Nacht habe ich wahrhaftig noch nicht erlebt.

Haben denn gnädiges Fräulein schon das mit der Schelle gehört? fragte der Schmidt, der den Kaffee auf den Tisch stellte. Aus Baron Antons Stube.

Was war damit?

Nun, es mochte um Mitternacht sein, da liege ich und denke: Ei, das ist einmal wieder ein Wetterchen! Höre ich auf einmal ganz laut und deutlich aus der gelben Stube die Klingel. Im ersten Schrecken springe ich aus dem Bett und denke nicht anders, als dem Baron Anton ist was zugestoßen. Wie ich aber an die Treppe komme, fällt mir ein: Du alter Esel! der Baron Anton ist ja doch in Berlin. Ich denke also: Du hast dich verhört, und lege mich wieder ins Bette. Kaum bin ich gerade so ein bischen eingedußelt, Herrgott, da geht der Höllenspektakel draußen von frischem los, und mitten in dem Sturmheulen höre ich ganz deutlich Baron Antons Schelle wieder. Nun hielt es mich aber nicht länger im Bette. Und da klingelt es noch einmal und noch einmal, als wenn er mich ganz nötig hätte. Ich die Treppe hinauf, durch den Saal gerannt und angepocht! Wie aber nichts antwortet und das Licht mir in der Zugluft auslöscht, mache ich die Thüre auf. Nichts zu sehen und nichts zu hören! Wer sollte auch da sein? Nun ich denke mir da weiter nichts als: Jetzt gehst du in dein Bett zurück und wartest, bis es Tag wird. So zur Nachtzeit ist's mit dem Untersuchen nichts. Ich liege kaum, da geht das Geklingel wieder los; aber ich denke: Lärme du nur zu, mich bringst du nicht wieder aus dem Bette!

Das ist ja ganz graulich! sagte Julie, die über der Erzählung blaß geworden war.

Und was die Minna gehört und gesehen haben will! rief die Tante, aber der kommt's auf etwas Uebertreibung nicht an. Uebrigens muß ich gestehen, daß ich selbst um Mitternacht Geräusche vernommen habe, die sich schwer erklären lassen.

Auch du, Cäcilie? Der Baron sah die Schwester erstaunt an.

Ja. Mich hatte ein Windstoß aufgeweckt, welcher die Bodenthür mit Krachen zuschlug. Gleich darauf — ich saß noch aufrecht, um zu hören, ob das Thürschlagen sich wiederhole, in welchem Falle ich der Glasscheiben halber hätte aufstehen müssen, gleich darauf knarrt es auf der Treppe in regelmäßigen Zwischenräumen, so, als ob ein Mann in Stiefeln vorsichtig die Treppe hinunterschliche. Die Sache — ich hörte es ganz genau — wurde mir ängstlich. Ich dachte an Diebsgesindel, das sich vielleicht gerade die Sturmnacht aus-

gesucht hätte, und stieg auf, natürlich ohne Licht, um nicht zuerst gesehen zu werden. Aber die Treppenthüren waren fest zu und alles ruhig.

Höchst sonderbar!

Und ihr, Kinder! Habt ihr denn garnichts erlebt?

Valerian blinzelte ein wenig und schob die Buttersemmel fort, die ihm Cäcilie gereicht hatte. Er sah immer noch recht angegriffen aus.

Ich hatte gestern Abend einmal wieder mein abscheuliches Kopfweh, und um schlafen zu können, band ich mir ein Tuch um den Kopf. Da ich noch obendrein Watte in die Ohren that, hörte ich weder natürliches noch unnatürliches.

Und hast du geschlafen? Der Baron wandte sich rasch dem Neffen zu und sah ihn scharf an.

Valerian schloß die Augen und zog die Brauen zusammen. Es hat mir freilich nicht viel genutzt.

Du scheinst noch jetzt recht leidend, meinte Julie besorgt.

Ich bitte dich! Viel Lärm um nichts.

Der Baron, welcher fortfuhr, den Neffen zu mustern, bemerkte einen blauen Fleck an Valers Stirn, wie von einem harten Stoß herrührend.

Zur Erhöhung der Schönheit, erläuterte Valer mit erzwungener Heiterkeit, erhob sich dann aber, um weitern Fragen zu entgehen.

Ich will versuchen, noch einige Stunden Schlaf zu finden, und dann mit dem Mittagszuge nach Erfurt fahren. Es ist Zeit, daß ich mich dort mit meinen Arbeiten einrichte.

Der Baron sah ernst dem Neffen nach und rief Julie zurück, als diese sich anschickte, der Tante nach der Küche zu folgen.

Hast du einige Augenblicke Zeit?

So viel du willst, Onkel.

Dein Bruder ist nicht aufrichtig gegen mich. Weißt du, ob er in Verlegenheit ist? vielleicht wegen Geld?

Julie errötete. Das glaube ich kaum, erwiederte sie, aber bitte, frage mich nicht — ich — ich kann — woher mag nur das Kopfweh kommen, das ihn jetzt so häufig plagt?

Der Baron schüttelte den Kopf. Ich will mich nicht in euer Vertrauen drängen, Kinder; doch vergeßt nicht, daß man mit Aufrichtigkeit stets am weitesten kommt.

Julie nickte schweigend und verließ das Zimmer.

Unterdessen hatte der Schmidt sich auf die „Rescherische“ begeben, um herauszufinden, was an dem nächtlichen Klingeln eigentlich schuld gewesen sei. Vor das Haus tretend, bemerkte er Fußspuren, die, tief in der feuchten, teilweise schneebedeckten Erde eingedrückt, geradeswegs nach der Küchenthür führten.

Nun? Ist denn schon eins dagewesen? Ein Mannsstiefel ists, und zwar ein kleiner; da muß Baron Valerian schon einen Morgenspaziergang gemacht haben, sonst wüßt' ich doch nicht —

Der Schmidt hielt seine Mütze gegen den Windstoß fest, der über das braune Wasser des Wallgrabens daherkam. Es wäre mir nicht gerade das Wetter zu einer Promenade! Er schritt über die Brücke und um das Haus herum — richtig, daher kamen die Fußspuren.

Geschneit hat's noch nicht dazwischen, also ist die Promenade nach dem Schauer um vier Uhr gemacht worden. Nun, ohne einen Hinweg wüßte ich nicht, wie ein Rückweg zustande kommen sollte. Weil aber von jenem nichts

zu ersehen ist, muß der vor dem Schauer gemacht worden sein. Nun, wenn der Herr Baron Valer draußen gewesen sind und nicht ein Fremdes hier herumgelungert hat, werde ich's ja wohl an seinen Stiefeln sehen; die haben sich noch niemals allein gewichst.

Der Schmidt verfolgte die Spur bis zu der verschlossenen Hinterthür in dem Gemüsegarten. Dann kehrte er zurück und untersuchte die Hinterwand des Hauses. Es ergab sich, daß eine alte Weide einige Zweige so unverschämt über den Wallgraben ausgestreckt hatte, daß sich die Spitzen derselben um die an der Außenwand des Hauses hingehende Drahtleitung gewickelt hatten. Wenn nun ein besonders starker Windstoß den Baum bewegte, so zerrte der Zweig an dem Drahte. So verhielt sich das mit dem wunderbaren nächtlichen Geläute.

Wenn man bei Tage zusieht, sagte der Schmidt zufrieden, so sieht man doch immer, wie alles ganz natürlich zugeht.

Fräulein Julie kam die Treppe herunter, als er wieder in den dunkeln Flur eintrat.

Und was ich noch sagen wollte, Fräulein Julie, wollen Sie mir vielleicht den Schlüssel zu der Gemüsegartenthür wiedergeben? Ich möchte jetzt doch den Ausgang benutzen.

Mein Bruder hat den Schlüssel.

Schon gut. Da möchte ich mir wohl einmal erlauben, hinaufzugehen. Der Herr Baron Valer werden doch nicht gerade schlafen?

Ihr müßt zusehen, Schmidt, aber gebt acht, daß Ihr ihn nicht weckt.

Der Herr Referendar schlief nicht. Er hatte überhaupt nicht geschlafen, sondern saß an seinem Schreibtisch, das Gesicht in den Händen.

In der Schlafstube bemerkte der Schmidt einen feuchten, mit erdigen Farbentönen verzierten Rock und eine Mütze mit Schlammflecken.

Na, die sparsame Ader des Herrn Vaters geht dem Herrn Valerian doch ganz ab. Und der Schmidt betrat kopfschüttelnd das Wohnzimmer.

Der Herr Referendar sind heute Nacht ausgewesen? fragte er.

Valer sah auf, schlau mit zusammengekniffenen Augen, doch ruhig. Warum, alter Freund?

Wie das so ist. Wenn einer nicht fliegen kann, so merkt der Boden was von ihm und er vom Boden, bei solchem Wetter. Du lieber Himmel, mir kann das ja ganz gleich sein, was der Baron Valerian zur Nachtzeit für Promenaden macht; ich meine nur, der Sturm hätte ihn leicht in den Fluß werfen können, der nach dem vielen Schnee und Regen nicht gerade klein ist.

Die beiden sahen sich einige Augenblicke scharf an, Valerian senkte zuerst den Kopf. Gott erhalte dir deine Spürnase, werter Schmidt; nur möchte ich dich ersuchen, selbige nicht auf meiner Spur zu üben, sintemalen es mir zu Zeiten angenehmer ist, incognito meinen Pfad zu wandeln. Das ist verdeutscht (Valer erhob die Stimme): Wenn ich meine Angelegenheiten nicht an die große Glocke hänge, so habe ich meine Gründe dazu, und wünsche, daß man dies berücksichtige.

Der Schmidt sah den jungen Herrn bedächtig an. Herr Referendar, was ich nur sagen wollte, Sie sind immer ein kluger Herr gewesen, schon als Sie zuerst mit den gnädigen Eltern hierher kamen. Damals haben Sie auch gleich so viel Vertraulichkeit zu meinem Herrn Baron gefaßt und haben oft bei ihm unten gesessen, wenn er gearbeitet hat. Und damals sind der Baron Valer noch nicht so hübsch ruhig gewesen, sondern haben herumgefuhrwerkt wie ein Kobold und

immer mitten hineingeschwatzt, wenn der Baron mit Herrn Klee verhandelt hat. Nun, sagen Sie selbst, sind der Baron jemals böse geworden? Nein, sage ich, der kann garnicht böse werden, solange einer nur bei der Wahrheit bleibt. Aber Betrug, Baron Valerian, Betrug, ich glaube, ein Totschlag im Zorn wäre ihm lieber! So, das war es nur, was ich mir ganz unterthänigst erlauben wollte, dem Baron Valerian ins Andenken zu bringen; über den vielen Arbeiten, die der Herr Referendar für den Staat zu absolviren haben, vergißt sich so was wohl einmal. Nun, ich kann wohl die Stiefel gleich mit hinunternehmen, es wird doch wohl der Wagen bestellt werden. Jetzt schneit's wieder, was vom Himmel herunter will.

Der Schmidt ging, und Valer sah vor sich hin. Was will der Alte? Wo bin ich denn hingeraten, ich? Geht's denn so geschwind bergab, daß schon die Hunde auf der Straße mir das Unrecht anwittern? Unsinn! Die Nachtruhe fehlt mir; daher die Grillen.

Es war ein fürchterlicher Schneesturm draußen, sodaß der Friede die Pferde Schritt gehen lassen mußte. Trotzdem beschloß Julie, den Bruder, um den sie in Angst war, zum Bahnhof zu begleiten.

So setzten sich die Geschwister in die große alte Glaskutsche. Valerian lehnte den Kopf in die Wagenecke. Julie fühlte sich selbst unwohl, und das steigerte sich, als sie in des Bruders farbloses Gesicht sah. Sie meinte, die Stöße des Wagens noch für ihn mitzuempfinden. Sie faßte ihm mit der Hand an die Schläfe und fühlte das Klopfen darin, wie kleine Hammerschläge.

Valerian lächelte, ohne die Augen zu öffnen. Ein seltsamer Ausdruck glitt über sein Gesicht, und er drückte den Kopf tiefer in die Polster.

Da schwankte die Kutsche und bog sich zur Seite. Die Geschwister fuhren auf, der Friede fluchte.

Halt —

Bleib nur sitzen!

Noch ein paar tüchtige Stöße, und es ging wieder glatt vorwärts.

Siehst du, da sind wir wieder im Gang, Valer. Bei solchem Wetter kommt es leicht vor, daß man in den Chausseegraben fährt.

Oder fällt.

Wie meinst du das? Ich verstehe dich nicht.

Ist auch nicht nötig, liebes Kind.

Julie fand diese Antwort sehr ungezogen. Sie saß eine Weile und wartete auf das, was er weiter sagen würde, aber Valerian hatte wieder die Augen geschlossen. Er sah ungeduldig auf, als sie nochmals begann: Du bist so sonderbar, Valer, ich möchte wissen, was du vorhast?

Nichts.

Nun denn, was sonst mit dir ist!

Er seufzte. Du wirst mir keine Ruhe lassen, so viel sehe ich! — Ich war in Moosdorf.

Unmöglich! Wann?

Diese Nacht.

Aber Valer, wie kannst du etwas so schreckliches thun!

Er fuhr auf. Herrgott, was ist dabei? Freue dich lieber, daß ich lebendig zurückgekommen bin; das ist bei dem Unwetter wirklich Glück.

Aber Julie war im Innersten empört. Und wenn es an den Tag käme! Urteile doch, Valer, es ist schändlich von dir, ganz schändlich! Nie, nie würde Anton —

Sei still, Julie. Künftig werde ich mir deine Begleitung verbitten; ich sehe selbst, daß ich in so tugendhafte Gesellschaft nicht passe.

Sie riß plötzlich den Wagenschlag auf und sprang hinaus.

Einen Augenblick war er starr vor Überraschung, dann rief er dem Kutscher zu, zu halten, aber der hörte ihn nicht, die ganze Luft war angefüllt mit Schnee.

Endlich hielt der Wagen. Valer stieg aus, es war ihm kaum möglich, der frischen Wagenspur zu folgen, alles flog und schwirrte weiß vor ihm her.

Doch, da war ein Schneehaufen, es ließ sich erkennen, daß sie hier gefallen, dann aber weitergegangen war. Also hatte sie sich nicht verletzt. Er kehrte beruhigt nach dem Gefährt zurück.

Julie hatte den nassen, kalten Schnee, in den sie fallend fast versunken war, nur wohlthätig empfunden. Sie war so heiß und durstig, daß sie sich darin hätte wälzen mögen. Aber die Erschöpfung gab ihr ein Gefühl der Betäubung. Sie konnte sich nicht recht besinnen, was sie gewollt hatte und noch wollte.

Sie saß eine Weile im Schnee am Wege. Es war nicht möglich, nach irgend einer Seite hin zu sehen, auch ließ sich kein Laut vernehmen, es war nichts als Schnee.

Der Wind wühlte aus dem Graben dichte, weiße Wolken auf, die ihr schneidend ins Gesicht fuhren.

Sie wischte sich die Augen. Eine Empfindung stieg in ihr auf, als ob jemand ihr Böses angethan habe. Richtig, Valer war es gewesen. Er war ein schlechter Mensch geworden; nicht mehr der so sehr geliebte Bruder, bei dem sie den Wiederhall ihrer besten Gedanken zu suchen gewohnt war. Und jetzt ließ er sie hier im Schnee zurück, ganz gleichgiltig, was mit ihr geschah! Es war alles vorbei! Die abscheuliche Frau hatte ihn verdorben! Leises Klingeln ertönte von weitem und kam näher: ein kleiner, leichter Schlitten auf der andern Seite der Straße. Ein Herr in kostbarem Pelz saß darin, neben ihm eine hübsche Frau, deren dunkle Locken ein glänzendes Federbarett schmückte.

Sieh die arme Frau dort am Wege, Gustav! Könnten wir sie nicht mitnehmen?

Ach was, wir können doch nicht alles Bettelvolk aufladen!

Und der Schlitten glitt vorüber. Julie hatte Herrn Brennhold erkannt.

Dann tauchte etwas groß und schwarz dicht vor ihr aus dem Weiß auf, pustete, stampfte —

Julie sprang auf. Sie mochte sich doch nicht von den Pferden niedertreten lassen.

Was ist das? rief eine männliche Stimme von dem hohen Jagdwagen herunter, steigen Sie auf, Frau!

Sie näherte sich zögernd. Es war gut, daß jemand sich ihrer annahm, denn jetzt schien es unmöglich, durch das Unwetter nach Hause zu kommen.

Der Mann auf dem Wagen reichte ihr die Hand, und sie stieg auf. Dann senkte sie den Kopf tief. Sie merkte es kaum, daß er sie unausgesetzt betrachtete.

Vorgesehen! rief der Kutscher, der unthätig hinter ihnen saß. Der Mann neben Julie ließ die Pferde Schritt gehen und schüttelte den Schnee mit einer kräftigen Bewegung von den Schultern.

Heidenwetter! Da soll ein Mensch sich durchfinden.

Er brummte es zwischen den Zähnen hervor, aber Julie fuhr bei den ersten Lauten dieser Stimme bestürzt zusammen und sah auf. Sein Gesicht war von der Schneeluft gerötet; deutlich gewahrte sie auch die Fältchen um die Augen, aber diese selbst waren wunderbar glänzend und jugendlich.

Lassen Sie mich hinunter, sagte sie, ich will nicht neben Ihnen sitzen!

Warum nicht? Wissen Sie, wer ich bin?

Ich weiß es. Sie sind der, an den ich stets mit Haß gedacht habe. Sie sind der, der meinem Vater das Leben verdorben hat — Daïda von Moosdorf.

So müssen Sie es für eine halbe Stunde vergessen. Es ist das beste. Wir sind nicht mehr auf der Siebenhofner Straße, sondern halbwegs nach Moosdorf.

Sie machte einen Versuch, sich zu erheben, er aber hielt sie fest.

Was für eine Aufregung! Ich fürchte, Sie sind ernstlich krank. Es wäre kein Wunder, so wie Sie es treiben! Heiliger Himmel, diese Augen! Das ist wieder das Kind, das mich in die Hand biß. Die schöne Dame beißt nicht mehr; aber sie thäte es gern. Übrigens sind wir dicht vor dem Wirtshaus zum Grauen Hund. Dort werden wir in Gesellschaft Ihrer Freundin, der Wirtin, den Sturm abwarten, und dann bringe ich Sie nach Siebenhofen.

Gleich darauf hielt der Wagen vor dem niedrigen Hause. Der große, kahlen Birnbaum streckte die Äste zu dem schneereichen Himmel auf, und der Rauch aus dem Schornstein krümmte sich nach unten.

Julie von Riffelshausen sah dies alles und sah es doch auch nicht. Ein Schauer nach dem andern überlief sie. Die Fieberhitze war plötzlich gewichen, und damit auch jede Widerstandsfähigkeit. Der Graf führte sie ins Haus, und sie stützte sich auf seinen Arm, als ob sie ohne diesen Halt sich nicht bewegen könne.

Ich werde wohl sterben, sagte sie gänzlich erschöpft; es schien ihr durchaus gleichgiltig, was weiter geschah.

Der Graf führte seine Begleiterin an dem erstaunten Wirt vorüber in das große Vorderzimmer, dasselbe, in dem er Julien gestern beobachtet hatte. Es war ein großer Raum, in dem der bekannte Dunst von kaltem Tabaksqualm und gestandenem Bier sich mit dem einem riesigen Kachelofen entströmenden Holzfeuergeruch mengte. Die Bänke und Tische, aus rohem Holz gezimmert, waren unbesetzt; auf der Ofenbank stand ein Zuber, in dem die Wirtin Gläser und Krüge wusch. Sie trocknete die Hände an der Schürze und sah mit verwunderten Augen die Eintretenden an. Julie sah aus, als wisse sie garnicht, wo und in wessen Gesellschaft sie sei.

Das gnädige Fräulein ist krank, sagte der Graf, machen Sie einen kräftigen Punsch zurecht, Frau; wir müssen das Unwetter hier abwarten.

Die Frau ging, nachdem sie verständnisvoll mit dem Kopfe genickt hatte.

Ich habe es mir bald gedacht, meinte sie, wenn Fräulein Julchen sich nur nicht die Krankheit von der Bahnwärterin geholt hat!

Der Graf befreite Julien von den schneenassen Tüchern und nötigte sie, auf einem Stuhl am Feuer Platz zu nehmen.

Er verwandte kein Auge von ihr, wie sie dasaß, die Hände gefaltet und den Kopf gesenkt, daß das lockige Haar über ihre kurze, gerade Stirn fiel.

Ich glaube wirklich, Sie sind krank, sagte er nach einer Weile; sobald der Sturm sich gelegt hat, werde ich Sie nach Hause bringen.

Julie sah rasch auf. Ich werde gehen.

Das werden Sie nicht.

Doch, ich werde gehen. Ich bin auch garnicht krank, und ich wäre ganz gewiß nicht mit Ihnen gefahren, wenn ich gewußt hätte, wer Sie sind.

Wissen Sie denn jetzt, wer ich bin?

Ja, Sie sind der Graf Daïda — und ich will nicht, daß Sie hier neben mir stehen und mich ansehen, ich will's nicht!

Sie verbarg das Gesicht in den Händen und weinte.

Was habe ich Ihnen denn gethan? fragte er sanft. Habe ich Sie beleidigt? Lassen Sie mich's Ihnen abbitten und verurteilen Sie nicht von vornherein einen Mann, den Sie nur aus den Reden derer kennen, die ihm übelwollen.

Sie sah auf in seine leuchtenden dunkelbraunen Augen. Sie sind schlecht, und ich fürchte mich vor Ihnen!

Schlecht? Ach Gott ja, es ist nicht viel gutes an mir; aber die Sonne scheint über Gerechte und Ungerechte. Und ist es nicht des Guten Beruf, zu bessern, statt zu verdammen? Ich weiß, daß Sie so denken.

Sie wissen nichts von mir, Graf Daïda.

Das ist wieder ein Irrtum. Ob ich Sie kenne, Fräulein von Riffelshausen? Genug und mehr als genug, wenn es gleich das erstemal ist, daß ich mit Ihnen spreche. Ich möchte jung und frei sein, um Ihre Achtung zu erringen — ich glaube, es würde mir gelingen.

Julie sah einen Augenblick in die ernsten, leidenschaftlichen Augen des Grafen und dann in qualvoller Verwirrung zurück auf ihre Hände. Ich bitte Sie, nicht weiter zu reden.

Warum sollte ich rücksichtsvoll sein? versetzte er hart. Ich habe vom Leben nichts mehr zu erwarten. Seine Vergnügungen habe ich genossen, und sie sind mir verächtlich geworden. Des Steinklopfers Dasein ist interessanter als das meinige! Sehen Sie mich an! Ich bin das Bild eines Menschen, der dem Genuß lebte, zu klug, um die Lust daran nicht mit der Jugend zu verlieren, zu schwach, um spät noch in neue Bahnen einzulenken. Ihre reine, große und stolze Natur hat dies grimmige Unbehagen in mir hervorgerufen, darum müssen Sie mich dies einemal anhören, nur dies einemal! Ich will, daß Sie an mich denken mitten in der Befriedigung, die Ihre gewissenhafte Pflichterfüllung in Ihnen erweckt. Ihr Bild hat mir die Seele im Innersten bewegt, ich will Ihnen nicht gleichgiltig sein! Reden Sie sich jetzt nicht ein, daß ich Sie beleidige! Ihr besseres Gefühl zwingt Sie, mich anzuhören, denn was hat der Stolz zu thun mit dem Elend, das jetzt aus mir redet? Wir gehen auseinander, Sie Ihren Weg, ich den meinen, und der führt in den Schlamm.

Er kniete vor ihr und sah sie an, als müsse er ihr Bild sich für alle Zeiten einprägen. Sie aber neigte den Kopf und weinte.

Einundvierzigstes Kapitel.

Wenn die Sonne so lieblich auf dem Schnee glitzert, auf dem Rauhreif, der jedes Ästchen der entblätterten Bäume, jedes Hälmchen und Steinchen mit Krystall überzieht, wer denkt bei solchem Anblicke an all das Elend, das unter dieser reinen, glänzenden Außenseite wohnt?

Es war ein langer, strenger Winter, und die Siebenhofner empfanden es vom Gutsherrn bis zum armen Tagelöhner. Frost und Hunger sind böse Gesellen, wenn sie gemeinschaftlich Einkehr halten; Krankheit, die dritte im Bunde, pflegt dann auch nicht auszubleiben.

Als am Abend jenes stürmischen Tages der Moosdorfer Wagen das Fräulein nach Siebenhofen brachte, lag sie in einem hitzigen Fieber, worüber Georg so sehr erschrak, daß er kaum darauf achtete, wer es war, der das kranke Mädchen so sorglich vom Wagen hob.

Auch der herbeigerufene Petri erschrak, als er Juliens Puls fühlte. Er-

kältung, sagte er, Erkältung. Die Folgen einer solchen Erkältung sind garnicht abzusehen!

Es entwickelte sich auch wirklich ein bösartiges Typhusfieber. Petri behielt indessen guten Mut und tröstete den sehr besorgten Onkel. Eine prächtige Natur, Herr Baron, die schlägt sich durch, glauben Sie mir das. Zum Glück hat ja Fräulein Julie etwas zuzusetzen. Bei Fräulein Mathilde wäre der Fall schon bedenklicher!

Es geht nach Gottes Willen, erwiederte der Baron, der manchmal geneigt war, des Arztes Vertrauen anzuzweifeln.

Tante Cäcilie seufzte oft und schwer nach der verstorbnen Minna; mit der jetzigen war so gar wenig anzufangen. Als die Selige sich jedoch durch kein Seufzen zurückrufen ließ, ergab sie sich in des Bruders Beschluß, nach einer Pflegerin zu schreiben. Doch es kam anders.

Eines Abends, als der Baron mit den Pastoren Goldner und Richter in seinem Zimmer saß, ertönte die Kuhglocke von Meister Wegehardts, des Rummelshäuser Fuhrwerkvermieters, Schlitten vor dem Hause. Der Baron, der das Schlittengeläute wohl vernahm, achtete nicht weiter darauf, da der Schmidt doch stets zum Rechten sah.

Die Herren besprachen die Gründung einer Armenküche für Siebenhofen, wie sie in Trübensee bereits eingeführt war. Goldner hatte eben die Behauptung aufgestellt, daß bei gedachter Küche eine Ersparnis an Feuerung doch nicht herauskomme, da die Bauern in der Stube kochten, die ohnehin durchwärmt sein müsse.

Richter entgegnete, daß seiner Ansicht nach die höchst mangelhafte Kost bei den Armen hauptsächlich an den Krankheiten schuld sei, die sich regelmäßig mit dem Frühjahr einzustellen pflegten, und die man gewohnt sei der Witterung zuzuschreiben. Kaffee und Kartoffeln, sagte er —

Und dazwischen ungeheure Massen von Kuchen, unterbrach ihn Goldner, das eben kann mich so verdrießen. Anstatt darauf zu halten, daß Mann und Kinder wenigstens einmal in der Woche ein ordentliches Stück Fleisch erhalten, bäckt die Frau Sonnabends einen Kuchen, oder lieber noch zwei, je größer, je besser! Und gespart wird dabei sicherlich nichts.

Sie wissen's so von Alters her, sagte der Baron, und der Bauer läßt nicht leicht von dem Gewohnten, es sei gut oder schlimm.

Ich glaube, meinte Richter, wenn wir mehr darnach strebten, die geistigen Fähigkeiten unsrer Landleute zu entwickeln, so würden wir damit den einzig haltbaren Grund legen, auf dem sich Reinlichkeit, Ordnung und weise Sparsamkeit aufbauen lassen. Ich halte es für unrichtig, den Menschen etwas aufzwingen zu wollen, ehe man ihnen das Verlangen darnach beigebracht hat.

Goldner hatte eine eifrige Entgegnung auf den Lippen, als Richter plötzlich aufsprang, so schnell und lebhaft, daß der Baron erstaunt aufsah. Auf der Schwelle stand im braunen Reisekleide die Nichte Mathilde!

Du, Kind? Aber das ist eine Ueberraschung!

Sie eilte auf ihn zu, schlang beide Arme um seinen Hals und küßte ihn. Dann begrüßte sie ihren Freund, den Pastor Goldner.

Gott sei Dank, Fräulein Mathilde, sagte dieser warm, Gott sei Dank, daß Sie uns zurückgegeben sind! Wir haben Sie hier im Dorfe recht vermißt, besonders seit Fräulein Julie erkrankt ist.

Deswegen komme ich eben, Herr Pfarrer, sagte sie, unter Thränen lächelnd.

Goldner selbst war ergriffen. Er hielt lange ihre Hand in der seinen.

Richter hatte sich in das Dunkel der Fensternische zurückgezogen und sah von dort aus zu ihr hinüber. Wie gut sah sie aus, und wie reizend!

Jetzt sah auch Mathilde nach ihm hin und kam, um auch ihm zum Gruß die Hand zu reichen. Er schien es nicht zu bemerken und verbeugte sich schweigend. Enttäuscht und traurig ließ sie die Hand sinken.

Ihnen, Herr Pastor, bringe ich die besten Grüße von Frau von Scheffflingen und Lieschen.

Abermalige Verbeugung.

Und ich freue mich — ihre Stimme wurde etwas unsicher —, sie Ihnen heute schon ausrichten zu können. Ich scheine aber unter der Zeit ganz in Vergessenheit geraten zu sein, fügte sie mit einem verunglückten Versuch zu lächeln hinzu, da mir der Herr Pastor nicht einmal einen guten Abend gönnen will.

Er fuhr auf: Will sie mich quälen? Arme Mathilde! Wie schlecht gelang es ihr, die so weise ausgesonnene Freundschaft einzuleiten.

Gnädiges Fräulein, es beliebt Ihnen zu scherzen, sagte er hart.

Sie schüttelte den Kopf und wandte sich bekümmert ab. Dann meinte sie, gegen den Onkel gewandt, sie wolle die Herren nicht länger stören, und dachte immer nur: Was will er denn? was hab' ich denn gesagt, um diese Unfreundlichkeit zu verdienen?

Riffelshausen sah sehr wohl, daß ihre Gedanken in der Fensternische geblieben waren, es war ihm garnicht recht.

Sie grüßte freundlich und verließ das Zimmer. Hinter ihr aber tönte das Lob, welches der Siebenhofner Pfarrer ihr eifrig spendete.

Mathilde berichtete, als sie eine halbe Stunde später mit Onkel und Tante am Theetisch saß, daß sie erst nach langem Kampfe die Erlaubnis der Frau von Scheffflingen zu der raschen Rückreise erhalten und jene wiederum es durchgesetzt habe, Mathilden ihre Kammerfrau, die Heller, mitzugeben. Es that mir sehr leid, sie beunruhigen zu müssen, sagte Mathilde schuldbewußt, aber ich konnte es doch nicht länger aushalten, so, wie ich euch hier wußte — nein, Onkel, wahrhaftig nicht!

Mathilde trat mit Ernst und Eifer ihr Amt als Pflegerin an. Juliens Genesung schritt sehr langsam vorwärts, sodaß der Winter im Siebenhofner Herrenhause stiller als je verstrich. Valerian erkundigte sich brieflich aufs eifrigste nach allseitigem Befinden, blieb jedoch, seinem Vorhaben getreu, in Erfurt und lebte ausschließlich der Arbeit, wie er sich ausdrückte.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Gerichtskosten und Rechtsanwaltsgebühren. Nach Zeitungsmitteilungen ist dem Bundesrate der Entwurf eines Gesetzes betreffend die Abänderung von Bestimmungen des Gerichtskostengesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte zugegangen. Der Inhalt dieses Entwurfs beschränkt sich gegenüber dem Gerichtskostengesetz, das ja erst durch die Novelle vom 29. Juni 1881 zu Gunsten der Rechtsuchenden abgeändert worden ist, auf einige wenige Aenderungen. Der

Schwerpunkt der Vorlage liegt in einer Anzahl von Bestimmungen, die eine Herabsetzung der Anwaltsgebühren bezwecken. Und hier, kann man getrost sagen, hat der Entwurf offenbar das richtige getroffen. Die Gerichtskosten sind seit der Neugestaltung unsers Gerichtswesens im Jahre 1879 niemals zu hoch gewesen, und wäre es auch der Fall gewesen, so hat die Novelle vom 29. Juni 1881 Abhilfe geschaffen. Durch eine Vergleichung der in Prozessen mit verschiednen Wertobjekten jetzt erwachsenden Gerichtskosten mit den früher zu erhebenden kann leicht dargethan werden, daß die ersteren gegenüber den letztern, abgesehen von den niedrigsten und den höchsten Prozeßobjekten, sich nicht nennenswert höher, ja sogar vielfach niedriger stellen. Man wird daher nicht fehl gehen, wenn man sagt: Die Klagen, die seit 1879 in der Presse und in allen Organen der sogenannten öffentlichen Meinung erhoben worden sind, haben sich garnicht gegen die Gerichtskosten gerichtet, sondern man meinte, indem man die Unerschwinglichkeit der Gerichtskosten betonte, die wegen des Anwaltszwanges mit jedem Prozeß verknüpften Anwaltskosten. Die Rechtsuchenden unterschieden nicht zwischen Gerichtskosten und Anwaltskosten, wenn sie die Kosten eines Rechtsstreites zahlen mußten; sie sahen nur die Höhe der zu zahlenden Summe, und machten, wie dies ja in Deutschland üblich ist, den Staat dafür verantwortlich, daß seine Gesetzgebung an jeden Rechtsstreit eine schwere Kostenbelastung knüpfe. Und in der That, indem die Rechtsanwaltsgebührenordnung von 1879 allzu theoretisch lediglich die Höhe des Prozeßobjektes der Gebührenberechnung zu Grunde legte und die Leistung des Anwalts im Einzelfalle fast ganz außer Betracht ließ, hat sie einen Fehler begangen, der auch dem Anwaltsstande schwer geschadet hat. Das große Publikum hat, es soll offen herausgesagt werden, in den meisten Fällen geradezu eine Scheu davor bekommen, mit dem Anwaltsstande geschäftlich zu verkehren, nicht weil unser Anwaltsstand ein andrer geworden wäre, sondern weil es niemals weiß und nach dem ganzen System unsrer Rechtsanwaltsgebührenordnung auch kaum wissen kann, wie hoch sich auch in ganz einfachen Dingen, in denen es den Rechtsanwalt aufsucht, die Rechnung belaufen wird. In allen andern, dem Verhältnis des Rechtsuchenden zum Rechtsanwalt analogen Fällen wird die geleistete Arbeit entsprechend dem Aufwande an Zeit und Mühe bezahlt, nur nach der Rechtsanwaltsgebührenordnung nicht. Es ist das allerdings mit dem System der Pauschvergütung untrennbar verknüpft, allein es geht hier, wie in allen andern menschlichen Dingen: die konsequente Durchführung eines Systems ist niemals möglich. Das Leben ist vielgestaltig. Rechtsstreite sind nur eine Erscheinungsform dieses vielgestaltigen Lebens, und alles, was mit ihnen zusammenhängt, kann deshalb nicht nach einer Schablone behandelt werden. Es müssen gewisse Zugeständnisse an die Praxis gemacht werden, das hat man auch in unsern neuen Prozeßordnungen wohl berücksichtigt. Wir haben im Zivilprozesse das mündliche Verfahren, den Prozeßbetrieb durch die Parteien, aber immerhin ist doch eine ganze Reihe von Bestimmungen gegeben, die mit Rücksicht auf die Praxis Dinge vorschreiben, welche von dem System des mündlichen Verfahrens oder des Prozeßbetriebes durch die Parteien abgehen. Aehnlich ist es im Strafprozesse, ähnlich in der Konkursordnung. Ueberall zum Nachteile des Systems, aber fast überall zum Vorteile der Sachen und der Menschen Abweichungen vom System. Und so sollte man es auch in der Rechtsanwaltsgebührenordnung machen. Das Publikum versteht es nicht und wird es niemals verstehen, warum die Erwirkung eines Versäumnisurteils in einem Rechtsstreite mit großem Wertobjekte dem Rechtsanwalt, der vielleicht zehn Minuten Zeit und fast gar keine Mühe dafür aufwendet, mehrere hundert Mark eintragen kann, während ein Rechtsstreit mit geringem Objekt, der Monate oder Wochen lang

schwere Arbeit macht, nur wenige Mark einbringt. Doch es soll hier nicht weiter auf die Vorteile und Nachteile des Pauschalsystems hingewiesen werden. Der Entwurf behält es im wesentlichen bei, doch macht er Zugeständnisse. Als ein solches Zugeständnis ist es zu betrachten, wenn ein auf fünfhundert Mark bemessener Höchstbetrag des Einheitssatzes der Gebühr eingeführt wird, wenn ferner bei Streitigkeiten über das Bestehen oder die Dauer eines Pacht- oder Mietsverhältnisses oder bei Ansprüchen aus einem außerehelichen Beischlafe nicht der wirkliche Streitgegenstand, sondern nur eine einjährige, beziehungsweise fünfjährige Quote der Gebührenberechnung zu Grunde gelegt wird. Wir erblicken in diesen Neuerungen den erfreulichsten Teil des neuen Entwurfs und glauben, daß gerade in dieser Richtung eine teilweise Aenderung der Gebührenordnung ohne Schädigung der Interessen des Anwaltsstandes möglich sein wird. Zweifellos könnte hierin noch weiter gegangen werden. Wir wollen nur einen Punkt hervorheben, der unsers Erachtens die größte Beachtung verdient. Eine der häufigsten Klagen des rechtsuchenden Publikums ist die über die Höhe der Gebühr für Erteilung eines Rates. Der Entwurf hat das auch nicht außer Acht gelassen, vielmehr Abhilfe durch Aufnahme der Bestimmung zu treffen versucht, daß die Gebühr für die Ratserteilung auf die in dem nachfolgenden Rechtsstreite zustehende Prozeßgebühr anzurechnen sei. Das ist gewiß richtig. Allein würde man nicht zweckmäßig in diesem sehr häufig vorkommenden Einzelfalle das Pauschalsystem ganz verlassen und eine in engern Grenzen sich zwischen Maximum und Minimum bewegende feste Gebühr einführen, und es dann dem Anwalte in jedem Einzelfalle überlassen, ob er für seinen Rat eine der Maximal- oder der Minimalgrenze näherstehende Gebühr verlangen will? Gerade in diesem Punkte sind schon öfter feinfühlende Rechtsanwälte ihren Klienten gegenüber in Verlegenheit gekommen, wenn sie für eine Ratserteilung, die gar keine Mühe macht, in einer Sache mit großem Streitgegenstande eine Gebühr berechnen mußten, die zur Leistung außer jedem Verhältnis steht. Eine Gefahr für Rechtsuchende kann aber darin, daß dem Anwalt überlassen wird, innerhalb der Taxe seine Gebühr selbst zu bestimmen, nicht erblickt werden, denn der Rechtsuchende kann bei übermäßiger Anforderung immer die Zahlung verweigern, und der Anwalt ist dann zur Klage genötigt; auch wird die Konkurrenz schon dafür sorgen, daß alle Zuvielforderungen unterbleiben.

Doch wir wollen uns nicht weiter über die Einzelbestimmungen des Entwurfs verbreiten. Es paßt nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift, wenn wir den Lesern auseinandersetzen wollten, um wie viel Prozente die Anwaltsgebühren in einzelnen Fällen herabgesetzt werden. Das ist Sache der Fachzeitschriften, die sich voraussichtlich für die nächste Zeit viel mit dem Entwurfe beschäftigen werden. Es wird da vieles und vielerlei geschrieben werden. Hoffentlich wird es auf Grund der Vorlage und der öffentlichen Besprechung gelingen, ein allen Teilen möglichst genügendes Gesetz herzustellen. Allen recht machen wird man es nicht können. Das ist auch garnicht nötig, wenn nur das rechtsuchende Publikum im großen und ganzen zufrieden ist, denn das sollte nie vergessen werden, daß die Anwälte der Rechtsuchenden wegen und nicht die Rechtsuchenden der Anwälte wegen da sind.

Ein Walzertext. An den Herausgeber des „Liederbuchs für altmodische Leute“ ist die Anfrage gerichtet worden, ob er nicht den vollständigen Wortlaut eines Liedes schaffen könne, das vor etwa fünfzig Jahren als Text zu der Melodie des berühmten Beethovenschen Sehnsuchtswalzers gesungen worden sei und mit den

Worten begonnen habe: O süße Himmelslust ꝛc.; im „Liederbuche“ werde es leider vermißt.

Der Herausgeber ist für die Anfrage sehr dankbar, denn sie erinnert ihn an ein Lied, das er selbst noch als Knabe mit großer Inbrunst gesungen hat, und das allerdings in dem „Liederbuche“ nicht fehlen dürfte. Hier ist der vollständige Text, wie er zuerst 1829 in folgendem Notenhefte gedruckt steht: Favoritwalzer von L. van Beethoven, mit untergelegten Worten für eine Singstimme arrangirt, von Heinrich Schütz. (Mainz, B. Schott.)

An die Geliebte.

O süße Himmelslust
Bebt durch die trunkne Brust,
Bin ich bei dir,
Lächelst du mir!
Aber was gleicht dem Schmerz,
Der mir durchzuckt das Herz,
Bist du, o schöner Stern,
Bist du mir fern!

Ach deiner Augen Strahl
Lindert der Sehnsucht Qual,
Holde, dein Zauberblick
Spendet mir Glück!
Doch wie in dunkle Nacht
Schwindet des Tages Pracht,
So schwindet alles Licht,
Seh' ich dich nicht.

Liebe, wie quälest du,
Läßt mir nicht Rast noch Ruh,
Doch wieviel größre Pein
Muß es nicht sein:
Sich nicht geliebt zu sehn
Und doch vor Lieb' vergehn!
O wieviel größre Pein
Muß das nicht sein!

Kosender Weste Kuß
Gleichet dem Liebesgruß,
Thut ihn dein Purpurmund
Lispelnd mir kund!
Ach jedes herbe Leid
Schwindet in Seligkeit,
Schließest du liebewarm
Mich in den Arm!

Ewig nur dir allein
Will ich mein Leben weihn,
Ewig in Lust und Schmerz
Schlägt dir dies Herz.
Trennt uns auch einst der Tod,
Wiedersehns Morgenrot
Strahlt dort im reinsten Licht,
Weine drum nicht!

Der Dichter des Textes, Heinrich Schütz, war großherzoglich badischer Hofsänger. Mit der Melodie aber ist ein großer Unfug getrieben worden. Von diesem berühmten, angeblich Beethovenschen Favoritwalzer ist nicht ein Takt von Beethoven. Es ist ein Machwerk, das zusammengesetzt ist aus dem Trauerwalzer von Franz Schubert (komponirt 1816, erschienen 1821) und dem Favoritwalzer von Himmel (vergl. Nottebohm, Thematisches Verzeichnis der Werke von L. v. Beethoven, S. 191).

Bei dieser Gelegenheit sei noch ein andrer kleiner Nachtrag gestattet. Das allbekannte: „Du, du liegst mir im Herzen“ ist im „Liederbuche“ mit der Zeitbestimmung „Um 1820“ versehen worden, ein Verfasser war bis jetzt nicht nachzuweisen. Wie aber aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe hervorgeht, wurde es 1828 von Tirolern gesungen, die damals in Deutschland herumzogen und unter anderm auch in Weimar Konzert gaben. Wahrscheinlich also war es damals neu und ist tirolischen Ursprunges.

Leipzig. G. W.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Krieg und Industrie.



Die im September d. J. von Freisinnigen und Ultramontanen unter gefälliger Mitwirkung der Herren Sozialdemokraten in Szene gesetzte Burleske „Krieg gegen Rußland!" hat ihren würdigen Abschluß gefunden. Nachdem die Begeisterung, welche heldenmütig Gut und Blut — der andern für den Fürsten von Bulgarien opfern wollte, ziemlich rasch verraucht war, hat sich, seitdem die Lage wirklich ernst geworden zu sein scheint, der Gemüter der gewissen „Reichsfreunde" eine entschieden friedfertige Gesinnung bemächtigt. Der Zwischenfall war recht beschämend, wird aber nicht der letzte seiner Art sein. Wie den grünen Jungen in Pest jeder Anlaß recht ist, um sich unnütz zu machen, so werden jene Herren auch ferner nicht wählerisch sein, wenn sie glauben, dem Reiche Ungelegenheiten bereiten zu können; noch oft werden wir erleben, daß die bewährtesten Meister der Staatskunst gemeistert werden, nicht von Lehrlingen, nein, von Laien, die noch niemals ein Werkzeug in die Hand bekommen haben. Es würde sich daher nicht verlohnen, auf den Fall zurückzukommen, wäre er nicht von einer ernsthaftern Erscheinung begleitet gewesen. Auch in Kreisen des Handels und der Industrie wurde der Ruf nach Krieg laut. Da wollte man zwar nicht wegen der schönen Augen des Prinzen von Battenberg und auch nicht aus Russenhaß mobil machen; man wünschte den Krieg, gleichviel gegen wen, damit die stockenden Geschäfte wieder in Fluß kämen. Wer in jenen Tagen der Aufregung reiste, begegnete solchem Verlangen da und dort, in Nord- und Süddeutschland wie in Österreich, und die Haltung mancher Zeitungen, deren Abhängigkeit von Geldinstituten kein Geheimnis ist, stand damit in vollem Einklange. Nun ist es ja verständlich, wenn ein Geschäftsmann spricht: Lieber wäre mir der Krieg als der

Zustand der Unsicherheit, welche mich jeden Augenblick mit einer Überraschung bedroht, mich verhindert, über den nächsten Tag hinaus Dispositionen zu treffen, meine Kunden ängstlich und zurückhaltend macht. Aber nicht so lautete das Räsonnement, sondern so: In allen Zweigen ist weit über den Bedarf produzirt worden, überall haben sich Vorräte angehäuft, für deren Absatz wenig Aussicht ist, überall giebt es viel mehr Arbeiter, als Arbeit. Da kann nur ein Krieg helfen, welcher Fabrikate aller Art in großen Verhältnissen verbraucht oder zerstört, müssigen Händen Beschäftigung und Brot giebt, den Überschuß der Bevölkerung verringert. Also Krieg, um dem Gewerbe und dem Handel wieder aufzuhelfen, Krieg, um die Unzufriedenheit abzulenken, Krieg, um Platz zu schaffen!

So weit wäre also unter der Herrschaft freisinniger Redensarten und freisinniger Einrichtungen die Verwirrung bereits gediehen, daß man vom Kriege und nur vom Kriege Rettung hofft in Berufsschichten, welche sich — und zum Teil mit Recht — als die eigentlichen Vertreter friedlicher Gesinnung, friedlicher Entwicklung betrachten, in welchen der alte Aberglaube noch am meisten Anhänger zählt, daß der Krieg schon aus der Welt verschwunden sein würde, wenn nicht die bösen Regierungen, Diplomaten und Soldaten sein Dasein künstlich fristeten. Die Diplomaten mühen sich rastlos ab, jede Verstimmung im Keime zu ersticken, jede Verwicklung zu lösen, ruhmgekrönte Feldherren predigen nachdrücklich, daß auch der glücklichste Krieg ein großes Unglück bleibe, und der Kaufmann ruft nach Eisen und Blut! Er scheint zu der Einsicht gekommen zu sein, daß auch Herr Bamberger als leitender Minister kein andres Rezept gegen den Notstand verschreiben könnte, als den Austausch der unverkäuflichen Waaren Deutschlands gegen die ebenso unverkäuflichen der andern Länder, wie es mit den baumwollenen Kappen und Strümpfen des Kaufmanns in der Frankfurter Posse geschah. Die Freiheit allein thuts nicht mehr, da leider ein jeder von ihr Gebrauch machen kann, die Produktion muß regulirt werden, und das soll der Krieg besorgen. Muß man dabei nicht an den durch Mord gemilderten Despotismus denken? Wahrscheinlich stellen die Kriegslustigen sich vor, daß der Weltbrand, den sie entzündet sehen möchten, unter allen Umständen vor ihren Kontoren Halt machen müsse, daß sie nur „liefern," ihre Magazine leeren und dafür gute Zahlung erhalten würden?

Es versteht sich von selbst, daß nicht die Gesamtheit für die Kopflosigkeit einzelner verantwortlich gemacht werden darf. Aber das, wofür in so wahnwitziger Weise Abhilfe gefordert wird, erkennt auch die Mehrzahl der Besonnenen (im Privatgespräche wenigstens) als vorhanden an: eine alle vernünftigen Schranken niederreißende Überproduktion und keine Aussicht auf Wiederherstellung eines gesünderen Zustandes, wenn in der jetzigen Art fortgewirtschaftet wird. Das ist ein wertvolles Zugeständnis, von welchem Akt genommen werden muß.

Die Reihe der sich daran anknüpfenden Betrachtungen ist so lang, und jede ins Spiel kommende Frage so ernst und schwierig zu beantworten, daß wir uns für heute mit der Feststellung der Thatsache und der Aufzählung einiger Punkte begnügen, welche in Gesprächen über das Thema von Beteiligten selbst berührt worden sind.

Noch vor wenigen Jahren pflegte jede Bemerkung über die Vernichtung des Handwerkerstandes durch die Großindustrie damit abgefertigt zu werden, das lasse sich nicht ändern und schade auch nichts; im Gegenteil sei der Tischler, der Schuhmacher, der Schneider u. s. w., welcher durch Arbeiten für ein „Magazin" sein sicheres Brot ohne alles Risiko habe, viel besser daran, als wenn er für eigne Rechnung arbeitend sich um den Absatz bemühen müsse, in Abhängigkeit von dem Lieferanten des Materials gerate, mit Nahrungssorgen zu kämpfen habe ꝛc. Diese Anschauung ist nicht mehr so allgemein. Die Wahrnehmung, daß die zu Grunde gegangenen und zu „freien Arbeitern" eines „Konfektionärs," eines Möbelfabrikanten oder dergleichen gewordnen Handwerksmeister einen besonders gefährlichen Bestandteil der sozialdemokratischen Partei ausmachen, hat die Einsicht wiederbelebt, daß der Gewerbsmann im Staatsorganismus ebenso unentbehrlich ist wie der Bauer, und daß es sich furchtbar rächen müßte, wenn der Staat verblendet genug wäre, unthätig zuzuschauen, wie Fabrikwesen und Zwischenhandel jenen Stand nach und nach aufzehren. Es wäre voreilig, zu erwarten, daß sofort jeder die Konsequenzen dieser Erkenntnis ziehen werde. Der doktrinäre Liberalismus wird sich noch lange mit der Danaidenarbeit abquälen, den realen Forderungen ohne Verletzung seiner Lehrsätze gerecht zu werden, nur zu viele, über allerlei Stimmen verfügende Existenzen sind dabei interessirt, daß der Ausbreitung von Wucherpflanzen, welche die Nutzpflanzen ersticken und den Boden aussaugen, keinerlei Hindernis bereitet werde. Doch wer ehrlich auch gegen sich selbst ist, kann für die Länge nicht der Entscheidung ausweichen. Wenn das Handwerk sich der übermächtigen Konkurrenz erwehren soll, müssen ihm die Arme frei gemacht, muß ihm ein Maß von Gerechtsamen zugestanden werden, um selbst wieder die Bürgschaft für seine innere Tüchtigkeit übernehmen zu können. Und darin darf man sich nicht irre machen lassen durch Zeitungsgerede und durch tendenziöse Übertreibung von Schwierigkeiten und Fehlgriffen, welche bei dem Übergang in einen neuen Zustand unvermeidlich sind.

Damit hängt die Schulfrage untrennbar zusammen. Es sind die falschen Freunde des Gewerbes, welche die Heranbildung des Handwerkers ausschließlich in die Schule verlegen wollen. Gegen deren Bestrebungen muß im Namen des Handwerks und der Schule Verwahrung eingelegt werden. Die Schule hat die Werkstattlehre zu ergänzen; ersetzen, überflüssig machen kann sie diese nicht. Aber die größte Verkehrtheit ist es, der Überfüllung aller sogenannten höhern Berufsarten dadurch abhelfen zu wollen, daß man neben die überall das Be-

dürfnis übersteigenden gelehrten und halbgelehrten höhern Bildungsanstalten eben so viele oder noch mehr höhere Schulen für Gewerbe und Handel stellt, damit die Befriedigung des krankhaften Dranges nach „oben“ nur ja recht leicht gemacht werde. Daran leiden wir ja gerade, daß so viele sich für bescheidne Stellung und bescheidne Thätigkeit für zu gut halten, weil sie die Bänke einer höhern Schule gedrückt haben — mit welchem Gewinn, kommt nicht in Frage. Manche Humanitätsschwachheit haben wir uns schon abgewöhnt, und es ist hohe Zeit, daß wir auch mit der Tendenz brechen, der Kraft und dem Fleiße des Einzelnen garnichts mehr zuzutrauen. Ohne Zweifel ist es früher vorgekommen, daß eine Begabung verdorrte, weil ihr keine Gelegenheit zur Bethätigung gegönnt war, obwohl eben die Geschichte des Gewerbes an zahllosen Beispielen zeigt, daß das Genie sich durch die größten Hindernisse emporzuarbeiten verstanden hat. Aber wir stehen nicht an auszusprechen, es lasse sich viel eher verschmerzen, daß ein Mensch auf einen engen Wirkungskreis beschränkt bleibt, der auch einen weitern ausfüllen würde, als daß tausend mittelmäßige Köpfe eine gewisse äußerliche Berechtigung für höhere Stellungen erlangen. Nicht jeder Soldat kann General werden, und ebenso findet die Zahl der Kaufleute, Fabrikanten, Direktoren, Geschäftsführer u. s. w. ihre natürliche Begrenzung, die Mehrzahl muß sich darein fügen, Gehilfe, Arbeiter ꝛc. zu bleiben. Was man billigerweise fordern kann, ist nur, daß für eine menschenwürdige Existenz der Nichtselbständigen gesorgt werde; dahin ist das Bestreben der Reichsregierung gerichtet, und wir würden auf diesem Wege schon viel weiter sein, wenn nicht Rechthaberei und Interessenpolitik die Sache so erschwerten.

Wir nehmen mit Befriedigung davon Kenntnis, daß der deutsche Kaufmann und durch ihn der deutsche Fabrikant unter allen Himmelsstrichen den Engländern erfolgreich den Boden streitig machen, aber auch da fehlt es nicht an Schatten. Männer vom Fach beklagen, daß gerade die deutsche Konkurrenz nicht wenig dazu beitrage, das Geschäft unsolid zu machen. Um einen Auftrag zu erlangen, würden Preise bewilligt, bei denen zu bestehen unmöglich sei, und in diesem Wettlauf suche nicht nur der Deutsche den Fremden, sondern der Deutsche den Deutschen zu überflügeln — zum beiderseitigen Ruin. Natürlich, es wird ja nicht fabrizirt nach dem Bedarf, sondern auf den Glücksfall; man gründet nicht nur Fabriken, weil ihrer zu wenig vorhanden sind, sondern in der Hoffnung, die alten zu verdrängen. Und dabei heben geographische und statistische Werke und Reisebücher fortwährend mit höchster Befriedigung hervor, daß so und so viele Städte, deren mäßige Bevölkerung früher in der Stille ihre ausreichende Nahrung hatte, sich zum Range von Fabrikstädten aufgeschwungen haben, d. h. daß auch dort die Luft durch Kohlenrauch verpestet, auch dort ein früher unbekanntes Proletariat gezüchtet wird. In der That kann man kaum noch einen Ort ohne diese Beigaben entdecken.

Und weil um keinen Preis zugegeben werden darf, daß die Rechnung der

Apostel der absoluten Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit, Freizügigkeit, der allgemeinen „höhern“ Bildung ein Loch hat, so soll der Krieg helfen. Die Medikamente will man nicht, folglich ferrum et ignem. Mögen die Thoren davor bewahrt bleiben, ihr Rezept an sich selbst zu erproben!



Die Geschichte der Gotthardbahn.



Wer heute auf sicherer Eisenschiene in wenigen Stunden von den herrlichen Ufern des Vierwaldstätter Sees nach den noch wonnigeren Gestaden der italienischen Seen hinüberfliegt, blickt mit staunender Bewunderung auf das Werk, welches durch Fels und Hochgebirge hindurch diesen Weg gebahnt hat. Aber nur wenige werden wohl eine genauere Vorstellung haben von dem ungeheuern Aufwande an Menschengeist und Menschenkraft, welcher nötig war, um dieses Riesenwerk zu schaffen. Es liegt uns eine Geschichte der Gotthardbahn, dargestellt von dem Archivar der Gotthardgesellschaft Dr. Wanner, in zwei starken Bänden vor, von denen der erste (1880) die Begründung des Unternehmens, der zweite (1885) den Bau der Bahn zum Gegenstande hat. Für die Leser dieser Zeitschrift dürfte es von Interesse sein, wenn wir ihnen unter Benutzung dieser Schrift in kurzen Zügen ein Bild der Geschichte vorführen.

Der Gotthardpaß als Verbindungsweg zwischen Italien und Deutschland war dem Altertum noch nicht bekannt. Der große St. Bernhard, der Julier und der Splügen waren die Pässe, welche die Römer vorzugsweise benutzten. Erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wird der Weg über den Gotthard als Pilgerpfad genannt, um das Ende dieses Jahrhunderts auch der Übergang von Waaren über denselben erwähnt. In einer Urkunde von 1309, in welcher zuerst der Name „St. Gotthard“ vorkommt, wird auch schon der „stäubenden Brücke“ gedacht. Das war ein sechzig Meter langer, mit Ketten am Felsen befestigter hölzerner Steg, welcher, über der tosenden Reuß schwebend, durch den ungangbaren Felsenschlund den Weg vermittelte. Erst das im Jahre 1707 gesprengte Urner Loch machte denselben überflüssig. Der alte Weg über den Gotthard war ein steilansteigender, holperiger Saumpfad, dessen Überreste noch jetzt vielfach zu sehen sind. Zuerst im Jahre 1775 wagte es ein Engländer, mit seinem Wagen über den Gotthard zu fahren, was ihm achtzehn Karolin kostete. Es war ein Unternehmen, als ob man heute den Montblanc besteigt. Später wurde dieses Unternehmen öfters wiederholt. Von Altdorf

bis Magadino brauchte man sieben Tage. Gleichwohl passirten damals schon jährlich gegen 16 000 Menschen und 9000 Pferde den Gotthard.

Als um das Jahr 1820 von dem Kanton Graubünden die Straßen über den Splügen und den Bernhardin gebaut wurden, mußten die an der Gotthardstraße liegenden Kantone sich entschließen, auch ihrerseits über den Gotthard eine Kunststraße zu bauen, wenn sie nicht den Verkehr verlieren wollten. Das Geld dazu — die ungeheure Summe von 480 000 Franken — wurde durch Aktien und Anleihen aufgebracht. Auch der König von Preußen schenkte dazu dem Kanton Uri zwei Aktien. So entstand um das Jahr 1830 die sehr kunstvoll angelegte Gotthardstraße.

Als im Jahre 1845 der Gedanke einer Überschienung der Alpen auftauchte, war es zunächst der Lukmanierpaß, der die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, weil er die geringsten technischen Schwierigkeiten darzubieten schien. Als Mißstand mußte man freilich anerkennen, daß dieser Paß die Bahn zu großen Umwegen nötige. Gleichwohl stand längere Zeit der Lukmanier als das einzig mögliche Alpenbahnprojekt auf der Tagesordnung. Daneben tauchte dann auch das Projekt einer Simplonbahn auf. Der Gedanke, den Gotthard zu überschienen, fand zuerst seinen Ausdruck auf einer Konferenz von acht Schweizer Kantonen, die am 19. August 1853 zu Luzern tagte. Im Laufe der Zeit aber trat dieser Gedanke immer mehr in den Vordergrund. Er empfahl sich vor allem dadurch, daß erfahrungsmäßig der Verkehr über den Gotthard den aller übrigen Alpenpässe bei weitem überstieg. Im September 1860 trat eine Vereinigung zusammen von zwölf Kantonen und zwei Schweizerbahnen, um das Projekt einer Gotthardbahn zu fördern. Es wurde ein Gotthardkomitee gebildet, welches die Sache in die Hand nahm. Den ersten genauern Plan arbeitete Ingenieur Wetli aus (1862). Dieser Plan, welcher für den unentbehrlichen großen Tunnel noch die Wahl ließ, ob er in tieferer oder in höherer Lage ausgeführt werden solle, zeigte, daß das Projekt keine unüberwindlichen Schwierigkeiten darbot. Wurde doch bereits seit 1857 an einer ähnlichen Durchbohrung des Montcenis mit Erfolg gearbeitet. Nun trat aber auch das Projekt der Lukmanierbahn, betrieben von den Kantonen der Ostschweiz, in starken Mitbewerb. Lange wogte das Interessenspiel, das sich vorzugsweise auf dem Boden des Kanton Tessin bewegte, hin und her. Am 7. August 1863 berief die Regierung des Kanton Luzern eine neue Konferenz, auf welcher eine feste Vereinigung von dreizehn Kantonen und zwei Schweizerbahnen (Zentralbahn und Nordostbahn) zur Anstrebung einer Gotthardbahn sich bildete. Sämtliche Kantone der Zentral- und Nordwestschweiz waren dabei vertreten. Nur die Ostschweiz, welche den Lukmanier betrieb, und die Südwestschweiz, welche den Simplon im Auge hatte, schlossen sich aus. Es konnte aber kein Zweifel sein, daß das Interesse der Schweiz als Gesamtheit nur in der Gotthardbahn seine Befriedigung finde. Gleichwohl folgten noch Jahre der Interessen- und Parteienkämpfe, die in der

Kantonverfassung der Schweiz einen reichen Nährboden fanden. Als der Lukmanier keine Aussicht mehr hatte, trat in der Ostschweiz auch der Plan einer Splügenbahn auf. Von Bern aus ward dem Gotthardprojekt das Projekt einer Grimselbahn gegenübergestellt, welche eine zweifache Durchbohrung der Alpen erfordert hätte. Aber die Thatsachen erwiesen sich stärker als die Menschen, und je höher die Wogen des Streites gingen, umsomehr läuterten sich die Ansichten. Mußte man sich doch sagen, daß mit der Gotthardbahn das Zentrum der Schweiz die Hauptverkehrsader des europäischen Weltverkehrs gewinnen werde. Die Gotthardvereinigung ließ ein neues technisches Gutachten bearbeiten von den Herren Berth und Gerwig. Diese entschieden sich namentlich für die tiefere Lage des großen Tunnels von Göschenen bis Airolo, wenn auch dadurch die Bauzeit um drei bis vier Jahre sich verlängere. Die Gesamtkosten der Bahn veranschlagten sie zu 110 Millionen Franken.

Einen bedeutenden Fortschritt machte das Projekt, als der italienische Minister Jacini im Jahre 1865 eine Kommission beauftragte, die schweizerische Alpenbahnfrage zu begutachten. Der sehr umfassende und gründliche Bericht sprach sich entschieden für den Gotthard aus. Erst in zweiter Linie komme der Splügen, in dritter der Lukmanier in Betracht. Bereits im Februar 1866 legte der italienische Minister dem Parlamente einen Gesetzentwurf vor, wonach Italien für die Gotthardbahn eine Unterstützung von zehn Millionen Franken leisten wollte. Gleich darauf brach der deutsche Krieg aus, und in den nächsten Jahren kam die Sache nicht vorwärts, da man in der Schweiz zu keinem Entschlusse kommen konnte. Endlich im Jahre 1869 einigten sich Italien, der Norddeutsche Bund und Baden zu einer Erklärung (der auch bald darauf Würtemberg sich anschloß) zu Gunsten der Gotthardbahn. Das gab auch für die Schweiz den Ausschlag. Im September 1869 fand eine Konferenz von Vertretern der gedachten Staaten zu Bern statt. Es kam am 15. Oktober zu einem vorläufigen Vertrage über den Bau der Gotthardbahn. Die Gesamtkosten wurden zu 187 Millionen Franken angenommen. Davon sollten 85 Millionen durch Subventionen, und zwar 45 Millionen von Italien, 20 Millionen von der Schweiz und 20 Millionen von Deutschland gedeckt werden. Das übrige sollte eine zu bildende Gesellschaft aufbringen. Nun aber handelte es sich darum, wer eigentlich innerhalb der gedachten Länder die ihnen zugewiesenen Summen zahlen solle. Diese Frage bot namentlich in der Schweiz bei den vielfach sich widerstreitenden Interessen die größte Schwierigkeit. Noch immer suchte der Splügenprojekt und auch das Simplonprojekt Boden zu gewinnen. Der Gotthardbahn stellte man unsägliche staatsrechtliche, politische und wirtschaftliche Schwierigkeiten entgegen. Endlich, nach langen Verhandlungen, ward von den bei der Bahn interessirten Kantonen, Städten und Eisenbahnen die Summe von 20 Millionen zusammengebracht.

Für Deutschland und auch für Italien brachte der deutsch-französische Krieg

eine Unterbrechung. Erst im Jahre 1871 fand dort der Vertrag vom 15. Oktober 1869 die Genehmigung der Parlamente. In Italien hatten die oberitalienischen Eisenbahnen 10 Millionen, eine Anzahl Städte und Provinzen ungefähr 10 ½ Millionen (darunter Genua 7 Millionen) zu der Subvention beizutragen übernommen. Das übrige zahlte der Staat. Zu der deutschen Subvention trugen verschiedne Eisenbahnen 6 ½ Millionen, das Großherzogtum Baden 2717000 Franken bei.

Nun war der Gotthardvereinigung die Aufgabe gestellt, die Finanzkräfte für die zu bildende Gesellschaft zu gewinnen. Eine Reihe von Anerbietungen, den Bau in Verbindung mit Beschaffung des Kapitals zu übernehmen, wies die Vereinigung zurück; sie wollte beides auseinander halten. Für die Beschaffung des Kapitals erfolgten Anerbieten von italienischen und deutschen Finanzgrößen. An der Spitze der letztern stand die Diskontogesellschaft zu Berlin. Nach längerem Verhandeln kam am 10. Oktober 1871 mit einem deutschen Konsortium ein Vertrag zu stande, an welchem jedoch vorbehaltmäßig auch Schweizer und italienische Häuser je zu einem Dritteil sich beteiligten. Danach sollten die erforderlichen 102 Millionen zu einem Dritteil in Aktien, denen 6 Prozent Bauzinsen zugesichert wurden, und zu zwei Dritteilen in fünfprozentigen Obligationen aufgebracht werden. Das Konsortium übernahm die Aktien zu 92, die Obligationen zu 95 Prozent. Zugleich wurden über die zu bildende Gesellschaft Bestimmungen vereinbart. Demgemäß wurde durch Statuten vom 1. November 1871 die Gotthardgesellschaft gegründet, deren Direktion den Bau der Bahn von Luzern bis zu den italienischen Grenzstationen unter Aufsicht des Bundesrates übernahm, wozu ihr die Subventionen von 85 Millionen zur Verfügung gestellt wurden. Für den großen Tunnel war eine Bauzeit von neun Jahren vorbehalten.

Mit ungeheuerm Jubel wurde das endliche Zustandekommen des großen Unternehmens am 4. November 1871 zu Luzern, wo zum letztenmale der Ausschuß der Gotthardvereinigung zusammenkam, gefeiert. Als die Männer, welche durch rastlose Thätigkeit vorzugsweise zur Erreichung dieses Zieles beigetragen, verdienen namentlich Dr. A. Escher in Zürich und Regierungsrath J. Zingg zu Luzern genannt zu werden. Beide wurden dann auch in die Direktion gewählt. Im Bundesrat, der sich lange Zeit bei der Sache passiv verhalten, hatte Oberst E. Welti sich das größte Verdienst um die Sache erworben.

An diese Darstellung der Vorgeschichte der Gotthardbahn schließen wir sofort die Darstellung von Vorgängen, die im Laufe des Baues der Bahn eintraten, die aber mit jener Vorgeschichte in nahem Zusammenhange stehe.

Bereits im Jahre 1875 erwies sich der Kostenanschlag vom Jahre 1869, welcher dem Staatsvertrage vom 15. Oktober 1869 zu Grunde lag, als unzureichend. Der bisherige Oberingenieur Gerwig stellte bei seinem Rücktritt eine Berechnung auf, welche einen Mehrbedarf von 34 Millionen Franken er-

gab. Der neue Oberingenieur Hellwag aber legte einen neuen Voranschlag vor, worin der Fehlbetrag sogar auf 102 Millionen berechnet war. Die zu geringe Veranschlagung vom Jahre 1869 beruhte auf folgenden Fehlern. Gerade die schwierigsten Arbeiten hatten nur nach Pauschalschätzungen veranschlagt werden können. Seit 1869 waren die Arbeitslöhne und die Preise der Baumaterialien erheblich gestiegen. Die Kosten der Geldbeschaffung hatten fast das Vierfache des Voranschlags (6½ Millionen) betragen. Nach den inzwischen gemachten Erfahrungen veranschlagte Ingenieur Hellwag die „Vorarbeiten" um 162, die Preise für „Enteignungen" um 156, die „allgemeinen Kosten des Bahnbaues" um 368, den „Unterbau" um 51, den „Oberbau" um 28, die „Bahnhöfe und Stationen" um 179 Prozent höher, als im Voranschlag von 1869 enthalten war. Auch die „Bauzinsen" mußten, statt zu 12 Millionen, zu fast 18 Millionen berechnet werden.

Dieser neue Einblick in die Finanzlage der Gesellschaft rief in allen beteiligten Kreisen die schmerzlichste Überraschung hervor. Auf Antrag der Direktion der Gotthardbahn berief der Bundesrat eine Konferenz der beteiligten Staaten, um die Hellwagschen Vorlagen zu begutachten und die weitern Schritte zu beraten. Zugleich berief erstere eine Expertenkommission, um die Hellwagschen Kostenanschläge zu prüfen und sich über erzielbare Ersparnisse auszusprechen. Auf Grund des von dieser abgegebenen Befundes stellte die Direktion einen neuen Kostenanschlag auf, der als Gesamtbedarf für Ausführung des ganzen Netzes der Bahn die Summe von nahezu 261 Millionen ergab.

Die vom Bundesrat berufene internationale Konferenz kam im Juni 1877 in Luzern zusammen. Es galt zur Erzielung von Ersparnissen den ursprünglichen Plan möglichst zu beschränken. Man beschloß, die Berglinien, vorbehältlich gewisser Ausnahmen, vorerst nur einspurig anzulegen. Man beschloß ferner, den Minimalradius für Biegungen ausnahmsweise von 300 auf 280 Meter zu vermindern; die zulässigen Steigungen, die man bisher zu 25 pro Tausend angenommen, stellenweise bis zu 26 und zu 27 pro Tausend zu erhöhen. Endlich beschloß man auch, daß der Bau der Strecken Luzern-Immensee, Zug-Arth und Giubiasco-Lugano bis zur Vollendung der übrigen Bahn ausgesetzt werden sollte. Dadurch beschränkte man den neuen Kostenanschlag auf 227 Millionen, sodaß der Fehlbetrag sich nur noch auf 40 Millionen belief. Von diesen sollten 28 Millionen durch Subventionen, und zwar 10 Millionen von Deutschland, ebensoviel von Italien und 8 Millionen von der Schweiz geleistet werden. Den Rest von 12 Millionen zu beschaffen, sollte der Gotthardbahngesellschaft überlassen bleiben.

Um festzustellen, ob der von der internationalen Konferenz für das reduzirte Bahnnetz aufgestellte Kostenanschlag auch ausreiche, ließ nun die Direktion von dem technischen Zentralbüreau nochmals ein detaillirtes Projekt nebst Kostenanschlag anfertigen und unterwarf dieses einer sorgfältigen Prüfung des Baudirektors Pressel in Wien. Durch verschiedne Ersparnisse wurde ein Kosten-

anschlag hergestellt, der sich auf 225932900 Franken belief. Auf dieser Grundlage wurde dann weiter vorgeschritten.

Die von ihr zu beschaffenden 12 Millionen glaubte die Gesellschaft nicht anders als durch Vermehrung des Obligationenkapitals aufbringen zu können. Nun waren aber von dem früher zugesagten Obligationenkapital die vierte Serie im Betrage von 20 Millionen noch nicht eingezahlt; und das Konsortium glaubte auch seiner Verpflichtung zur Einzahlung wegen Veränderung der Bedingungen des Vertrages vom 10. Oktober 1871 bestreiten zu können. Nach längeren Verhandlungen kam dann der Vertrag vom 12. Februar 1878 zwischen der Gotthardbahngesellschaft und dem Konsortium zu stande, worin sich dieses verpflichtete, die gedachte vierte Serie des früher zugesagten Kapitals einzuzahlen gegen Bestellung einer ersten Hypothek an den zu erbauenden Bahnen für das Obligationenkapital im Umfange von 74 Millionen, welche zugleich 6 Millionen von den neu zu beschaffenden 12 Millionen mitumfaßte. Durch Vertrag vom 4. März 1879 verpflichteten sich die Diskontogesellschaft und zwei andre Berliner Häuser, diese 6 Millionen fünfprozentige Obligationen zum Minimalkurse von 60 Prozent und gegen eine eventuell vorbehaltene weitere Vergütung zu übernehmen. Für die noch übrigen 6 Millionen unternahm die Direktion, fünfprozentige Obligationen mit zweiter Hypothek auszugeben. Die Annahme dieser Obligationen zum Kurse von 75 Prozent wurde durch Verträge mit den Bauunternehmern und Lieferanten der Gotthardbahn gesichert.

Noch viel größere Schwierigkeiten machte es in der Schweiz, die diesem Lande zugewiesene Subventionssumme von 8 Millionen aufzubringen. Man wollte wohl das Unternehmen aufrecht halten, aber niemand wollte Opfer bringen. Versuche, die an der frühern Subvention beteiligten Kantone auch nur teilweise zu der neuen heranzuziehen, scheiterten; namentlich auch daran, daß in Zürich das Referendum, vor welches die Sache gebracht wurde, die Beteiligung ablehnte.*) Nur die beiden Bahngesellschaften hatten unbedingt $1^1/_2$ Millionen zugesagt. So war denn der Bund vor die Frage gestellt, ob er selbst die noch fehlenden $6^1/_2$ Millionen übernehmen wolle. Es fehlte nicht an Stimmen, welche dafür waren, den Konkurs über die Gesellschaft ergehen zu lassen. Damit wäre die Gotthardbahn unberechenbaren Geschicken überantwortet gewesen. Schließlich aber siegte der nationale Sinn über den Sondergeist. Nach heißen Kämpfen beschloß der Nationalrat (August 1878), daß die Eidgenossenschaft den Kantonen der Gotthardvereinigung eine Beisteuer von $4^1/_2$ Millionen bewillige, unter der Bedingung, daß diese Kantone die noch erforderlichen 2 Millionen selbst aufbringen. Zugleich wurde dem Kanton Tessin

*) „Das Referendum hatte sich im Verlauf der Jahre erfahrungsgemäß als ein Hemmschuh der meisten vernünftigen Fortschritte erwiesen,“ sagt unser Autor bei dieser Gelegenheit.

zum Bau der Monte-Ceneri-Linie (die zunächst vom Bau der Gotthardbahn durch die internationale Konferenz ausgeschlossen war) eine Beisteuer von 2 Millionen bewilligt. Dieser Beschluß gelangte auch im Ständerat zur Annahme. Nun fand auch die Übernahme der noch zurückstehenden 2 Millionen bei den dreizehn Kantonen der Gotthardvereinigung keine erheblichen Schwierigkeiten. Aber noch beruhigten sich die Gegner nicht. Mehr als 37000 Schweizer Bürger (darunter vor allem die Männer des Kanton Waadt) verlangten über den Beschluß die Volksabstimmung, welche darnach auch geschehen mußte. Dieselbe verlief glücklich am 19. Januar 1879. Etwa fünf Siebentel der Männer des Schweizervolkes erklärten sich für Annahme des Gesetzes. Damit war für die Schweiz die Sache entschieden. Auch in Deutschland und in Italien fand der neue Subventionsvertrag die Zustimmung der Volksvertretung. So war die Gotthardbahngesellschaft gerettet.

Früher, als erwartet war, konnte auch der einstweilen verschobene Bau der Linie Giubiasco-Lugano (Ceneri-Linie) gesichert werden; und zwar durch eine vereinbarte Subvention von 6 Millionen, zu welcher die Eidgenossenschaft 2 Millionen, Italien 3 Millionen und der Kanton Tessin 1 Million beitrugen.

Während dieser langdauernden Krisis trat (am 27. Juli 1878) der verdienstvolle Präsident der Direktion, Dr. Escher in Zürich, aus verschiednen Gründen zurück. Es erfolgte eine Statutenrevision und eine wesentliche Veränderung in der Organisation der Verwaltung. An die Spitze der Direktion trat jetzt Direktor Zingg in Luzern, Vizedirektor wurde Dr. Stoffel von Frauenfeld; beide bekleiden noch heute diese Stellen.

Eine Darstellung des Baues der Gotthardbahn umfaßt den Bau der beiden Zufahrtslinien, der nördlichen und der südlichen, und den Mittelbau des großen Tunnels. Da der Bau des letzteren weit mehr Zeit erforderte, als der Bau der erstern, so begann man mit ihm weit früher und ließ die Zufahrtslinien vorläufig beiseite. Erst vom Jahre 1879 an wurden auch diese erbaut. Gleichwohl wollen wir die Darstellung dieses Baues hier vorwegnehmen, weil sie uns viel weniger beschäftigen wird, als die Darstellung des Tunnelbaues.

Beide Zufahrtslinien, deren Arbeiten an verschiedne Unternehmer vergeben wurden, haben insofern gleichen Charakter, als sie beide in eine Thalbahn und eine Bergbahn zerfallen. Der Bau der Thalbahnen (im Norden von Immensee bis Erstfeld, im Süden von Giubiasco bis Biasca) erwies sich im allgemeinen von andern Bahnbauten nicht wesentlich verschieden, wenn auch an einzelnen Stellen schon erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden waren. So mußte auf der elf Kilometer langen Strecke von Brunnen bis Fluelen dem von hohen Felsen gebildeten Ufer des Vierwaldstätter Sees entlang die Bahn großenteils unterirdisch, durch zehn Tunnel in einer Gesamtlänge von 5,3 Kilometer, geführt werden. Die Hauptschwierigkeiten begannen aber bei den Bergbahnen, wo die Bahnspur von Erstfeld bis Göschenen in einer Länge von 28,9 Kilometern von

475 auf 1109 Meter Höhe, und von Biasca bis Airolo, in einer Länge von 45,6 Kilometern, von 296 auf 1145 Meter Höhe sich erheben mußte. Es handelte sich nicht allein darum, diese Steigung zu gewinnen, sondern auch durch die vielfach zerklüfteten Thäler der Reuß und des Tessin, durch Gebirge und Felsen eine fahrbare Bahn zu legen und zugleich diese Bahn gegen die gewaltigen in den Alpen arbeitenden Naturkräfte — Staub- und Grundlawinen, Felsenabstürze, Wildbäche mit ihren Schuttmassen — zu sichern. Da beide Thäler auf der Nord- und Südseite keine entwickelten Seitenthäler haben, so konnte man das anderwärts (z. B. bei der Brennerbahn) befolgte System, die Steigung der Bahn durch Hin- und Zurückfahren in solchen Seitenthälern zu gewinnen, nicht befolgen. Man war vielmehr genötigt, die Steigung durch spiralförmige Tunnel oder durch Kehren im Hauptthale mit Kehrtunneln zu erzielen. Auf der Nordseite bot die Ausweitung des Reußthales bei Wasen die Möglichkeit eines solchen Tunnelsystems. Es galt, innerhalb einer Thallänge von 6700 Meter die Bahnspur auf 14 700 Meter zu verlängern. Zu diesem Zwecke steigt dieselbe zunächst in einer Spirallinie von 3000 Meter Länge, wovon 1500 Meter unterirdisch (durch den Pfaffensprungtunnel) geführt sind, in die Höhe. Dann steigt sie ein längeres Stück das Thal aufwärts, um in einem Kehrtunnel (Wattinger Tunnel) umzuwenden und ein kleineres Stück in höherer Lage wieder rückwärts zu gehen. Dann aber wendet sie sich in einem zweiten Kehrtunnel (Leggistein-Tunnel) wieder thalaufwärts und ist nun imstande, ohne weitere Ausbiegung Göschenen zu erreichen. So baut sich bei Wasen eine Strecke lang die Bahn in dreifacher Höhenlage über einander auf. Auch auf der Südseite hat man, um die steil abfallenden Thalstufen zu gewinnen, zwei Spiraltunnel oberhalb Giornico und wiederum zwei Spiraltunnel bei Prato anlegen müssen. Dazu kommt dann noch die große Zahl bald größerer, bald kleinerer Tunnel zur Durchbrechung der sich entgegenstellenden Gebirgsvorsprünge. Der größte derselben, der Naxberg-Tunnel kurz vor Göschenen, erreicht eine Länge von 1563 Metern; der Tunnel, welcher den Mont Cenere durchbricht, eine Länge von 1674 Metern. Im ganzen haben die beiden Zufahrtslinien (einschließlich der Ceneri-Linie) 56 Tunnel in einer Gesamtlänge von 24 808 Metern. Rechnet man dazu noch den großen Tunnel, so ergiebt sich eine Gesamtlänge der Tunnel von 5,3 Meilen. Brücken und Viadukte kamen 63 in einer Gesamtlänge von 3050 Meter zur Ausführung. Darunter 6 Viadukte und 15 Brücken von mehr als 20 Metern Länge. Zum Schutze gegen Schneefall und Steinschlag wurden sieben Galerien, zusammen 545 Meter lang, erbaut.

Aber alle diese Werke, so großartig sie auch erscheinen mögen, verschwinden doch gegen den Bau des Riesentunnels, dessen Darstellung wir nun folgen lassen.

(Schluß folgt.)

Ein deutsches Seminar für neuere Philologie
in London.

Von Franz Lange.

eit sich die Sprachen Englands und Frankreichs eine feste, jährlich noch steigende Stellung an den deutschen Universitäten errungen und mit ihren zum großen Teile noch unerschöpften Geisteserzeugnissen der Forschung einen neuen Weg in die Zukunft eröffnet haben, muß es auch für den Staat von Wichtigkeit sein, zu ergründen, wie sich ihre praktische Bedeutung am segensreichsten für die Schulen des Landes verwerten und der größtmögliche Nutzen aus dem reichen Füllhorn ihrer Literaturen ziehen läßt. Mehr und mehr erkennt man ihren hohen Wert für die Ausbildung der Jugend an und achtet sie schon jetzt — sprechen wir es getrost aus — als würdige Nebenbuhlerinnen der altklassischen Sprachen. Warum auch nicht? In den verschiednen Perioden ihrer Entwicklung bieten sie uns nicht allein die Merkmale der klassischen Bildung des Altertums dar im Wiederschein eigenartiger Volksauffassung, sondern vor allem Geisteswerke, die in ihrer natürlichen Ursprünglichkeit uns das ganze Leben und Fühlen des Volkes von seinem Entstehen bis auf die Gegenwart vor Augen führen. Welch reiche Ausbeute hier noch des Bergmanns harrt, wird erst die nächste Zukunft ganz ermessen können.

Um aber ihren Einfluß auch auf den Lehranstalten des Reiches zu erhöhen und die Jugend an den Erfolgen der neuern Philologie als praktischen Wissenschaft teilnehmen zu lassen, ist es ein Haupterfordernis der Zeit, daß die Lehrer der neuern Sprachen nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine gründliche praktische Vorbildung genossen haben, ehe sie in den Staatsdienst treten.

Dies Ziel wird aber nie vollständig erreicht werden, wenn der Studirende nicht an der lebendigen Quelle selbst, in der Heimat der betreffenden Sprache, ihr die Eigentümlichkeiten ihres Werdens, ihres Entwicklungsganges und ihrer Vollkraft abgelauscht und in sich aufgenommen hat. Ihre Geschichte ist wohl oft genug beschrieben worden, um auch den Fremdling auf sie aufmerksam zu machen; ganz anders aber klingt sie aus dem Munde des Volkes, dem sie angehört, und an den Stätten, wo sie einst gepflanzt und jetzt zu einem Hochstamm erwachsen ist, unter dessen grünendem Blätterdach sich das Geschick von

Tausenden in Glück und Unglück abspielt. Hier an seinen Wurzeln murmelt der Quell der Sprache frisch und klar, es ist der einzige Born, aus dem ihr wahrer Laut natürlich hervorquillt und aller Bücherweisheit spottet.

Zu ihm zieht denn auch alljährlich auf den Rat ihrer Universitätslehrer oder aus eigner Würdigung seines Einflusses auf ihre Studien eine große Anzahl Studirender der neuern Philologie und vertauscht das gemütvolle Leben auf der heimischen Scholle mit der dunkelstarrenden Zukunft in der Fremde, vor allem in London. Von all diesen Lernbegierigen haben aber nur die wenigsten ein klares Bild ihrer Zukunft vor sich, insofern sie über genügende Mittel verfügen, um, auf sie gestützt, unabhängig von der fremden, sie umgebenden Welt ihren Studien nachgehen zu können. Die andern — die große Mehrzahl — landen an der englischen Küste mit einem Zehrpfennig, der kaum für wenige Wochen ausreicht. Doch ihr Herz ist voll Hoffen, sie rechnen auf eine englische Lehrerstelle. So vergeht ihnen Tag für Tag, die Wochen eilen dahin und plötzlich klagt die leere Tasche, der ungestillte Hunger über den leichtsinnigen Schritt, die Zukunft kühn versucht und sich ohne Rückhalt in den Strudel der alles zersetzenden Weltstadt gestürzt zu haben. Was bleibt den Armen zuletzt übrig, als die erste beste Stellung anzunehmen, die sich ihnen bietet? Sie schätzen sich noch glücklich, wenn es eine Lehrerstelle ist, die ihnen gegen bloße Kost und Wohnung zugefallen ist! Daß die Köchin an derselben Anstalt ein viel höher geachtetes Wesen ist als sie, kümmert sie gar wenig; sie sind dem Verhungern entronnen und wieder thätig ihrem Stande eingereiht, der ihnen Achtung verschaffen wird. Schöne Illusionen! Der gewissenlose Vorsteher der Schule ist ein genauer Rechner, er kennt die Welt und kennt die Mittellosigkeit seines Untergebenen. Er weiß, daß letzterer auf ihn angewiesen und gezwungen ist, seine Stelle festzuhalten, wenn er sich nicht aufs neue dem zweifelhaften Zufall in die Arme werfen will. So mutet er ihm auch das Menschenmögliche in seinem Fache zu, überhäuft ihn mit Arbeiten aller Art und drückt ihn, der einst für Erziehungsideale geschwärmt hat, zu einem Helfershelfer einer feilen Industrie herab. Was Wunder, daß er so in wenigen Jahren geistig abstumpft und ohne den Verkehr gleichgesinnter Männer in einen Zustand handwerksmäßiger Gleichgiltigkeit versinkt, dessen düstere Wolkenschatten bald den letzten Rest des lichten Morgenrotes aus seiner Seele verbannen, das dereinst unter dem Schutze deutscher Wissenschaft eingezogen war. Er ist zum Handlanger herabgesunken, der maschinenartig seinem Meister die Bausteine überreicht, für deren Verarbeitung er keine Neigung mehr bewahrt hat. Und doch kann er im Vergleich mit manchen andern seiner früheren Kommilitonen noch von Glück sagen, daß er im Lehrfach geblieben ist! Durch Krankheit und andre unglückliche Umstände, oft herbeigeführt durch ihre eigne Mutlosigkeit und Gleichgiltigkeit, sind sie geistig und körperlich so verkommen, daß den Fachgenossen vor Entrüstung das Herz lauter schlägt. Sie sind Entbehrungen und

Erniedrigungen im fremden Lande ausgesetzt,*) die in der Heimat für ungeheuerliche Übertreibung gelten würden, wenn sich nicht die Wahrheit dieser Zustände endlich Bahn gebrochen und vor allem das Gewissen der Kommilitonen wachgerufen hätte.

Nachdem schon vor drei Jahren die deutschen Fachgenossen in London, veranlaßt durch die jammervolle Lage so vieler ihrer Kollegen daselbst, den deutschen Lehrerverein zur Unterstützung derselben begründet hatten und so einer Pflicht gegen das deutsche Reich und seine Angehörigen nachgekommen waren, haben kürzlich auch die neuern Philologen in der Heimat einen entscheidenden Schritt gethan, indem sie dem Herrn Reichskanzler eine Petition im Namen fast sämtlicher Studenten der deutschen Universitäten unterbreitet haben, die auch auf obige Mißstände Bezug nimmt und um Abhilfe bittet.

Hier kann in der That nur das Reich helfen, und das Reich kann einem Zustande ein Ende machen, der die Würde des deutschen Volkes dem Auslande gegenüber empfindlich schädigt. Und zwar kann dies nur dadurch geschehen, daß die im Auslande zum Besten ihrer Wissenschaft und ihres Vaterlandes studirenden neuern Philologen von Staatswegen eine Unterstützung erhalten, die sie in den Stand setzt, ihre Studien im Auslande sorgenfrei fortsetzen zu können. Sie dürfen nicht der Notwendigkeit ausgesetzt werden, eine jener gebrandmarkten englischen Lehrerstellen anzunehmen, in welcher sie bald geistig verdummen und in gesellschaftlicher Beziehung ein Proletariat zu vermehren bestimmt sind, das den Fachgenossen die Schamröte ins Gesicht treibt.

In welcher Richtung und mit welchen Mitteln aber das deutsche Reich hier einschreiten und Abhilfe schaffen soll, um den Studirenden nicht den wichtigsten Weg zur praktischen Erlernung der neuern Sprachen abzuschneiden, das ist die schwierige Frage, welche jetzt die Fachkreise beschäftigt und zu deren Lösung jeder Beteiligte nach Kräften beitragen sollte. Umsomehr, da sie nicht den einen Stand der Neuphilologen allein berührt, sondern mit ihren Folgen für die Schulen des Landes und seine Jugend auch den weitesten Kreisen Teilnahme abgewinnen muß. An der Erziehung seiner Jugend und an der Art, wie dieser oder jener Gegenstand zu dem Zwecke gelehrt und gelernt wird, muß das ganze Volk teilnehmen, das in der Schule sich wieder verjüngt und neubildet.

Unter den mancherlei Vorschlägen, die zur Lösung der Frage gemacht worden sind, ziehen vor allem drei unsre Aufmerksamkeit auf sich. Erstens der Entwurf des Professor Körting in Münster, ein Reichsinstitut in London zu gründen, worin die Studirenden der neuern Philologie unentgeltlich Kost, Wohnung und Vorlesungen haben sollen; zweitens der Entwurf von Dr. Rolfs,

*) Siehe Reichardt, Der deutsche Lehrer in England. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1884.

welcher Reichsstipendien und ein ähnliches Institut, aber im engsten Anschluß an den zu London bestehenden deutschen Lehrerverein, gründen möchte, in dem die Studirenden wohnen, während sie ihre Mahlzeiten in englischen Familien einnehmen; drittens eine Petition der Studenten der neuern Philologie an den Herrn Reichskanzler behufs Gründung von Reichsstipendien und Ernennung eines neuphilologischen Botschaftsattachés, welcher den Stipendiaten in ihren Studien und wo sonst nötig ratend zur Seite zu stehen hätte.

Über den Körtingschen Vorschlag können wir uns kurz fassen, da er schon von Rolfs*) in das richtige Licht gesetzt worden ist. Es ist eine Rechnung, die ohne den Wirt gemacht ist. Ein Institut in London im Sinne Körtings, worin die Studirenden Wohnung und Kost erhalten, tagtäglich fast ausschließlich mit ihren Kommilitonen verkehren, im kühnsten Englisch mit einander radebrechen, mag einen leidlichen deutschen Klub abgeben, wird aber nimmer zur Erlernung der Sprache des Landes führen. Seinen weitern Bestimmungen nach würde es die Studirenden auch zu reinen Pensionsschülern herabdrücken, die auf den Wunsch ihres Direktors eifrig kollationiren und in staubigen Bibliotheken angelsächsische Homilien und Chroniken kopiren würden. Englisch aber würde keiner von ihnen beherrschen lernen, Kellnerenglisch vielleicht ausgenommen. Auch die Hoffnung, die Körting auf den Direktor setzt, von dem er eine Einführung seiner Pfleglinge in ihm bekannte Familien, besonders englische, erwartet, sieht auf dem Papier ganz leidlich aus, dürfte aber in Wirklichkeit unübersteigliche Schwierigkeiten darbieten. Selbst angenommen, daß des Direktors Bekanntenkreis ein sehr großer wäre, so ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß er seinen Schutzbefohlenen darin große Gelegenheit zum Englischreden verschaffen könnte, ohne außerordentlich lästig zu fallen. Und erst in englischen Familien! Körting wird selbst wissen, wie kühl ablehnend sich der Engländer den seine Sprache garnicht oder schlecht sprechenden Ausländern gegenüber verhält. Anders ist es, wenn ein Fremder in eine Familie eingeführt ist, der ihre Sprache schon beherrscht! Er kann darauf rechnen, mit der größten Rücksicht und Freundlichkeit behandelt zu werden. Warum sollte sich auch der Engländer für den radebrechenden Fremden erwärmen, an den ihn kein weiteres Band knüpft, als seine eigne Bekanntschaft mit dem Direktor derselben! Und bedenkt man, daß dieser jahraus jahrein eine große Anzahl solcher radebrechenden Schützlinge um sich hat, die jedem Worte, das dem verschlossenen Munde des Engländer entfliegt, eifrigst lauschen und erwartungsvoll weitern kurz hingeworfenen Sätzen ihres Wirtes entgegensehen, so dürfte man sicher sein, daß dieser dem nächsten Besuche des ihm befreundeten Direktors eiligst durch die Hinterthür entwischt. Und die englischen Damen? Ist der Studirende wohlerzogen, hübsch, gewandt, lebhaft

*) Über die Gründung eines Institutes für deutsche Philologen in London. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1885.

und musikalisch, so nehmen sie ganz gern so viel Teilnahme an ihm, sein Englisch zu verbessern; besitzt er aber diese Vorzüge nicht, so ist er rettungslos seinem eignen Ich und seinem pessimistischen Philosophiren verfallen. So viel zur sprachlichen Ausbildung im Institut Körtings.

Auch die finanzielle Seite des Vorschlages muß als verunglückt angesehen werden. Nach englischen Verhältnissen würde ein solches Institut mit Direktorwohnung, Hörsaal, Lesezimmer, Möbeleinrichtung, Speise und Trank so bedeutende jährliche Geldsummen verschlingen, daß man sie in der Heimat unter die Rubrik „Verschwendung" setzen würde, ja setzen müßte. Das deutsche Athenäum zu London, der vornehmste deutsche Verein daselbst für Kunst und Wissenschaft, verbraucht zu seiner Erhaltung jährlich ungefähr 3600 Pfd. Sterl. (oder 72000 Mark). Wenn dies auch umfangreicher ist, als das Körtingsche Institut sein würde, so müßte man doch zu den Unterhaltungskosten des letztern noch den Gehalt des Direktors, die Honorare für Vorlesungen und eine bedeutende Summe für die Kost der Stipendiaten hinzufügen, wodurch es kaum billiger zu stehen kommen würde als der deutsche Klub. Eine gleiche Summe wäre aber nötig für ein ähnliches Institut in Paris oder Brüssel.*) Und alle diese großen Auslagen für die ziemlich gewisse Aussicht, daß die Studirenden in jenem Institut Körtings vielleicht altenglische Texte kopiren, aber herzlich wenig Englisch sprechen lernen würden!

Betrachten wir nun den Rolfsschen Vorschlag. Er läßt sich in folgende drei Hauptpunkte zusammenfassen: 1. Es werden zwanzig Stipendien zu je 2500 Mark durch die Regierungen, Universitäten und größern Städte des deutschen Reiches gestiftet, die zu diesem Zwecke in zwanzig Bezirke um die zwanzig Universitäten gruppirt werden. 2. Der deutsche Lehrerverein zu London wird als Reichsinstitut anerkannt, und die zwanzig Stipendien vom deutschen Reiche in die Bank des deutschen Lehrervereins eingezahlt, der den Stipendiaten dafür gewährt: Wohnung im Institut, Lesezimmer und alle Rechte als Mitglieder des Vereins, Kost in englischen Familien. 3. Die Verleihung der Stipendien soll nicht von der Mittellosigkeit eines Bewerbers, sondern von seiner Tüchtigkeit abhängen und seinem Versprechen, nach vollendetem Studienjahre zur Anstellung im Staatsdienste in seine Heimat zurückzukehren.

Was den ersten Punkt betrifft, so glauben wir, es sollte nach und nach einer möglichst großen Anzahl Studirender der Vorteil eines Stipendiums zu Teil werden. Je nach der Frequenz der Neuphilologen an einer Universität sollte der Dekan der philosophischen Fakultät auf Vorschlag des neuphilologischen Seminardirektors (auf Grund eines schriftlichen Examens) eins bis vier Stipendien zu vergeben haben, sodaß das Reich allmählich über zwanzig bis sechzig

*) Wir würden aus naheliegenden Gründen für ein romanisches Institut entschieden Brüssel ins Auge fassen.

verfügen würde. Zwanzig Stipendien zu je 2500 Mark halten wir jedoch für zu hoch. Um zur Erlernung der englischen Umgangssprache in einer achtbaren englischen Familie zu wohnen und Land und Leute kennen zu lernen, dafür genügen jährlich bei bescheidnen Ansprüchen 110 Pfd. Sterl. (2200 Mark). Hiervon sollten 70 Pfd. Sterl. (1400 Mark), die etwa zur Bestreitung von Wohnung und Kost nötig wären, als jährliches Stipendium auf das Reich fallen, der Rest von 40 Pfd. Sterl. (800 Mark) auf die Kasse des Stipendiaten selbst. Diese Summe von 70 Pfd. Sterl. mag manchem hoch erscheinen, der sich erinnert, daß dagegen ein gleich langer Aufenthalt in der Universitätsstadt Münster nur 25 Pfd. Sterl. (500 Mark) betragen würde, doch bedenke man, daß das Pfund Rindfleisch in London 1 bis 1,20 Mark, ein frisches Ei 20 Pfennige, ein Liter Milch 55 Pfennige kostet und die andern Lebensmittel entsprechend teuer sind.

Als Vorbedingung zur Erlangung eines Reichsstipendiums von 1400 Mark würden wir vorschlagen, daß der Bewerber von seinen Angehörigen eine schriftliche Bescheinigung beibringt, laut deren sie ihm einen jährlichen Wechsel von 800 Mark sicherstellen, als Zuschuß zu dem zu erlangenden Stipendium. Dieser Wechsel könnte auch aus Privatstipendien bestehen, die der Bewerber genießt. Einem völlig mittellosen sollte dringend von einem Besuche des Auslandes abgeraten werden.

Da es ferner für das deutsche Reich von hoher Wichtigkeit ist, daß der Neuphilologe Englisch wie Französisch gründlich beherrscht, so sollte sein Aufenthalt im Auslande zweiteilig sein: er sollte das eine halbe Studienjahr in einer englischen Familie Londons, das andre in einer französischen Familie Brüssels zubringen. Demgemäß müßte auch das halbe Stipendium von 700 Mark in eine Bank Londons, die andre Hälfte in eine solche Brüssels auf Konto der deutschen Gesandtschaft eingezahlt werden. Wie wir in folgendem noch weiter ausführen werden, genügt einem Vorgebildeten ein Halbjahr in jeder der beiden Städte vollständig, um die beiden Sprachen für Schulzwecke beherrschen zu lernen, wenn nur der richtige Weg dazu eingeschlagen wird.

Mit Bezug auf den zweiten Punkt fürchten wir, Rolfs ist der Scylla zum Opfer gefallen, während er die Charybdis vermeiden wollte. Nach seinem Vorschlage sollen die Stipendiaten im Lehrerverein zu London als Institut wohnen und auf Wunsch Frühstück erhalten, die übrigen Mahlzeiten aber außerhalb desselben in englischen Familien einnehmen.

Daß die Stipendiaten Frühstück im Institut erhalten, ist eine Notwendigkeit; es wäre doch zu viel verlangt, daß sie frühmorgens an kalten, nebligen Wintertagen erst einige englische Meilen weit marschiren, um zum Genuß einer Tasse Thee zu gelangen. Darnach blieben also in englischer Familie noch drei Mahlzeiten übrig, entweder noch ein zweites Frühstück (lunch) zu Mittag Thee gegen fünf Uhr nachmittags und die Hauptmahlzeit um sieben Uhr abends

oder aber Mittagessen gegen ein Uhr, Thee um fünf Uhr und kleines Abendbrot gegen acht Uhr, das meistens nur aus einem Glase Bier, Brot und Käse besteht. Diese Mahlzeiten böten also die Gelegenheiten dar, wo der Studirende Englisch sprechen könnte. Nun denke man sich die unerträgliche Umständlichkeit, zu jeder dieser Mahlzeiten die eigne Wohnung oder ein Museum verlassen zu müssen; denn da der Stipendiat nicht in der englischen Familie wohnt, kann er doch nicht gleich von einer Mahlzeit zur andern dableiben, lediglich um sein Englisch an dem der Familienmitglieder zu verbessern! So wäre er fortwährend zwischen dem Institut und seiner englischen Familie unterwegs. Und nun erst im Spätherbst, Winter und Frühling, wo es oft wochenlang regnet! Nein, mit diesem Vorschlage kommen wir einer Lösung der Frage: Wie kann der Studirende am schnellsten und sichersten englische Sprache, Sitten und Literatur lernen? nicht viel näher als in Körtings Institut.

Wie Rolfs zwar versucht, aber des Lehrervereins wegen nicht geglaubt hat durchführen zu müssen, liegt die Lösung einzig und allein im Schoße der englischen Familie, in welcher der Stipendiat wohnen und mit der er so viel als möglich verwachsen muß. Geht er nur einigemale des Tages dahin, so bleibt er, abgesehen von andern Unbequemlichkeiten, immer ein halber Fremder, wohnt er mit ihr zusammen, so wird er sich in wenigen Wochen dort wie zu Hause fühlen. Es ist ein charakteristisches Zeichen englischen Lebens, daß die englische Familie den, dem sie einmal ihre Pforte geöffnet hat, nicht nur gastfreundlich aufnimmt, sondern ihn wie ihresgleichen an Familienangelegenheiten innig teilnehmen läßt und es ihn vergessen zu machen bestrebt ist, daß er nur ein Adoptivkind in ihrem Kreise ist. Diese Sitte begünstigt aber unsern Plan; denn so werden die Angehörigen seiner Wirtsleute und diese selbst sich gern über die ersten Unebenheiten der Unterhaltung hinwegsetzen und sich befleißigen, dem Stipendiaten bei Erlernung ihrer Sprache behilflich zu sein.

Rolfs übersieht auch bei seinem Vorschlage, daß es gegen die Landessitte verstößt, Fremde zur Beköstigung anzunehmen, außer wenn sie auch zugleich in der Familie wohnen. Gebildete Familien der Mittelklassen aber, die gern junge Fremde in Kost und Wohnung nehmen, giebt es in London mit seinen mehr als vier Millionen Einwohnern viele Tausende. Es wäre so dem mit Londoner Verhältnissen vertrauten leicht, eine genügende Anzahl von Familien aufzufinden, in denen sich die deutschen Stipendiaten (je einer in einer Familie) wohlaufgehoben fühlten und jede Aussicht hätten, in ihren Bestrebungen gefördert zu werden. Der Rolfssche Gast würde aber nur ein ungern gesehener Gast sein. Er will in der Familie Englisch lernen. Da er aber der einzige Deutsche darin sein soll, so liegt auf der Hand, daß der Gewinn, den die englische Familie aus seinen Mahlzeiten zieht, nur gering sein kann. Im Verhältnis dazu steht aber natürlicherweise ihre Bereitwilligkeit, ihn im Englischreden zu unterstützen. Der Rolfssche Gast würde sobald als möglich abgespeist

werden und befände sich dann wieder auf der Straße. Von da giebt es aber nur drei Wege für ihn: ins deutschredende Institut, in eine Schweigen gebietende Bibliothek, oder in irgend ein Eß-, Trink- oder Musiklokal. Die beiden erstern Wege sind unentgeltlich, der letztere aber sehr kostspielig und den Stipendiaten deshalb wenig zu empfehlen.

Ein Institut in diesem Sinne zu gründen, kann kaum im Interesse des deutschen Reiches liegen. Zwar mag von mancher Seite als ein Gegengewicht zu dem Mangel an Sprechgelegenheit im Institut angeführt werden, daß der Stipendiat dafür im Britischen Museum die beste Gelegenheit habe, altenglische Texte zu kopiren. Das ist wohl richtig, doch wiegt dies jenen Mangel nicht im entferntesten auf. Was der neuphilologische Schulmann auf der Schule zu unterrichten hat, ist die moderne Sprache und Literatur. Unwissenheit also im Englischen oder nur ungenaue Bekanntschaft damit kann durch die gründlichsten Kenntnisse im Angelsächsischen nicht aufgewogen werden; der bloße Philologe muß im Interesse der Schule weit hinter dem praktischen Gelehrten zurückbleiben. Die lebende Sprache, das ganze Gebiet der Literaturgeschichte, das Studium des Volksgeistes, der Geschichte des Landes und seiner Sitten, dies muß die Basis des neuphilologischen Schulmannes sein. In zweiter Linie, wenn auch für seine wissenschaftliche Stellung unumgänglich nötig, kommt das Studium der Einzelheiten der historischen Grammatik und der Texte aus dem frühen Mittelalter. Letzteres kann unter Leitung des Fachprofessors im neuphilologischen Seminar der Universität ungleich genauer und wissenschaftlicher betrieben werden als irgendwo anders, ersteres aber nur durch einen Aufenthalt im Auslande, in einer gebildeten Familie des betreffenden Landes.

Mit dem dritten Punkte des Rolfsschen Vorschlages stimmen wir zwar überein, doch sollte er noch bestimmter gefaßt werden. Das Reichsstipendium darf nicht zum Armutszeugnis herabsinken. Es muß ein Zeichen der Tüchtigkeit und des Fleißes seines Empfängers sein. Dies könnte am zweckmäßigsten dadurch erreicht werden, daß der Fachprofessor des neuphilologischen Seminars alljährlich ein kurzes schriftliches Fachexamen daselbst veranstaltete auf Grund der Vorlesungen und Übungen, die in den letzten zwei Semestern stattgefunden haben. Darnach würden zwei Studiensemester an einer Universität und dem neuphilologischen Seminar zugleich als eine andre Vorbedingung gelten für Zulassung eines Kandidaten zu diesem Seminarexamen. Da vorläufig nur einer oder zwei an einer Universität ein Reichsstipendium erlangen könnten, so müßten die Namen derer, welche das dafür angesetzte Examen bestanden haben, von dem Dekan in ein Buch eingetragen werden, um bei der nächsten Vakanz zuerst Berücksichtigung zu finden.

Rolfs betont, daß der Stipendiat dem Dekan das Versprechen geben solle, nach Vollendung seines ausländischen Studienjahres in seine Heimat zurückzukehren, um sich dem Staatsdienste zu widmen. Wir würden vorschlagen, daß

dies Versprechen dahin abgeändert werde, daß sich die Angehörigen des Stipendiaten vor der Verleihung des Stipendiums an denselben schriftlich verpflichten, der Universität dasselbe zurückzuerstatten, wenn es der Studirende vorziehen sollte, sich im Auslande niederzulassen, und sich am Ende des zweiten Jahres noch nicht beim Dekan seiner Universität gemeldet hat. Eine solche Bedingung wäre nur gerecht und billig den großen Ausgaben gegenüber, die das Reich mit dieser Einrichtung übernehmen würde.

Im folgenden wollen wir unsre Auseinandersetzungen noch einmal zusammenfassen und dann einen Entwurf aufstellen, der sich an den von Rolfs anlehnt und zugleich Rücksicht nimmt auf die Petition der Studenten der neuern Philologie. Zugleich machen wir auf einen trefflichen Aufsatz des Professor Stengel in Marburg*) aufmerksam, der für die Petition beredt in die Schranken tritt.

Aus unsern Erörterungen scheint hervorzugehen, daß ein Institut mit Wohnung für die Stipendiaten, in welcher Gestalt es auch auftritt, nicht nur nicht zweckmäßig wäre, sondern den Zielen, die der Neuphilologe in London verfolgen muß, geradezu im Wege stehen würde.

Eine Lösung unsrer Frage ließe sich jedoch herbeiführen, wenn wir uns nach den vorausgeschickten Bemerkungen auf folgende Punkte stützen:

I. Neuphilologische Reichsstipendien. 1. Vorläufige Stiftung von zwanzig Stipendien zu je 1400 Mark. Je zehn Stipendiaten würden sich demnach gleichzeitig in London und in Brüssel aufhalten, und umgekehrt. Da demnach jeder Stipendiat je ein Halbjahr in London und Brüssel studiren würde, so müßte die eine Hälfte des Stipendiums (700 Mark) von der Reichsregierung in eine Bank Londons, die andre Hälfte in eine Bank Brüssels eingezahlt werden. Diese zwanzig Stipendien müßten durch Parlamentsbeschluß festgestellt werden, oder, wie Rolfs vorschlägt, von den zwanzig Universitäten und den betreffenden Regierungen, in deren Machtkreise sie liegen, vielleicht mit Hinzuziehung der größern Provinzialstädte. Diese haben sicherlich ein großes Interesse daran, daß ihre zukünftigen neuphilologischen Lehrer eine gediegene praktische Ausbildung erhalten. 2. Als Vorbedingungen zur Erlangung eines Reichsstipendiums würde folgendes dienen müssen: a) Zwei Semester Universitäts- und Seminarbesuch; b) schriftliches Versprechen der Angehörigen eines Bewerbers, ihm 800 Mark für seinen Aufenthalt im Auslande zuzuschießen; c) ihr weiteres Versprechen, der Universität das Stipendium zu ersetzen, wenn der Stipendiat sich am Ende des zweiten Jahres nach Erlangung des Stipendiums noch nicht beim Dekan der Universität, von der er dasselbe erhalten hat, zurückgemeldet hat.

II. Seminar und Verein deutscher Philologen in London. 1. Die deutsche Reichsregierung erkennt den in London bestehenden deutschen Lehrerverein als

*) In Nr. 33 der Deutschen akademischen Zeitschrift. (Berlin.)

Reichsinstitut an unter dem Namen „Seminar und Verein deutscher Philologen in London" und unterstützt ihn jährlich mit 2000 Mark. 2. Der Schriftführer dieses Vereins übernimmt gegen eine Vergütung von 1000 Mark aus obiger Summe die Wohnungsvermittlung der Stipendiaten in gebildeten englischen Familien, für die der Verein Gewähr übernimmt, ferner den laufenden Briefwechsel des Vereins bezüglich der Stipendiaten und die Ankündigung von Vorlesungen im englischen Seminar in Vertretung des Direktors desselben, der laut seiner Stellung zum Vorstande des Vereins gehört. 3. Der deutsche Lehrerverein verpflichtet sich, behufs Einrichtung eines englischen Seminars dem Direktor desselben ein passendes Zimmer zur Verfügung zu stellen, das letzterm auch zur Abhaltung von Vorlesungen und Sprechstunden dient. 4. Der Verein bildet den Mittel- und Anhaltepunkt der englischen Stipendiaten in London, die er sämtlich als seine ordentlichen Mitglieder anerkennt. 5. Das deutsche Reich bewilligt dem Direktor des englischen Seminars für die erste Einrichtung desselben 1000 Mark, und 200 Mark jährlich zur Anschaffung einer Fachbibliothek und Schreibmaterials. Die Einrichtung des Seminars bleibt Eigentum des deutschen Reiches; der Direktor desselben hat ein Inventar darüber aufzunehmen. 6. Der Verein hat keine Machtbefugnisse über das Seminar, das unter Leitung des Direktors steht. 7. Die Verwaltung des Vereins ist selbständig und unabhängig vom Seminar, für das er nur die genannten Verpflichtungen gegen staatliche Entschädigung zu erfüllen hat.

III. Der Direktor des englischen Seminars in London. 1. Die deutsche Reichsregierung stellt einen akademisch gebildeten Neuphilologen, der die Habilitation als Dozent an einer deutschen Universität durchgesetzt hat oder im Laufe des ersten Jahres seiner Anstellung noch durchsetzt und durch einen mindestens fünfjährigen Aufenthalt in London mit englischen Verhältnissen völlig vertraut ist, als Direktor des englischen Seminars und als Attaché der deutschen Botschaft zu London an. Auf gleiche Weise müßte in Brüssel ein romanisches Seminar im Laufe der Zeit gegründet werden. 2. Die Amtspflichten des englischen Seminardirektors sind folgende: a) den Stipendiaten bei Einrichtung ihrer Studien ratend zur Seite zu stehen; b) ihre Unterbringung und die Mietsverhältnisse in gebildeten englischen Familien zu überwachen und zu regeln; c) im englischen Seminar wöchentlich vier bis fünf Stunden für Vorlesungen über englische Literatur und Sprache nebst Übungen anzusetzen; d) den Stipendiaten alle sechs Wochen Themata zur Auswahl eines Aufsatzes über obige Fächer vorzuschlagen und letztern zu korrigiren; e) am Schlusse des Studienhalbjahrs eine schriftliche Prüfung über die Gegenstände abzuhalten, die in den Vorlesungen und praktischen Übungen des Seminars behandelt sind; f) durch die deutsche Gesandtschaft Bericht darüber an die deutsche Reichsregierung zu erstatten; g) den Stipendiaten ein Abgangszeugnis laut obigem Berichte auszustellen; h) den Stipendiaten die Erlaubnis auszuwirken, die englischen Vor-

lesungen über englische Grammatik, Geschichte, Literatur und Pädagogik in University College, King's College und im College of Preceptors zu London zu besuchen. 3. Im Fall eines von dem Direktor des Seminars mit „gut“ bezeichneten Berichtes über die Aufsätze im Seminar und das halbjährliche Abgangsexamen eines Stipendiaten wird letzterm die schriftliche englische (oder französische) Arbeit für das Staatsexamen in der Heimat erlassen und obiger Bericht dafür in sein Zeugnis aufgenommen. 4. Der Direktor des englischen Seminars zu London ist pensionsberechtigt. 5. Die Studienhalbjahre dauern vom 5. Januar bis zum 5. Juni und vom 5. Juni bis zum 5. Januar; die Ferien des Direktors fallen sechs Wochen auf Ostern und Pfingsten und sechs Wochen auf den Sommer. 6. An den Seminarübungen dürfen auch Nichtstipendiaten als Hospitanten teilnehmen, wenn sie Mitglieder des Vereins deutscher Philologen in London sind, doch stattet der Direktor über sie nur Bericht ab auf Vorschlag der Reichsregierung, an die sie sich zu diesem Zweck behufs gleicher Rechte mit den Stipendiaten zu wenden haben.

Vergleichen wir noch kurz die finanzielle Seite der drei Entwürfe von Körting, Rolfs und mir, so kommen wir auf folgenden jährlichen Gesamtkostenanschlag: Körtings Institut in London ungefähr 70000 Mark; Rolfs' Institut in London ungefähr 50000 Mark; Langes englisches Seminar in London 40000 Mark. Letztere Summe würde zwanzig Reichsstipendien zu je 1400 Mark (28000 Mark), Direktorgehalt etwa 10000 Mark (500 Pfd. Sterl.), jährlichen Beitrag von 2000 Mark zum Verein deutscher Philologen und 200 Mark jährliche Unterstützung des englischen Seminars wie Anschaffung einer Fachbibliothek einschließen. Außerdem würde noch die erste Einrichtung des Seminars 1000 Mark betragen. Der Probe wegen könnte man vielleicht mit der Absendung von zehn halbjährlichen englischen Stipendiaten wegen des günstigen Anschlusses an den zu London bestehenden deutschen Lehrerverein und der zur Gründung eines englischen Seminars darin vorhandenen Räumlichkeit den Anfang machen. Die halbjährlichen Kosten für je zehn Stipendiaten würden sich dann auf 19200 Mark, die jährlichen Kosten für zwanzig halbjährliche Stipendiaten (je zehn während des Semesters) auf 26200 Mark belaufen. Dazu kämen noch 1000 Mark für die erste Einrichtung des Seminars in London.

Der letztere Entwurf böte demnach folgende zwei Hauptvorzüge: 1. Die sichere Gewähr, daß die Stipendiaten die englische (und französische) Sprache, die Sitten und Gebräuche des Landes gründlich kennen lernten; 2. daß eine störende Unterbrechung ihres wissenschaftlichen Universitätsstudiums nicht zu befürchten wäre, da das englische Seminar zu London (und das romanische zu Brüssel) nach dem Muster der heimischen Universitätsseminare eingerichtet werden und zugleich die Vorlesungen des Direktors ein Bindeglied zwischen Ausland und Heimat bilden würden.

Es ist meine feste Überzeugung, daß eine Institution, die auf obigen Grundsätzen beruhte, in kurzer Zeit ihren Einfluß zum Besten des Reiches und der Stipendiaten selbst geltend machen würde; sie würde zu gleicher Zeit praktischen wie wissenschaftlichen Anforderungen gerecht werden. Möchte dieser Vorschlag sein Scherflein dazu beitragen, der neuern Philologie einen Weg zu bahnen, auf dem sie ohne Gefährdung der Interessen ihrer Angehörigen im Auslande sich zum Vorteil des heimatlichen Unterrichtes und der Wissenschaft segensreich weiter entwickeln und im Laufe der Zeit tüchtiges erreichen könnte.



Nochmals von unsern Gymnasien.

n dem sehr beachtenswerten Aufsatze „Von unsern Gymnasien" in Nr. 48 der Grenzboten S. 414 ff. ist am Schlusse ein Gedanke angedeutet worden, welcher bei dem Kampfe um „klassische" und „reale" Bildung, der jetzt auf der ganzen Linie täglich heftiger entbrennt, weit mehr in den Vordergrund gestellt werden müßte, als es gewöhnlich geschieht. Dieser Gedanke ist der, daß bei den Prüfungen zum philologischen Staatsexamen nicht alles so steht, wie es stehen sollte.

Der Verfasser jenes Aufsatzes sucht aber das Unheil in einer falschen Richtung. Er meint, daß bei den Staatsprüfungen gewöhnlich nur einige bestimmte Schriftsteller als bekannt vorausgesetzt würden, und daß sich so wie mittels eines Naturgesetzes das Gesichtsfeld der für das Examen arbeitenden Masse in demselben Grade verengere, wie die Traditionen der Prüfungskommission ihr bekannt werden.

Wer die Art, wie die Staatsprüfungen für die Kandidaten des höhern Schulamtes an unsern Universitäten gehandhabt werden, in der Stille beobachtet hat, der weiß, daß bei den meisten Prüfungskommissionen in den letzten zehn Jahren die Anforderungen bedeutend gesteigert worden sind, und zwar in demselben Maße, wie die Masse der sich zum Examen drängenden Kandidaten gewachsen ist. Damit ist auch der Kreis derjenigen Autoren größer geworden, deren mehr oder weniger eingehende Bekanntschaft beim Examen verlangt wird. Dazu kommt noch, daß vielfach neue Lehrstühle für klassische Philologie eingerichtet worden sind, und damit in der Regel auch die Zahl der Examinatoren zugenommen hat. Diese wechseln gewöhnlich in einem bestimmten Turnus ab, aber so, daß der Examinand erst kurz vor der Prüfung erfährt, bei wem er dieselbe abzulegen haben wird. Nun hat aber bekanntlich jeder Examinator

seine eignen Liebhabereien und auch seine eignen Lieblingsautoren; diese werden bald durch Tradition bei den Studenten bekannt, welche sich dann gegen die Zeit der Prüfung hin ganz besonders auf dieselben „einfuchsen.“ War der Examinand früher seiner Sache ziemlich sicher, wenn er die „berechtigten Eigentümlichkeiten“ eines Professors zu befriedigen wußte, so muß er jetzt diejenigen zweier oder dreier studiren und sich für dieselben satteln — eine bedeutende Steigerung seiner Examennöte.

Der Fehler liegt also keineswegs darin, daß sich „das Gesichtsfeld der für das Examen arbeitenden Masse“ verengert hat. Es hat sich im Gegenteil im Laufe der letzten Jahrzehnte notgedrungen erweitert.

Dennoch sind unsre philologischen Staatsprüfungen, so wie sie jetzt sind, nicht geeignet, den Unterricht der durch sie hindurchgepreßten Lehrer zu einem anregenden und geistig wirklich fördernden zu machen. Das liegt aber nicht an dem Wieviel, sondern an dem Was desjenigen, was verlangt wird.

Verhältnismäßig nur wenige unsrer Professoren der Philologie sind je an einem Gymnasium als Lehrer thätig gewesen, und auch diese wenigen meistens nur in jungen Jahren und mit der Aussicht und dem Wunsche, möglichst bald die Gymnasiallaufbahn mit der höhern Universitätskarriere zu vertauschen. Weitaus die meisten sind als Privatdozenten auf die sella curulis berufen worden. Sie wissen also von dem Gymnasium und seinen Bedürfnissen nur das wenige, was ihnen aus der Zeit noch erinnerlich ist, wo sie selbst Schüler waren, und das ist oft recht lange her. Im übrigen haben sie über ihren wissenschaftlichen Arbeiten, Vorlesungen und amtlichen Geschäften nie die Zeit gewonnen, ein pädagogisch-didaktisches Buch zu lesen; über die pädagogischen Abhandlungen in Zeitschriften sehen sie mit einer gewissen Verachtung hinweg, da sie einer niedern Sphäre entstammen, und um den ganzen Streit über den Wert und die Behandlung der klassischen Studien im höhern Schulunterricht bekümmern sie sich herzlich wenig. Kein Wunder, daß ihnen entgeht, wie heutzutage eine lebensvolle, vornehmlich auf den Inhalt und die ästhetische Kunstform gerichtete Betrachtung der antiken Schriftwerke eine ganz andre Notwendigkeit geworden ist, als in der guten alten Zeit, wo das Dogma vom unvergleichlichen Werte der klassischen Studien noch unerschüttert in dem Bewußtsein aller Gebildeten feststand. Die Fähigkeit, griechische und lateinische Autoren in dieser Weise vor Knaben und Jünglingen zu interpretiren, ist nun aber durchaus nicht leicht zu gewinnen, und — leider muß man es sagen — unsre Universitätsvorlesungen leiten nur selten dazu an, unsre Staatsprüfungen aber legen gar keinen Wert darauf.

Was im philologischen Staatsexamen von heute gefordert wird, ist, soweit es die Schriftsteller betrifft, vor allem das philologische Beiwerk, der sogenannte „Apparat,“ d. h. Kenntnis der Handschriften von Ausgaben, des Standes der Kritik, besonders auch der sogenannten Scholien, d. h. der aus dem Altertume

selbst stammenden Kommentare, und der Grammatiker. Von alledem braucht nun aber der Lehrer auch in der obersten Klasse des Gymnasiums einfach nichts, garnichts. Um die ihm nötigen Ausgaben und Kommentare zu wissen, braucht er sie sich nicht zum Examen einzuprägen; er kann sie leicht in jeder größeren Literaturgeschichte finden. Was er dagegen braucht, ist liebevolles Verständnis seines Autors und eine Art persönliches Verhältnis zu ihm, durch welches er sich in denselben und seine Eigenart gleichsam hineingefühlt hat. Das erlangt man nicht dadurch, daß man alles mögliche über ihn liest und lernt und seine Erklärer und Herausgeber aus alter und neuer Zeit an den Fingern herzuzählen weiß, sondern nur dadurch, daß man ihn selbst gründlich studirt und über seine Gestalten und Gebilde nachdenkt. Alles aber, was an Ästhetik und Kunstverständnis auch nur heranstreift, wird aus dem philologischen Staatsexamen mit einer Art von zünftigem Hochmut verbannt. Nie wird z. B. ein Kandidat darnach gefragt werden, wie sich die Tapferkeit des Odysseus von der des Achill oder die des Aiax von der des Diomedes unterscheide, nie, wie der Dichter die Penelope, die Nausikaa, den Paris und den Hektor gezeichnet habe, nie, welches das Verhältnis von Schuld und Schicksal bei Sophokles sei, und welche ganz verschiednen Ansichten über den tragischen Gehalt des „König Ödipus" laut geworden seien, sondern statt dessen heißt es: „Welches sind die verschiednen Ansichten über den Wert des Codex Mediceus?" oder gar: „Wie dick ist die editio princeps des Aristophanes?" oder: „Nennen Sie mir sämtliche griechische Schriftsteller, welche mit Scholien versehen sind." Bücher von so vitalem Interesse für den Lehrer des Griechischen in den obern Klassen wie Günthers „Grundzüge der tragischen Kunst, aus dem Drama der Griechen entwickelt," worin für die richtige Würdigung der antiken Tragödie zehmal mehr steckt als in allen Scholien des Altertums, existiren für die Staatsprüfung nicht, aber Wolfs veraltete Prolegomena zum Homer, deren bleibender Wert nur im Negativen liegt und in ein paar kurzen Sätzen zusammengefaßt werden kann, die muß der Kandidat genau studirt haben, über sie muß er eingehend Rechenschaft geben können.

Nach unsäglichen Mühen, und nachdem er sein Gedächtnis mit den entlegensten und verschiedenartigsten Gegenständen, Namen und Zahlen bis zum Zerspringen überfüllt hat, erschwingt der Kandidat glücklich ein Zeugnis ersten Grades und kommt nun in die Praxis. Einige Jahre unterrichtet er nur in den untern und mittlern Klassen. Während dieser Zeit vergißt er all den gelehrten Ballast wieder, kraft dessen er das Examen bestanden hatte, und nur das bleibt, was er, ehe die eigentliche Examenbüffelei losging, mit Lust und Liebe erstudirt hatte, und das ist oft erschreckend wenig, weil bei dem heutigen Stande der Dinge die leidige Rücksicht auf das Examen oft schon in die ersten Semester hinein ihre Schatten wirft. Aber er ist sonst ein tüchtiger Mann, und der Direktor vertraut ihm nach nicht zu langer Frist den Unterricht im

Homer in der Secunda an. Da muß er nun vollständig von vorn anfangen. Was er auf der Universität gelernt hat, die Ansichten der homines docti über die homerische Frage, die Namen und Werke der alexandrinischen Grammatiker, kann er auf der Schule nicht brauchen, und was er auf der Schule brauchen kann, eine gründliche Kenntnis des Inhalts und der Darstellungsweise der homerischen Gedichte, hat er auf der Universität nicht gelernt und zum Examen auch garnicht nötig gehabt. Da merkt er denn bald, daß er nichts weiß, und wenn ihm das Glück einen guten Lehrer des Griechischen auf der Schule gegeben hatte, so kehrt er zu dessen Anregungen zurück, holt vielleicht die vergilbten Hefte, die er bei diesem nachgeschrieben hatte, hervor und freut sich, hier doch wenigstens einigen Anhalt für den Aufbau seines Unterrichts zu finden. Aber nicht alle haben die Frische und die geistige Kraft, das während der aufnahmefähigsten Jahre verabsäumte in den Mußestunden, die ein aufreibendes Amt läßt, und im Drange der Vorbereitung von Stunde zu Stunde nachzuholen. Ihr Unterricht wird nicht Leben schaffen und den klassischen Studien in den Herzen des heranwachsenden Geschlechtes keine Sympathien erwecken.

Es ist seltsam, daß, während die eigentlich philologischen Anforderungen auf dem Gymnasium immer mehr herabgespannt (? d. Red.) und die Stunden für die beiden klassischen Sprachen immer mehr vermindert werden, beim Staatsexamen die streng philologischen Forderungen und Leistungen stetig wachsen, und zwar auf Kosten einer wirklich fruchtbaren Erkenntnis des klassischen Altertums, die sich auch der heranwachsenden Jugend gegenüber verwerten ließe. Machte man früher und vielfach noch jetzt dem philologischen Schulmeister den leider nicht immer unbegründeten Vorwurf, er betreibe den Unterricht so, als sollte er lauter zukünftige Philologen bilden, so darf man jetzt mit weit größerm Rechte dem Universitätsexaminator den Vorwurf machen, er betreibe die Prüfung so, als solle ein jeder der Prüflinge dereinst Universitätsprofessor werden.

Auch im Deutschen tritt dieser Widerspruch hervor. Bekanntlich ist auf den preußischen Gymnasien der Unterricht im Mittelhochdeutschen gänzlich abgeschafft worden, aber über nichts prüfen die meisten Examinatoren in diesem Fache mit größerer Vorliebe als über die verschiednen altdeutschen Dialekte und ihre Literaturen, und auch hier wieder mit ganz besonderm Nachdrucke über das philologische Beiwerk. Da soll man die gothischen Ablautreihen, die Ausgaben vom Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, ja die ganze Masse der geistlichen Literaten des zwölften Jahrhunderts kennen, aber eine Analyse von Schillers Tell, eine Vertiefung in Goethes Hermann und Dorothea wird nie verlangt. Da heißt es nachher: Hilf dir selbst, wenn du darin zu unterrichten hast!

Wir sehen also, wie das Gymnasium und die Universität in ihren Anforderungen und Ansprüchen in gerade entgegengesetzter Richtung auseinandergehen; der trennende Spalt zwischen beiden wird immer größer und klaffender. Das muß schließlich zu einer Katastrophe führen. Diese wird zunächst das

Gymnasium treffen; die klassischen Studien werden immer mehr die Sympathien der Gebildeten verlieren und immer mehr eingeschränkt werden, bis zu dem schwedischen Standpunkte, wo sie in der Hauptsache fakultativ sind und in den staatlichen Berechtigungen den realen und neusprachlichen Fächern völlig gleichstehen. Dann aber wird auch die Zahl der Philologiestudirenden in einer solchen Weise abgenommen haben, daß eine Reihe von akademisch-philologischen Lehrstühlen als überflüssig beseitigt werden wird. Die Professoren haben sich dann selbst ihr Grab gegraben, und mit der Examenschrauberei ist es dann auch vorbei.

Eine gründliche Reform der philologischen Staatsprüfung allein kann diese Katastrophe verhindern, das Gymnasium in seiner jetzigen Stellung schützen und dem Studium der Philologie den alten Zulauf auf die Dauer erhalten.

Die Professoren können aber nicht aus ihrer Haut fahren; von ihnen ist eine durchgreifende Änderung nicht zu erwarten. Hier kann einzig und allein die organisatorische Macht des Staates helfen, indem sie neben die rein wissenschaftlichen Universitätsdozenten bewährte praktische Schulmänner, Gymnasialdirektoren oder Provinzialschulräte, in die Prüfungskommissionen setzt, und zwar so, daß diese die gleiche Einwirkung auf das auszustellende Zeugnis haben wie jene.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

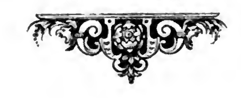
20.



ei der vorgerückten Stunde will ich Ihre Geduld nur noch für wenige Augenblicke in Anspruch nehmen. Bei der Besprechung des Köllerschen Zirkulars an die Offiziere sind nämlich einige wesentliche Punkte unberührt geblieben, und die Sache hat Eile, da der Termin des Zeitungsabonnements vor der Thür steht. Meine Herren! In unserm Reiche wird eine solche Fülle von neuen, großen, tiefen, geistreichen Gedanken produzirt, daß sie unmöglich alle parlamentarisch verwertet werden können. Leider tagen die Vertretungskörper ja nur einen Teil des Jahres, und von dieser ungenügenden Zeit wird uns noch soviel durch die überflüssigen Reden der offiziellen und der freiwilligen Regierungsvertreter (links: Sehr gut!) weggenommen. Wohin nun mit dem Überfluß? Der Versuch,

ihn gewaltsam eindämmen zu wollen, würde die gefährlichsten Folgen für unsre Konstitution — ich meine unsre persönliche geistige und Körperkonstitution — haben und einen unersetzlichen Verlust für die Welt bedeuten. Das Natürlichste ist daher, daß jeder Abgeordnete sich seine eigne Zeitung schafft, welche ihm die Möglichkeit giebt, seine Gedankenlager zu räumen. Auf dem Wege dazu sind wir bekanntlich, und auch ich beschäftige mich soeben mit der Gründung eines eignen, ausschließlichen Organes unter dem, wie mir scheint, sehr glücklich gewählten Titel „Freisinniges Zentralblatt." Aber es ist nicht genug, daß eine Zeitung geschrieben und gedruckt wird, sie soll auch Leser haben. Daher ist es eine Beschränkung der Gewerbefreiheit, wenn jemand sich unterfängt, die Offiziere zum Abonniren der sogenannten konservativen Blätter aufzufordern und sie, direkt oder indirekt, von dem Halten der unsrigen abzumahnen.

Das ist der eine Punkt. Aber ich beklage mich nicht allein über die Geschäftsordnung, sondern auch über die Umtriebe, welche darauf ausgehen, das Offizierkorps gegen die höhere politische Bildung abzuschließen. Das Wohl der Armee und namentlich der Offiziere liegt uns, wie allbekannt, ganz besonders am Herzen. Noch sind beide regierungstreu, das läßt sich nicht verheimlichen, und es wird viel Arbeit kosten, um sie auf das Niveau der spanischen oder der bulgarischen zu erheben. Nicht einmal das ärmlichste Pronunciamento hat unsre Heeresgeschichte bisher aufzuweisen! Doch darf man den Mut nicht sinken lassen. Ich verkenne nicht, daß die liberale Presse selbst einen Teil der Schuld des unbefriedigten Zustandes trägt, sie ist zu schüchtern, zu rücksichtsvoll. Einst war das anders. Mit wahrer Erbauung habe ich in der Sammlung eines Freundes Blätter aus dem Jahre 1848 gelesen, in welchem die Soldaten nie anders als „vertierte Söldlinge" genannt werden: wagt heutzutage irgend jemand eine so offene Sprache, wenn er nicht etwa in London oder Zürich lebt? Übrigens wollen wir die Armee nicht bloß aufklären, überhaupt bilden, sondern auch unterhalten. Wenn die Offiziere nur Blätter zu lesen bekommen, in welchen sie ihre eignen Gesinnungen und Ansichten wiederfinden, so muß das mit der Zeit sträflich langweilig werden, wogegen wir ihnen eine anregende Lektüre bieten. Ich stelle daher an den Herrn Kriegsminister das Ersuchen, zunächst allen Offizierskasinos das Abonnement auf das „Freisinnige Zentralblatt" anzubefehlen. Pränumerationspreis vierteljährlich 5 Mark, alle Postanstalten nehmen Bestellungen an.





Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)



So kam der März, der Thaumonat. Der Westwind wehte warm und heftig über das Land, Briefträger und Botenleute hatten ihre Not auf den durchweichten Wegen, und die „Gebildeten" klagten über Kopfweh und Müdigkeit. Der Schmidt aber stand auf der südlichen Höhe über dem Dorfe, die Greifenberge benannt, und sah nach West und Südwest, wo immer noch die blauen Waldberge ihre Schneekuppen trugen.

Wenn der Schnee nicht geht, wird's auch nicht Frühling, dachte er, und geht er, so bekommen wir wieder großes Wasser.

Eines Tages, als die Sonne sich ganz ernstlich nach dem Befinden ihrer Erdenkinder umsah, hatte Doktor Petri seiner Patientin im Siebenhofner Herrenhause erlaubt, das Krankenzimmer zu verlassen. Mathilde hüllte sie möglichst gut ein und ersuchte sie dringend, sich nicht über den oberen Flur hinauszuwagen. Doch Julie versprach nichts, sondern nachdem sie Mathilden auf einen Spaziergang ausgeschickt hatte, begab sie sich die Treppe hinunter in das Zimmer ihres Onkels.

Er war nicht wenig überrascht, sie zu sehen, und fand sie stark verändert. Ihr schönes Haar war kurz geschnitten, Gesicht und Gestalt abgemagert, ihre Haltung kraftlos, ihre Bewegungen müde. Tiefe Schatten lagen unter ihren großen grauen Augen, und noch hatte ihre Haut die böse, wachsgelbe Krankenfarbe.

Indessen äußerte sich Riffelshausen hierüber nicht. Er begrüßte sie mit freudiger Herzlichkeit als endlich auferstanden, wies ihr einen Lehnstuhl nahe dem Ofen an und befragte den Schmidt, wie es mit der Wärme des Zimmers beschaffen sei. Dieses Biedermannes Thermometer schien sich in dem Holzkorbe zu befinden, denn nachdem er den Deckel aufgehoben und den Korb leer befunden hatte, sagte er: Nun, Herr Baron, so eine heiße Stube taugt auch zu nichts; nachher erkältet sich Fräulein Julchen erst recht. Der Schmidt warf noch einen frohen Blick auf das Fräulein und entfernte sich.

Julie saß, die Hände gefaltet, und sah mit umwölkter Stirn vor sich hin. Der Baron beendigte in Ruhe einen Brief und warf über seine Hand einen Blick nach ihr hinüber.

Was bedrückt dich, Kind?

„Mir ist so elend zu mute, Onkel! Ich wollte, man hätte mich sterben lassen.

Das ist leicht begreiflich, die Krankheit hat dich müde gemacht.

Ach, es ist nicht nur das! Was ich auch bedenke, scheint mir ungerecht und grausam. Ich mag die Augen kaum mehr öffnen. Es ist nur Elend umher, und nichts andres.

Der Baron betrachtete sie ernst und prüfend. Laß das allgemeine Elend beiseite, Julie, ein jeder kann nur für sich allein urteilen. Es betrübt mich, zu sehen, daß du Kummer hast, doch konnte ich kaum hoffen, daß du diesem Falle entrinnen würdest. So ist unser zubeschiedenes Teil.

Sie nickte mit dem Kopfe. Aber Valer und Mathilde und — es scheint mir, als mache das Glück die Leute besser, nicht das Unglück.

Das Glück, ja; aber nur das errungene, welches in Beherrschung der Leidenschaften besteht, nicht die Erfüllung eines Wunsches. Und deine Geschwister werden sich durcharbeiten, wie ich es vor ihnen gethan habe, und vor mir mancher andre. Jetzt wollen wir dies ernste Thema fallen lassen.

Ach nein, ich möchte dir noch erzählen!

So sprich, liebes Kind.

Sie begann zu berichten, was ihr auf jenem Gange nach dem Bahnwärterhäuschen und dann auf der Fahrt nach Rummelshausen begegnet war. Den Grund ihres Streites mit dem Bruder gab sie nicht an, aber Georg wurde durch ihre Erzählung in einem bereits seit damals gefaßten Argwohn bestärkt, und beschloß im Stillen, genaue Nachforschungen anzustellen. Als sie Daïda erwähnt hatte, fuhr Georg auf. Sie aber hielt den Blick gesenkt und bemerkte nicht den sonderbaren Ausdruck, der in seinen Augen aufstieg und dort immer mehr die gewohnte Ruhe verdrängte. Ihm war's, als wäre er plötzlich wieder um zehn Jahre jünger, als sähe er sein heiligstes Kleinod vor sich und eine freche Hand, die darnach greifen wollte. Die Begriffe verwirrten sich in seinem Kopfe, Mutter und Tochter waren ein- und dieselbe, das ganze Leben nur ein Augenblick, in dem Fieberhitze ihn durchflog und er die Hände falten mußte, um zuzusehen, wie ein Unwürdiger ihm fortriß, was sein war. Er glaubte aufschreien zu müssen, um sie festzuhalten. Liebe mich, wenn du lieben mußt, ihn nicht! ihn nicht! Er ist's nicht wert.

Aber er sprach kein Wort. Es war ihm längst zur andern Natur geworden, sich zu beherrschen. Die Uhr tickte laut, und das Sonnenlicht malte die Fenster auf den dunkeln Holzboden.

Onkel Georg!

Nun, Kind?

Sprich doch zu mir! Sei so böse, wie du willst, ich kann es schon vertragen.

Warum böse? Ich bin überzeugt, du hast schon wieder Fieber.

Sie stand auf und ging zu ihm. Er nahm ihre Hand und sah ernst und freundlich in ihre glänzenden Augen.

Geh hinauf, Julie; wir sprechen noch einmal über das menschliche Elend, wenn du ganz gesund bist. Geh, und sei gut! Was soll denn der alte Onkel machen, wenn sein Adjutant unzurechnungsfähig ist?

Sie lachte. Du hast keinen Menschen nötig.

Unterdessen war Mathilde am Flußufer entlang spaziert und hatte einige Zweiglein der silbern und rötlich schillernden samtweichen Weidenkätzchen gepflückt, um sie als erste Frühlingsbeute mit nach Hause zu nehmen.

Der Fluß floß in weitem Bogen nach Trübensee hinunter, und der Weg im Thale war ihr lieb. Sie war noch nicht lange gegangen, da begegnete ihr Emilchen Schefflingen, der seinen kleinen Wagen nach Rummelshausen lenkte.

Emilchen stieg ab und trat zu ihr auf den Fußpfad. Sie mußte doch nun endlich einmal von dem Zusammensein mit seiner Mutter und Schwester erzählen; schlimm genug, daß man sich seit dem Dezember nicht gesehen hatte!

Emilchen war sehr lebhaft. Kaum hatte Mathilde begonnen, von den Damen zu berichten, als er schon mit tausenderlei Dingen dazwischenfuhr. So beteuerte er, daß er nicht an die Existenz eines Teufels mit Schwanz und Pferdefuß glaube. Wahnsinniger Gedanke! Ich bitte Sie, Fräulein Mathilde, stellen Sie sich den Herrn nur recht lebhaft vor!

Mathilde fragte lachend, warum ihn der Teufel so sehr beschäftige?

O, das kommt von meiner intimen Freundschaft mit unserm Pastor, mit Richter — Sie erinnern sich noch unsrer Kahnfahrt? köstlich! — ich sprach ihm neulich meine Ansichten über diesen Punkt, das heißt über den Teufel, recht unumwunden aus.

Und was sagte er dazu?

Nun, er wußte alles mögliche zu entgegnen. Dafür ist man Redner! Mein bester Richter, sagte ich trocken am Schlusse seiner glänzenden Darlegung, und Schwanz und Pferdefuß? Da lachte er und wies mich auf das Gespräch der Hexe mit Mephistopheles im Faust. Kennen Sie es?

Es war ihr nicht gegenwärtig.

Nun, meinte Emilchen, Richter verdient es, daß Sie seine Impertinenz erfahren! Es ist die Rede davon, daß der Satan seinen alten Charakter verändert habe, und die liebenswürdige alte Dame erkundigt sich darnach, wie sie den Herrn jetzt betiteln müsse. Darauf sagt er, du nennst mich Herr Baron, so ist die Sache gut!

Sollte Herr Richter wirklich an diese Stelle gedacht haben?

Gewiß. Das ist ganz seine Art. Nichtsdestoweniger sind wir sehr intim, er und ich. Das kommt daher, daß wir in vieler Beziehung übereinstimmen. Zum Beispiel auch darin, daß wir beide Fräulein Mathilde von Riffelshausen anbeten.

Mathilde lachte; aber ihr Begleiter bemerkte, obgleich sie sich stark nach dem weidenumsäumten Flußrande bog, daß eine jähe Röte über ihr Gesicht flog. Er nahm dies als ein Zeichen, daß seine Anbetung nicht unerwiedert geblieben sei.

Fräulein Mathilde, lassen Sie mich aufrichtig sein! Fast wäre ich Ihnen untreu geworden, als Sie Ihren holden Anblick so sehr lange meinen Augen entzogen.

Aber ich bitte Sie, Herr von Schefflingen, was führen Sie für sonderbare Reden! Sie haben sich überdies schon weit von Ihrem Gefährt entfernt.

Sie wollen mich doch nicht im Ernste zurückschicken, Fräulein Mathilde? Das erstemal, daß ich nach so langer Zeit das Glück habe, Sie zu sehen! Zürnen Sie mir wegen der Untreue? Mein Gott, sie ist nicht unverzeihlich, wenn man bedenkt, was für eine berückende Schönheit die Monika Daïda — das heißt nein, ich wollte sagen, wie lange ich Sie nicht gesehen hatte!

Ihr Kutscher wird sich wundern, wo Sie bleiben.

Er wird nur denken, ich hätte Ihnen etwas wichtiges zu sagen, und das ist in der That der Fall. Fräulein Mathilde, es steht geschrieben —

Hebe dich weg von mir, Satan! ergänzte Mathilde in Gedanken.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und darum —

Haben Sie sich mit der Gräfin Dalda verlobt? Ich wünsche Glück.

Aber seien Sie doch nicht so grausam, Fräulein Mathilde! Sie haben mich wahrhaftig nun genügend geplagt. Lassen wir den Scherz beiseite. Als alter Kamerad sage ich Ihnen nun recht treuherzig: Tauschen Sie Ihr Siebenhofner Heim gegen das gute Trübensee um. Machen Sie uns beide nicht durch eine Mädchenlaune unglücklich!

Zu Mathildens Glück waren die Lustwandelnden eben bei dem Wirtshause zum grauen Hund angelangt. Der weiße Spitz, der meistens auf der Bank unter dem Birnbaume saß, bellte die Vorübergehenden an, so laut er konnte.

Ich will einmal nach den Wirtsleuten sehen, sagte Mathilde. Und sie hatte es so eilig, daß Emilchen kaum noch Zeit fand, ihr zuzureden, sich seinen Vorschlag in aller Ruhe zu überlegen. Aber nicht nur um seine Begleitung loszuwerden, trat sie so rasch durch die Lattenthür in den Hinterhof, sondern weil eine schwarze Gestalt auf der Steinbrücke erschienen war, durch die sie schon während Emilchens letzten Worten beunruhigt worden war.

Schefflingen schlenderte kopfschüttelnd nach seinem Wagen zurück. Was so ein Mädchen sich ziert, dachte er, ehe sie sich entschließen kann, ja zu sagen! Sie sollten doch auch ein wenig berücksichtigen, in welch unangenehmer Situation sich unsereiner während solcher Wartezeit befindet. Und nasse Füße hat man sich noch obendrein geholt in dem — halt! wie würde doch Mamas korrekte Bezeichnung lauten? — aufgeweichten Erdreich.

Durch den Hof in die Küche getreten, fand Mathilde einen Teil der Kindheit um das Feuer sitzen, mit Verzehren von Musbroten beschäftigt; die Mutter bereitete in einem Troge eine Mahlzeit für das Schwein. Sie hatte dem lieben Fräulein viel Leides zu klagen: der kleine Otto habe es so schlimm im Halse, man dürfe ihn garnicht vor die Thür lassen, und bei der Rosa hätte sich's gar auf die Augen geworfen. Das Mädchen kann mir auch garnicht mehr beim Nähen und Flicken helfen!

Mathilde tröstete, besah die Leidenden, ließ sich aufs genaueste die verwendeten Mittel angeben und erkundigte sich dann nach dem Hausherrn.

Ach du lieber Gott! seufzte die Frau Wirtin, mit dem geht es nun vollends ganz bergab! Seit er sich in den Kopf gesetzt hat, Musik zu studiren, wie er sagt, da ist kein Auskommen mehr mit dem Manne. Und dürr wird er dabei wie ein leibhaftiges Gerippe! Ach, gnädiges Fräulein, ich denke mir immer: der treibt's nicht mehr lange. Ich bin eine miserable Frau; ja, das bin ich! Und wenn er sich noch an dem, was in der Wirtschaft vor sich geht, beteiligte! Aber damit ist's nichts. Ich muß selbst dran, wenn was gethan werden soll! Nein, meine Hilfe hab' ich an dem Manne nicht. Worauf die Frau Wirtin die Augen mit dem Schürzenzipfel wischte, gewohnheitshalber; denn zum Weinen kam es diesmal nicht.

Mathilde, die teilnehmend zugehört hatte, lobte ihre Geduld und meinte, der Wirt sei nun einmal ganz anders als die übrigen Männer.

Ja, das ist er auch. Neulich ist auch die Komtesse aus Moosdorf hier ausgestiegen, wie sie nach der Stadt zur katholischen Kirche fuhr, hat sich hin-

gesetzt und über eine Stunde lang zugehört, wie er geigte. So, den Kopf in der Hand, den Hut hatte sie abgenommen und das schöne goldige Lockenhaar hing so den Rücken herunter, wie man die lieben Engel abmalt. Ach und die schönen, schwarzen Augen! Ja, wenn ich freilich so ausschaute, würde mich der Ludewig auch öfter einmal ansehen.

Aber wenn Ihr tüchtig arbeiten wolltet, Frau Wirtin, da wär's mit der Schönheit doch bald vorbei. Eine brave Frau ist dem Manne mehr wert als eine schöne. Kommt Ihr manchmal dazu, in Siebenhofen zur Kirche zu gehen?

Nein, Fräulein Mathilde; was soll ich machen? Du lieber Gott! Die Kinder sind ja noch zu klein, eine Magd habe ich nicht, da kann man die Wirtschaft nicht allein lassen. Ich denke auch manchmal: du möchtest doch einmal ins Dorf zur Mutter, aber das geht nicht. Wenn die Ledigen nur wüßten, was so eine Frau für ein Leben hat! Aber Fräulein Mathildchen müssen mit einem Täßchen Kaffee vorlieb nehmen! Ja, das müssen Sie schon nach dem Wege. Bemühen Sie sich nur gütigst in die Stube.

Um die brave Frau nicht zu kränken, nahm Mathilde die Einladung an. Die „Stube“ war ein nach der Straße gelegenes, ziemlich großes und schmuckes Zimmer, welches mit einem Glasschränkchen geschmückt war, in dem sich Tassen mit Blumen und schönen Inschriften befanden, ein Nadelkissen, ein Hündchen aus gelber Seife, zwei Glasleuchter und dergleichen mehr. Als aber Mathilde die Thür öffnete, blieb sie wie gebannt auf der Schwelle stehen. Ueber ein mit Noten beschriebenes Blatt gebeugt, saß Pfarrer Richter an dem braun gestrichenen Tische neben dem Fenster. Er hatte die Brauen etwas zusammengezogen, nicht böse, sondern nachdenklich, und war so gänzlich in sein Studium vertieft, daß er ihr Erscheinen nicht bemerkte

Mathilde betrachtete ihn einige Augenblicke, entschlossen, sich sogleich ungesehen wieder zu entfernen. Da aber lärmte eine rauhe Stimme vor dem Fenster, und Richter fuhr ungeduldig auf.

Ein vorüberziehender Fuhrmann war am Fenster stehen geblieben und schaute ins Zimmer.

Aber die im Zimmer achteten nicht mehr auf ihn. In Mathildens Augen hatte Richter etwas gesehen, das ihn mehr interessirte, als alle Fuhrleute der Welt, arm oder reich. Er stand neben ihr und sah sie an, wollte sprechen und fand zum erstenmale keine Worte. Hoffnung, Liebe und eine plötzliche Demut flammten in seinen Augen auf, er sah sie an, als erwarte er ein Urteil von ihr, und Mathildens Antwort ließ nicht auf sich warten. Ohne sich zu besinnen, legte sie die Arme um den Hals des geliebten Mannes und verbarg das erglühende Gesicht an seiner Brust. Er aber preßte sie so heftig an sich, küßte sie so oft und so ungestüm, daß der Fuhrmann am Fenster mit dem Aermel die Scheiben blank rieb; aber das Reiben und Putzen änderte nichts, er konnte das Unglaubliche keiner Augentäuschung zuschreiben.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Vielleicht eine Stunde nachdem der Nachtschnellzug von Berlin die schlummernde Gegend durcheilt hatte, tönte ein schriller Glockenton durch das Siebenhofner Herrenhaus und veranlaßte mehrere seiner Bewohner, in die Höhe zu fahren. Der Schmidt ließ es sogar hierbei nicht bewenden, sondern warf sich

unter Aussprüchen wie: Ei, daß dich doch gleich! und Narrenspossen! in die nötigen Kleidungsstücke, um nach dem Urheber dieses nächtlichen Lärmes zu forschen.

Der Teufel auch, Herr Referendar, was treibt Sie denn her zu einer Stunde, wo vernünftige Christenmenschen im Bette liegen?

Der also angerufene trat an dem Alten vorbei ins Haus, ohne sein ungebührliches Betragen zu entschuldigen.

Na na! brummte der Schmidt, als der junge Herr in Baron Georgs Zimmer verschwand, nachgerade wird mir's doch zu bunt! So was hab' ich doch mein Tage nicht erlebt! Der Baron Valer könnten wohl auch bis um sechs warten, ans Leben wird's ja noch nicht gehen!

Da aber eben Baron Valer andrer Meinung gewesen war, mußte sich der Schmidt in das Geschehene fügen.

Früh, als die ersten Vögel an den Fenstern sangen, erschien Tante Cäcilie in gestickter Haube und großkarrirtem Morgenkleide in der Küche, wo Mathilde die Kaffeebohnen aus der Blechbüchse nahm. Mathilde sah ganz sonnig aus, frisch und freudig wie lauter Frühling; Tante Cäcilie aber teilte diese Freudigkeit durchaus nicht.

Wer ist heute Nacht gekommen, Mathilde?

Ich weiß es nicht, liebe Tante; es wird wohl der Onkel gewesen sein.

Wie soll denn der nach ein Uhr von Rummelshausen kommen? Denke doch ein wenig nach, ehe du sprichst.

Fräulein Cäcilie ergriff den Schlüsselkorb und eilte durch den Flur nach ihres Bruders Zimmer, wo sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung den Neffen Valer stehen sah.

Der junge Herr erwiederte kurz ihren Gruß und ging nach der Thür; aber der Baron, der seine Schwester zum Sitzen eingeladen hatte, rief ihn zurück.

Einige Augenblicke, lieber Junge, sagte er in seiner leisen und höflichen Sprechweise; aber Cäcilie kannte ihn zu lange, um nicht sofort zu sehen, daß zwischen ihm und dem Neffen etwas vorgefallen war. Sie war trotzdem nicht neugierig, sondern nahm gleichgiltig auf dem Sessel Platz, den sie zuvor mit dem Taschentuch abgestäubt hatte.

Möchtest du nicht die Tante von deinem Vorhaben in Kenntnis setzen? fragte Georg.

Vorhaben? fuhr Cäcilie auf, und da ist noch die Frage, ob ich es wissen soll? Nachts um zwölf Uhr angekommen, nicht geschlafen und sechs Stunden mit dem Onkel konferirt, und nun am liebsten gleich fortgestürmt? Du bist mir ein schöner Junge! Und dabei sieht er aus! Bürste dir wenigstens das Haar etwas aus der Stirn!

Valerian zuckte die Achseln und küßte der Tante die Hand.

Erlaube mir, soweit es möglich ist, mich zu entschuldigen, verehrteste Tante. Ich kann dir versichern, daß ich nur in Berücksichtigung deiner Gemütsruhe mit meiner Beichte gezögert habe. Du weißt, daß ich ein aufmerksamer, ein in jeder Weise musterhafter Neffe bin.

Er brach ab und sah zu Boden; es wollte mit dem scherzenden Tone doch nicht so recht gehen.

Tante Cäcilie schüttelte den Kopf. Nun, mache nicht einen langen Brei um die Geschichte, Junge, sondern heraus damit! Ich habe mein Lebtage so ein

Herumquängeln nicht leiden können. Das ist jetzt eine abgeschmackte Mode bei den jungen Leuten. Hast du gespielt?

Valerian sah vor sich hin und sagte in gleichgiltigem Tone: Ich schreibe heute nach Moosdorf, um mir von der — von dem Grafen — um mir einen Korb zu holen. Voilà tout.

Um dir was? wie? Georg! — Ist der Junge verrückt geworden?

Sei ruhig, liebe Cäcilie, erwiederte Georg. Es ist schon ziemlich so, wie er sagt. Wir haben uns überlegt, daß er nach einigen vorangegangenen Geschehnissen anfragen muß. Er glaubt von dem Grafen abschläglich beschieden zu werden, auch ich glaube es. Immerhin ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen.

Georg!

Zum erstenmale in ihrem Leben fühlte sich Cäcilie Riffelshausen einer Ohnmacht nahe. Ganz versteinert starrte sie ihren Bruder an. Als sie endlich ihrer Sinne wieder Herr ward, rief sie: Die Monika Daïda! Die Kokette, um nichts schlimmeres zu sagen! Die — die —

Valerian fuhr dazwischen: Mit den Titulaturen warte auf meine Abwesenheit, Tante! Monika ist ein edles und deiner Achtung durchaus würdiges Mädchen. Ich liebe sie, und sie liebt mich, und ich werde nicht zugeben, daß du oder irgend jemand sie beleidigt, so lange ich daneben stehe und es verbieten kann. Ich wußte ja, daß dieser Fall dich erzürnen würde, und hätte dir den Verdruß gern erspart, da es nun doch am Ende ist.

Er umfaßte die Lehne eines Stuhles und senkte den Kopf. Cäcilie war noch zu fassungslos, um eine Entgegnung vorzutragen.

Ja, fuhr Valer nach kurzem Schweigen ruhiger fort, ich habe sie so sehr geliebt, daß ich darüber dumm und blind und schlecht geworden bin. Ich habe ihr aus meinem Herzen einen Altar gemacht und alles darauf gelegt — alles! Er hatte die letzten Worte ganz leise gesprochen und dazu, sich selbst trübe beistimmend, mit dem Kopfe genickt.

Jetzt verließ er das Zimmer ohne einen Blick auf die Zurückbleibenden. Diese aber sahen ihm ernsthaft nach und schwiegen beide.

Das Frühstück verlief ungewöhnlich still an diesem Morgen. Der Onkel gab zwar eine ziemlich eingehende Beschreibung der letzterfundenen Säemaschine zum Besten, allein es starrte ein jeder in seine Tasse, als sei dort allein Heil zu finden. Man ging bald auseinander.

Auch bei Mathilden hatten bereits hundert Zweifel und Aengste die glückliche Sicherheit verdrängt, die der Besitz des Geliebten ihr anfangs gegeben hatte. Sie hatte die Absicht gehabt, sich sofort dem Onkel anzuvertrauen; nun war er aber gestern erst spät nach Hause gekommen; jetzt hatte er andre Dinge vor, Valerian war da und sah krank aus, Anton wurde erwartet. Mathilde fühlte eine immer wachsende Scheu, ihr Erlebnis im Grauen Hund zu berichten.

Indessen ging der Baron auf den Gutshof, um nach einem kranken Pferde zu sehen. Im Vorflur des Stalles, zu dem die Thür halb aufstand, hantirte die Magd Rosette, als die Magd Selma mit den Wassereimern herzukam.

Hast du's denn schon gehört, Rosette?

Was denn?

Na, du weißt aber auch nie etwas.

So rede doch nur!

Aber nicht wahr, Rosette, du sagst's nicht weiter? Unser Fräulein Mathilde ist dem Herrn Pfarrer von Trübensee gut! Es hat's einer gestern in

der Schenke erzählt, ein Hohenottersleber Fuhrmann. Der ist am Grauen Hund vorbei gefahren und hat durch's Fenster gesehen, und was glaubst du wohl, da haben sie in der Wirtsstube gestanden, Fräulein Mathilde und der Herr Pfarrer von Trübensee, und haben sich geküßt und schön gethan, daß er ganz erstaunt dagestanden und gemeint hat, er sähe nicht recht.

Ja, du läßt dir auch alles aufbinden, entgegnete die Rosette; der Baron aber verließ den Pferdestall und — ärgerte sich.

Es hat eben jeder Held seine Achillesferse. Die leicht verwundbare Stelle Georgs war sein peinliches Schicklichkeitsgefühl. Ein Sichgehenlassen im Benehmen konnte er nicht recht vertragen. Er dachte in diesem Augenblick mehr an das Benehmen Mathildens, als an dessen unausbleibliche Folgen.

Auf dem Wege nach dem Herrenhause traf er den Pfarrer Richter.

Wollen Sie zu mir, Herr Pastor?

Ja, Herr Baron, und ich muß fürchten, Ihnen diesmal wenig gelegen zu kommen. Ich habe ein Anliegen der ernstesten Art.

So lassen Sie mich hören, sagte der Baron mit einem feinen Lächeln.

Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Nichte. Wollen Sie mir Mathilde anvertrauen?

Richter sagte es frei und kurz, aber mit einem herzgewinnenden Blick. Riffelshausen sah ihn mit ruhiger Aufmerksamkeit an und fragte: Welches Recht haben Sie zu dieser Forderung?

Recht? Nicht das geringste. Ich fordere aber nicht, Baron Riffelshausen, sondern ich bitte, und bedarf es dazu besonderer Berechtigung? Ich besitze weder Reichtum noch Rang. Wenn ich dennoch diese Bitte wage, so ist es, weil —

Nun, weil? fragte Riffelshausen, seinen Handschuh musternd. Aber Richter erklärte sich nicht. Es war auch nicht nötig, denn beide wußten Bescheid.

Meine Nichte hat sehr wenig Vermögen, fuhr Georg fort, sie ist zart und bedarf der Schonung. Werden Sie die unausbleiblichen Sorgen tragen können, ohne die für Ihren Beruf so notwendige Geistesfrische einzubüßen?

Ja, mit Gottes Hilfe, war die Antwort, und es klang so unerschütterlich fest, so wahr, daß der Baron sich eines Gefühls der Bewunderung nicht enthalten konnte. In dem Manne an seiner Seite war ein Geist der Ausdauer, der nicht das Ergebnis von Kraft und Gesundheit sein konnte, sondern nur von einem für die Ewigkeit errungenen Glauben.

So wollen wir die Entscheidung Mathilden überlassen.

Kaum hatte der Baron diese Worte gesprochen, als ein schlanker Offizier, der elastischen Schrittes die Dorfstraße daherkam, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In wenigen Augenblicken stand der Leutnant Riffelshausen neben den beiden Herren. Er war zu Pferde in Siebenhofen angelangt; aber sofort von Tante Cäcilie hinter dem Onkel hergeschickt worden. Sie müsse dich durchaus sprechen, sagte Anton, Mathildens wegen; die hat sie irgendwo alarmirt. Es kann übrigens nichts schlimmes sein, Onkel; Mathilde sieht ganz munter aus. Freilich muß ihr auch die Reise mit den vortrefflichen Schefflingens sehr gut gethan haben. Weißt du, daß sie wieder hier sind?

Wer?

Nun, eben die Damen Schefflingen. Ich sah sie in Erfurt, wo ich Station machte, um Valer aufzusuchen. Der ist ja auch zufällig hier; das trifft sich prächtig! Aber die arme Julie! Ihr habt eine schwere Zeit hinter euch. Ich

habe beständig euer gedacht und war ganz unglücklich, nicht eher Urlaub erhalten zu können, um nach euch zu sehen.

Richter wollte sich entfernen, aber der Baron bat ihn, sie zu begleiten. Anton sah seinen Onkel etwas verwundert an, wandte sich aber sofort mit einigen liebenswürdigen Bemerkungen an den Pfarrer. Dieser schien indessen derart in Gedanken vertieft, daß Anton ruhig fortfuhr, dem Onkel Bericht zu erstatten. Natürlich ging es ihm vortrefflich, natürlich war er herrlich mit seinem Gelde ausgekommen, natürlich waren ihm wieder militärische und andre Größen „ganz unverdient freundlich" entgegengekommen, natürlich hatte er wieder eine Menge höchst „scharmanter" Bekanntschaften gemacht, und es that ihm kein Finger weh.

Sag einmal, machst du denn nie einen dummen Streich? rief der Onkel in komischer Verzweiflung. Anton lachte und sah dabei so schön und ruhig aus wie ein griechischer Marmorgott.

Vor dem Hause des Amand Hegel bemerkten die drei Männer eine Art von Auflauf. Bauern und Bäuerinnen umstanden die Hausthür in dichtem Knäuel und redeten lebhaft hin und her.

Was giebt es da? rief der Baron die Leute an.

Der Christoph Schwarz — Herr Baron! rief ein Gutsknecht.

Ist wieder hier, setzte jemand hinzu.

Und hat dem Hegel seiner Schwester das Geld weggenommen zum Branntweinsaufen.

Und dem Hegel ist er mit dem Messer zu Leibe gegangen —

Und —

Ruft ihn heraus, wenn er drin ist, sagte der Baron.

Sollen wir die Thür einschlagen, Herr Baron? Er hat sich fest verriegelt.

Nein, macht Platz, ich will ihn selbst rufen. Am Arme seines Neffen an den zur Seite weichenden Bauern vorüberschreitend, näherte sich der Baron dem Fenster.

Christoph Schwarz, rief er, an die papierverklebten Scheiben klopfend, willst du mir die Thür öffnen? Ich möchte zu dir hinein. Aber es blieb drinnen still.

Es ist unnütz. Sie werden gut daran thun, die Thüre aufzubrechen, sagte Richter, man kann nicht wissen, welches Unheil er anrichtet, wenn Hegel und seine Schwester noch im Hause sind. Ich traue diesem Menschen das schlimmste zu.

Georg war ein Feind jeder Gewaltsamkeit; doch mußte er jetzt dem Pfarrer Recht geben. Ein einziger kräftiger Stoß gegen die altersschwache Thür brach sie aus den Fugen. Verschiedne schwere Gegenstände waren von innen dagegengestemmt, doch auch diese vermochten der Riesenkraft des Trübenseer Pfarres nicht stand zu halten. Alles zur Seite schiebend, trat er ins Haus.

Es liegt zu viel im Wege, rief er dem Baron zu, Sie können nicht gut herein; ich werde Ihnen den Mann bringen.

Die draußen wartenden hörten ein Gepolter und dann den lauten und scharfen Klang einer drohenden Stimme.

Es wird ihm doch nichts zustoßen? Anton machte Miene, dem Pfarrer nachzuklettern.

Laß ihn, sagte der Baron, er wird am besten allein fertig.

Pfarrer Richter pflegte allerdings allein fertig zu werden; in diesem Falle war die gegenseitige Abneigung zu groß. Diese heftige Abneigung schrieb sich

von jenem Sommerabende her, an welchem Richter in demselben Hause Mathilde von Riffelshausen gegen den rohen Angriff des trunkenen Schwarz geschützt hatte.

Jetzt mischte sich eine Frauenstimme in den Streit, und die Männer schienen sich dem Fenster zu nähern. In dem Augenblicke, als Georg die Scheiben nach innen stieß, schwang sich Schwarz aus der engen Fensteröffnung und stieß, um sich freien Weg zu machen, mit einem Messer nach dem Baron. Ehe dieser Zeit hatte, den unerwarteten Angriff zu pariren, packte Anton den rasenden Menschen mit stahlhartem Griffe bei der Kehle und verhinderte den beabsichtigten Stoß. Aber im nächsten Augenblicke sank Antons Arm schwer herab, er selbst taumelte gegen die Wand, und Schwarz sprang über den Zaun des kleinen Gartens nach dem Walde hin.

Als Anton ohnmächtig in das Siebenhofner Herrenhaus gebracht wurde, hatte Valer seinen schweren Weg nach Moosdorf bereits angetreten; der Baron hatte ihm seinen kleinen Kutschirwagen zur Verfügung gestellt.

Hans Kaspar, der Diener in Kniehosen und Gamaschen, nahm seine Meldung würdevoll entgegen und forderte nach längerem Wartenlassen den Besucher auf, sich in den Saal zu begeben. Valerian sprang von dem hohen Kutschirsitz und erstieg die aufwärts führenden Stufen mit einer zur Schau getragnen Sicherheit, die dem feinen Beobachter die Unbehaglichkeit der ihn gerade jetzt beherrschenden Stimmung hätte verraten können. Die halbdunkeln und mit alten Oelgemälden reich geschmückten Korridore durchschreitend, vernahm er bereits im Geiste des Grafen beleidigende Antwort. Dumm werde ich mich ausnehmen, höchst dumm! Er betrat den Saal, und der Lakai schloß die Flügelthüren hinter ihm. Schäfer und Götter aus der Rokokozeit lachten ihm von den Wänden entgegen. An der Decke schaukelten dicke Amoretten, einen am Spinnrocken sitzenden Herkules mit Blumenketten umwindend. Valerian indessen schenkte diesen sinnreichen Symbolen durchaus keine Aufmerksamkeit, sondern warf sich in einen Sessel und stützte den Kopf in die Hand.

Auf einmal fühlte er seine Augen durch zwei kleine weiche Hände bedeckt.

Wer ist's? fragte die zu den Händen gehörige Stimme.

Er antwortete so jäh und nachdrücklich, daß die schöne Dame schwankend einen Schritt zurücktrat. Sie legte jedoch gleich wieder ihre Hand auf die seine und sah ihn mit großen Augen ängstlich an. Was willst du vom Papa, Liebster? Doch nicht —

Ja eben das, Moni. Sieh mich nicht so traurig an, Herz, es muß sein. Er zog sie an sich. Sind wir noch einen Augenblick allein?

Ja, einen Augenblick, sagte sie und sah sich scheu um.

Nun höre, Liebling. Wir sind unartige Kinder gewesen, das heißt, die Schuld trifft nur mich.

Ich verstehe das nicht, meinte sie kopfschüttelnd.

Es ist aber doch so gewesen. Wir haben uns liebgewonnen und die andern betrogen. Das Unglück ist geschehen.

Es ist kein Unglück.

Glaubst du, daß dein Vater gnädig sein wird?

Sie bog den Kopf zurück und sah ihn mit der schmeichelndsten Beredsamkeit ihrer schönen Augen an. Sage ihm nichts, Valer. Laß es sein, wie es gewesen ist, sonst trennt er uns für immer.

Es muß sein, sagte er finster und sah zu Boden.

Sie faltete die Hände und atmete schwer. Dann ist es aus, sagte sie dumpf.

Ja, aus! wiederholte er.

Sie warf sich ihm an die Brust. Valer! Kannst du denn aufhören, mich zu lieben! O Valer, wenn du auch viele Mädchen findest, die klüger und besser sind als ich, so wie ich, wird dich keine lieben! Du bist mein Alles, Valer! Kannst du mich lassen? Bin ich nicht mehr schön? Bist du meiner schon müde? O Valer, Valer, warum hast du mich nicht mehr lieb?

Monika, sagte er, ich verdiene Vorwürfe, wenn auch die, die du mir jetzt machst, ungerecht sind. Ich gehöre nicht zu den Männern, die ihre Liebe mit den Röcken wechseln. Jetzt aber ist nicht die Zeit, Liebesversicherungen zu machen. Vertraue mir, wenn du kannst. Ein solches Vertrauen ist die stärkste Prüfung, die an Liebe gestellt werden kann. Folgte ich jetzt deinem und meinem Gefühle statt der Pflicht, so wäre das Ende für dich und mich Elend. Vergieb mir, Moni, daß ich jetzt hart bin, vergieb mir!

Aber sie begriff ihn nicht. Sie verstand nur, daß er sie aufgab, und wußte nicht, wofür. Langsam erhob sie sich und schritt mit tief gesenktem Kopfe der Thür zu. Nicht verletzter Stolz lag in ihren Zügen, nur müde Hoffnungslosigkeit. Das ist der Nachtfrost, der die Blume tötet, ehe sie sich zur vollen Blüte entfalten konnte. Er sah ihr nach. Er rief ihren Namen mit der ganzen Qual eines zerrissenen Herzens. Sie blieb einen Augenblick in der Thür stehen, und ihre Lippen bewegten sich, aber das Lebewohl konnte er nicht hören.

Der Graf Daïda fand seinen Besucher recht angegriffen. Mit dem ihm ganz natürlichen Takte sprach er in leichtem Tone von diesem und von jenem, bis Valer Zeit gefunden hatte, sich zu sammeln. Valer berichtete darauf kurz und trocken von der Neigung, die seit geraumer Zeit zwischen ihm und Monika bestehe, und bat in aller Form um ihre Hand.

Der Graf sah eine Weile ernsthaft nach der Decke, der er allerhand Bedenkliches abzulesen schien. Dann antwortete er: Mein lieber junger Freund, Ihr Antrag erfüllt mich mit Teilnahme, und ich fühle mich durch denselben geehrt. Die Riffelshausen sind eine so alte und gute Familie, daß in dieser Beziehung eine Verbindung mit derselben immer als wünschenswert betrachtet werden kann. Daß auch mein unglückseliges Rencontre mit Ihrem seligen Herrn Vater in Ihren Augen kein Hindernis ist, beweist mir, daß Sie unabhängig von ererbten Vorurteilen geschehenes parteilos zu beurteilen imstande sind. Bei alledem ist die Sache unmöglich. Lassen Sie mich unumwunden reden: meine Tochter ist an eine sehr geräumige Existenz gewöhnt. Diese können Sie ihr nicht bieten. Da Sie Monika kennen, werden Sie mir zugeben, daß sie — übrigens ein wahres Herz! — für Arbeit und Entbehrung nicht geschaffen ist. Sie würde verkommen. Ich muß sie eine reiche Heirat thun lassen oder gar keine. Von Monika ist natürlich nicht zu verlangen, daß sie die Notwendigkeit einer solchen Maßregel einsehe, Sie aber sind viel zu gescheit und, als Riffelshausen, viel zu ehrenhaft, um die blinde Neigung eines unreifen Mädchens Ihrer vorübergehenden Leidenschaft dienstbar zu machen und damit dieses Mädchen zu ruiniren. Daß eine fernere Annäherung Ihrerseits ausgeschlossen ist, werden Sie selbst am besten einsehen. Darum übrigens keine Feindschaft.

Es mußte sein! rief Valer in bitterm Unmute, als er den Rückweg antrat. Hätte ich einen Handspiegel in der Tasche, so würde ich mich jetzt selbst bewundern und studiren, wie ein Mann aussieht, der seine Pflicht gethan hat. Wenn er so aussieht, wie es mir zu Mute ist, so wäre das fatal. Einerlei. Wir fangen eben von vorne an.

Er wollte noch an demselben Abend nach Erfurt zurückkehren, doch es warteten seiner zu Hause Ueberraschungen, die diesen Entschluß änderten. Er fand Anton mit wachsweißem Gesichte, verbundenem Arme und Wundfieber im Bette liegen und Mathilde am Arme des Trübenseer Pfarres, der sie ganz dreist du und Mathilde nannte.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Trotz Mathildens Verlobung herrschte in dieser Zeit eine trübe Stimmung in dem alten Herrenhause. Valerians stehender Posten war an Antons Bett. Doktor Petri meinte zwar, dem fiebernden Kranken sei Ruhe weit zuträglicher als Gesellschaft; da aber Valer heilig schwur, weder mit dem Bruder zu disputiren noch auch Reden zu halten, so wurde seine Gegenwart geduldet. Spät abends wanderte er dann hinaus und stand an der Parkmauer, gerade dort, wo man die Moosdorfer Straße ersehen kann, wie sie allmälig über die Brücke durch die Hohle herniedersteigt.

Es kommt zu viel auf einmal! rief Tante Cäcilie, ich kann nicht mehr! Was denkt ihr denn, Kinder, ich bin nun fünfzig!

Fünfundvierzig, verbesserte Mathilde.

Die Veranlassung dieses Zusammenbrechens war ein Besuch Trakelbergs.

Nun, das bleibt sich gleich, sage ich. Sie haben also wieder Kindtaufe, Herr Trakelberg?

Ach, nein doch, gnädiges Fräulein, ich —

Nicht? Nun, was haben Sie denn sonst?

Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, gestatten Sie mir die Versicherung, daß ich ganz eigens gekommen bin, um Fräulein Mathilde —

Herr Gott, ist denn Ihre Frau gestorben? Nun, Sie hören aber doch, daß Mathilde sich mit dem schrecklichen Richter (ihre Stimme hob sich) verlobt hat! Was würde der selige Bohemund sagen! Er muß sich ja im Grabe umdrehen!

In diesem Augenblicke trat der „schreckliche" Richter ins Zimmer, schob der stöhnenden Cäcilie in seiner eigenmächtigen Weise einen Stuhl hin und begrüßte Trakelberg, der nur, um Mathilden zu gratuliren, die Reise nach Siebenhofen unternommen hatte.

Uebrigens war Tante Cäcilie nicht die einzige, die gegen Mathildens Wahl eingenommen war; auch die übrigen Familienmitglieder duldeten diese Verlobung mehr, als daß sie sie freudig begrüßt hätten. Wenn er sie nur nicht unglücklich macht! sagte Julie zu Valer, und dieser meinte: Wie soll sie nur das Leben aushalten, das er führt, die arme Mathilde!

Mathilden war es in all ihrem Glück ein geheimer Kummer, zu sehen, daß Julie dem jungen Pfarrer, so viel sie nur konnte, aus dem Wege ging. Wenn er dir nur halb so gut gefiele wie mir! sagte sie einmal, und Julie erwiederte: Ich habe ja nichts mehr gegen ihn einzuwenden, seit ich weiß, daß er dich liebt.

Mit Julien sowohl als mit Valer war eine seltsame Veränderung vorgegangen.

Ich habe meinen Korb erhalten, hatte Valer der Tante lächelnd gesagt, und die Geschichte ist aus. Aber nie vorher hatte ihn Cäcilie so sanft sprechen

hören. Was sagst du zu dem Jungen, Georg? fragte sie den Bruder. Dieser sah sorgenvoll vor sich hin und sagte nichts.

Die Kinder essen nichts, seufzte die Tante, ach, wenn doch alles wieder in Ordnung wäre!

Was Julie anlangt, so hätte sie es sehr übel vermerkt, wenn man ihr gesagt hätte, es sei bei ihr nicht „alles in Ordnung." Sie rühmte ihre zurückkehrende Kraft und ging mit Eifer an die vorliegenden Geschäfte; doch schien dieser Eifer zuweilen etwas fieberhaft.

Mit der Besserung in Antons Befinden ging es recht langsam vorwärts.

Es war ein sonniger Morgen im Monat Juni. Hinter dem Wallgraben auf der Ostseite des Hauses beschäftigten sich Weiber, das Heu auf der Parkwiese zu wenden. Im Schatten einer mächtigen Buche las der Rekonvaleszent, der den Arm noch immer verbunden hatte. Er lehnte den Kopf an den Buchenstamm und ließ die etwas müden Augen auf dem prächtigen Grün der Bosketts ruhen. Er dachte nichts; warum hätte er auch denken sollen? An dem Gartentische von rohem Tannenholz saß Mathilde, in das Studium des „Buchs der Hausfrau" eifrig vertieft. Freilich flogen ihre Gedanken bald von den Lehren der Hausfrau hinüber zu dem, dessen Lebensglück so innig mit dem ihrigen verflochten werden sollte. Sie ließ das Buch in den Schoß gleiten und stützte den Kopf in die Hand. Vor ihren Augen tanzten die Mücken in der warmen Luft.

Muß es nicht herrlich sein, Anton, ganz für einen andern zu leben?

Herrlich? Er wandte langsam den Kopf. Valerian würde dir sagen, es sei ein undankbares Geschäft.

Und du?

Ich halte es für unmöglich. Hast du ihn so sehr lieb, Mathildchen? Nun, er verdient es garnicht, wenn überhaupt ein Mann die Liebe des Weibes verdient.

Mathilde erhob sich, wanderte um den Tisch und küßte ihren Bruder. Sage einmal, Toni, hast du eigentlich — ich meine, dachtest du — nein, ich weiß wirklich nicht, was ich sagen wollte, auch höre ich Stimmen auf dem Wege hinter dem Gebüsch, es scheint mir fast — aber was ist dir?

Anton hatte sich lebhaft aufgerichtet, sank aber sogleich zurück und schloß die Augen. In diesem Augenblicke traten Julie und Lischen Schefflingen hinter den Büschen vor.

O, da sind sie ja beide! rief Lischen erfreut. Guten Morgen, liebe Mathilde! Wie geht es Ihnen, Herr von Riffelshausen?

Fräulein von Schefflingen trug, beiläufig gesagt, ein Kleid von unbestimmter und häßlicher Farbe und einen Hut, der ihr hübsches, frisches Gesicht möglichst ungünstig zeigte. Dies alles störte jedoch die junge Dame nicht im mindesten. Man hatte sie gelehrt, die äußere Erscheinung als etwas durchaus unwesentliches zu betrachten. Heiter und unbefangen nahm sie auf dem Stuhle Platz, den Mathilde ihr neben Antons Ruhebett gestellt hatte, und sagte: Wie schön ist es hier!

Ja, erwiederte Anton, jetzt ist es schön.

Gewiß, der Juni ist auch mir der liebste Monat. Wie viel haben wir aber in diesen Wochen an Sie und die lieben Ihrigen denken müssen! Wir haben doch recht viel Ursache, Gott zu danken, Herr von Riffelshausen.

Weil er schwieg, sah sie nach ihm hin und bemerkte, daß seine Augen einen ungewöhnlichen Glanz hatten. Augenblicklich stand sie auf.

Ich muß gehen. Gesprächigen Besuch können Sie noch nicht brauchen. Mathilde — aber wo sind denn Ihre Schwestern hin?

Diese hatten sich listig entfernt und wandelten dem Hause zu.

Wollen Sie mich allein lassen?

Allein? Nein, das geht freilich nicht. Aber wir dürfen Sie nicht durch Sprechen ermüden.

Sie sagten, Sie hätten an mich gedacht?

Gewiß, sehr viel. Wie schön muß das Bewußtsein sein, Ihrem lieben Onkel ein schmerzhaftes Krankenlager abgenommen zu haben!

Anton errötete flüchtig. Ich kann eine so überaus schmeichelhafte Beurteilung meines Unfalls wirklich nicht annehmen. Statt meinem Onkel und meinem Schwager behilflich zu sein, war es gerade meine Ungeschicklichkeit —

Sie unterbrach ihn lächelnd. Auch die Bescheidenheit muß man nicht übertreiben, Herr von Riffelshausen!

O, ich kann auch unbescheiden sein.

Wirklich?

Ich will es Ihnen sogleich beweisen. Wollen Sie Ihre Hand ein wenig auf meine Stirn legen?

Ich glaube, sagte sie etwas unsicher, man muß gegen Rekonvaleszenten nachsichtig sein.

Ja, meinte Anton. Seine Stirn glühte, und ihre kühle Hand erzitterte bei der Berührung, doch kam ihre ruhige Unbefangenheit sofort zurück. Nicht so bei ihm. Er war noch nicht bei Kräften und hatte seine „klassische“ Ruhe noch nicht zurückgewonnen. Das fiebernde Blut machte seine Pulse klopfen. Mit einer heftigen Bewegung erfaßte er die nicht beschäftigte Hand und preßte sie leidenschaftlich gegen seine Lippen. Da entzog ihm die Dame beide Hände und rief vorwurfsvoll: Anton!

Bestürzt und verwirrt über diesen ihr sehr wider Willen entfahrenen, höchst unschicklichen Ausruf wollte sie die Flucht ergreifen, nun aber ließ sie der „Anton“ nicht mehr los. Sie mußte ihm alles mögliche gestehen und versprechen, sogar beichten, daß sie ihn „schon immer so sehr gern gehabt hätte.“

Immer, Elisabeth?

Jawohl, lassen Sie mich nur jetzt. Was würde die Mama sagen?

Und du willst mir angehören?

Ach, Sie sind schrecklich! Ich — warten Sie doch erst, ob —

Nenne mich noch einmal Anton, Elisabeth! Nur einmal, dann lasse ich dich gehen.

Wär' auch an der Zeit! knurrte plötzlich Doktor Petri unser Pärchen an. Ei ei, was muß man erleben!

An des dicken Doktors Arm aber stand Julie und lachte wie ein Kobold.

Wir dürfen berichten, daß Frau von Schefflingen um dieses neuesten Ereignisses willen sich sogar dazu verstand, die Verlobung Mathildens mit dem hochmütigen Richter zu verzeihen. Freilich war bei der feierlichen Verlobung, die Umstände halber in Siebenhofen stattfand, Emilchen nicht anwesend. Trotz dieser höchst bedauernswerten Lücke sah das alte Haus an jenem Tage viel frohe Gesichter. Tante Cäcilie gab sich durchaus keine Mühe, ihre Freude über diese „passende Partie“ zu verbergen, und Valerian erhielt manche kleine Seitenbemerkung über „anständige junge Leute“ zuerteilt.

Ich möchte nur wissen, bemerkte Valer, als er Abends mit Julien am Fenster stand, ob Anton in Lischen verliebt ist oder in ihre Familie.

Frage ihn, so wirst du es vielleicht erfahren. Doch, Scherz beiseite, Valer, ich kann Antons Liebhaberei vollständig begreifen. Lischen Scheifflingen ist ein ganz vortreffliches Mädchen und mir am kleinen Finger lieber als —

Als? fragte er leise und eindringlich, nun, Julie, als?

Als deine Flamme, wenn du es hören willst.

Das wiederhole mir, wenn du sie kennen gelernt hast, sagte er scharf. Dann sahen sie schweigend aus dem Fenster. Es war eine warme Mondnacht, und die Bäume warfen lange Schatten über die Wiese. Im Dorfe sangen ein paar junge Bursche ein Liebeslied.

Valer umfaßte mit beiden Händen das morsche Fensterkreuz. Sieh, wie die Fledermäuse aus dem Loche hier unter der Fensterbekleidung hervorschlüpfen! Da wieder eine! Eine nach der andern flattert hinaus und verliert sich im Dunkel. All das Gekrabbel wird uns mit der Zeit vertraut und gemütlich. Ich habe jetzt auch einen Gast in meinem Zimmer, einen Totenwurm.

Holzwurm, verbesserte Julie zusammenschauernd.

Einen Totenwurm, wiederholte er; vergangene Nacht pickte er mich in den Schlaf. Im Bücherschrank sitzt der eifrige Bursche und nagt die Fasern des Holzes aus einander, daß es vor der Zeit in Staub und Moder zerfällt. Im Herzen des Menschen nagen aber zwei solche Würmer: Sorge und Reue.

Eine Hand legte sich auf Valers Schulter. Als die Geschwister sich dem Zimmer zuwandten, stand Georg neben ihnen. Sorge und Reue, wiederholte er. Es steht aber in des Menschen Macht, Valer, diese nagenden Würmer so zu lenken, daß sie Seide spinnen. Wir sollen mutig vorwärts sehen, mein Junge, dann führt uns die Sorge zur Bethätigung unsrer Kraft und die Reue zur Beherrschung unsrer Leidenschaften.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Der Sommer war ungewöhnlich warm und schön, und in der politischen Atmosphäre Europas ließ sich auch nichts merken, was die Sommerfrische hätte verkümmern sollen.

Seit Jahren hatte auf diesem Gebiete eine Besorgnis die andre abgelöst; jetzt sah es friedfertig aus wie in einem arkadischen Schäferlande. Plötzlich jedoch zog eine kleine, unheildrohende Wolke herauf. Es war am siebenten Juli, als Baron Georg seinen beiden Neffen mit ernstem Gesicht ein Zeitungsblatt zuschob.

Was heißt das? fragte er, da hält der französische Minister im Tone eines Raufers eine Rede, in welcher er Preußen bedroht, weil Spanien einen Hohenzollern zum Könige haben will?

Die beiden jungen Männer sahen in das Blatt.

Daran erkenne ich seinen Meister! sagte Valerian, dem alten Abenteurer wird's bange, nun er alt wird. Die Pariser Kanaille, die das merkt, will ihm an den Kragen. Da bleibt ihm nichts übrig, als aus Leibeskräften zu schreien: Ich habe keine Furcht! Ich bin ungemein herzhaft! Ich bin ein Tyrann! Posse!

Aber Antons blaue Augen blitzten zornig auf. Es ist eine Schmach für uns! rief er. Seit Jahren bedroht uns dieser Mensch, und wir lassen uns das bieten, als wären wir nicht mehr die Männer von Königgrätz!

Anton, der Krieg ist kein Spiel, sagte Georg ernst. Gelingt es unserm großen Staatsmanne, einen solchen mit seinen unabsehbaren Folgen abzuwenden, so verdient er wahrlich den Dank von ganz Europa.

Einige Tage darauf kam zwar die Nachricht, der Prinz von Hohenzollern habe seine Bewerbung um die Krone Spaniens zurückgezogen; aber das Toben in Paris wurde immer lauter und drohender. Man glaubte, einen plötzlichen Handstreich befürchten zu müssen, und hielt sich bereit. Es erfolgte Mobilmachung und Kriegserklärung.

Zum letztenmale versammelte sich die Familie in Siebenhofen vollzählig um den Frühstückstisch. Julie bot die knusprigen Bretzeln, die sie zum „Henkersmahl“ gebacken hatte, in der Zerstreuung beständig herum und zog den Teller zurück, ehe man zugegriffen hatte. Mathildens Augen waren vom Weinen gerötet. Sie sah erbärmlich niedergeschlagen drein, als Anton vorschlug, nun noch einmal besonders fröhlich zu sein.

Aber Tilde, rief Valer, du darfst doch am allerwenigsten die Ohren hängen lassen! Deiner bleibt ja hier, was fragst du nach den andern?

Schäme dich!

Na denn, Louise wisch ab dein Gesicht, eine jede Kugel, die trifft ja nicht.

Verbandzeug habe ich für euch eingepackt, bemerkte die Tante, Charpie ist noch von 1866 her in genügender Menge vorhanden.

Aber um Gottes Willen, beste Tante, rief Anton, jetzt doch keine Lazarethgedanken!

Seid ihr etwa kugelfest? entgegnete Cäcilie; sollte mich freuen.

Du wolltest ja noch nach Trübensee hinüber, um Schefflingens Lebewohl zu sagen, warf Julie hin, mit einem zärtlichen Seitenblick auf Anton. Dafür griff er über den Tisch nach ihrer Hand und küßte sie. Leider fiel bei dieser Manipulation eine Tasse um, und der Kaffee ergoß sich über Cäciliens schwarzseidnes Kleid. Es war einst helltaubenfarbig gewesen, doch hatten die Jahre von der Taubenschönheit nichts gelassen als den Namen.

Aber Anton! Nun sieh nur, was du mit deiner Tölpelhaftigkeit angerichtet hast! rief Cäcilie entrüstet, und der erschrockene junge Krieger richtete sich in seiner sechsfüßigen Länge auf, um „tausendmal“ um Verzeihung zu bitten. Seine Zerknirschung besänftigte denn auch ihren Grimm.

Wird nun die Taube unter dem Schwarz vorkommen? erkundigte sich Valer, und fügte hinzu: In deiner Jugend, Tantchen, wählte man wohl die Kleiderfarbe nach der Gemütsart?

Ja, erwiederte diese rasch, du hättest zum Beispiel einen hellen Rock à la Naseweis und brüllaffenfarbige Pantalons tragen müssen.

Unsre Tante wird sarkastisch, lachte Valer, dann ist's aber hohe Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, Anton.

Valer und Julie beschlossen, noch einen gemeinsamen Spaziergang zu machen und dem Bruder dann auf dem Wege nach Trübensee entgegenzugehen. Sie hatten schon lange nicht so aufrichtig mit einander gesprochen, wie es früher unter ihnen Brauch gewesen war. Beide fühlten jetzt, daß es hohe Zeit sei, das alte Verhältnis wiederherzustellen.

Valer, begann Julie, ich würde gern hören, wie es kam, daß du in jener Nacht dem Onkel beichtetest. Willst du es mir sagen?

Er blinzelte sie von der Seite an. Du sollst alles hören, alte Julie, denn — ich werde wohl nicht zurückkommen, und so würde dir dies Stück der Tragödie

entgehen. Ich hielt mich während deiner Krankheit von Siebenhofen fern, weil es mir unbequem war, hier mit einem schlechten Gewissen herumzulaufen. Dagegen sah ich sie, Monika, in Erfurt häufig; sie kam zur Kirche. Da erhalte ich eines Abends ein Billet von unserm Onkel, in welchem er andeutet, du wärst durch meine unverantwortliche Führung in die peinlichste Lage gekommen, und er wünschte zu erfahren, ob ich überhaupt noch Anspruch auf den Namen eines Edelmannes erheben dürfe. Natürlich machte ich mich in meiner Unwürdigkeit sofort auf und erschien um die Mitternachtsstunde an meines verehrten Onkels Bett. Er aber befahl mir Licht anzustecken und hielt mir sodann einen kurzen Vortrag über das alte Thema Noblesse oblige. Dabei sah er so fuchswild aus, daß eine ganze Räuberbande vor diesen Augen davongelaufen wäre. Ich natürlich durfte diesem Drange der Natur nicht folgen, sondern erzählte ihm, warum dein Herr Bruder dich bei gewissen Gelegenheiten elend im Stich gelassen hatte. Du tobst über den Splitter in dem Auge unsers Herrn Nachbars, sagte ich, sieh hier den Balken. Anfangs starrte mich der Onkel auf eine Weise an, daß ich glaubte, er müsse mich im nächsten Augenblicke erwürgen, ich harrte in Spannung; da kam auf einmal ein unbeschreiblich weicher Ausdruck in sein Gesicht und er sagte: O Therese, Therese! So weit konnte ich ihn kommen lassen! Siehst du, Julie, so fern war er mit seinen Gedanken, daß er mich nicht von einem Wasserglase unterschied.

Und du? fragte Julie leise.

Ich? Nun, diese Worte beleuchteten blitzartig den ganzen Abgrund von Erbärmlichkeit, in den ich hineingeraten war! Ich fühlte auf einmal deutlich, daß es etwas Wichtigeres gebe als den Willen unsers Ichs, daß alle unsre Vernünfteleien doch nun und nimmermehr Schwarz in Weiß verwandeln werden.

Unterdessen langte Anton in Trübensee an, wo er die Familie vollzählig auf der Veranda versammelt fand.

Ich komme, um Abschied zu nehmen, sagte Anton ernst, gestern erst erhielten wir die Ordre, in drei Stunden geht unser Zug ab, vielleicht steht in ein paar Tagen der Feind schon im Lande.

Du erzählst uns keine Neuigkeiten, lieber Schwager, rief Emilchen, ich bin auch eingezogen worden. Das wird eine schneidige Kampagne! Ich muß sagen, daß ich mich kolossal darauf freue.

Trotz dieser Freude herrschte aber ein drückendes Schweigen. Als Elisabeth sich, um Erfrischungen zu holen, in den anstoßenden Gartensaal begab, stand Anton auf und folgte ihr ohne weitere Umstände, obwohl er sonst den Grundsatz der gnädigen Schwiegermama, Verlobte selten oder nie allein zu lassen, respektvoll berücksichtigte.

Es wird mir schwer, dich zu verlassen, sagte er, und seine Stimme bebte. Sie war erblaßt und ein Zittern ging durch ihre Glieder. Da schloß er sie fest in seine Arme. Es war das erstemal seit ihrer Verlobung, daß er sich dies herausnahm.

Als Frau von Schefflingen doch einmal nach den Kindern sehen mußte, blickte sie wohl etwas befremdet auf die zärtliche Gruppe, jedoch keineswegs feindselig.

Anton wandte sich mit männlicher Haltung ihr zu. Teure Mutter, kennen Sie die wahnsinnigen Drohungen dieser französischen Landsknechte, daß sie Weib und Kind nicht schonen wollen? daß sie ihre Bestien, diese Turkos, auf unsre Lieben hetzen wollen? Weib und Herd zu schützen ziehen wir in diesen heiligen

Krieg, und mein eignes Weib will ich schützen wie mein Vaterland! Für sie will ich sterben, wenn es sein muß. Doch was rede ich vom Sterben! Nein, so wie ich meine Elisabeth liebe, so fühle ich, daß ich zu frohem Wiedersehen zurückkehren werde!

Von Blässe auf Elisabeths Gesicht war nichts mehr zu sehen. Erglühend und mit verklärtem Gesicht sah sie zu ihrem Helden empor. Auch die Mutter war von seiner Begeisterung überwältigt. Mein teurer Sohn, sagte sie, Gott erhalte Sie meinem geliebten Kinde!

Elisabeth durfte dem Verlobten durch den Park das Geleite geben. Wenn du über den Kirchhof gehen willst und den Feldweg nimmst, dann kann ich noch ein Stückchen mit dir gehen, sagte sie.

Natürlich wollte er; doch halt, die Geschwister hatten ja die Absicht ausgesprochen, ihm auf der Fahrstraße entgegenzuwandern, er mußte also die Straße nehmen. Ist es dir recht, Elisabeth?

Freilich war es ihr recht, nur mußte sie in diesem Falle zurückbleiben. Mama sieht es nicht gern, wenn ich allein die Straße gehe, sagte sie. Am Gartenthor reichten sie sich noch einmal die Hand.

Wenn du mir nur so wiederkommst, wie du jetzt bist, Anton! Doch nein, wie du aussiehst, ist mir gleich, wenn du nur selbst kommst und mich noch lieb hast.

Meine Elisabeth, sagte er, wie machst du mich glücklich!

Sie fühlte, daß sie trotz aller Anstrengung die Thränen nicht länger zurückdrängen konnte, und doch hatte sie sich fest vorgenommen, ihrem Verlobten den Abschied nicht zu erschweren. Noch einmal sah Anton tief in ihre Augen, dann ging er hochaufgerichtet den lindenbeschatteten Pfad hinunter, der nach der Fahrstraße führte. Seine Gedanken flogen zu Sieg und Tod, er pfiff sogar die Melodie des Reiterliedes: Wohl auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! Das zurückbleibende Mädchen aber lehnte kraftlos am Gitter und weinte, als wollte ihr das Herz brechen.

In den folgenden Tagen gewann Deutschland ein ganz neues Antlitz, man kannte Land und Volk kaum wieder. Das Einzelleben hatte aufgehört, von einem Verkehr unter einzelnen war nicht mehr die Rede. Die ungeheure Kriegsmaschine verschlang alles Lebendige. Jeder Dienstpflichtige wußte, wo er sich zu melden hatte, er trat ein, wurde eingekleidet und in die große Maschine eingefügt, die sich langsam, aber mit unerschütterlicher Sicherheit vorwärts bewegte; wohin, das wußte freilich kein Einzelner.

Dies Gefühl, nur ein Glied in dem großen Räderwerke zu sein, war bedrückend genug, aber es gab zugleich dem ganzen Volke eine unbedingte Sicherheit. Der Unterschied der Stände hatte aufgehört; Valerian saß zwischen seinem Kreisgerichtsdirektor und seinem Barbier im Eisenbahnwagen.

Jetzt, da wir Kriegsknechte geworden sind, rief der erstere seinem Referendar zu, können wir uns auch eine kleine Rohheit verstatten. Kosten Sie, meine Herren — echter alter Nordhäuser!

Valer griff nach seinem Gepäck. Hier hat mir meine Tante etwas mitgegeben, das ganz nach einer guten Wurst aussieht. Er öffnete und fand ein Päckchen alter Leinwand. Höhnisch auflachend, wollte er es zum Fenster hinauswerfen, aber der Barbier hielt ihn zurück. Lassen Sie es stecken, Herr Referendar, wer kann wissen, wozu es gut ist.

Es dauerte nicht lange, so kamen die ersten Siegesnachrichten und versetzten

sogar die ruhigen Landleute in grenzenlose Aufregung. Freudenschüsse und Hurrahrufe nahmen kein Ende. Tante Cäcilie war mit diesem „unsinnigen Treiben“ garnicht einverstanden. Sie hörte jedoch sehr aufmerksam zu, wenn Georg den Damen von den verschiednen Schlachten berichtete. Als er erzählte, daß bei Spichern die Preußen auf allen Vieren den steilen Berg hinaufgeklettert wären, unaufhörlich von Mitrailleusen und Chassepots beschossen, rief sie entrüstet: Da ist natürlich der Valer dabeigewesen!

Er steht ja bei einem ganz andern Regiment, sogar bei einem andern Armeekorps, liebe Cäcilie.

Darauf kommt es ihm nicht an, meinte Cäcilie, wenn er mir einen Possen spielen kann, läßt er Regiment und alles im Stich.

In Rummelshausen hatte sich ein Verein gebildet zur Speisung und sonstigen Erquickung des durchfahrenden Militärs. Die jungen Damen des Städtchens verrichteten garnicht ungern das Liebeshandwerk bei den Herren Soldaten. Sie verteilten ihre Gaben mit einer Zulage von freundlichen Worten und Blicken, die den tapfern Empfängern sicherlich nicht unangenehm war. Auch an die Siebenhofner Damen erging die Aufforderung, sich bei dem Austeilen der Liebesgaben zu beteiligen; zu Mathildens Bedauern jedoch wollte der Baron davon nichts wissen.

Ueberlaßt das öffentliche Liebeshandwerk andern, sagte er zu den Nichten, und thut lieber das, wozu nicht jedes Mädchen Zeit und Lust hat.

Du hast Recht, Georg, rief Cäcilie. Julie, das Suppenhuhn ist so alt wie Methusalem, du mußt es wirklich beim Kaufen besser ansehen! Zu meiner Zeit wäre ein junges Mädchen garnicht auf solche Gedanken gekommen. Damals galt noch das Wort: Die Frau gehört in das Haus, nicht davor. Heutzutage aber will sich alles draußen zeigen.

Eines Morgens kam Frau von Schefflingen angefahren, um sich Mathilde für ein paar Tage nach Trübensee zu holen. Da Emilchen mitten in Frankreich stand, war nichts gegen den Vorschlag einzuwenden, und man ließ Mathilde ziehen. So blieb Julie wieder allein zurück, aber die Einsamkeit war ihr lieb geworden. Sie war jetzt noch ernster und kälter als früher, und ihre Schweigsamkeit konnte Tante Cäcilie zur Verzweiflung bringen. Es ist ihr eben nicht mehr der Mühe wert, den Mund aufzumachen, dem hochmütigen Dinge.

Der Roggen wurde geschnitten, aber noch sah die Sonne glänzend auf den goldigen Weizen, dessen gesenkte Aehren sich im Sommerwinde gleich Wellen bewegten. Es war so still und friedlich auf der Siebenhofner Flur, als gäbe es weder Krieg, noch Thränen, noch Not.

Julie ging die mit Kirschbäumen bepflanzte Fahrstraße entlang, der breitkrämpige Strohhut nickte auf ihren kurzen Locken. Ihre Gedanken suchten die Brüder im Felde, suchten vor allem Valer, der ihr so sehr am Herzen lag.

Leise rauschte der Fluß über die Kiesel, die Birken aber erzitterten leicht in der Abendluft, und in bläulichem Dufte lagen die fernen Höhen. Von dem Bahnwärterhäuschen auf dem Hügel stieg ein feiner geringelter Rauch zum Himmel auf. Der Bahnwärter ging mit Wassereimern über die blinkenden Schienen, um aus dem Quell zu schöpfen, der hier aus dem Gestein sprang. Seine Schwester wohnte jetzt bei ihm, und das Kindchen gedieh vortrefflich. Julie grüßte und ging weiter. Sie war noch nicht um die Biegung, hinter der das Wirtshaus zum Grauen Hund lag, als sie den Trab eines Pferdes hinter sich vernahm. Das wird Brennhold sein, dachte sie gleichmütig, aber es war nicht Brenn-

hold, sondern die junge Gräfin Darda, welche, an Juliens Seite angelangt, ihren Schimmel Schritt gehen ließ und Julien grüßte.

Darf ich ein wenig neben Ihnen bleiben, Fräulein von Riffelshausen? Das schöne Mädchen sah blaß und spitz aus, wodurch die großen Augen umso auffallender schienen.

Was liebt er nur an ihr, dachte Julie, doch wohl nur ihre Schönheit. Dann sagte sie: Gewiß, wenn Ihr Pferd nicht ungeduldig wird.

Monika Darda lächelte erst und seufzte dann. Julie merkte, daß etwas sie beunruhigte, gab sich aber keine Mühe, den Grund zu erraten. Sie hatte einmal nichts Entgegenkommendes.

Monika senkte den Kopf und begann den Krieg zu beklagen.

Sie haben gewiß auch Verwandte oder Freunde im Felde? fragte Julie.

Ja. Und es ist so schrecklich, immer auf Nachrichten zu warten. Sie brach ab, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Von meinen Brüdern haben wir, Gott sei Dank, gute Nachrichten, sagte Julie.

O, ich danke Ihnen, sagte die Gräfin warm, Sie sind gut, ich weiß es, ich habe viel von Ihnen gehört durch — ach, verdammen Sie mich nicht, Sie lieben ihn ja doch auch! Ach, ich lebe garnicht mehr! Nein, die Angst um ihn tötet mich! Tag und Nacht kann ich nichts andres denken, und o, vielleicht ist er, während wir hier sprechen, schon nicht mehr am Leben!

Julie beobachtete teilnehmend, welch maßlose Angst sich in Monikas Zügen ausprägte, eine Angst, die, trotz aller Scheu, sie zu der Schwester des Geliebten hintrieb. Julie zweifelte nicht mehr daran, daß ihr Bruder geliebt wurde.

Er ist unglücklich, sagte sie, würden Sie ihm die Ruhe nicht gönnen?

Aber Monika rief leidenschaftlich: Ich gönne ihm alles, wenn er nur lebt! Ich will ihn ja nie wiedersehen! Ins Kloster will ich gehen, und er mag thun, was er will, aber er soll leben! Wenn ich nur weiß, daß er lebt, nur das!

Julie schüttelte traurig den Kopf. Was konnte sie einer solchen Leidenschaft gegenüber sagen. Es war aber auch nicht nötig, etwas zu sagen. Die arme Monika war froh, einmal dem geängsteten Herzen Luft machen zu dürfen.

Darf ich einmal wieder versuchen, Sie zu treffen? fragte sie eifrig. O, sagen Sie ja. Sie wissen nicht, was er mir war, wie ich ihn liebe! Nein, Sie können es nicht wissen, denn Sie sind nie gedankenlos gewesen wie ein Schmetterling. Aber ich war so, als er kam, und er wurde mein Lehrer, meine Lust, mein Alles! Sie können sich kaum denken, wie schön es war, zu sehen, wie er mich sehen lehrte, zu denken, wie er mich denken lehrte, nichts zu wissen, nichts zu wollen als ihn!

Ja, nichts zu lieben als ihn; das hat er Sie freilich gelehrt, sagte Julie sehr ernsthaft, ich wollte aber, auch ich könnte Ihnen etwas lehren, nämlich daß wir lernen müssen, allein fertig zu werden, daß kein Mensch uns zum Gott werden darf, und daß wir uns darein finden müssen, zu entbehren. Ich bin eine nüchterne alte Jungfer, Gräfin Monika, aber ich finde es hübsch von Ihnen, meinen bösen Valer so lieb zu haben!

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Eines Nachmittags, als die Siebenhofner an dem schilfbesetzten Wallgraben saßen, kamen die Trübenseer, vier Mann hoch, angewandert. Voran gingen Frau von Schefflingen und Pastor Richter, ihnen folgten Lischen und Mathilde.

Frau von Schefflingen hielt es für ihre Pflicht, den eigenwilligen jungen Geistlichen vor seiner Verheiratung noch zu bessern, und nahm sich dieser Sache mit lobenswertem Eifer an. Richter seinerseits konnte nicht umhin, für die hochbegabte und charakterfeste Frau Interesse zu fühlen, und fand es sehr wünschenswert, sie von einigen ihrer Vorurteile zu befreien. Er nahm daher den Kampf mit innerer Ungeduld und Leidenschaft auf, und derselbe beschäftigte ihn so angelegentlich, daß seine Braut dabei oft zu kurz kam. Doch war Mathilde viel zu bescheiden, um sich hierüber auch nur in Geanken zu beklagen.

Es ist so einsam ohne dich gewesen! empfing Julie ihre Schwester, auch der Onkel sagte es.

Was? rief Mathilde mit komischem Entsetzen, du sprichst noch von Onkeln? Oheim heißt es jetzt und Muhme Cäcilie. Nicht wahr, Lischen?

Ja, bestätigte diese, auch trägt man keine Costumes mehr, sondern man kleidet sich als Gretchen.

Lachend berichteten darauf die beiden Mädchen von einem Besuch der „Basen" Lembrück, die in dieser energischen Weise ihrem Franzosenhaß Ausdruck verliehen hätten.

Richter, den die lärmenden patriotischen Kundgebungen, welche jedes andre Interesse zu verdrängen schienen, ermüdeten, war heute besonders geneigt, eine harmlose Unterhaltung flach und zwecklos zu finden. Während die andern gesellig um den großen Gartentisch saßen, lehnte er schweigend an einem Buchenstamme, und seine strengen Augen ruhten unverwandt auf der Blumenrabatte zu seinen Füßen. Zuletzt wandte er sich fast trotzig an die Gesellschaft und sprach die Absicht aus, den Amtsbruder Goldner in der Pfarre aufzusuchen.

Mathilde ließ etwas enttäuscht das Köpfchen hängen. Sie wagte nicht zu fragen, ob ihm ihre Begleitung erwünscht sei; sie begnügte sich damit, dem Fortgehenden nachzusehen, so lange es das Strauchwerk erlaubte. Tante Cäcilie aber hielt ihre Meinung über diesen „hochmütigen Eigensinn" nicht zurück, und Frau von Schefflingen konnte nicht umhin, ihr des öftern beizustimmen. Mathilde wurde dabei immer unruhiger und wagte schließlich, freilich sehr zaghaft, den Wunsch auszusprechen, auch ein wenig hinüber in die Pfarre zu gehen.

Aber liebes Kind, rief Tante Cäcilie, das ist einmal wieder ein Einfall! Wenn du erst Frau Richter bist — Mathilde errötete —, so wirst du mehr als genug Gelegenheit haben, mit den Pastorenfrauen der Umgegend zusammenzustecken!

Ich glaube doch, liebe Tante —

Ach was! Ich glaube! ich glaube! Was hat er da hinüberzulaufen, als ob wir nicht gut genug für ihn wären. Wenn man euch vierzehn Tage nicht gesehen hat, könnt ihr's wohl ein paar Stunden hier aushalten.

Es scheint mir, als solltest du Mathilde nicht zurückhalten, sagte Georg, aber du, liebes Kind, mußt wohl versuchen, den Pantoffel aufzunehmen, ehe es zu spät ist. Das ist doch in deinem Sinne gesprochen, liebe Cäcilie?

Die Damen lachten, und Mathilde machte sich auf den Weg. Julie, die ihr bis zum Gartenpförtchen das Geleit gab, nahm des Onkels Mahnung noch einmal auf.

Du mußt wirklich versuchen, etwas Einfluß auf diesen Hartkopf zu bekommen! Sieh, Mathilde, du bist ein kluges Mädchen, und niemand merkt etwas davon, weil du dich so völlig unterducken läßt. Das ist nichts. Richter wird unausstehlich. Mir sollte er kommen!

Aber Julie, rief Mathilde, wie sollte ich es mir nur einfallen lassen, ihm zu widersprechen! Er ist ja viel klüger als ich, und weiß immer, was er thut. Um die Welt nicht möchte ich ihn betrüben. Ich will auch gar keinen Einfluß auf ihn haben, ich will ihn lieben und ihm gehorchen! Er soll dein Herr sein, hat Gott gesagt.

Nun, so beruhige dich nur, liebste Tilde, sagte Julie, über den Eifer der Schwester lachend, einen Pantoffelhelden will ich aus deinem Richter gewiß nicht machen.

Als die Schwestern plaudernd am Gartenpförtchen standen, sahen sie den Pfarrherrn bereits auf sie zukommen. Mathilde, die ihm entgegeneilte, bemerkte sogleich, daß er ungewöhnlich erregt war. Besorgt und zärtlich fragte sie nach dem Grunde seiner Unruhe.

Ich habe eben ein Telegramm erhalten, man hat es mir in die hiesige Pfarrei nachgeschickt, mein Vater ist schwer erkrankt, und meine Mutter fürchtet, er könne sterben, ohne sich mit seinem einzigen Kinde ausgesöhnt zu haben.

So zürnt er noch immer?

Er ist unbeugsam, ich kenne ihn zu gut.

Mathilde umfaßte ihren Verlobten und sah mit beredtem Blick zu ihm auf. Er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie zärtlich. Du meinst, ich soll zu ihm und mir Verzeihung erbitten? Ist es nicht das, mein geliebtes Herz?

Ja, Karl, und so eilig als möglich! Darf ich mit dir gehen?

Das wolltest du, Mathilde? Er fand kein Wort des Dankes, aber seine Blicke sprachen umso deutlicher. Er küßte sie wieder und wieder, dann wandte er sich an Julie. Wird man es ihr gestatten?

Da Mathilde sich dazu entschlossen hat, meinte Julie, so wollen wir etwaige Hindernisse schon beseitigen. Wenn nur Schefflingens zeitig aufbrechen wollten! Frau von Schefflingen würde den Gedanken entsetzlich finden!

Das schadet nichts, sagte Mathilde mutig.

Für Onkel Georgs Genehmigung stehe ich ein, versicherte Julie, er wollte noch nach dem Gutshofe hinüber. Dort werde ich Gelegenheit suchen, ihm euern Plan mitzuteilen.

Es wurde darauf beschlossen, daß Richter nach dem Pfarrhause zurückkehren solle, um mit Goldner das Notwendige wegen einer mehrtägigen Vertretung zu verabreden. Dann wollte er Mathilde zum Abendzuge abholen.

Kaum hatte der Pfarrer die Schwestern verlassen, als Julie listig einen Feldzugsplan eröffnete, denn solche Männer, sagte sie, sind immer unpraktisch.

Mathilde kehrte also allein zur Gesellschaft zurück und berichtete unter lebhaftem Erröten, Richter habe vor, bis zu Abgang des Abendzuges bei Goldners zu bleiben, er habe eine unaufschiebbare Geschäftsfahrt vor, bitte also die Damen Schefflingen, ihn zu entschuldigen. Infolge dieser Eröffnung ließ der Baron den Trübenseer Damen seinen Wagen anspannen und erklärte, sie selbst nach Trübensee zurückfahren zu wollen, da er ohnehin an der Grenze zu thun habe.

Kaum war der Wagen fort, so begann Mathilde ihren Angriff auf die Tante. Wie zu erwarten war, ereiferte sich Fräulein Cäcilie gewaltig.

Du bist wohl toll, Mathilde! Unter anständigen Leuten ist das Mädchen aufgewachsen, unter meiner Leitung Jahr für Jahr, und nun ein solcher Vorschlag! Julie kann jetzt nicht mit fort, und du mit ihm allein? womöglich die Nacht durch reisen? Daran ist garnicht zu denken!

Aber Mathilde beharrte auf ihrem Entschlusse, sodaß die Tante über diesem ungewohnten Starrsinn aus dem Zorn in Jammer geriet.

Ach du böses Kind, rief sie kläglich, das ist nur, um unsre ganze Familie bei anständigen Leuten auf ewig in Verruf zu bringen! Was kannst du ihm denn nützen?

Eben gerade in diesem Falle, sagte Mathilde eifrig, wie ich es vielleicht nicht ein zweitesmal kann. Sie sind beide hart und heftig, er und sein Vater — wenn ich nicht bei ihm bin, kommt eine Aussöhnung vielleicht nicht zu stande, und daran bist du dann schuld, Tante!

Ach schuld! Was schuld! Da geh hin, du ungeratenes Mädchen, ich halte dich nicht. Aber daß ich das an dir erleben muß, ist schrecklicher Lohn für meine treue Pflege! Ja, Mathilde, und wenn deine Großmutter nicht eine Theaterprinzeß gewesen wäre, hättest du garnicht die Fähigkeit in dir zu solchem unziemlichen Betragen! Aber ich sagte es ja gleich, als der Bohemund deine Mutter nahm, denn ihr Vater war ein Verschwender, und von dem hat's die Julie.

Dieselbe Julie hatte unterdessen vergeblich gesucht, ihren Onkel allein zu sprechen. Sie beschloß nun, ihm durch einen der Knechte einen Zettel nach der Ottersleber Grenze zu senden, um ihn zu schleunigster Rückkehr aufzufordern. Noch war aber von dem Wagen nichts zu hören und zu sehen, als Richter Mathilden abholte.

Die Schwestern hatten eilig das Nötigste zusammengepackt, während die Tante sich zürnend in ihrem Zimmer hielt. Sie verweigerte es auch, sich von Mathilden zu verabschieden, und so machte sich das Brautpaar, nur von Juliens Segenswünschen begleitet, auf den Weg. Julie stand noch lange an der Gartenpforte und sah ihnen nach. (Schluß folgt.)



Literatur.

Attarachus und Valeria. Eine lyrische Erzählung von Beatus Rhenanus. Aus der Studienmappe eines Bonner Studenten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1886.

Eine der eigenartigsten Dichtungen, welche die jüngste Zeit hervorgebracht hat. Es ist nicht leicht, dieser „lyrischen Erzählung" mit wenigen Worten gerecht zu werden. Es ist eine historische Dichtung, aber ein Füllhorn lyrischer Schönheiten ist über sie ausgegossen; es ist eine aus einem historischen Monument herausgesponnene Träumerei, aber jede Seite legt Zeugnis ab von markiger Gestaltungskraft. Folgen wir der Genesis des Werkes, über die uns der Dichter auf das anmutigste belehrt.

In einem rheinischen Museum römischer Altertümer hat den jungen Forscher ein rätselhafter Denkstein gefesselt. Er sucht den einstigen Trägern der hier eingegrabenen Namen auf die Spur zu kommen, und ihre nationalen und Standes-

unterschiede zwingen ihn zu eigentümlichen Kombinationen. Da schlägt er ermüdet endlich sein Corpus inscriptionum und seine Handbücher der römischen Altertümer zu und eilt ins Freie. Aber die Gedanken verfolgen ihn in die Rhein- und Weinberge. Seine Phantasie, der seicht-wissenschaftlichen Methode entronnen, spinnt sie weiter aus und formt sie nun zu leuchtenden Bildern, und bald steht eine antike Herzensgeschichte, in Rom beginnend, in der römischen Rheinprovinz ihr Ende findend, fertig vor ihm da.

Es mag wohl lange her sein, daß der Verfasser so träumte. Denn daß sich kein Anfänger unter dem Beatus Rhenanus verbirgt, zeigt neben der ausgereiften Form die kühne und ganz ungewöhnliche Sicherheit, mit der uns hier große kulturhistorische Stimmungsbilder mit wenigen plastischen Zügen vorgeführt werden. Nie lehrhaft, immer nur frisch erzählend, führt uns der Verfasser in jene wunderbare Uebergangszeit, in der auf germanischem Boden die klassische Welt neue Keime zu zeitigen begann. Indem er ganz in dem Augenblicksbilde aufzugehen scheint, wird Vergangenheit und Zukunft vor unserm Auge lebendig. Weit entfernt von allem willkürlichen romantischen Spielen mit historischen Kontrasten, wächst diese Dichtung ganz aus dem vollen Behagen an klassischer Formenschönheit, die sich von den fremden Szenerien nur in bedeutenden Linien abzeichnet.

Und diese Freude am Gestalten lebt vor allem auch in der Form der Dichtung. Wer sich nicht ganz dem Zauber einer Sprache verschließt, die mit spielender Leichtigkeit die schwierigen Probleme der Form zu vollkommener Anmut löst, den werden schon die ersten Seiten gefangen nehmen. Diejenigen vor allem, denen das Werk gewidmet ist, die einstigen Studiengenossen des Verfassers, und mit ihnen alle, denen es vergönnt war, die frohen Jahre des Studiums in der sonnigen Schönheit der rheinischen Landschaft zu verleben, mögen sich das schmucke Buch empfohlen sein lassen.

Satiren und Epigramme. Von Paul Schönfeld. Kaiserslautern, August Gottholds Verlagsbuchhandlung, 1886.

Diesem Buche gerecht zu werden, ist eine schwere Sache. Der Verfasser kokettirt mit seiner Parteilosigkeit und Unabhängigkeit; er schimpft auf alle. Ihm sind die Dichter nicht recht, aber auch nicht die Rezensenten; er will nicht getadelt werden, aber auch nicht totgeschwiegen; er macht sich lustig über die Freisinnigen, aber auch über die Konservativen; er mag die Juden nicht, aber auch nicht die Antisemiten. Nur an Selbstbewußtsein mangelt es ihm niemals. Er geberdet sich als ein Nachfolger Juvenals, und wir wüßten trotz unsrer aufmerksamen Lektüre des ziemlich umfänglichen Buches nicht einen neuen Gedanken zu nennen, nicht eine einzige mehr oder weniger boshafte Beobachtung des zeitgenössischen Treibens, die nicht schon von andern Feuilletonisten gemacht worden wäre — der Unterschied ist nur, daß jene nicht anspruchsvoll in den Kothurn traten, und daß sie ihre Hiebe wirkungsvoller verteilten. Oder ist Schönfeld der erste, der sich über die Reklame in der Literatur ärgert? Nein, wohl aber begeht er die Ungerechtigkeit, einem Dichter wie Martin Greif eins anzuhängen, der das wenigste Talent hat, einer literarischen Clique zu dienen. Oder ist das noch literarische Lebensart, wenn er zu dem wirklich geistvollen Aperçu M. Greifs: „In gewissem Sinne ist es wahr, daß, je vernünftiger sich die Welt gestaltet, desto minder geeignet sie zur poetischen Behandlung wird," folgendes Epigramm drechselt:

Nur nicht ängstlich! So lange die Welt noch deine „Behandlung"
Als Poesie hinnimmt, hat sich's noch was mit der Vernunft!

Mit diesem Epigramm stellt Schönfeld seinem eignen Sinne für lyrische Poesie ein Armutszeugnis aus. Für trockene Formalisten ohne jeglichen positiven Sinn, wie er, ist Greifs und aller seiner Vorgänger (der schwäbischen Schule) Dichtung ein verschlossenes Buch. Auch Herman Grimm muß ein stumpfes Epigramm sich an den Kopf werfen lassen. Ueberhaupt fehlt Schönfeld jenes Feingefühl, das die Satire von der Grobheit unterscheidet. Gleich die erste Nummer in der Abteilung „Lyrisch-epische Reflexe der Zeit" nimmt den Unfug des Leihbibliothekenwesens aufs Korn — wohl auch keine originelle Idee mehr. Hier wird eine Baronin geschildert, in der alten Manier natürlich, indem sie durch Französelei komisch gemacht werden soll. Diese also ist in der Leihbibliothek abonnirt, obgleich sie für ihre Toilette die höchsten Preise zahlt. Und die Pointe? Sie findet in dem entliehenen Buche ein Plebejerhaar und eine Laus darauf. Wie geschmackvoll! Die Heiraten durch das Inserat in der Zeitung hat wohl auch nicht erst Schönfeld entdeckt; mit der Satire Schwarzkopfs in der „Bilanz der Ehe" kann sich dieser erfindungsarme Sonnettenkranz Schönfelds garnicht vergleichen. „Der Pessimismus bei den Fröschen" soll den Hartmannschen Pessimismus durchhecheln Zu diesem Zweck wird — man denke — die Leidensgeschichte eines Frosches bei der Vivisektion vorgeführt. Und das soll antipessimistisch sein! In einem mit aufgenommenen Lustspiel „Mit gleichen Waffen" wird das von Flach aufgegriffene Thema der Protektionswirtschaft auf den Universitäten dramatisch behandelt. Aber welche Rohheit liegt darin, drei Mädchen, sitzengebliebene Jungfern, wegen eines nicht ganz redlichen Vaters dem Gespötte des Publikums preiszugeben! Das ganze Lustspiel ist sonst recht matt und arm an Handlung — aber mit welchem Selbstlob leitet es Schönfeld in literarisch ehrbaren Alexandrinern ein! Der deutschen Bühne eine ganz neue Figur geschenkt zu haben, berühmt er sich! Bisher hat die deutsche Bühne noch keine Notiz von dieser großartigen Schöpfung nehmen wollen — gottlob! Kurz: wenn maßloses Selbstgefühl, trockene Bücherweisheit, Hypochondrie, Grobheit, statt Witz, statt vollem Gefühl der lebensvollen Wirklichkeit, statt Anmut und Kraft den wahren Satiriker ausmachten — dann könnte man Schönfelds Buch loben.

Gedichte von Jaroslav Vrchlicky. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Leipzig, C. Wartigs Verlag, 1886.

„Hinter dem Pseudonym J. V. birgt sich Emil Frida, der bedeutendste tschechische und vielleicht slawische Dichter überhaupt der Gegenwart.... Seit den Zeiten Lopez de Vegas und Calderons hat noch kein Dichter in so kurzer Zeit [er steht jetzt erst im vierunddreißigsten Lebensjahre] so viele und so bedeutende Werke geschrieben wie Vrchlicky.... Er darf als der hervorragendste Vertreter der reflektirenden kosmopolitischen Richtung gelten, die seit dem Anfange der sechziger Jahre der frühern nationalen (slawischen) entgegentrat. So nimmt er seinem Volke gegenüber ungefähr die Stellung ein, wie Byron für England und Heine für Deutschland.... So wie andre Dichter fremder Nationen ihre Uebersetzer gefunden haben und ihre Werke in die deutsche Literatur eingeführt wurden, so wird auch Jaroslav Vrchlicky — dessen Werke, liegen sie nur erst vollständig in Uebersetzungen vor, in der Bibliothek keines gebildeten Menschen fehlen werden — seine berufenen Uebersetzer finden" u. s. w. Mit diesen enthusiastischen Urteilen eigner und fremder Prägung führt der Uebersetzer seine Auswahl aus den Gedichten der neuesten tschechischen Literaturgröße bei dem mißtrauischen deutschen Leser ein, dessen politisch feindliche Stimmung gleichzeitig auch noch zu überwinden ist. Die Wahrheit zu sagen, sind die Gedichte dieses ganz unaussprechlichen tschechischen Dichters, wenn

auch lange nicht so überragend, wie ihr begeisterter Uebersetzer meint, doch bedeutend genug, um die Bekanntschaft mit ihnen zu lohnen. Vrchlicky hat sich bei längerem Aufenthalte in Italien, durch philologische und historische Studien, durch zahlreiche Uebersetzungen aus deutschen, französischen und zumal italienischen Dichtern eine europäische Bildung angeeignet. Tiefe und Adel der Empfindung, ein hohes, sittliches Pathos, eine reiche, bewegliche Phantasie zeichnen ihn als Dichter aus, soweit wir ihn aus den wenigen Gedichten der vorliegenden Auswahl haben kennen lernen. Er selbst schildert sich als eine ernste, schwermütige Natur:

Glaube mir, das Leben
Gleicht einem Strom, deß Wellen hoch sich heben,
Aufwirbeln Schlamm, der selbst die Sonnengluten
Verfinstert, die sich spiegeln in den Fluten.
Der Schlamm des Lebens sind Erinnerungen.
Von ihrem Dornenstachel tief durchdrungen
Wird meine Seel' auch in den schönsten Stunden,
In denen sie ihr hehrstes Glück gefunden. . . .
Ist nicht ein Wirrsal diese Welt? O sage,
Führt nicht der Schritt in nebelhafte Ferne?
Doch sieh! Die Kunst gleicht einem goldnen Sterne,
Erhellt die Finsternis, der Weg wird lichter.
Allein die Kunst ist streng, der strengste Richter,
Und was sie giebt: beglückend endlos Sehnen,
Zuteil nur ward es uns für heiße Thränen,
Für ärgre Qual, als Tantalus durchwühlte,
Für größer Leid, als Dolorosa fühlte,
Da sie ihr Kind auf ihrem Schoß gebettet. . . .
Sei was du willst, sei Bildner, Maler, Denker,
Gabst du dein Herz ihr, nimmt sie deine Seele!
Drum zürne nicht, Kind, daß mir Frohsinn fehle.

Von den einzelnen Gedichten seien besonders hervorgehoben: die Ballade „Tvardovskis Thräne," die mit ausgezeichneter Kunst übersetzt ist: der slawische Faust wird vom Teufel, der ihm dient, im fliegenden Mantel über die Wohnungen der Menschen getragen; das hierbei geschaute Treiben preßt Tvardovski Thränen aus; da beginnt der Mantel zur Ueberraschung des Satans zu sinken: es war die Thräne, die an ihm haften blieb — „solche Thräne hat Gewicht"; Satan wischt sie weg, und der Mantel gewinnt seine Flugkraft wieder. Der Hymnus „Ahasvers Frühlingslied" läßt den ewig Ruhelosen die sich stets gleichbleibende Ruhe der Mutter Erde neidvoll preisen. „Die Verbannten" sind Ahasver und Dante, welche sich als die meist gewanderten der Menschheit wie Brüder begrüßen. „Aktäon" erhebt reuevolle Klage über seine Schuld, den Schleier der Schönheit mit Gewalt gelüftet zu haben. Ganz eigentümlich sind „Psyche und Satyr," „Gesang des Satyr" — Gedichte von ungewöhnlicher Schönheit. „Ein Kind" bringt eine schwermütig symbolische Genreszene: es ist der einzige aufhorchende Zuhörer in einer zahlreichen Gesellschaft, vor der ein armer Spielmann die Zither spielt:

Mir fiel dabei ein,
Wie's manchmal auf der Welt ergeht der Kunst,
Durch meine Seele zog der Bibelvers:
Sein Lob wird von der Kleinen Mund verkündet.
Und weiter dacht' ich, wie oft Kindersinn
Nur ahnend, nicht verstehend, den herrlichsten
Gedanken rein erfaßt, indes die Welt,
Die lärmende, gleichgiltig ihn verachtet!

Dies genüge, die Freunde der Poesie auf diesen Band von Uebersetzungen aufmerksam zu machen. Der politische Kampf kann uns nicht hindern, den Dichter

als solchen anzuerkennen, und es hätte garnicht der Rechtfertigung des Uebersetzers in dieser Richtung für uns bedurft.

Was den Wert seiner Uebersetzung im Verhältnis zum Original betrifft, so ist es uns bei unsrer Unkenntnis des Tschechischen natürlich nicht möglich, ihn zu ermitteln. Allein bei aller bemerkenswerten Formgewandtheit fehlt es ihr auch nicht an auffallenden Härten und geradezu Fehlern, die getilgt werden sollten. So heißt es in dem Sonett „Der Wein der Lieder“: „Je mehr des Schicksals Schläge dunkeln, o Dichter, dir den Frühling,“ und in der letzten Terzine: „Vom kranken Auswuchs nur den Geiststamm reine.“ Das ist unerträglich. Ebenso wenig kann man die Ellipse im folgenden Satze loben: „Er träumte jetzt, daß . . . ihm stets zur Seit' ein Wesen schweben würde, das »Poesie« der Haufe nennt, doch »Engel«, der in sein unverschleiert Antlitz blickte.“ Dergleichen Flecken schädigen die sonst verdienstliche Uebersetzung.

Ein Buch vom Bier. Cerevisiologische Studien und Skizzen von Dr. E. M. Schranka. 2 Bde. Frankfurt a. M., 1886.

Der in der „cerevisiologischen“ Literatur wohlbewanderte Verfasser dieses hübsch ausgestatteten Buches bietet in einer Reihe vorzugsweise kulturgeschichtlicher Bilder die bunten Früchte einer umfassenden Lektüre. Schade, daß er der Darstellung nicht dieselbe Sorgfalt hat zu Teil werden lassen, die man ihm in der Zusammentragung des Stoffes nachrühmen muß. Was er in der letzteren fast zuviel gethan, läßt er dort vermissen. Denn es sind nicht nur sogenannte Austriazismen und eine Menge recht wohl entbehrlicher und unschöner Fremdwörter, die die Darstellung verunstalten, sondern der zwanglose Plauderton, den der Gegenstand des Buches nicht bloß verträgt, sondern fordert, verfällt doch zu oft, wie z. B. in der Verknüpfung der Einzelheiten, in die breite, bequeme Sprache, die an den Stammtisch erinnert. So ist auch das Buch mit manchem Ballast beschwert worden, auf den verwöhntere Leser gern verzichten würden. Wer sich aber hierdurch nicht stören lassen will, für den wird die Lektüre des Werkes gewiß lehrreich und ergötzlich sein.

Eine Vorstellung von dem interessanten und mannichfachen Inhalte geben die Ueberschriften der verschiednen Abschnitte, in die der „Stoff“ verteilt ist. Die 29 Kapitel behandeln: 1. Bier als Wort und seine Etymologie. 2. Cerevisia. 3. Das Ale. 4. Das Bier in der Studentensprache. 5. Die Onomatologie und Nomenklatur des Bieres. 6. Gambrinus. 7. Bier und bierartige Getränke. 8. Die Farbe des Bieres. 9. Bier und Wein. 10. Bier und Tabak. 11. Bier und Brot. 12. Das Bier in der Küche. 13. Das Obst des Biertrinkers. 14. Aphorismen zu einem Bierrecht. 15. Die Statistik des Bieres. 16. Die Mythologie des Bieres. 17. Das Bier im Aberglauben. 18. 19. Das Bier in der Sage und im Märchen. 20. Bräuhaus und Kloster. 21. Das Bier und die vierte Fakultät. 22.—24. Das Bier im Rätsel, im Sprichwort und im Spruche. 25. Die Poesie des Bieres. 26. 27. Das Bier im Bilde und im Humor. 28. Das Bier und unsre fünf Sinne. 29. Cerevisiologie. Satis superque!



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Der Ministerwechsel in Paris.



ieder einmal sahen wir während der letzten Wochen in Paris an einem Beispiel, welch ein Segen der Parlamentarismus für ein Land ist, besonders wenn es sich des ganz echten, des mustergiltigen, des Parlamentarismus, wie er im Buche steht, zu rühmen hat. Wieder einmal ist dort die alte Wahrheit, daß dieses System, die organisirte Selbstsucht der Parteien als solcher wie die der einzelnen Streber, aus denen sie sich zusammensetzen, eine feste, kraftvolle und zuverlässige Regierung unmöglich macht und dadurch den Staat im Innern und nach außen hin schwächt, durch einen Ministersturz illustrirt worden. Das Musterland des Parlamentarismus, das wir in der französischen Republik vor uns haben, ist ein politisches Kaleidoskop, das unaufhörlich neue Figuren zeigt, und das mag den Liebhabern solchen Spiels gefallen, aber es kann dabei weder zu raschem Fortschritt im Innern kommen, noch zu Ansehen und Vertrauen bei auswärtigen Mächten. Wir dürfen uns Glück wünschen, daß dies im Lande unsrer Feinde geschieht, aber die, welche bei uns derartige Wirtschaft begehren und erstreben, sollten doch endlich einmal inne werden, daß dieselbe auf Thorheit beruht und Unheil mit sich bringt.

Das Ministerium Freycinet, welches schon einige Wochen vorher ins Schwanken geraten war, verlor zuletzt vollständig das Gleichgewicht und fiel um, wie seit fünfzehn Jahren mehr als ein Dutzend Ministerien vor ihm umgefallen waren. Französische Kabinette sind schon oft durch Schüsse aufs Geratewohl hin, die aber sorgfältig vorbereitet waren, niedergestreckt worden, und wenn man nach den letzten Manövern der Opposition urteilen darf, kann man sagen, daß die feindliche Abstimmung der Kammer, welche das letzte

Ministerium aus dem Amte fegte, nicht gerade durch „zufälliges Zusammenwirken von Atomen“ zustande gekommen sein wird. Zuerst wendete sich das Komitee, welches die Bilanzbogen des Budgets durchzusehen und zu beurteilen hatte, gegen den Finanzminister Sadi-Carnot und stieß ihm alle seine Berechnungen um. Er drohte, seine Entlassung zu geben, und that es wirklich, wie es sein Kollege, der Minister des Innern, Sarrien, gethan hatte; doch kam es in beiden Fällen zu einer Verständigung, durch welche diese den Bestand des Kabinets gefährdenden Rücktritte verhindert wurden. Der Finanzminister hätte vielerlei für sich sagen können, aber obwohl er im Amte blieb, nahm er an den heftigen Scharmützeln, welche die Sitzungen belebten, nur geringen Anteil, und zwar aus gutem Grunde: die Pläne, mit deren Ausführung er in die Finanzen Stabilität und Gesundheit zu bringen beabsichtigte, wurden großenteils verworfen, und es ging nicht wohl an, daß er für die Meinungen seiner Kritiker das Wort ergriff. Der Streit spann sich weiter fort, und das Ministerium fristete sich nur dadurch kümmerlich das Leben, daß es die Vorwürfe, die ihm täglich von den Rednern der Opposition zugeschleudert wurden, gelassen hinnahm. Nur ein Minister, Baïhaut, hielt es für geraten, seinen Posten, der ihm unbehaglich geworden war, und ein Kabinet, welches seinen Halt in der Kammer verloren hatte, ohne Verzug zu verlassen. Die übrigen Herren setzten ihrem Präsidenten Freycinet zu, endlich aufzustehen und eine entschiedne und wirksame Rede zur Verteidigung der Regierung und der an ihnen getadelten Politik zu halten. Er gab ihren Bitten Folge, und als man an die Erörterung der Forderungen des Budgets für die auswärtige Politik ging, ließ er eine große Ansprache vom Stapel und gewann einigen Beifall durch „patriotische“ Ansichten über Ägypten und durch die Verkündigung, daß „die Ära der Erwerbungen nunmehr geschlossen sei,“ Frankreich also keinerlei Gebiet an fernen Meeren annektiren werde, was zwar die Anhänger Jules Ferrys verstimmen, aber dem General Boulanger angenehm klingen konnte. Der Premier erlebte infolgedessen einen kleinen Triumph und schien sich und seinen Amtsgenossen den Ministersessel wieder gesichert zu haben Es sollte aber nur für wenige Tage sein. Kaum war der neue auf dreißig Millionen Franken bemessene Kredit für Tonking auf die Tagesordnung gebracht worden, so erschien die hinter die Kulissen gebannte Gefahr von neuem auf der parlamentarischen Schaubühne, und nur mit knapper Not erwehrte sich der Minister ihrer. Er bat, um dem Auslande imponiren zu können, um möglichst einstimmige Bewilligung der Forderung, begegnete aber heftigen Widersprüchen vonseiten der Radikalen. Raoul Duval und ebenso Clémenceau, der die Verstreuung französischer Soldaten und Zwanzigfrankstücke über die Inseln und Sumpfländer Asiens und Afrikas mit besonders ungünstigen Augen ansieht, sagten ihm in den bittersten Reden, was sie für wahr, nützlich und unnützlich hielten. Jener nannte Tonking ungescheut „eine Kloake“ und erklärte unter dem Beifallsrufe seiner Partei, daß sein Patriotismus ihm gerade verbiete, was

Freycinets Patriotismus diesem vorschreibe. Es fiel das ominöse Wort, Tonking, welches dem französischen Steuerzahler soviel Geld aussauge und soviel von seiner militärischen Kraft in Anspruch nehme, werde, wenn man es festzuhalten fortfahre, „ein zweites Mexiko“ werden. Das Ende der Debatte war, daß der verlangte Kredit zwar bewilligt wurde, aber statt einstimmig nur mit einer Mehrheit von 278 gegen 249 Stimmen, und auch das nur, nachdem der Premier in aller Form die Kabinetsfrage gestellt hatte.

Abgesehen von Tonking hielt es die vereinigte Opposition nicht für rätlich, das Ministerium durch Widerstand in einer kolonialen Frage zu Falle zu bringen. Die Führer suchten sich einen Boden, wo sie dasselbe mit mehr Aussicht auf Erfolg angreifen konnten, und fanden ihn in den Stellen der Unterpräfekten. Die Fabrikation von Beamtenposten, die sich zur Speisung hungriger Stellenjäger, der eifrigsten Parteimitglieder, verwenden lassen, ist unter der Republik in der größten Ausdehnung betrieben worden. Man führte dafür an, daß es so viel für das Land zu thun gebe, daß eine Masse reformatorischer Gesetze durch Sammlung von Material vorbereitet und dann ausgeführt werden müsse, daß eine lange Reihe öffentlicher Arbeiten ein zahlreicheres Aufsichtspersonal als das bestehende verlange, und was dergleichen Beschönigungsgründe für die eigentliche Absicht mehr waren. Wir sind nicht der Meinung, daß irgend eine der Parteien, welche Frankreichs Geschicke brauen und über seinen Säckel verfügen, ausgenommen ein kleines Häuflein aufrichtig sparsam gesinnter Landboten, im Ernste dieser Vervielfältigung der Ämter feind ist, glauben vielmehr, daß jede, wenn das jetzt künstlich hervorgerufene Fieber erkaltet ist, jenes Verfahren fortsetzen wird. Doch ist das eine Meinung, welche die Zukunft immerhin widerlegen könnte. Jetzt aber hegt man augenscheinlich in ziemlich weiten Kreisen den lebhaften Wunsch, durch Beseitigung einer Anzahl von Stellen die Staatsausgaben vermindert und den Schatz entlastet zu sehen, und daran knüpfte die Opposition jetzt an, wie man schon früher in der Sache vorgegangen war. Man hatte die Untersekretärstellen als nutzlos und überflüssig angegriffen, obwohl sie recht nette Krippen für junge und vielversprechende Politiker oder für Leute darbieten, welche unbequem und gefährlich werden können, wenn ihre Zunge oder Feder ganz frei bleibt. Einer der betreffenden Herren nahm vor kurzem infolge einer Abstimmung seinen Abschied, andre blieben. Man führte gegen sie an, wenn ein Minister zu der Volksvertretung sprechen könne, so sei sein Gehilfe eine rein überflüssige Person, und es war nicht recht klar zu machen, daß diese Funktionäre außerhalb der vier Wände des parlamentarischen Schauspielhauses viel zu thun hätten. Weitere Angriffe auf die Forderungen des Budgets erfolgten, und die Furcht vor feindlichen Abstimmungen übte einen so heilsamen Einfluß aus, daß einzelne Minister, sogar der, welcher das Kriegsdepartement unter sich hatte, ihre Bereitwilligkeit kundgaben, sich einen Abstrich vom Maße ihrer Forderungen gefallen zu lassen. Alle diese Opfer, die dem

Drachen der Opposition vorgeworfen wurden, um ihn zu besänftigen, waren vergeblich. Auch die Geduld, welche die Minister dem Tadel gegenüber bewiesen, der von der Rednertribüne auf ihre Bank herabregnete, half ihnen nichts. Der Einfluß, den die gewichtigen Erklärungen des Ministerpräsidenten gegen die Macht, „die Ägypten nicht festhalten soll,“ ausgeübt hatte, hatte sich wieder verflüchtigt, als man in der langen Debatte auf die Stellen der Unterpräfekten zu sprechen kam. Waren sie zu irgend etwas anderm gut als zur Förderung der politischen Interessen der Gruppe von Politikern, welche jetzt am Staatsruder stand? Waren diese Beamten etwas andres, etwas mehr als Wahlagenten, die sich des Vorzugs erfreuten, Vertreter der Regierung zu sein, und deren Ja oder Nein deshalb ängstliche Wähler bestimmte, in ihren Fußtapfen zu wandeln, wenn es zur Abstimmung an der Urne ging? War es im Hinblick auf den traurigen Stand der Finanzen geraten, eine halbe Million Franken oder mehr auf eine Anzahl schätzbarer junger Herren zu verwenden, deren Gehalte das ohnehin sehr ansehnliche Defizit anschwellen ließen? Es ist nicht unsre Sache, auf diese Fragen zu antworten. Genug, daß die Mehrheit der französischen Deputirten jetzt und gerade jetzt der Meinung zuneigte, daß man die Unterpräfekturen abschaffen müsse. Freycinet sprach mit Eifer für ihre Beibehaltung, wenigstens erklärte er das Fortbestehen einiger von ihnen für unumgänglich, falls die republikanische Maschine gehörig arbeiten solle, und sein Kollege Sarrien schloß sich seinen Vorstellungen lebhaft an. Er gab sogar das Versprechen, nächstens einen Gesetzentwurf zur Verminderung dieser Stellen einzubringen. Aber die parlamentarischen Taktiker, denen die Sache nur Mittel, nicht Zweck war, nur Hebel zur Beseitigung des Kabinets, ließen sich nicht erbitten. Die Beredsamkeit Freycinets blieb diesmal ohne Wirkung. Ein feindseliger Verbesserungsantrag verminderte die Zahl der ihm sicheren Deputirten, und bei der Abstimmung über denselben votirten 262 für und 249 gegen ihn. Freycinet war damit geschlagen, wenn auch mit geringer Majorität. Sofort beriet er sich mit den Kollegen, und das Ergebnis der kurzen Besprechung war, daß man dem Präsidenten der Republik ein Entlassungs- oder, wenn man will, ein Entlastungsgesuch überreichte. Die Meinungen über diesen Schritt waren anfangs geteilt: die einen glaubten, Freycinet trete zurück, weil er des Langens und Bangens in schwebender Pein endlich müde geworden sei, die andern behaupteten, er habe nicht endgiltig verzichtet, sondern werde mit einem etwas veränderten Ministerium ans Ruder zurückkehren, weil bei der Abstimmung, vor der er gewichen, einige gemäßigte Republikaner gefehlt hätten, welche die Wagschale zu seinen Gunsten zum Sinken gebracht haben würden. Ein solcher Ausgang der Krisis ist auch nicht unwahrscheinlich für die Zukunft, da die französischen Parlamentarier gewohnt sind, das bestehende Kabinet nur soweit zu erschüttern, daß für sie oder gute Freunde Platz in einem neuen wird. Das Ministerium Freycinet war das Ergebnis eines Übereinkommens zwischen der

Linken in der Kammer und den Fraktionen, welche den Raum zwischen dieser und der Rechten einnehmen. Einige von denen, welche sich nach einem Portefeuille und der Aussicht, auf ihre Visitenkarten ancien ministre schreiben zu dürfen sehnten, mögen vergnügt gewesen sein, und die, denen dieses Glück nicht zu Teil geworden war, mögen gehofft haben, die Reihe werde jetzt an sie kommen. Die Geschichte der französischen Ministerien ist eine Kette rasch aufeinander folgender Veränderungen, die sich hauptsächlich auf Grund solcher selbstsüchtigen Hoffnungen und Bestrebungen vollzogen, und die Doktrinen, die man dabei vonseiten der Parteien verwendete, waren gewöhnlich nur Vorwände und Deckmäntel. Gambetta wurde vom Amte verdrängt, weil er bei der Auswahl seiner Minister aus den Reihen dieser Gesinnungstüchtigen nicht alle berücksichtigt hatte, welche sich für die „rechten Leute“ hielten. Freycinet wurde schon einmal vertrieben, weil die republikanische Union meinte, sie sei unter seinen Amtsgenossen nicht hinreichend vertreten, und als die Führer dieser Clique endlich das lange ersehnte Ziel erreicht hatten, wurden sie bei passender Gelegenheit ihrerseits hinausgeworfen, um andern Ehrgeizigen Platz zu machen. Jetzt stand die Sache folgendermaßen. Zunächst bemühte sich der Präsident Grévy, die Minister zur Rücknahme ihres Entlassungsgesuches zu bewegen, dann schlug er Freycinet vor, die Neubildung des Kabinets in die Hand zu nehmen. Derselbe lehnte dies jedoch ab, und zwar, wie er später in einer Sitzung des Senats erklärte, weil er nicht aus Empfindlichkeit zurückgetreten war, sondern deshalb, weil ihm die Parteiverhältnisse in der Kammer der Deputirten das Regieren unmöglich machten und ihm die geringe und unsichere Mehrheit, welche hier hinter ihm stehe, nicht das genügende Ansehen bei den gerade jetzt (bei der ägyptischen und bulgarischen Frage) besonders schwierigen Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten gewähre. Diese Äußerung war nicht unglaubwürdig; denn bei den letzten wichtigen Kundgebungen in London und Pest war Frankreichs nicht mit einem Worte gedacht worden, und ebensowenig war in den Erklärungen, die Graf Robilant der Kammer in Rom über die auswärtigen Beziehungen Italiens gab, von dem französischen Nachbarstaate die Rede gewesen. Doch konnte Freycinet sich sagen, daß auf ihn das Sprichwort Anwendung leide, nach welchem unter Blinden der Einäugige König ist, d. h. daß er gegenwärtig der einzige Staatsmann Frankreichs ist, dem man im Auslande die Befähigung zugesteht, ein leidlich haltbares Kabinet zu stande zu bringen. In der Kammer halten sich die Gruppe der Opportunisten und die der von Clémenceau geführten Radikalen gegenseitig die Wage, sodaß weder die eine noch die andre daran denken kann, allein und selbständig die Regierung zu übernehmen. Im Ministerium Freycinet waren daher beide Fraktionen ungefähr zu gleichen Teilen vertreten, und die Stimme des Präsidenten des Konseils gab bald nach dieser Seite hin, bald nach der andern den Ausschlag. Das gab keine starke Regierung, aber es war die unter den obwaltenden Umständen

allein mögliche, indem sich nur einer solchen die oben geschilderte Selbstsucht als einem notwendigen Übel bis auf weiteres unterordnete. Zuletzt aber glaubte man sich, nachdem Freycinet durch das ihm gebotene Schaukeln bald dem Opportunismus, bald dem Radikalismus Anstoß gegeben hatte, jener Enthaltsamkeit überhoben, und Freycinet fiel, weil er jetzt fallen wollte, um nach einiger Zeit stärker wieder aufstehen zu können. Er ließ sich stürzen, um später zu einem festeren Vertrage mit den Parteien zu gelangen, die ihn trotz alledem brauchten. Das letztere sah man sogleich. Als er bei seinem Rücktritte beharrte, war, wie man zu sagen pflegt, Holland in Nöten. Der Kammerpräsident Floquet, an den sich Grévy mit der Aufforderung, ein neues Kabinet zu bilden, wendete, lehnte die Einladung ab und that wohl daran, da in Petersburg nicht vergessen war, daß er dem Vater des Zaren 1867 ein ungezogenes: Vive la Pologne, Monsieur! zugerufen hatte. Boulanger, der sonst recht unternehmende und selbstbewußte Kriegsminister, fühlte ebensowenig Neigung, die Aufgabe zu übernehmen. Endlich ließ sich der bisherige Unterrichtsminister Goblet nach einigem Zögern bereit finden, es damit zu versuchen. Er hat wieder eine Regierung fertig gebracht, die gemischter Natur ist, nur die Personen sind andre als in der gestürzten, und es verstand sich von selbst, daß es ein Koalitionsministerium war. Ein radikales würde sehr bald durch ein Bündnis der Opportunisten mit der Rechten genötigt worden sein, seine Stellung zu räumen, ein opportunistisches würde sofort die letztere mit der Partei Clémenceaus zum Angriffe auf sich vereinigt haben. Sowohl die Radikalen als die Epigonen Gambettas hätten nur durch Auflösung der Deputirtenkammer die Möglichkeit schaffen können, ein Ministerium von ihrer Farbe für einige Zeit an die Regierung zu bringen, aber niemand konnte bei diesem Auswege die Bürgschaft übernehmen, daß nicht ein Wahlkampf, in welchem die eine Partei der Republikaner gegen die andre zu Felde ziehen mußte, abermals den Fraktionen der Monarchisten zu gefährlichem Vorteile gereichen würde.

Goblet hat nun in der Kammer Erklärungen abgegeben, die als sein Programm zu betrachten sind. Er verhehlt sich die Schwierigkeiten, vor denen er steht, durchaus nicht, will sich aber bestreben, von allen persönlichen Rücksichten abgewendet, mit Hingebung, „wie sie allen Republikanern ziemt," seine Aufgabe zu erfüllen. In Betreff der auswärtigen Angelegenheiten wird er „die ebenso kluge als feste Politik" seines Vorgängers auf dem Ministerpräsidentenstuhle fortsetzen. In Bezug auf die innern Fragen „gestattet ihm die Lage, in welche die Wahlen von 1885 die Regierung gebracht haben, nicht, großen Ehrgeiz zu zeigen." Bei den ins Auge gefaßten gesetzgeberischen Maßregeln soll auf die Stimmung im Lande volle Rücksicht genommen werden. Die Punkte, welche keine Mehrheit finden können, sollen vertagt und der Kammer nicht vorgelegt werden; denn „es giebt Reformen, hinsichtlich deren es weder der Kammer noch der Regierung zusteht, die öffentliche Meinung zu überfliegen, und auf die

nicht eingegangen werden darf, bevor das Land sich ausdrücklich darüber ausgesprochen hat." „Andre wichtige Fragen, deren Lösung die Kammer mit Ungeduld erwartet," sollen „unverzüglich und mit dem festen Willen, sie zu lösen, in Angriff genommen werden. . . . Das erste Bedürfnis des Landes ist Ordnung, Aufrichtigkeit und Regelmäßigkeit in den Finanzen. (Ein eigentümliches Geständnis!) Überzeugt, daß ernstliche, mit Umgestaltung unsers Steuersystems verbundene Ersparnisse allein die öffentlichen Zustände sicherstellen können, werden wir für 1888 die zur Verwirklichung dieser Reformen erforderlichen Maßregeln beantragen." Ferner kündigte der Minister Reformen auf dem Gebiete der Verwaltung, des Elementarunterrichtes und des Ackerbaues an. Dann schloß er mit den Worten: „Wenn es uns gelingt, diese Vorsätze zu gutem Ende zu führen, werden wir dann nicht den Wünschen des Landes entsprochen und sein Vertrauen auf die Republik befestigt haben?"

„Wenn es uns gelingt" und dann eine Frage, das sieht wenig zuversichtlich aus, und in der That wird Goblet einen schweren Stand haben und wahrscheinlich nicht lange Minister bleiben. Bereits mußte er bei der Wahl eines Gehilfen für die auswärtigen Angelegenheiten den Ansprüchen der Opportunisten nachgeben und statt des diesen unbequemen Bourré den Senator Flourens zur Übernahme dieses Postens auffordern. Bereits wird von den meisten Pariser Blättern auch diese Wahl höchlich gemißbilligt. Bereits hat Clémenceau in der Kammer erklärt, das Programm Goblets mit seiner Enthaltsamkeit gegenüber den vom Radikalismus verlangten Reformen, namentlich der Trennung von Kirche und Staat, sei unbefriedigend. Weiteres wird ohne Zweifel nicht lange auf sich warten lassen, und schließlich wird eine neue Drehung des Kaleidoskops erfolgen, und dann wieder eine, und so fort mit Grazie, aber nicht in infinitum.



Deutsche Sorgen in Österreich.

4.



Wie wir gesehen haben, entwickelte sich das jetzige österreichisch-ungarische Staatengebilde durch Angliederung nichtdeutscher Nationalitäten an die Deutschen der Ostmark, die mithin historisch den Stamm oder Kern desselben darstellen. Sie faßten sie zusammen, erhielten sie in der Vereinigung und vermittelten ihnen ihre Kultur. Sie sind endlich, wenn wir von Ungarn absehen, wo unter fünf Millionen Magyaren etwa zwei Millionen Deutsche wohnen, an Zahl das Hauptvolk; denn sie zählen

in der cisleithanischen Reichshälfte 8 Millionen, während die Tschechen hier nur 5,2, die Polen 3,2, die Ruthenen 2,8, die Slowenen 1,1, die Serbokroaten 0,563, die Italiener 0,668, die Rumänen 0,191 und die Magyaren 0,01 Millionen zählen. Mit andern Worten: deutsch ist die Nationalsprache von 36,8, tschechisch die von 23,8, polnisch die von 14,8, ruthenisch die von 12,8, slowenisch die von 5,2, italienisch die von 3, serbokroatisch die von 2,6, rumänisch die von 0,88, magyarisch die von 0,05 Prozent der Bevölkerung. In sieben Kronländern betragen die Deutschen 55 bis 100, in dreien 30 bis 49, in vieren 6 bis 19 Prozent der Bewohnerzahl. Daß sie nicht die absolute Mehrheit der Gesamtbevölkerung ausmachen, ist richtig, aber die zehn Millionen der cisleithanischen Slawen sprechen vier so wesentlich von einander abweichende Sprachen, daß sie sich so wenig verstehen wie der Rumäne den Italiener oder der Holländer den Dänen. Wir haben also in Österreich-Ungarn neben den Deutschen zwar Magyaren und Romanen, aber kein Slawenvolk, sondern nur eine Gruppe solcher vor uns, deren Glieder überdies verschiedne Traditionen und Interessen haben und nur in der Gegnerschaft gegen die Deutschen einig sind. Der Panslawismus ist eine Fiktion von Gelehrten und Pseudopolitikern und wird es bleiben, so lange diese Herren nicht eine Schriftsprache schaffen und zur Geltung bringen, welcher sich alle slawischen Stämme bedienen, und so lange es ihnen nicht gelingt, die Polen Rußland gegenüber ebenso empfinden, denken und streben zu lehren, als die Tschechen oder richtiger als deren Professoren, Parlamentsredner und Zeitungsschreiber mit ihrem Schweife. Diese mit ihren Gesinnungsverwandten unter den Polen und Slowenen hassen das Deutschtum als die stärkste der Klammern, welche die Quadern des Staatsgebäudes mit einander verbinden. Die letzten Ziele aber, welche die mit diesem Hasse parallel laufenden positiven Bestrebungen im Auge haben, sind von der Art, daß auf sie das Sprichwort Anwendung leidet: Ein Glück, daß unser Herrgott der Ziege den Schwanz nicht hat länger wachsen lassen; sie schlüge sich sonst die Augen damit aus. Die Errichtung einer Anzahl lose miteinander zusammenhängender slawischer Kleinstaaten an oder neben der Stätte, wo Österreich zerbröckelt wäre, ist ein Plan so abenteuerlicher, so unpolitischer, so ganz und gar unnatürlicher Art, daß man ihn nicht für möglich halten würde, wenn er nicht schon wiederholt mehr oder minder laut und deutlich ausgesprochen worden wäre. Die halbe Abtrennung Ungarns und die bisherigen Erfolge derselben für die Magyaren beweisen nichts gegen dieses Urteil; denn noch ist hier nicht aller Tage Abend.

Ist alles Bestreben, Österreich als Nationalitätenverband staatlich zu lockern, unnatürlich und verhängnisvoll, so ist es dagegen ein natürlicher Vorgang, wenn die räumliche Vermischung der nationalen Elemente in den Provinzen mit der Assimilirung dieser Elemente Hand in Hand geht. Zum Bewußtsein ihrer Eigenart erwachte und aufstrebende Nationalitäten suchen die Verschmelzung

der fremden Minderheit unter sich durch Nachhilfe mit äußern Mitteln zu beschleunigen und sich auf Kosten derselben zu heben. Wenn etwas der Art unter Kaiser Josef zu Gunsten der Deutschen im ganzen Reiche geschah, so ist der Unterschied der damaligen Vorgänge von den heutigen größer als die Ähnlichkeit beider. Der Grund jener Germanisirungsversuche war keineswegs der nationale Eifer des österreichischen Volkes, das bis 1861 so wenig wie die Magyaren und Slawen bei Regierungsmaßregeln mitzureden hatte, und der Zweck des Kaisers war nicht sowohl Stärkung des Deutschtums, als engere Vereinigung der Bestandteile des Reiches, Unifizirung, nicht Germanisirung. Und wenn die Regierung bis 1848 von ihren Beamten die Kenntnis der deutschen Sprache forderte, so war das kein unbilliges, sondern ein ganz selbstverständliches Verlangen, welches mit einer Bevorzugung des Deutschtums schon deshalb nicht zusammenfiel, weil damals von deutschem Denken und Streben unter den Österreichern nicht viel zu finden war. Dagegen war das deutsche Idiom in dieser Periode wie noch heutigen Tages das allgemeine Mittel, mit dem sich nicht nur die Deutschösterreicher mit den Magyaren und Slawen, sondern auch die letzteren miteinander verständigten. Da jeder Gebildete es sprach und schrieb, so fiel es keinem ein, sich zu beklagen, daß es in Österreich auch die Sprache der Behörden war und daß sich dieselben in Ungarn seiner neben dem bekannten Küchenlatein bedienten, wenn sie mit der Zentralbehörde in Wien oder mit den Kollegen in den Nebenländern der Stephanskrone zu verkehren hatten. Nur in der Lombardei und in Venetien galt für die Verwaltung die Sprache des dortigen Volkes ausschließlich. Als sich in den letzten Jahren der Metternichschen Ära liberale Ideen regten, bildeten die Liebhaber derselben eine Partei ohne Unterschied der Nationalität, und erst nach 1848 kam es zur Trennung derselben und zur Gruppirung um nationale Programme. Man fing unter den Slawen an, von „unterdrückten Nationalitäten" zu reden, und weil die Regierung Bachs deutsch sprach und in gewissen Kreisen ebenfalls deutsch gesprochen wissen wollte, sollten die Deutschen die Unterdrücker sein, obwohl sie die grobe Faust der Reaktion jener fünfziger Jahre mindestens ebenso schwer zu empfinden hatten als die andern und kein deutsches patriotisches Lied singen, ja keinen deutschen Hut tragen konnten, ohne von der Polizei gemaßregelt zu werden. Kaum hatten die Ereignisse von 1859 wieder etwas Luft geschafft, so erhoben die deutschfeindlichen Parteien den Kopf von neuem, um zunächst durch Einwirkung auf die Schule ihre Zwecke zu fördern und dann allmählich andre Einrichtungen denselben dienstbar zu machen. Anders die Deutschen, deren Führer damals und noch lange nachher viel weniger auf nationale Abwehr und Eroberung als auf die Verwirklichung liberaler Doktrinen, Erwerbung einer Verfassung mit Zubehör, parlamentarische Rechte, Freiheit, wie sie im Buche steht, wirtschaftliche Freiheit nach den Lehren der Manchesterschule, ihr Augenmerk richteten und mit solchen Wünschen und Bemühungen ihren nationalen Gegnern nicht

nur freie Hand ließen, sondern — freilich ohne es zu wollen — mitwirkten, ihnen Wege zu ebnen und zu verbreitern. 1861 sah die Partei, welche für jene Begehren hauptsächlich arbeitete, einen guten Teil ihrer Anliegen sich erfüllen. Die Monarchie erhielt mit Ausschluß Ungarns und Venetiens eine Verfassung und einen Reichsrat mit zwei Kammern, jedes Kronland besondre Statuten und einen eignen Landtag. Damit ging es eine Weile, aber bald kam es im Abgeordnetenhause des Reichsrates zu heftigen Angriffen der Liberalen auf die Minister, und in den Landtagen erhoben die Slawen gefährliche Ansprüche, während die Magyaren im ungarischen nach der Verfassung von 1848 zurückstrebten. Der sich entwickelnde Parlamentarismus begann sich immer mehr zu bewähren. Mehrere Minister traten vor ihm zurück. Er brachte den Tschechen Belcredi ins Amt, der die Monarchie in fünf unabhängige Königreiche zerlegen wollte. Er willigte in den Ausgleich mit Ungarn, welcher sie in zwei Hälften zerriß, die Gelüste der Tschechen und Polen nach weiterer Abspaltung stärkte und die ungarischen Deutschen der Willkür der Magyaren preisgab. Er gelangte endlich mit dem Doktoren- oder Bürgerministerium vom Dezember 1867 ans Staatsruder, und hatte nunmehr Gelegenheit, zu zeigen, was er für die Lösung der nationalen Fragen und für das Deutschtum im besondern zu leisten gewillt und imstande sei. Wir bedauern sagen zu müssen, daß das Ministerium Carlos Auersperg und die liberale deutsche Partei, aus der es seiner Mehrheit nach hervorgegangen war, in dieser Beziehung so gut wie nichts geleistet hat, und dasselbe gilt von dem ersten Ministerium Taaffe und dem auf dieses folgenden, welche ihre Stütze teilweise ebenfalls in jener Partei fanden. Man war verfassungstreu, man setzte die Aufhebung des Konkordats durch, man führte verschiedne liberale Einrichtungen, z. B. Geschwornengerichte, ein. Die nationalen Wirren aber wußte man nicht zu beschwichtigen, und ebensowenig versuchte man eine Reform der wirtschaftlichen Zustände. Die Eröffnung der siebzehn Landtage Cisleithaniens gab das Zeichen zu heftigen Angriffen auf die Verfassung, und jede Nationalität forderte möglichst weitgehende Autonomie, die Polen beanspruchten gleiche Unabhängigkeit wie die Ungarn, die Tschechen ebenfalls, die Slowenen Krains desgleichen. Darüber fielen wieder zwei Ministerien. Auflösungen des Abgeordnetenhauses und der Landtage halfen nichts, und so entschloß sich der Kaiser, einen neuen Weg zu betreten.

Im Februar 1871 wurde Graf Hohenwart mit der Bildung eines über den Parteien stehenden Kabinets beauftragt. Dasselbe war aus ultramontanen, feudalen, polnischen und tschechischen Elementen zusammengesetzt, und sein Programm lief auf Hebung der Landtage und Schwächung der Macht des Zentralparlaments hinaus. Das Abgeordnetenhaus des letztern versuchte das Ministerium mit parlamentarischen Hebeln zu stürzen, aber ohne Erfolg. Die Bewilligung der meisten Forderungen des galizischen Landtages erfolgte, die Befriedigung der Tschechen stand bevor, als Andrassy dem Kaiser Vorstellungen dagegen machte.

Hohenwart trat zurück und wurde durch Fürst Adolf Auersperg ersetzt, der sich mit Kollegen umgab, welche der verfassungstreuen Partei Vertrauen einflößten. Die letztere kam, nachdem sie unter Hohenwart bei den Landtagswahlen unterlegen und daraufhin garnicht im Reichsrate erschienen war, durch Neuwahlen in Böhmen wieder oben auf, und das neue Wahlgesetz von 1873 half ihr weiter empor. Man sieht, es war ein sehr bewegtes, wechselvolles Leben, welches die Einführung des Parlamentarismus in Österreich erzeugt hatte: er gebar Wahlsysteme auf Wahlsysteme, Parlamente der verschiedensten Arten, er ließ Ministerien auftauchen und Ministerien untergehen, nur die wichtigste aller vorliegenden Schwierigkeiten vermochte er nicht zu überwinden, im Gegenteile, wo er sie nicht ignorirte, vergrößerte er sie.

Wir können hier nicht alle Phasen des manchesterlichen Liberalismus, welcher der Wegweiser und Leitstern für die Führer der Deutschösterreicher war, im einzelnen weiter verfolgen. Es genüge, wenn wir sagen, daß die Partei, welche sich mehr zur Verwirklichung liberaler Theorien und zur Förderung kapitalistischer Interessen als zur Verteidigung des Deutschtums berufen glaubte, auch später an diesem Irrtume festhielt. Wie sie das Ministerium Hohenwart möglich gemacht hatte, so führten ihre Bestrebungen und mehr noch ihre Unterlassungssünden auf nationalem und wirtschaftlichem Gebiete das zweite Ministerium Taaffe herbei, welches sich bis jetzt behauptet und in den letzten Jahren verschiedne wichtige Fragen des zweiten Gebietes glücklich gelöst hat, wogegen es mit der von ihm versuchten Versöhnung der Nationalitäten nicht so erfolgreich gewesen ist. Der Grund hiervon liegt zum großen Teile in der österreichischen Verfassung, und zwar in der Autonomie, welche sie den einzelnen im Reichsrate vertretenen Ländern verleiht. Die Bevölkerung derselben kann ihre besondern Angelegenheiten da, wo sie einer einzigen Nationalität angehört, ohne Schaden selbst verwalten, wogegen in den Landtagen derer, wo sie sprachlich gemischt ist, die Mehrheit der Vertreter die Annahme von Maßregeln und Einrichtungen durchsetzt, welche das an Zahl schwächere nationale Element im Lande zum Vorteile des stärkeren bedrücken und schädigen. Anträge, wie die im Reichsrate von Wurmbrand und neuerdings von Scharschmid gestellten, können dem nur zum Teil abhelfen, und der Vorschlag der Deutschen in Böhmen, der auf eine Art Teilung dieser Provinz in eine tschechische und eine deutsche Hälfte abzielte, würde zwar, wenn die Majorität des Landtages bewogen werden könnte, ihn anzunehmen, schreienden Ungerechtigkeiten ein Ziel setzen, aber nur hier, weshalb er auch in andern Ländern eingebracht und zur Geltung erhoben werden müßte. Indes enthält er den Keim eines Gedankens, der, weiter ausgesponnen und etwas verändert, zu einer befriedigenden Auseinandersetzung der Nationalitäten führen könnte, und der, bereits laut geworden, demjenigen Teile der deutschen Partei, welcher deren bisherige Schwächen und Mißgriffe erkannt hat und andre Wege einzuschlagen gewillt ist, zur Beherzigung em-

pfohlen werden darf. Dieser Gedanke läßt sich kurz in die Worte zusammenfassen: Autonomie nicht nach Ländern, sondern, soweit irgend möglich, nach Nationalitäten, Nationallandtage und über denselben für die allgemeinen Angelegenheiten Cisleithaniens der Reichsrat als Zentralparlament, kein Föderalismus, keine historisch-politischen Individualitäten, sondern ein nach ethnographischen Rücksichten gegliederter Organismus. Nach diesen Grundzügen würden die jetzt vielfach unnatürlichen Grenzen der Länder mit gemischter Bevölkerung wegfallen und Gruppen von möglichst rein nationaler Natur geschaffen werden, eine deutsche, die alle Deutschen der österreichischen Alpen-, Donau- und Sudetenländer, eine tschechische, welche alle Tschechen Böhmens, Mährens und Schlesiens umfaßte, eine polnische, eine ruthenische und eine slowenische. Später wäre dies auf Transleithanien auszudehnen. Die Gruppen hätten sich durch ihre Vertretungen selbst zu verwalten, soweit ihre besondern Interessen in Frage kommen, und erhielten neben ihren Provinziallandtagen Provinzialregierungen und, soweit es thunlich, niedere Verwaltungsbehörden mit Beamten ihrer Sprache. Das Deutsche bliebe für alle die Staatssprache, d. h. die Sprache des Heeres, des Auswärtigen Amtes, des Reichsrates und aller auf das Reich als Ganzes bezüglichen Angelegenheiten. Die Durchführung dieses Gedankens würde unleugbar großen Schwierigkeiten begegnen, unter andern finanziellen, aber wohl keinen unüberwindlichen. Kein Preis würde zu hoch sein, wenn er, wie zu erwarten wäre, durch den Erfolg, durch den mit ihm bezahlten Frieden zwischen den Nationalitäten und durch die endgiltige Befestigung des Reiches verzinst und amortisirt würde.

Inzwischen werden die österreichischen Deutschen sich in größerer Zahl, als bisher bereits geschehen ist, entschließen müssen, andern Führern zu folgen, als denen, durch die sie ein Vierteljahrhundert hindurch immer von neuem zu nationalen Niederlagen und Verlusten geführt worden sind. Die Geschichte der Verfassungspartei, dieser österreichischen Zwillingsschwester unsrer deutschfreisinnigen Partei mit ihrem talmigoldnen Deutschtum, ihrem unfruchtbaren, halb advokatenhaften, halb professorlichen Liberalismus und ihrer aus Manchester geholten, nur dem Kapitalismus und dessen Hauptvertretern, den jüdischen Finanziers, zu Gute kommenden Weisheit ist eine Kette von Beweisen, daß sie unfähig ist, mit Erfolg zu regieren und Österreich zu wirtschaftlicher Wohlfahrt und nationalem Frieden zu verhelfen. Sie konnte nur zersetzen, nicht einigen. Am Ruder war sie eine Parteiregierung, der das Volk nichts als eine Masse war, geschaffen, dem Ehrgeiz und Eigennutz seiner Führer zu dienen; von der Herrschaft verdrängt, wurde sie zu faktiöser Opposition. Es wäre verlockend, die einstigen Reichsräte aufzuzählen, die zugleich Verwaltungsräte bei einer oder mehreren der Schwindelbanken waren, welche in der von ihrer Partei hervorgerufenen Periode des Gründertums das Volk aussaugten, während andre Parlamentarier ihres Schlages, andre „Volksmänner“ im Rohre des

Eisenbahnausschusses saßen und sich ihre Pfeifen schnitten. Daß die Deutschen Österreichs sich von einer solchen Partei noch nicht in größerer Zahl abgewendet haben, erklärt sich aus dem Einflusse der Presse, welche, fast ausschließlich in jüdischen Händen, nach Möglichkeit und mit allen Mitteln das Publikum in seiner Verblendung über das Wesen und die letzten Ziele der „Herbstzeitlosen“ zu erhalten bemüht ist. Dieser Presse ist das Deutschtum nicht viel mehr als Mittel für den Liberalismus in der Politik und der Volkswirtschaft, nur ein Piedestal für ihn, dem die internationale Gemeinschaft, welcher die Journalisten angehören, alles dankt, was sie an Rechten besitzt, und der ihr durch sein Dringen auf freie Konkurrenz die Bahnen zur Ausbeutung der Völker nach allen Richtungen zu bauen bestrebt ist. Diese Gemeinschaft, die Judenschaft in Österreich, hat keinerlei Interesse an unsern nationalen Geschicken, dagegen das höchste Interesse, daß der Liberalismus, die Quelle ihrer Macht und ihrer Vorteile, die Herrschaft im Volke und damit die Aussicht behalte, wieder ins Amt zu gelangen. Daher der heftige Kampf der meisten österreichischen Blätter von Bedeutung, der sich gegen die in den letzten Jahren aus Selbsterkenntnis entsprungene neue Partei unter den Liberalen entspann, welche die Bedürfnisse der Nation über die liberale Doktrin zu stellen und für dieses Programm zu werben sich anschickte. Davon, daß die neue deutschnationale Partei oder eine ähnlich gesinnte und strebende alle Deutschen in Österreich oder doch die Mehrzahl derselben um ihre Fahnen sammelt, wobei sie getrost soweit gehen kann, daß auch die hauptsächlich vom Kapitalismus in das Lager der Tschechen getriebenen Feudalen gemäßigter Art sich ihr anzuschließen in der Lage sind, hängt der Ausgang der Krise wesentlich ab. Die Resolution der Grazer Genossen dieser Partei (vom 5. Juli 1885) ist in mehrern ihrer Punkte als ein guter Anfang zu einem beachtenswerten Programm zu bezeichnen. Es heißt darin unter anderm: „Dem Deutschnationalen sind nationale Wohlfahrt und Größe, Schutz der nationalen Eigenart und des nationalen Lebens die Endziele alles politischen Strebens. . . . Deutschnationale Gesinnung erfordert nicht nur die Wahrung des statistischen Besitzstandes der Nation; sie umfaßt die Rücksicht auf die nationale Eigenart und verlangt daher auch die Wahrung und Pflege des ethischen Besitzstandes des deutschen Volkes, insbesondre die Abwehr aller fremden Einflüsse, welche das Gepräge des geistigen und sittlichen Lebens der Nation abzuschwächen oder zu verändern geeignet sind. Bei dem großen Einflusse, welchen die Presse als einzige geistige Tagesnahrung der Mehrheit des Volkes auf dessen Denken und Fühlen ausübt, ist deren Beherrschung durch die Juden als Gefahr für die Integrität des deutschen Nationalcharakters zu bekämpfen.“ Weiterhin verlangt das Programm „einheitliche Zusammenfassung der deutschen Volkselemente innerhalb der gegebenen Grenzen,“ Erklärung des Deutschen im Bereiche der ehemals zum deutschen Bunde gehörigen Länder zur Staatssprache, Festhaltung des deutschen

Sprachgebietes mit allen gesetzlichen Mitteln und „Besserung der wirtschaftlichen Zustände in dem Sinne, daß bei gleichzeitiger Entlastung des Mittelstandes und ausgiebiger Heranziehung des beweglichen Kapitals zur Steuerleistung durch umfassende Reformen nach dem Vorbilde der Bismarckschen den produzirenden Klassen der Ertrag ihres Fleißes gewährleistet und jedem ehrlich arbeitenden Staatsbürger ein menschenwürdiges Dasein bis an sein Lebensende gesichert werde.“ Der Schluß lautet: „Das deutschnationale Bekenntnis ist ein freisinniges; es schließt jedoch den doktrinären Liberalismus aus, welcher sich als Selbstzweck hinstellt, als eine internationale Macht gelten will und den nationalen Gedanken in ein untergeordnetes Verhältnis bringt.“

Wir halten die angeführten Ansichten und Absichten für gesund und, wenn sie im deutschösterreichischen Volke Gehör finden, für wohlgeeignet, mit einigen Ergänzungen, welche die Wege und Mittel zur Verwirklichung anzugeben hätten, zu befriedigender Auseinandersetzung der Nationalitäten und zu einer Befestigung der Deutschen zu führen oder doch die Bahn hierzu vorzubereiten. Jedenfalls aber begegnen wir hier erwachender Selbsterkenntnis und ehrlichem Willen, der Unterstützung verdient. Selbstverständlich gilt letzteres von allen Aktionen, mit denen die alte Partei aufrichtig und ohne Hintergedanken gleichfalls für deutsche Ziele eintreten wollte. Denn es handelt sich hier nicht um einzelne Parteien, sondern um das, worin alle einig sind, und was nur von den einen vor allem, von den andern erst an zweiter Stelle erstrebt wird.



Die Geschichte der Gotthardbahn.

(Schluß.)



Zur Vorbereitung des Tunnelbaues hatte das Komitee der Gotthardvereinigung schon umfassende Vorarbeiten machen lassen. Diese bildeten die Grundlage, auf welcher am 5. April 1872 die Direktion der Gotthardbahn eine Konkurrenz ausschrieb für die Übernahme dieses Werkes. Von den sieben Bewerbern blieben schließlich nur zwei annehmbare übrig, eine italienische Gesellschaft und der Bauunternehmer Louis Favre in Genf. Letzterer erhielt den Vorzug, nicht allein weil sein Gebot das billigere war, sondern auch weil er persönlich eines seltenen Zutrauens, namentlich bei seinen Genfer Mitbürgern, sich erfreute. Diese hatten ihn auch in den Stand gesetzt, die geforderte große Kaution von acht Millionen Franken zu stellen.

Es ward also ein Vertrag mit L. Favre abgeschlossen, worin dieser die Herstellung des Tunnels innerhalb acht Jahren übernahm. Für jeden Tag früherer Vollendung sollte eine Prämie von 5000 Franken, für jeden Tag späterer Vollendung eine Strafe von 5000 Franken, und sobald die Verspätung mehr als sechs Monate betrüge, eine Strafe von 10 000 Franken gezahlt werden. Für die Beschaffung der Anstalten zur Ausführung der Arbeit („Installationen“) gewährte die Gesellschaft einen Vorschuß von 4 Millionen Franken, der am Schluß der Arbeit mit Zinsen zurückgezahlt werden sollte. Die Arbeit sollte nach einem aufzustellenden Programm fortgeführt werden. Allmonatlich sollte auf dieselbe nach einer ungefähren Abschätzung der Arbeiten, vorbehältlich endgiltiger Berechnung, Zahlung geleistet werden. Für die Durchbrechung des Gebirges erhielt der Unternehmer einen festen Preis von 2800 Franken für den laufenden Meter, wogegen er die Gefahr aller sich etwa ergebenden Schwierigkeiten übernahm. Die Ausmauerung des Tunnels sollte für jede einzelne Strecke nach verschiednen vorgesehenen Typen von der Bauleitung der Gesellschaft angeordnet, vom Unternehmer ausgeführt und darnach bezahlt werden. Man glaubte damals, es werde die Ausmauerung nur etwa für ein Dritteil des Tunnels notwendig werden; während man schließlich dahin gelangte, den ganzen Tunnel ausmauern zu müssen.

Noch vor Vergebung des Tunnels hatte die Direktion die notwendigen Vorarbeiten, namentlich den Aushub der Voreinschnitte, in Regie begonnen. Am 12. September 1872 trat der Unternehmer in die Arbeit ein. Zunächst mußte eine Anzahl der notwendigen Installationen hergerichtet werden, die sich dann im Laufe der Zeit immer umfangreicher gestalteten. Maschinenhäuser für die Betriebsmaschinen, Werkstätten für die Reparatur der Maschinen, Arbeiterwohnungen, Wohnungs- und Geschäftsräume für die Beamten, Magazine für Pulver und Dynamit, Dynamitwärmehütten mußten erbaut, Zufahrtslinien von der Landstraße nach den Arbeitsstätten mußten gebahnt, Dienstbahnen mußten angelegt werden, auf welcher der Ausbruch durch besonders dafür gebaute Lokomotiven in immer weitere Entfernungen weggeschafft wurde. Um die Richtung des Tunnels zu sichern, mußten besondre Anlagen gemacht werden. Auf der Nordseite wurde zur Verlängerung der Visirlinie die Anlage eines 115 Meter langen Visirstollens mittels Durchbruches eines Bergvorkopfes notwendig. Außerdem wurden auf der Nordseite und der Südseite Observatorien errichtet, die durch einen Telegraphen mit dem Innern des Tunnels in Verbindung standen, und von denen aus im Anschluß an die astronomische Bestimmung der Tunnelachse die Einhaltung der Richtung überwacht wurde. Zu den obengedachten Gebäuden kamen im Laufe der nächsten Jahre noch hinzu: große Schmieden mit Hammerwerken, Magazinschuppen, Aufseherwohnungen, Kantinen und Krankenhäuser für die Arbeiter, Pferdeställe u. s. w. Auf der Südseite ließ die Unternehmung sogar in einem ihr gehörigen Hause eine Schule errichten, in welcher die Kinder der Arbeiter unentgeltlichen Unterricht genossen.

Auch zu Korrektionen der Reuß in großem Maßstabe mußte der Unternehmer schreiten.*)

Bereits vom Montcenistunnel lagen Erfahrungen vor von den großen Vorzügen, welche Maschinenbohrung vor der Handarbeit bei einem derartigen Werke hat. Als Betriebsmittel für die Maschinenbohrung war gepreßte Luft, als Betriebskraft waren die vorhandnen Wasserkräfte in Aussicht genommen. Da jedoch die Vorrichtungen für letztere nicht so schnell zu beschaffen waren, wurden — nachdem man sich kurze Zeit mit Handbohrung beholfen hatte — zunächst Dampfmaschinen aufgestellt. Vom 4. April 1873 an kam auf der Nordseite die Maschinenbohrung in regelmäßigen Gang. Die gepreßte Luft wurde zunächst in einem großen eisernen Cylinder gesammelt und von da durch eiserne Röhren durch den Stollen bis etwa neun Meter vor der Stollenbrust geleitet. Daselbst schloß sich ein starker Kautschukschlauch an, der die Luft in einen kleinern Behälter am Bohrgestelle führte. Aus diesem zweigten sich dünne Kautschukschläuche nach den einzelnen Bohrmaschinen ab.

Um auf der Nordseite die zum Maschinenbetriebe nötige Wasserkraft zu gewinnen, wurde das Wasser der Reuß zuerst durch einen gemauerten Kanal und dann durch 750 Meter lange große schmiedeeiserne Röhren nach dem Maschinengebäude geleitet, wo es die Turbinen trieb. Jede Turbine war für 320 Liter Wasser in der Sekunde und 80 Meter Gefälle berechnet, leistete eine Arbeit von 210 Pferdekräften und trieb eine Gruppe von drei Luftkompressionszylindern. Die drei Turbinen lieferten bei regelmäßigem Gange in jeder Minute 12 Kubikmeter auf 7 Atmosphären gepreßte Luft. So war es anfangs; im Laufe der Jahre wurden die Maschinen noch erheblich vermehrt. Bereits im Oktober 1873 konnte mit der Wasserkraft zu arbeiten begonnen werden.

Auf der Südseite sollte der Tunnel nicht in gerader Linie, sondern in einer 145 Meter vom Portal beginnenden Kurve ausmünden. Man hielt jedoch für nötig, zunächst einen in gerader Linie gelegnen Richtungstunnel zu graben, und mit diesem wurde die Arbeit begonnen. Die provisorischen Einrichtungen für die Maschinenbohrung waren Ende Juni 1873 beendet. Am 24. November waren auch die Vorbereitungen für das in der Kurve liegende Endstück des Tunnels so weit getroffen, daß die Arbeit daran beginnen konnte. Für die definitive Einrichtung der Bohrung war das Wasser der Tremola bestimmt. Dasselbe wurde 440 Meter oberhalb der Tunnelmündung aus dem Bachbette abgeleitet und durch eiserne Röhren von 840 Meter Länge dem Maschinenhause zugeführt. Es arbeitete mit einer Druckhöhe von 180 Metern und 640 Liter Wasser in der Sekunde, leistete eine Arbeit von 276 Pferdekräften und war

*) Welche außerordentliche Aufwendungen bei diesem Werke nötig wurden, ergiebt noch folgendes. Weil dem Dorfe Airolo durch die Tunnelarbeiten das gute Trinkwasser entzogen war, kaufte die Gotthardbahnverwaltung Quellen auf dem rechten Tessinufer und ließ deren Wasser in einer langen eisernen Leitung nach Airolo führen.

auf den Betrieb von 4 Tangentialrädern berechnet. Am Schlusse des Jahres 1873 war die Maschinenbohrung definitiv im Gange. Es zeigte sich jedoch bald, daß das Wasser der Tremola im Winter völlig unzureichend war. Und deshalb entschloß sich der Unternehmer im Jahre 1874, eine zweite Wasserleitung vom Tessin im Bedrettothale aus einer Entfernung von drei Kilometern anzulegen, welche eine Betriebskraft von über 1000 Pferden liefern sollte. Diese Leitung war nun aber wieder mehrfach Lawinen- und Felsstürzen ausgesetzt, erforderte häufige Ausbesserungen und arbeitete nur mit vielfachen Unterbrechungen. Fortwährend hatte die Betriebsleitung auf der Südseite mit Wassermangel zu kämpfen.

Auch die Maschinenwerkstätten auf beiden Seiten wurden für Maschinenbetrieb eingerichtet, und es wurden für dieselben besondre kleinere Wasserleitungen hergestellt.

Für die Arbeit im Tunnel, aus welchem das Erdreich in einem Querschnitt von 45,1 Meter auszuheben war, hatte der Unternehmer das sogenannte belgische System gewählt. Zuerst wurde im First des Tunnels, und zwar im Umfange von 7,7 Quadratmetern, ein Stollen getrieben (Firststollen). Dann wurde dieser Firststollen nach beiden Seiten im Umfange von 9,5 Quadratmetern erweitert (Calotte). Dann wurde in der Mitte bis zur Sohle des Tunnels im Umfange von 9,5 Quadratmetern ein Graben gezogen (Sohlenschlitz). Endlich wurde der Sohlenschlitz nach beiden Seiten im Umfange von 18,4 Quadratmetern erweitert (Strosse). Außerdem mußte in der Sohle des Tunnels ein Kanal für den Wasserablauf (Dohle) ausgehoben, auch mußten in gewissen Entfernungen im Verlaufe des Tunnels Nischen und Kammern angelegt werden. Den Ausgrabungsarbeiten hatte dann nach Anordnung der Bauleitung die Ausmauerung zu folgen, wobei sehr verschiedne Stärken sowohl der Gewölbe als der Widerlager zur Anwendung kamen.

Die Maschinenbohrung wurde anfangs nur in dem Firststollen angewendet. Im Laufe der Zeit wurde sie aber auch auf die Erweiterungsarbeiten, namentlich auf den Sohlenschlitz und die Calotte, ausgedehnt. Das Verfahren dabei war folgendes. Das Bohrgestelle, welches gewöhnlich sechs Bohrmaschinen trägt, wird auf der im Stollen befindlichen Dienstbahn bis nahe vor Ort geschoben und dort unterkeilt. Nachdem die Maschinen mit der Luftleitung in Verbindung gebracht worden sind, beginnen sie ihre Arbeit in der ungefähr 6 Quadratmeter großen Stollenbrust. Bei jeder Bohrmaschine sind 16 Mann zur Bedienung. Die Arbeiter haben die Bohrer beim Anbrüsten zu führen und stumpfgewordene Bohrer auszuwechseln. Nachdem ungefähr 27 Löcher mit der Tiefe von etwa einem Meter gestoßen sind, wird das Bohrgestelle entfernt und wenigstens 80 Meter weit zurückgezogen. Hierauf beginnt der 22 Mann starke Lade- und Schutterposten seine Thätigkeit. Die Löcher werden mit Dynamit geladen und abgeschossen, zuerst die mittlern, darauf die andern und zuletzt die vier untersten. Dann wird das gelöste Gestein vollends abgebrochen, der Schutt weggeräumt

und abgefahren, und das Rollbahngeleise vorgestreckt. Hierauf beginnt die Bohrarbeit von neuem, nachdem in der Zwischenzeit die Bohrmaschinen gereinigt und kleine Ausbesserungen daran vorgenommen sind. Für die Bohrung, sowie für das Abschießen und Wegräumen waren durchschnittlich je vier Stunden erforderlich. Doch wurde die dazu nötige Zeit immer mehr abgekürzt, sodaß man bei günstigen Verhältnissen für den Tag sogar bis zu vier Angriffen mit einem Fortschritt von vier Metern gelangte. Dieses Ergebnis war im Vergleich mit dem der Montcenisbohrung ein überaus günstiges. Es hing zusammen teils damit, daß man beim Gotthard nicht Pulver, sondern Dynamit verwendete, teils mit der stets fortschreitenden Verbesserung der Bohrmaschinen und der nach und nach sich einstellenden größern Übung der Arbeiter. In dem Tunnel wurde Tag und Nacht, Werktag und Sonntag gearbeitet. Nur bei Unfällen wurde die Arbeit unterbrochen. Die Mannschaft arbeitete in achtstündigen Schichten. Die Zahl der Arbeiter zählte anfangs nur nach Hunderten. Bereits in der Mitte des Jahres 1874 waren aber auf jeder Seite mehr als tausend Arbeiter beschäftigt. Zeitweise reichte ihre Zahl nahe an das zweite Tausend heran. Die Arbeiter waren größtenteils Italiener.

Den Firststollen, der dem Tunnel die Richtung gab, trieb der Unternehmer eifrig vorwärts. Dagegen blieben die Erweiterungsarbeiten gegen das aufgestellte Arbeitsprogramm fast durchweg zurück. Noch mehr blieb die Ausmauerung, mit der auf beiden Seiten im Juni 1874 begonnen wurde, im Rückstande. Die Hindernisse, welche dem Fortgange der Arbeiten vorzugsweise Schwierigkeiten bereiteten, lagen in der Beschaffenheit des Gesteins, dem hervorbrechenden Wasser und der zunehmenden Hitze im Tunnel.

Auf der Nordseite traf man auf härteres Gestein als auf der Südseite, und deshalb gingen auf letzterer die Arbeiten anfangs schneller vorwärts. Während man aber auf der Nordseite nur wenig Wasser fand, hatte die Südseite bald unter starkem Wasserandrang zu leiden. Schon zu Anfang des Jahres 1873 zeigten sich die Schichten ungemein naß. Bald aber stürzten wahre Wildbäche den Arbeitern entgegen. Im September betrug der mit großem Druck in den Stollen tretende Wasserabfluß bereits 195 Liter in der Sekunde. Die Arbeiter mußten stundenlang oft fußtief im abfließenden Wasser stehen. Sie wurden deshalb mit ledernen Kleidern versehen und erhielten besondre Prämien. Noch schlimmer wurde es in den folgenden Jahren. Mächtige Wasserstrahlen stürzten aus dem eröffneten Gestein hervor, sodaß der Wasserabfluß sich im Juli des Jahres 1875 bis zu 348 Liter in der Sekunde steigerte. Von da nahm er wieder etwas ab. Man mußte dieses Wasser in provisorischen Holzkanälen ableiten. Natürlich wurden dadurch die Arbeiten sehr erschwert. Um ein größeres Gefälle zu erzielen, beschloß man die Steigung des Tunnels auf der Südseite von 1 auf 2 per Tausend zu erhöhen. Dadurch wurden wieder nachträgliche Ausbruchsarbeiten nötig, die zum Teil sehr mühsam waren.

Was die Beschaffenheit des Gesteins betrifft, so war es nicht allein das harte Gestein, welches der Arbeit Schwierigkeiten bereitete — Ende 1877 arbeitete man auf der Nordseite längere Zeit in Serpentin, der zu seiner Durchbrechung 33 Kilogramm Dynamit für den laufenden Meter erforderte —, sondern fast mehr noch wurde der Fortgang der Arbeiten durch brüchiges Gestein gehindert. Wo dieses sich zeigte, konnte man nicht mit der Maschinenbohrung fortfahren. Es mußten die Arbeiten mit der Hand weiter betrieben und mühsame Einbauarbeiten gemacht werden. Häufige Niederbrüche traten ein, durch welche die Arbeit Tage lang unterbrochen wurde. Eine vorzugsweise schlimme Stelle, an welcher das Gebirge nicht standhielt, fand sich von Meter 2750 bis 2835. Als man diese Stelle ausgemauert hatte, zeigte sich nach einiger Zeit (im Jahre 1880) das Gewölbe durch die Wucht des Gesteins zusammengedrückt, und man mußte sich entschließen, die Ausmauerung wieder abzubrechen und eine neue mit stärkern Profilen an die Stelle zu setzen. Sehr bald zeigte sich aber auch diese als unhaltbar, und man mußte zu einer dritten Ausmauerung schreiten, mit einer Stärke der Gewölbe von 1½ Metern und der Widerlager von drei Metern, weit über das Maß der ursprünglich vorgesehenen Profile hinaus. Diese schlimme Stelle hinderte aber nicht allein an sich den Fortgang der Arbeit, sondern sie erwies sich auch für die dahinterliegenden Arbeiten störend. Die Abfuhr durch die schlimme Stelle hindurch konnte nicht mehr mittels Lokomotiven (die man gleichfalls mit gepreßter Luft betrieb) bewirkt werden. Man mußte nun Pferde zu Hilfe nehmen. Eine ähnliche schlimme Stelle fand sich auch nahe an der Mitte des Tunnels bei Meter 7474 bis 7837. Der Ausbau derselben wurde erst im Spätherbste 1881 vollendet.

Daß, je weiter man in dem Tunnel vorrückte, die Wärme in demselben zunehmen werde, war nach bekannten Erfahrungen zu erwarten. In der That steigerte sich dieselbe in den letzten Jahren des Baues auf 28 bis 30 Grad Celsius und wurde vor Ort noch vermehrt durch die dort eng zusammengedrängten Menschen, durch die Erleuchtung und durch die Dynamitexplosionen. Die Ventilation, welche die zum Betrieb verwendete gepreßte Luft zugleich in den Tunnel brachte, konnte in dieser Beziehung nur wenig Erleichterung gewähren. Auch beim Montcenis hatte man unter der Hitze gelitten. Dort aber war dieselbe meist mit trockner Luft verbunden. Beim Gotthard, wo die Luft in dem Tunnel mit Wasserdunst übersättigt war, war sie weit schwerer zu ertragen. Zahlreiche Erkrankungen der Arbeiter waren die Folge davon. Auch eine große Menge von Pferden ging zu Grunde.

Eigentümliche Krankheitserscheinungen zeigten sich bei den Tunnelarbeitern. Eine Hautentzündung trat auf, von welcher die Bauleitungsorgane mehr noch als die Arbeiter geplagt wurden. Im Jahre 1880 nötigte die sogenannte Mineurkrankheit viele Arbeiter, in ihre Heimat zurückzukehren. Im italienischen Parlamente wurde bittere Klage darüber geführt. Sonderbarerweise fand man

bei vielen abgezehrt und blutleer zurückgekehrten Arbeitern einen kleinen Eingeweidewurm, der sonst nur in den Tropen heimisch ist.

Aber auch die unmittelbar an die Arbeit sich knüpfenden Gefahren waren nicht gering und die Unglücksfälle überaus häufig. Explosionen der Dynamithütten, unzeitige Entzündung von Minen, Abstürze und Einbrüche aller Art, Unfälle bei der Förderung des Ausbruchs rc. führten solche herbei. Am 1. Juli 1875 erließ der Bundesrat ein Haftpflichtgesetz, durch welches er den Arbeitern Schutz zu gewähren suchte. Gleichwohl vermehrten sich die Unfälle von Jahr zu Jahr. Aus den Jahren 1872 bis 1880 werden 165 Todesfälle und 354 mehr oder minder schwere Verletzungen gemeldet. Rechnet man hinzu die zahlreichen Unfälle, welche auch der Bau der übrigen Bahnstrecken herbeiführte — allein aus dem Jahre 1880 werden von dort 60 Todesfälle und 181 Verletzungen aufgeführt —, so möchte man den Bau der Gotthardbahn mit einer von der Menschheit gegen die riesigen Naturkräfte geschlagenen Schlacht vergleichen, welche zahlreiche Tote und Verwundete gekostet hat.

Ein sehr beklagenswertes Ereignis war es auch, daß im Juli 1875 zu Göschenen ein Arbeiteraufruhr ausbrach. Streitigkeiten über die Arbeitsbedingungen führten dahin, daß ein großer Teil der Arbeiter streikte und auch die übrigen nicht zu der Arbeit ließ. Eine Kompagnie Militär wurde von Altdorf aufgeboten. Die Arbeiter, wohl tausend an der Zahl, widersetzten sich und griffen das Militär mit einem Hagel von Steinen an. Dieses machte von der Schießwaffe Gebrauch. Mehrere Arbeiter wurden verwundet, zwei (Italiener) blieben tot auf dem Platze. Hierauf ward die Ordnung wiederhergestellt.

Um von der Größe des gesamten Betriebes eine Vorstellung zu geben, möge hier noch folgendes angeführt werden. Im Jahre 1879 brannten in dem Tunnel durchschnittlich 743 Lampen, welche täglich 520 Kilo Öl verbrauchten. Dynamit wurde um jene Zeit durchschnittlich für den Tag auf der Nordseite 157, auf der Südseite 225 Kilo verwendett.

Unter namenlosen Mühen und Opfern rückte der rastlos betriebene Richtstollen dem ersehnten Ziele immer näher. Zuerst in der Christnacht 1879 glaubte man auf der Nordseite Schüsse von der Südseite her, aus 415 Meter Entfernung, zu hören. Ende Dezember, bei noch 394 Meter Entfernung, hörte man sie ganz deutlich. Man berechnete den Durchschlag auf die ersten Tage des März. Es fand schon am 29. Februar 1880, morgens 11¼ Uhr, statt. Der Mineur Vercelli, der auch den letzten Schuß im Montcenis gethan, vollzog denselben. Das große Werk war geglückt. In der Richtung zeigten die beiden Stollen nur 0,33 Meter, in der Höhe nur 0,05 Meter Unterschied. Ein großer Triumph menschlicher Kunst! Der Durchschlag erfolgte 7744 Meter von dem Nordende, 7167 Meter von dem Südende. Die Arbeit auf der Nordseite war also der auf der Südseite um 577 Meter vorausgeeilt. Die

ganze Länge des Tunnels betrug 14910 Meter. Sie erwies sich um 7,6 Meter kürzer, als man berechnet hatte.

Die Nachricht von dem Gelingen des großen Werkes durchzuckte die Schweiz, Deutschland und Italien mit einem lebhaften Gefühl der Freude. Vom deutschen Kaiser und vom Könige von Italien, vom Fürsten Bismarck und vom italienischen Ministerpräsidenten liefen Glückwunschtelegramme ein. Festlich wurde der Tag in Göschenen und in Airolo begangen. 3000 silberne und 700 bronzene Medaillen wurden an die Arbeiter verteilt. Bereits am 2. März 1880 führte ein ununterbrochener Schienenstrang von Göschenen nach Airolo.

Der Hauptschöpfer des Werkes, der Unternehmer Louis Favre, sollte diesen Freudentag nicht erleben. Am 19. Juli 1879 hatte er mit Fremden, denen er den Tunnel zeigen wollte, diesen betreten. Da fühlte er sich plötzlich unwohl, saß nieder und verschied auf der Stelle. Schmerzlich wurde sein Tod in der ganzen Schweiz empfunden. Sein mit Alpenrosen reich geschmückter Sarg wurde nach Genf übergeführt. Die Verhältnisse zwischen dem Unternehmer und der Gottharddirektion hatten sich nicht immer glatt abgespielt. Die Ausführung des Baues hatte unzählige nicht vorhergesehene Zwischenfälle gebracht. Die dadurch veranlaßten Schwierigkeiten wurden vielfach ausgeglichen und durch zahlreiche Nachtragsverträge erledigt. Mehrfach aber kam es auch zu Streitigkeiten, welche die Anrufung des Richters herbeiführten. Favre warf der Bauleitung der Gesellschaft unnötige Plackereien vor. Die Gesellschaft machte dem Unternehmer vorzugsweise den Rückstand der Arbeiten zum Vorwurf. Es ist hier nicht der Ort, um die Frage der diesen Vorwürfen zu Grunde liegenden Verschuldung zu erörtern. Unzweifelhaft hatte Favre eine Aufgabe übernommen, die sehr schwer zu lösen war, und deren Schwierigkeit durch vieles Unvorhergesehene noch unendlich wuchs. Rechnet man hinzu, daß mit dem Fortgange des Baues für ihn immer mehr die Erkenntnis reifte, daß er in seiner Berechnung sich getäuscht, und daß er für alle seine Mühen, statt des gehofften Gewinnes, nur schwere Vermögenseinbuße zu gewärtigen habe, so kann man sich eines schmerzlichen Mitgefühls für diesen Mann nicht erwehren, dessen mutiger und feuriger Geist und rastlose Thätigkeit selbst von solchen, die sein Verhalten nicht tadellos fanden, rühmend anerkannt wird. Jedenfalls wird sein Name mit dem von ihm geschaffenen großen Werke unauflöslich verknüpft sein.

War auch der Durchschlag des Firststollens schon im Frühjahr 1880 bewirkt, so war doch bei dem Rückstande der übrigen Arbeiten nicht daran zu denken, daß bis zum 1. Oktober 1880, mit welchem Tage die achtjährige Baufrist ablief, der Tunnel vollendet sein könne. Die Arbeiten zogen sich noch durch das ganze Jahr 1881 hin. An die Stelle des verstorbenen Unternehmers waren die Rechtsnachfolger getreten, in deren Namen Direktor Bossi

die Geschäfte leitete. Am 1. Januar 1882 ward ein provisorischer Betrieb zwischen Göschenen und Airolo eingerichtet. Erst um die Mitte Mai gelangten aber die Arbeiten der gesamten Bahn zum Abschluß. Am 22. bis 25. Mai wurde die Vollendung des Werkes unter Teilnahme der Vertreter dreier Nationen in Luzern und Mailand mit einer großen Festfeier begangen. Am 1. Juni ward der durchgehende Betrieb eröffnet.

Der Bau der Gotthardbahn hat noch unerfreuliche Nachspiele gehabt. Aus dem Bau des Gotthardtunnels ist nachträglich ein großer Prozeß zwischen der Unternehmung und der Gotthardbdirektion erwachsen. Die Unternehmung machte Entschädigungsansprüche im Betrage von 14704399 Franken geltend. Die Gotthardbdirektion erhob Gegenforderungen auf 8829280 Franken. Einige Posten wurden verglichen. Es blieben aber noch Posten im ungefähren Betrage von siebzehn Millionen streitig. Diese wurden (nachdem auch deutsche Rechtsgelehrte ihr Gutachten in der Sache abgegeben) durch schiedsrichterlichen Spruch vom 11. April 1885 erledigt. Der Unternehmung ward für die zweite Rekonstruktion der schlimmen Stelle bei Meter 2800 eine weitere Bezahlung von 1021857 Franken und außerdem eine allgemeine Entschädigung von 757500 Franken zuerkannt. Alle übrigen Ansprüche — auch der Anspruch der Gotthardbahn auf Konventionalstrafe wegen verspäteter Vollendung des Tunnels — wurden abgewiesen. Ein zweiter Prozeß, worin die Unternehmer des Bahnbaues Fluelen-Göschenen eine große Anzahl von Entschädigungsansprüchen geltend machen, ist zur Zeit noch anhängig. In diesem handelt es sich aber nur um 2510670 Franken.

Die Kosten des gesamten Bahnbaues betrugen Ende des Jahres 1883 nahe an 216½ Millionen. Der noch verfügbare Restbestand an Baukapital von etwa elf Millionen sollte zur Erhöhung der Sicherheit und Leistungsfähigkeit der Bahn verwendet werden. Die Kosten des großen Tunnels berechnen sich rund zu sechzig Millionen. Es ist allseitig anerkannt, daß der Unternehmer und seine Hintermänner bei diesem Geschäft schwere Einbuße erlitten haben. In dem vorgedachten Prozesse gab die Unternehmung ihren Verlust zu acht Millionen Franken an. Die Direktion der Gotthardgesellschaft hat jedoch mit Zustimmung des Verwaltungsrates beschlossen, der einzigen Tochter Louis Favres, Frau Hava, welche in kinderloser Ehe zu Paris lebt, zur Abwendung jeder Not eine jährliche Rente von 10000 Franken zu zahlen. Möchte man doch auch nicht säumen, das Andenken jenes Mannes durch ein entsprechendes Denkmal zu ehren. Das große Werk, das von der Schaffenskraft der Schweiz ein so rühmliches Zeugnis giebt, würde damit zu einem auch menschlich befriedigenden Abschluß gelangen.

Vielleicht wird mancher Naturfreund, der seinerzeit den Gotthard überschritten hat, besorgt die Frage aufwerfen: Was wird denn aus der alten Gotthardstraße werden? Der prachtvolle Weg von Göschenen durch die

Schöllenen und über die Teufelsbrücke nach Andermatt, mit seiner doppelten Abzweigung nach der Furka und über den Oberalppaß, wird wohl stets ein vielbesuchter Touristenpfad bleiben. Möchte doch aber auch der Weg über die Höhe des Gebirges am Hospiz vorüber nach Airolo nicht ganz der Verödung anheimfallen! Denn der Gotthard mit seinem jähen Absturze nach Italien war und ist einer der schönsten Alpenpässe.



Aus Schwaben.



Die schwäbische Tapferkeit hat ihren ruhmvollen Anteil an den Kämpfen, durch welche Deutschlands Einheit und gegenwärtige Machtstellung errungen worden ist. Auch sind es zwei Würtemberger gewesen, Paul Pfizer und D. Fr. Strauß, welche schon in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts klarer und bestimmter als irgend ein andrer Politiker damaliger Zeit auf den Weg hingewiesen haben, der die nationale Entwicklung allein zum Ziele führen könne. Mit patriotischer Herzenswärme haben sie laut und vernehmlich dem preußischen Staate die Mahnung zugerufen, seiner deutschen Mission eingedenk zu sein. Auch seitdem hat der Gedanke an Kaiser und Reich immer wieder die Glut vaterländischer Begeisterung in den schwäbischen Herzen entzündet. Als aber der Gedanke in die Wirklichkeit trat, als die Idee zur That wurde, da war die Form, unter welcher sich die Verwirklichung darbot, für die Süddeutschen eine bereits fertige, so ziemlich ohne ihr Zuthun zu stande gekommene. Dankbaren und freudigen Sinnes haben wir die Begründung des neuen Reiches aufgenommen, aber die Gestaltung ist uns eben doch nur entgegengebracht worden, nicht wir selbst haben sie gemacht. Hieraus ergiebt sich für die Freunde der nationalen Sache gegenüber der schwäbischen Eigenart in mancher Hinsicht eine schwierige Stellung. Der Schwabe gilt dafür, daß er gern seinen eignen Kopf habe, und die geschichtliche Erfahrung erweist mit zahlreichen Belegen, daß der schwäbische Stamm eine Idee tiefer zu erfassen, zäher und treuer festzuhalten pflegt, als mancher andre, aber immer mit der Bedingung, daß der schwäbische Geist sie durchdrungen, sie nach seiner Weise zurechtgelegt, ihr sein besondres Gepräge verliehen habe. Von alters her charakterisirte den Schwaben der Geist der Initiative, wenn auch eines mehr besonnenen als raschen Zugreifens. Der innewohnende geistige Trieb ist dann noch verstärkt worden durch den Geist

der Reformation, der in Altwürtemberg der das ganze Leben des Volkes beherrschende geworden ist. Aber hier beginnt auch das Verhängnis. Wie ein Vorposten des Protestantismus inmitten katholischer Gebiete, oder wenigstens wie ein Keil hineingetrieben zwischen die breit gelagerten Ländermassen der Häuser Habsburg und Wittelsbach, ermangelte das würtembergische Land der weitreichenden und umfassenden Grundlage, um die ganze Energie des schwäbisch-protestantischen Geistes innerhalb seiner Grenzen und von diesem Mittelpunkte aus zur Geltung zu bringen. Im protestantischen Norden, im preußischen Staate, da konnte Schillers Geist die Flügel rühren, konnte der Hegelsche seine eigentliche Heimat finden; wie Philipps Erbe für das Genie seines Sohnes, war ihr Schwaben-Makedonien für diese Geister zu klein. Daß durch konfessionelle und dynastische Verhältnisse die territorialen Schwaben so eng aneinander gerückt waren und bleiben mußten, war eine Ungunst des Schicksals, die auch in den politischen Bestrebungen von den tüchtigsten Männern oft schwer empfunden wurde. Man fühlte geistig die Kraft und den Beruf zu selbständigem Handeln, und doch versagten die materiellen Mittel zu durchgreifender That. Von diesem Gesichtspunkte aus eröffnet sich das Verständnis auch für die nicht selten schwankende, öfters sogar zweideutig erscheinende Haltung, welche König Wilhelm während einer beinahe fünfzigjährigen Regierung in nationalen Fragen an den Tag legte. Es gab, auch im politischen Sinne, einen besondern süddeutschen Charakter — konnte es eine besondre süddeutsche Politik geben? Die Geschichte hat mit einem kategorischen Nein geantwortet, nachdem kurz vorher König Wilhelm die Augen geschlossen hatte mit dem Seufzer: „Es thut doch weh, von einem so schönen Lande Abschied zu nehmen." In den Aufzeichnungen, die seinen letzten Willen enthalten, konnte sich der König auch auf sein Bestreben berufen, allezeit das Wohl des gemeinsamen deutschen Vaterlandes im Auge zu behalten. Und doch würde er sich, bei noch längerm Leben, schwer in die Veränderungen gefunden haben, welche zum Heile der Nation Deutschlands politische Verfassung umgestalteten. Wenn überhaupt jeder historische Fortschritt wiederum auch einen Verzicht in sich schließt, so brachte die Erhebung Berlins zum unbestrittenen Mittelpunkte deutschen Lebens für das Staats- und Stammesleben in Schwaben eine Reihe von Verzichtleistungen mit sich, die hier besonders schmerzlich empfunden wurden. Daß die Opfer gebracht werden mußten zum Wohle des Ganzen, dessen Schädigung und Schwäche auch wieder die Verkümmerung der Teile zur Folge haben würde, leuchtet dem weiter reichenden Blicke des politisch Gebildeten sofort ein und ist für ihn eine Thatsache, gegen welche kein Zweifel aufkommen kann. Aber diese politisch Gebildeten machen noch lange keine Mehrheit aus. Genau betrachtet, sind es immer nur verschwindend wenige, die von der Notwendigkeit politischer Opfer eine deutliche Einsicht haben; noch wenigere, die mit voller Hingabe des Herzens Opfer zu bringen imstande sind. Kein Wunder, wenn die Parteien,

bei denen aus diesem oder jenem Grunde die Abneigung gegen den neuen politischen Zustand Deutschlands überwiegt, in dem Hinweise auf die dem nächstliegenden schwäbischen Sonderinteresse abverlangten Opfer das stets bereite Mittel finden zu radikal-oppositioneller Agitation. Der Ultramontanismus, dem heiligen Stuhle gegenüber zur Hingabe jeder „berechtigten Eigentümlichkeit“ stets bereit, stellt es als ein Verbrechen dar, wenn im Namen der Nation der geringste Verzicht auf „Eigentümlichkeiten“ verlangt wird. Die Sozialdemokratie, welche grundsätzlich darauf ausgeht, jede besondre Charaktereigentümlichkeit zu töten und welche die ganze Menschheit womöglich, durch Verabsolutirung der materiellen Interessen, in ein einziges eintönig-graues, kauendes Ungeheuer verwandeln möchte, auch sie achtet es für Raub, wenn dem Teile zugemutet wird, dem Ganzen Opfer zu bringen. Nun vollends die bürgerliche Demokratie, unsre Volkspartei! Sie ist schwäbisches Gewächs, haftet an dem Boden, dem sie entsprossen ist, und darf partikularistische Neigungen als ihr natürliches Erbteil betrachten. Ja es treten dieselben oft mit solchem Übergewicht auf, daß diese Volksmänner, ähnlich einer verwandten Art in Hannover, dem republikanischen Ideal den Rücken kehren, die revolutionäre Fahne hübsch gefaltet in die Tasche stecken und je nach Lage der Umstände sich als gouvernementale und Hofdemokraten aufspielen. „Hie gut Würtemberg allewege!“ wird dann, mit verfälschtem Sinne, das Feldgeschrei im Kampfe gegen die nationalen Interessen. Die einfache Logik dieser Thatsachen trieb zu einer Vereinigung aller Elemente, in deren Gefühl das nationale Interesse andre, ihm widerstrebende, überwog. Die „deutsche Partei“ sollte der Ausdruck dieser Vereinigung sein. Eine eigentliche Partei war das nicht. Die aus der Natur eines fortschreitenden Staatslebens sich notwendig ergebenden Gegensätze sollten in den Hintergrund treten, um den Blick aufs Ganze nicht zu stören. Selbst der zunächst sich aufdrängende Gegensatz, mit dem man gegen den Partikularismus Front gemacht hätte, der Gegensatz einer zentralisirenden zu einer mehr föderativen Politik sollte und mußte unbekannt bleiben. Man teilte sich eine durchaus passive Rolle zu; die „deutsche Partei“ war im Grunde ein apologetischer Verein. „Auch wir — so wurde dem Partikularismus gegenüber in tausendfachen Wendungen wiederholt —, auch wir wären gern unter uns Schwaben geblieben, aber in einer Welt, worin es auch Franzosen, Russen u. s. w. giebt, die den Friedfertigsten nicht immer unbehelligt lassen, geht das nun einmal nicht an; unsre materiellen und ideellen Interessen bedürfen eines starken Schutzes, den wir nur in einem geeinigten deutschen Reiche finden können. Für diesen Schutz müssen wir selbstverständlich bezahlen, aber, beim Lichte besehen, gewinnen wir doch noch immer. Freilich ist es Bismarck, der die Rechnung macht, aber um alle diese Dinge in Ordnung zu bringen, brauchten wir einen großen Mann, und wo habt ihr einen wie er?“ Vor einem Jahrzehnt noch mochte dieses Thema und diese Predigt der Sachlage entsprechend sein. Heute ergeben sich gewichtige

Zweifel, ob dies noch der Fall sei. Die deutsche Politik ist nicht beim Jahre 1871 stehen geblieben; sie hat sich seitdem weiter entwickelt. Die schwäbischen Volksvertreter sitzen im hohen Rate der Nation mit dem Rechte, mitzusprechen und mitzubeschließen. Sollen ihre Auftraggeber nicht auch Teil nehmen an den Aufgaben, welche der Gesetzgebung und Regierung des deutschen Reiches gestellt sind? Sollen sie auch eine solche Teilnahme noch als ein Opfer ansehen, abgepreßt und entschuldigt durch die Notwendigkeit der politischen Lage? Fast sollte man glauben, daß dies die allgemeine Meinung sei innerhalb der „deutschen Partei.“ In der Bevölkerungsschicht, die „national“ zu stimmen pflegt, ist das politische Interesse auf den Nullpunkt gesunken. Kaum daß man noch hie und da von Bulgarien spricht oder vom russischen Kaiser; von deutschen Angelegenheiten ist nirgends die Rede; es ist, als ob sie uns nichts angingen oder als ob wir ein- für allemal dazu verurteilt wären, alles, was die deutsche Politik bringt, leidend über uns ergehen zu lassen. Mancherlei Umstände mögen zur Herbeiführung dieser betrübenden Ergebnisse mitgewirkt haben, die vornehmste Ursache liegt in der oben gekennzeichneten Haltung der „deutschen Partei.“ Oder vielmehr in dem Mangel der gänzlichen Abwesenheit einer Partei, welche deutsch gesinnt wäre, aber außerdem noch einen bestimmten positiven Charakter, außer der allgemeinen nationalen Gesinnung noch bestimmte politische Grundsätze hätte. Wahlerfolge, die hie und da errungen werden, beweisen garnichts. Wie sind sie zu stande gekommen? Gewöhnlich durch Kompromisse, welche das Absehen von allen und jeden politischen Grundsätzen zur Voraussetzung haben. Der soziale Einfluß der Persönlichkeiten, die bei solchen Kompromissen sich ad hoc verständigt haben, ist dann immer noch groß genug, um die zum Ausstechen des Gegners erforderliche Anzahl Stimmzettel in die Urne zu liefern; ob bei solchen, durch rein äußerliche Mittel erreichten Erfolgen das politische Leben des Volkes gewinnt, erscheint mehr als zweifelhaft. Staatliche Gesinnung und die relative Stärke einer bestimmten Art derselben soll bei einer Wahl zum Ausdruck kommen. Eine solche staatliche Gesinnung wird aber gepflanzt und gepflegt nur dadurch, daß der Masse der Wähler verständlich gemacht wird, inwiefern die staatlichen Interessen zugleich ihre eignen sind und wie sie als selbständige Männer und Bürger des Gemeinwesens die sittliche Pflicht haben, sich ein Urteil über die Frage zu bilden, auf welche Weise der staatliche Teil ihrer Interessen am besten wahrgenommen wird. Ohne die Anerkennung einer sittlichen Pflicht zur politischen Stellung möchte allerdings jenes schnöde Wort Recht behalten: „Die Politik verdirbt den Charakter.“ So aber sagen wir umgekehrt: Der politische Charakter gehört mit zum Charakter des selbständigen Mannes in einer Zeit und in einem Staatswesen, das ihn zur aktiven Teilnahme am öffentlichen Leben reif erklärt. Aus dieser Prämisse aber ergiebt sich als nicht von der Hand zu weisende praktische Schlußfolgerung, daß wie der Einzelne,

so ein Verein von politischen Männern das fortschreitende staatliche Leben mit seinem Urteil begleiten und im Kampf ums Recht für diejenige Lösung der sich ergebenden Aufgaben eintreten muß, die dem Standpunkte entspricht, den man grundsätzlich eingenommen hat. Mit einem Wort: es ist eine Konsequenz der politischen Sittlichkeit, politisch Partei zu ergreifen. Dazu aber bedarf es fester Gesichtspunkte, leitender Grundsätze, von denen aus man sich die staatlichen Fragen in allen ihren tausendfachen Beziehungen zurecht legt. Eine solche Thätigkeit stärkt den Geist, den Charakter und das Ansehen bei den politischen Gegnern. Eine solche Thätigkeit allein ist eines politischen Mannes würdig. Speziell eine nationale Partei in Schwaben wird über den in den Gemütern vorhandnen Gegensatz zwischen partikularem und allgemeinem Interesse nie hinauskommen, wenn sie sich nicht entschlossen auf den Standpunkt stellt, bei jeder Frage des öffentlichen Interesses, woher sie auch stammen, wo immer sie zuerst auftauchen mag, dem Bürger zuzurufen: Tua res agitur, und sich bemüht, seine Teilnahme und sein Urteil zu gewinnen als für eine Sache, die ihn höchst persönlich angeht. Aber wenn wir uns nur an Leute wenden, die wirklich mit uns übereinstimmen, werden wir deren auch genug finden, um bei den nächsten Wahlen zum wenigsten ebensoviele „nationale“ Kandidaten durchzubringen, wie bisher? Dafür schon das nächstemal sich verbürgen zu wollen, wäre allerdings verwegen. Aber die Schwaben müßten nicht mehr diejenigen sein, wie sie der jetzt gerade vor einem Jahrhundert aus ihrer Mitte hervorgegangene Uhland gekennzeichnet und vertreten hat, wenn nicht auf die Dauer eine männliche Politik aktiver Teilnahme an den Kämpfen des nationalen Lebens auch äußerlich größern Erfolg haben sollte, als ein ängstliches Bemühen, allen grundsätzlichen Bestrebungen die Spitze abzubrechen, um ja keine Möglichkeit eines Kompromisses zu verscherzen. Das deutsche Reich bedarf heute keiner Verteidiger mehr. Auch in den Augen ursprünglicher Gegner gilt sein Bestehen als eine Thatsache, die sich selber rechtfertigt. Umsomehr wird es Aufgabe der Freunde sein, innerhalb der durch Gründung des Reiches angebahnten Entwicklung Stellung zu nehmen und dieselbe in bestimmter Richtung zu fördern, statt sie von außen her mit beifälligen Kommentaren zu begleiten.





Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Schluß.)

eorg Riffelshausen hielt unterdessen in seinem Wagen an der Hohenottersleber Grenze, hoch auf dem Hügel, wo ein aufgerichteter Stein das Ende des Siebenhofner Bodens bezeichnet. Sinnend schaute er nach Süden, wo das Land vor ihm seine reichste Schönheit entfaltete. Dörfer und einzelne Gehöfte, von Bäumen umschlossen, sahen hie und da zwischen den Hügeln vor; unter ihm im schmalen Flußthal lag Siebenhofen bereits von der Sonne verlassen, und wie kleine, emsige Käfer erschienen die noch in der Ernte beschäftigten Landleute. Und da sprang, wie ein Hase über Brachland und Stoppeln, ein Mann gerade auf ihn zu.

Der Pächter von Hohenottersleben, der an des Barons Wagen stand, sprach eifrig zu ihm wegen einer großartigen Getreidelieferung, während Riffelshausen nur zerstreut zuhörte und an die Benutzung einer starken Quelle dachte, die hier an der Grenze, leider noch auf Hohenottersleber Grund, kräftig aus dem Gestein sprang und sich in einen sumpfigen Graben verlor.

Außer Ihnen, sagte der Hohenottersleber, wäre ich der einzige, der die Lieferung übernehmen könnte. Die andern bauen ja nichts als Rüben für den Brennhold.

Ganz richtig, sagte Georg, dachte aber an die Quelle.

Der Hohenottersleber räusperte sich und schlug mit dem linken Fuß gegen den rechten, wobei er einen Blick über die Felder warf. Da kommt ein Mensch von Siebenhofen her, der scheint's gewaltig eilig zu haben.

Der Baron wandte sich langsam um, sah gleichmütig nach dem Läufer und setzte sein Gespräch mit dem Nachbar fort. Er hielt jede Aufregung für schädlich und vermied sorgfältig jeden Anlaß dazu. Es dauerte nicht lange, da kam der Siebenhofner Knecht, Jeremias Bratsch, schnaufend und keuchend bei dem Wagen an.

Nun, was giebt es, Bratsch? fragte der Baron.

Hier ein Zettel von Fräulein Julie, und der Herr Verwalter hat's eilig gemacht.

Bratsch wollte den Zettel übergeben, den er in der Hand zu halten meinte, oder in die Hosentasche geschoben hatte, oder nein, in die Mütze, aber der Zettel war nicht da.

War es denn wirklich Fräulein Julie, die dir den Zettel gab?

Nein, der Herr Verwalter, und er machte es so eilig! Ach, du liebe Zeit! Ich dachte mir nur, daß er von Fräulein Julie wäre, weil die mit dem Herrn Verwalter geredet hatte; aber es war doch vom Herrn Verwalter, ich entsinne mich jetzt.

Er wird dich nicht wieder als Boten gebrauchen.

Ach, daß Gott! Briefe hatte er bekommen vonwegen den Steinen und wollte auch gleich nach dem Moosdorfer Bruche hinüber. Wenn der Herr Baron sich tummeln, werden Sie ihn noch dort treffen.

Der Hohenottersleber lachte. Ist das ein Esel! Na, Herr Baron, lassen Sie sich von Herrn Osander nur angenehmes berichten.

Der Baron reichte dem Nachbar die Hand, hieß dann den Knecht aufsteigen, und fort rollte der Wagen auf dem zerfahrenen Feldwege.

Osander war nicht mehr im Steinbruch, und als ihn der Baron nach längerem Umherfahren traf, erfuhr er, daß doch Fräulein Julie die Absenderin des Zettels gewesen war.

Osander, der grimmig auf den fahrlässigen Boten schalt, wußte weiter garnichts.

Als er endlich zu Hause anlangte, empfing ihn der Schmidt an der Hausthür.

Was ist vorgefallen? fragte Georg gespannt.

Nun, weiter nichts. Mit dem Abendzuge ist der Herr Pastor Richter fortgefahren, über Rummelshausen, wegen Fräulein Mathildchen ihren Sachen, sonst wäre es ja wohl über Trübensee und Erfurt bequemer gewesen. Die sechs Groschen für den kleinen Wild, der den Koffer auf der Karre nach der Bahn gefahren hat, habe ich ausgelegt, Herr Baron.

Was ist das? Wohin reist Herr Richter, und was für Sachen sind das, die er mitnimmt? Sei kurz, Schmidt, ich bin müde.

Da mögen sich der Herr Baron ins Bett legen.

Sind die Damen noch wach?

Ja, jede allein für sich, weil das gnädige Fräulein so erzürnt sind auf Fräulein Julie, weil sie Fräulein Mathildchen mit dem Herrn Pastor Richter hat fortreisen lassen. Denn dem Herrn Pastor sein Vater läge am Tode, und da wäre Fräulein Mathildchen nötig dabei, und dem Herrn Baron wird's schon recht sein, meinte Fräulein Julie.

Der Baron verharrte einige Minuten in Schweigen. Dann zog er die Brauen hoch und sagte: Bringe mir noch eine Tasse Thee auf mein Zimmer.

Fräulein Julie warten im Eßzimmer auf den Herrn Baron, sagte der Schmidt, worauf Georg nach kurzem Zögern die Thür öffnete.

Auf dem Eßtisch brannte die Lampe, um welche die Bestandteile der einfachen Abendmahlzeit bereit standen. In der Nische eines geöffneten Fensters lehnte Julie, so tief in Gedanken versunken, daß sie seinen Eintritt nicht gewahrte.

Georg setzte sich schweigend an den Tisch und sah geradeswegs in das Lampenlicht, er hatte sehr gesunde Augen. Fledermäuse rumorten im Getäfel, der Nachtwind bewegte die Fenstervorhänge, die Spiritusflamme unter dem Thee-

kessel war längst verlöscht. Er zog es aber vor, sich nicht bemerkbar zu machen, und schwieg, bis Julie das Fenster schloß und sich nach innen wandte.

Du, Onkel Georg? rief sie lebhaft überrascht und eilte zu ihm hin.

Hast du jemand anders erwartet? fragte er mit halbem Lächeln.

Nein, nur dich, aber dich schon sehr lange, sodaß mir über dem Warten fast die Hoffnung verging, dich je eintreten zu sehen.

Und darum verfielst du zuletzt auf den Gedanken, ich würde zum Fenster hineinsteigen? Setze dich, Kind, und gieb mir etwas zu essen. Aha, die Maschine hat auch die Geduld verloren. Es thut nichts, gehe deswegen nicht noch einmal hinaus.

Doch Julie ging und holte den Spiritus, mit dessen Hilfe das Theewasser bald wieder sang. Eifrig schob sie ihm die Herrlichkeiten der Tafel herbei und sah ihn dazwischen verstohlen an, um ein wenig herauszufinden, was er über die Begebenheiten des Nachmittags denke. Sie konnte nichts entdecken.

Onkel!

Nun, Julie?

Du weißt doch, was wir ausgeführt haben, oder hat dich mein Briefchen nicht erreicht?

Ich danke meine Kenntnisse mündlichen Ueberlieferungen und muß mich wohl oder übel in das Geschehene finden, da es sich nicht mehr ändern läßt. Ich bitte um den Zucker — danke dir.

Sie stand vor ihm, die Zuckerdose in der Hand, sah ihn groß an und sagte: Du findest — du meinst — wir hätten — und ich glaubte so bestimmt, in deinem Sinne zu handeln! Sein Vater liegt im Sterben, Onkel Georg!

Wenn Richter seine Kindespflicht nicht allein zu finden vermöchte, so wäre auch für seine Frau wenig Glück in Aussicht. Hast du dich immer noch nicht überzeugt, Kind, daß es wichtig ist, den Anforderungen der Sitte möglichst genau nachzukommen? Wir haben uns vor nichts mehr zu hüten als vor dem ersten Schritt in die sogenannte Freiheit, selbst wenn die Verhältnisse uns dahin zu drängen scheinen! Wenn auch wirklich nicht unmittelbar Schaden daraus erwachsen sollte, so liegt doch eine unabsehbare Gefahr in der Ansicht, daß äußere Verhältnisse unsre Handlungsweise zu rechtfertigen vermöchten. Wo willst du enden, wenn du einmal damit angefangen hast? Kein Verstand reicht aus, die niedergerissenen Schranken wieder aufzurichten, und außerhalb derselben rettet auch das feinste Gefühl nicht vor Verirrung. Wir wollen nicht mehr über diese Sache sprechen, aber ich hoffe, du hast mich ganz verstanden.

Er hatte ruhig gesprochen, aber sehr ernst. Julie wußte jetzt, daß sie in seinen Augen schwer gefehlt hatte. Es bekümmerte sie sehr, und sie saß in traurigem Schweigen neben ihm, ohne noch einen Versuch zu machen, sich zu entschuldigen.

Ach Onkel Georg! sagte sie endlich, tief aufseufzend.

Was fehlt dir, Kind?

Ach ich bin so traurig! Alles mache ich verkehrt, und gerade dann, wenn ich es mir am besten ausgedacht habe. Was soll ich nun anfangen, wenn du böse bist?

Böse? Er wandte sich lächelnd ihr zu, aber der Ausdruck ihrer Augen machte ihn betroffen.

Julie! Sollst du an mich denken und an meine Meinung, wenn es gilt, Recht von Unrecht zu unterscheiden? Willst du denn aufhören, nach dem Guten

zu streben, wenn ich begraben bin? Du darfst deinen Halt nicht außer dir suchen! Und nun laß uns Frieden schließen, nicht? Du liegst doch noch in Fehde mit der Tante?

Sie lächelte mit Thränen in den Augen und sagte: Du bist ein böser Onkel! Nächstens verbietest du mir noch, dich lieb zu haben. Aber dann sollst du sehen, wie ungehorsam ich sein kann. Wenn ich das Gute und dich nicht recht auseinander zu halten vermag, wer ist daran wohl schuld als du?

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Die ungeheure Kriegstragödie ging indessen weiter. Schritt für Schritt, gemessen und doch unaufhaltsam, brach das Verderben über Frankreich herein. Die drei Schlachten bei Metz waren geschlagen, wieder herrschte ein fieberhafter Jubel, der Krieg schien zu Ende. Aber die Freude sollte gedämpft werden.

Die Herrschaft in Siebenhofen las die Kreuzzeitung. Sie war während dieser Zeit sehr eintönig.

Vorgestern starb mein einzig geliebter Sohn den Tod für König und Vaterland. — Gestern wurden drei meiner Söhne im Kampfe für König und Vaterland von französischen Kugeln durchbohrt. — So ging es weiter, drei, vier Spalten, tagaus, tagein. Die edelste Jugend des Landes lag tot in fremder Erde.

Es war am Vormittage des dritten September. Georg sah, durch einen ungewohnten Lärm aufgestört, zum Fenster hinaus und traute seinen Augen kaum. Eine Barbarenhorde schien durch das Thor eingedrungen. Wildes Jauchzen und Hurrahrufen, ein Springen wie von Besessenen, die Mützen flogen in die Luft. In der Mitte der Schreier befand sich der kleine Oberförster Dusele, die grüne Uniform war ihm halb vom Leibe gerissen, Georg sah schon von weitem, wie er nach allen Seiten lächelte und gestikulirte, die vollendete Karikatur.

Was ist los, ihr Leute? rief der Baron.

Wir haben ihn! schrie alles durcheinander.

Wen denn?

Den Kaiser!

Seid ihr denn besessen? Georg erblaßte.

Mittlerweile waren die sämtlichen Hausgenossen, Tante Cäcilie, Julie, die Minna und der Schmidt, vor die Thüre gelaufen. Die tolle Aufregung teilte sich allen mit.

Jetzt trat Dusele, zierlich hüpfend, vor die Damen und deklamirte in singendem Tone:

Wir haben ihn, wir haben ihn,
Den edeln Bonaparte,
Den seine schöne Kaiserin,
Eugenie, die Zarte,
Zum Kriege narrte;
Jetzt heißt es: Warte, warte!
Du schlimmer Bonaparte!

Der Landbote, der nüchternste aus dem Schwarme, übergab dem Baron das amtliche Telegramm, welches die Gefangennahme des französischen Kaisers meldete. Georg las es laut, die Siebenhofner schrieen aufs neue, der Schmidt

und die Minna stimmten in den Jubel ein, Tante Cäcilie und Julie fielen sich in die Arme, sie wußten selbst nicht recht, ob sie lachten oder weinten.

Wir haben's verdient, diesen Tag miteinander zu erleben! rief endlich die Tante. Womit, das wußte keiner, aber man stimmte ihr jubelnd bei.

Als jedoch der Oberförster dem Baron vorschlug, den Fall des Franzosenkaisers durch ein Gelage zu feiern, meinte Georg, sehr ernst werdend, das Feste-Feiern solle man für die Friedenszeit ersparen.

Es war in der That den Siebenhofnern in dieser Zeit wenig festlich zu Mute in der beständigen Unruhe um die kämpfenden Söhne, von denen seit längerer Zeit keine Nachrichten eingetroffen waren.

Mathilde dagegen schrieb pünktlich. Es schien wirklich ihrer Vermittlung gelungen zu sein, Vater und Sohn Richter zu versöhnen. Der alte Richter hatte sich sogar etwas erholt, wünschte aber dringend die Kinder für den voraussichtlich kurzen Rest seines Lebens bei sich zu behalten. Auch der Pastor Richter schrieb an den Baron und nannte Mathilde ein über das andremal seinen guten Engel. Aber er sprach auch die Bitte aus, sich mit ihr in der Stille auf dem elterlichen Gute trauen lassen zu dürfen, damit der Vater diese Freude noch erlebe. Nach reiflicher Ueberlegung antwortete Georg bejahend. Julie sollte unter dem Schutze Schmidts zur Trauung nach der Richterschen Besitzung reisen. Es wurde auch alles hierfür angeordnet, aber am letzten Tage erklärte Julie mit der größten Bestimmtheit, Mathilde müsse ohne sie fertig werden,sie könne sich nicht mit dem Gedanken aussöhnen, Siebenhofen auch nur auf Tage zu verlassen und den Onkel seiner beiden Adjutanten zu berauben.

Es gab auch gerade in dieser Zeit manches zu schaffen und zu sorgen. In Erfurt hatte ein Teil der Kriegsgefangenen Unterkunft gefunden. Es war vorgekommen, daß dieser Gefangenen einige sich in der Nähe von Siebenhofen an den Teichen herumtrieben, wo sie Frösche fingen, um sich an dieser Lieblingsspeise zu laben. Sie ließen sich aber durch des Barons Leute gutwillig nach der Festung zurückzuführen. Auch waren in Erfurt zwei große Lazarete entstanden, denen der Siebenhofner Gutsherr, gleich seinen Nachbarn, allwöchentliche Zufuhr von Lebensmitteln sandte. Schon hatte das Laub in dem nicht übermäßig gepflegten Park ein müdes Ansehen, und der Staub von der Landstraße flog über die Mauer und saß auf Gras und Blumen; auf den Rabatten leuchteten duftlos die Astern und Georginen. Die Stoppeln auf den Feldern bildeten auch in dieser ernsten Zeit den Sammelpunkt für die Jagdliebhaber der Gegend, und der Gutsschäfer mit dem mächtigen Krämpenhut führte seine Herde ebenfalls auf die verödeten Felder, um zwischen den harten Stoppeln, Gott weiß womit, ihren Appetit zu stillen. Die Schafe blökten friedlich am Hügelhang, und der Hund umsprang sie eifrig. Der Schäfer, der an einem blauen Strumpf strickte, sah gelassen nach den fernen blauen Bergen und dachte an nichts.

Einmal des Nachts schreckte Feuerschein die Siebenhofner aus dem Schlafe, die Trommel rasselte durch das Dorf, und der Baron meinte, es müsse in Ottersleben brennen. Osander jagte mit der Spritze davon, und die Siebenhofner, welche aus dem Bodenfenster sahen, bemerkten zu ihrer Genugthuung daß der rote Schein nach und nach erlosch.

Als man zu ungewöhnlich früher Stunde beim Frühstück versammelt saß, kehrte Osander zurück, das Gesicht geschwärzt wie ein Schlotfeger.

Nun? fragte der Baron.

Julie schob ihm einen Stuhl hin und holte eine Tasse herbei. Sie lächelte über des braven Verwalters Aussehen.

Der Feim ist abgebrannt, Herr Baron, brummte Osander.

Riffelshausen zog die Brauen in die Höhe. Das ist schlimm.

Jawohl, er brannte ab wie Zunder. Und so groß, wie er obenein war! Das Feuer ist jedenfalls angelegt worden, und ich kann mir auch denken, wer das saubere Kunststück gemacht hat. Der Schwarz soll sich hier wieder herumtreiben.

Das ist eine böse Geschichte, sagte der Baron nachdenklich.

Na, wir sind ja versichert, Herr Baron.

Für dies Jahr noch nicht. Ich bin nachlässig gewesen, habe es hinausgeschoben, weil ich selbst deswegen nach der Residenz wollte. Dies Jahr kommt uns teuer zu stehen.

Das will ich meinen! rief die Tante, die Milchwirtschaft wirft garnichts mehr ab, da du alles nach Erfurt schickst. Mit dem Geflügel ist's dasselbe. Ich weiß freilich nicht, warum wir auf Kosten der abscheulichen Franzosen hungern sollen. Dabei hast du die Wolle dies Jahr wirklich verschenkt, und nun sorgst du auch noch dafür, daß wir kein Getreide zu verkaufen haben.

Der Baron schwieg; die andern ebenfalls. Osander gebrauchte mit Getöse sein Taschentuch.

Indessen tanzten die ersten Sonnenstrahlen durch die Fenster und glühten auf den vergoldeten Henkeln des Frühstücksgeschirres, warfen ein Glanzlicht auf Juliens Kinn und beleuchteten des Barons magere und schmale Hand, sowie Tante Cäciliens geblümten Morgenrock. Eine große blaue Fliege stieß mit dem Kopf an die Scheiben, torkelte auf das Fensterbrett und summte wie eine Lokomotive, die den Dampf ausläßt.

Plötzlich sprang polternd ein Knecht ins Zimmer. Mit weit offnen Augen und schreckensbleichem Gesicht meldete er, der Christoph Schwarz habe sich im herrschaftlichen Garten erhenkt, an der Kiefer bei der Brücke.

Guter Himmel! rief Cäcilie, und da mußte der entsetzliche Mensch dazu unsern Garten aussuchen!

Ihr habt ihn doch sofort losgeschnitten? fragte der Baron.

Nee, wir dachten, am Ende — stotterte der Knecht, worauf Osander aufsprang und hinausstürzte, die Tante und der Knecht hinterdrein. Der Baron sah in seine Tasse, und Julie machte die Bemerkung, daß die Sonne zu deutlich die Linien zeigte, die auf seiner Stirn und um die Augen lagen.

Ein paar Stunden später brachte der Postbote dem Baron ein Schreiben aus Frankreich von unbekannter Hand. Nachdem er dies, sowie die Verlustliste in der Zeitung mehrmals durchgelesen hatte, rief er den Schmidt in sein Zimmer.

Was befehlen der Herr Baron? fragte der Schmidt bedenklich, nachdem er schweigend einige Minuten lang neben dem Schreibtische seines Herrn gestanden hatte. Doch keine schlimmen Nachrichten?

Die Ungewißheit ist unerträglich! rief Georg fast heftig. Ein Kamerad Antons schreibt mir, dieser sei vor Sedan schwer verwundet worden; dasselbe schreibt Valers Regimentskommandeur von diesem. Ein Riffelshausen steht in der Liste der Toten; aber es ist ein Regiment genannt, das unsre Jungen nichts angeht. Die Jungen selbst schweigen.

Ja, meinte der Schmidt, schlimm ists schon. Die gnädigen Damen sind auch gar so sehr in Aengsten, und des Barons Anton gnädiges Fräulein Braut hat auch lange nichts mehr gehört.

Georg überlas wohl zum zehntenmale das kurze Schreiben. Auf seiner Stirn lagen tiefe Schatten.

Du mußt nach Frankreich, Schmidt, und nach ihnen sehen, da ich selbst nicht kann.

Aber Herr Baron!

Nun?

Nu, Sie werden ja doch nicht ohne mich fertig, Herr Baron!

Ich werde dich sehr vermissen, mein Alter, doch kommt das jetzt nicht in Betracht. Denke an die Kinder!

Georgs schmales Gesicht sah grau aus, und die dunkeln Augen lagen besonders tief. Der Schmidt betrachtete ihn kopfschüttelnd; dann rief er herzlich: Nun, sorgen sich der Herr Baron nur nicht! Der liebe Herrgott kann Ihnen doch nicht so unbändiges Leid anthun, er brächte es ja selber nicht übers Herz!

Noch an demselben Tage reiste der Schmidt ab, und es dauerte nicht lange, so kam die Nachricht, daß er mit Baron Valer unterwegs sei. Es werde freilich ein Weilchen dauern, denn der Herr Referendar seien von den verwünschten Franzosen grausam zusammengeschossen und könne nur langsam von der Stelle gebracht werden.

Es war ein Aufatmen in Siebenhofen. Er lebt also! Daß Anton in dem Briefe nicht erwähnt worden war, wurde auch als günstiges Zeichen angesehen.

Tante Cäcilie lief rastlos vom Boden bis zum Keller, um alles für die Aufnahme des Verwundeten aufs beste herzurichten. Julie war so aufgeregt, daß sie ein Ding dreimal aufhob und wieder hinlegte, ehe es ihr klar wurde, was sie eigentlich damit wollte. Alle Vorbereitungen waren längst beendet, ehe die sehnlichst Erwarteten eintrafen. Endlich kam der Tag, an dem die große Siebenhofner Kutsche nach Erfurt geschickt wurde, um den Kranken von dort abzuholen. Ganze Stunden verbrachte Julie auf dem Gartenhügel an der Mauer und sah die Fahrstraße hinunter, bis endlich, endlich der Wagen sich zeigte. Die Pferde gingen Schritt, ihr schien es, als käme das Gefährt garnicht von der Stelle; aber es kam, bog in den Thorweg, rumpelte über die Wallbrücke und hielt vor dem Hause. Dann hoben ein paar Männer eine in Decken gehüllte bewegungslose Gestalt aus dem Wagen und trugen sie vorsichtig, von Tante Cäcilie geleitet, ins Haus.

Julie war mit gefalteten Händen am Thürpfeiler stehen geblieben. Sie war wie versteinert. Diese bewußtlose, regungslose Jammergestalt — war das überhaupt Valer?

Der Baron hatte sich mit Schmidt in sein Zimmer zurückgezogen. Und was weißt du von Anton? war seine erste Frage.

Baron Anton? Der Schmidt sah bestürzt in das Gesicht seines Herrn. So wissen die Herrschaften noch nicht —

Was? Georg sah den Alten stumpf an; er wagte in diesem Augenblicke nicht zu denken. Der Schmidt öffnete mehrmals den Mund, schüttelte den Kopf und räusperte sich. Nu, sagte er endlich mit halberstickter Stimme, es kann ja alles nichts helfen, heraus muß es. Bei Sedan war's, Herr Baron.

Tot?

Der Schmidt nickte; dicke Thränen rannen ihm über das biedere Gesicht.

Georg mußte bereits sehr angegriffen sein, denn er wurde ohnmächtig. Der Schmidt, der etwas derartiges noch nie erlebt hatte, geriet in die größte Bestürzung und rief in seiner Herzensangst Fräulein Julie herbei.

Ich hab's ihm gewiß falsch beigebracht, jammerte er, daß aber auch die Herrschaften den Herrn Leutnant noch am Leben wähnten!

Nun, der andre wird ihm bald folgen, sagte Julie in stumpfer Resignation.

Die Trauerkunde verbreitete sich rasch.

Tante Cäcilie, die sich in lauten Klagen und Anklagen erging, nahm im Eßzimmer die Kondolenzbesuche der zu Scharen herbeiströmenden Siebenhofner entgegen. Während dessen stand Julie mit Doktor Petri am Bette Valers. Der Doktor kam nicht aus dem Kopfschütteln heraus. Es sei kaum zu begreifen, meinte er, wie es der Schmidt möglich gemacht habe, den vollständig erschöpften Kranken lebendig bis Siebenhofen zu bringen.

Georg verbrachte eine schlaflose Nacht, und der Schmidt, der dies wußte, saß bis tief in die Nacht hinein über „Uli den Pächter" gebeugt; endlich aber sank sein Kopf auf das Buch, und er entschlummerte sanft über Vreneli und Bäbeli. Tante Cäcilie bemerkte am Morgen das heruntergebrannte Licht, aber sie schwieg.

Gleich nach dem Frühstück fuhr der Baron nach Trübensee.

Die Sonne schien noch hell und warm. Von der langen Dürre war der Fluß ausgetrocknet, und grüngelbe Pflanzen kletterten über die weißgewaschenen Steine in dem Flußbett, durch welches das Wasser als dürftiger Graben von Lache zu Lache lief.

Am Wirtshause zum Grauen Hund wurde das Dach reparirt; der musikalische Wirt saß auf dem Firste und sprach mit zwei Fuhrleuten, die an dem hölzernen Tische unter dem Birnbaume Platz genommen hatten und von Zeit zu Zeit mit den Deckeln ihrer Bierseidel klapperten. Sie sprachen über die Tagesereignisse und schlugen in stolzer Freude mit den Fäusten auf die Tischplatte.

Da kann man doch stolz darauf sein, daß man ein Preuße ist! rief der eine, jener Hohenotterslеber, der Mathildens Verlobung belauscht hatte und der mit Biertonnen nach Erfurt zu fahren pflegte.

Oder ein Sachse! rief der andre, es ist jetzt alles eins. Den Franzosen gegenüber sind wir alle Brüder, wie unsre Fürsten.

Der Baron beantwortete freundlich den ehrerbietigen Gruß der Männer und dachte dabei der Worte Theodor Körners:

Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze du die Freiheitsfahne auf!

Als Riffelshausen in den Trübenseer Saal trat, fand er die weibliche Dorfjugend dort um Fräulein Lieschen versammelt. Der Baron unterbrach den Gesang eines etwas düstern Kirchenliedes, das noch aus des seligen Andermütz Zeit in besondrer Gunst stand.

Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, Fräulein Lieschen.

Während sie ihm die Hand reichte, senkten sich ihre freundlichen Augen forschend in die seinen. Dann führte sie ihn schweigend in das anstoßende Gemach.

Ich weiß, was Sie mir sagen müssen, lieber Onkel!

Es blieb unausgesprochen. Der Baron schloß das tapfere Mädchen in die Arme, und an seiner Brust weinte sie still.

Lieschen fuhr eine Stunde später mit dem Baron nach Siebenhofen. Sie wollte den Schmidt selbst hören. Es war eine stille Fahrt. Beim Grauen Hund, wo die Fuhrleute immer noch politisirten, sagte Lieschen: Wir haben einen schönen Nachsommer, und eine lange Weile darauf antwortete Georg: Der Herbst ist ja bei uns die schönste Zeit.

Als sie das Dorf erreichten, läuteten die Glocken den kommenden Sonntag ein. Eine Frau kam des Weges daher, ein Kuchenbrett auf dem Kopfe.

Ach du lieber Gott! rief sie laut, das ist ja unserm Baron Anton sein Fräulein Braut! Ach, was geht mir das ins Herz! Die Frau wischte die Augen mit der Schürze und grüßte weinend. Da weinte auch Lieschen.

Sie ließ sich dann von Schmidt das wenige erzählen, was dieser zu sagen wußte. Anton war bis zuletzt unter allen der siegesmutigste und fröhlichste gewesen, der Liebling der Kameraden und Untergebenen. Kein Schatten eines trüben Geschickes hatte ihn je bedrückt. Vor Sedan war er gefallen, die Brust von einer Kugel durchbohrt. Der Tod war sofort eingetreten.

Nachdem Lieschen sich dies mehrmals hatte erzählen lassen, versuchte sie der laut schluchzenden und klagenden Tante Trost zuzusprechen; aber da kam sie übel an. Das Mädchen hat kein Herz, sagte Cäcilie zu ihrem Bruder. Kaum ein paar Thränen hat sie vergossen! Sie hat den Anton nicht halb so lieb wie ihre blödsinnigen Dorfkinder! Nein, sie ist ganz ruhig, sage ich dir, ganz ruhig!

Georg war nun allerdings andrer Meinung, aber es gelang ihm nicht, die Schwester zu überzeugen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Julie brachte Tag und Nacht an dem Krankenbette des Bruders zu, der sich immer noch in demselben hoffnungslosen Zustande befand. Valer schien übrigens mit Juliens Pflege nicht unzufrieden, denn er geriet in Aufregung, wenn er einmal die Tante oder die junge Minna in dem Krankenzimmer gewahr wurde.

Eines Abends saß Julie wie gewöhnlich regungslos neben dem Bett und bewachte den unruhigen Halbschlummer des Bruders, auf den das Nachtlämpchen einen matten Schein warf. Da vernahm sie das leise Räuspern in dem Vorzimmer, wie es zwischen den Frauen das verabredete Zeichen war.

Im Vorgemache stand die junge Minna, die ihre Schuhe ausgezogen hatte und in der Hand hielt. Sie faßte Julien etwas aufgeregt beim Arme.

Ach daß Gott! Fräulein Julie, 's ist jemand da und will Sie durchaus sprechen.

Wo?

Unten im Garten. Eine Dame ist's mit einer Kapuze über, daß man das Gesicht kaum sehen kann. Sie will aber nicht ins Haus, und ich soll's auch niemand weiter sagen als Fräulein Julien. Ich sagte, Fräulein Julchen könnten nicht hinunterkommen, aber das Frauenzimmer bittet so gottserbärmlich, daß ich's nicht mehr halten konnte! Sie wollte Fräulein Julie nur auf einen Augenblick sehen.

Ich kann nicht fort, Minna. Sagte sie nicht, was sie wollte?

Weiter nichts als: sie müßte Sie sprechen. Wenn Sie doch einmal hinunterliefen, Fräulein Julie! Ich kann ja hier derweile zum rechten sehen.

Julie überlegte rasch. Sie konnte sich garnicht denken, wer ihr in so geheimnisvoller Weise etwas mitzuteilen habe. Die Sache erregte ihre Neugierde, darum entschloß sie sich, dem Rate der Minna zu folgen.

Die Luft war frisch draußen, obgleich der Tag warm gewesen war. Jetzt leuchtete der Mond schwach auf die Parkwege, und das Licht in den Fenstern des Herrenhauses erschien rötlich gegen das gelbweiße Gestirn der Nacht.

Julie legte fröstelnd die Arme übereinander und wandelte schnell am Wallgraben hin, auf eine Gruppe uralter Edeltannen zu, wo sie nach Minnas Angabe erwartet wurde. Kaum langte sie dort an, als eine dichtverhüllte Frauengestalt aus dem Dunkel tauchte und ihr mit halbzurückgedrängtem Freudenausrufe um den Hals fiel.

Julie hatte nicht an Monika Daïda gedacht.

Um Gotteswillen, wie kommen Sie hierher?

Mein Vater ist nach Wien gereist, flüsterte sie aufgeregt, er kommt aber morgen früh zurück und holt uns auch — das heißt mich. Weil er fort ist, wagte ich zu kommen, aber selbst wenn er es erführe — Sie stockte. Wie geht es ihm?

Etwas besser, sagte Julie mitleidig.

Sie finden es unrecht, daß ich gekommen bin, aber ich konnte nicht anders!

Warum haben Sie nicht geschrieben? fragte Julie.

Monika antwortete nicht. Sie drängte sich dichter an Julie und sagte eindringlich: Lassen Sie mich zu ihm. Ich muß ihn einmal sehen!

Julie trat einen Schritt zurück. Das ist unmöglich, sagte sie betroffen.

Warum? Kein Mensch wird es erfahren. Ich kann es nicht länger aushalten, ich kann nicht! Ich denke an ihn vom Morgen bis zum Abend und die ganze Nacht, bis ich nicht mehr denken kann! Ich werde wahnsinnig, wenn ich ihn nicht noch einmal sehe. Einmal nur! Denken Sie, liebe, gute Julie, es ist nur dies eine mal, und ich muß mich zu Tode grämen! Ich will ja nachher wirklich vernünftig sein, nur einmal ihn sehen!

Sie begann leidenschaftlich zu weinen und hielt dabei Juliens Arm so fest umklammert, als fürchtete sie, diese könnte ihr entschlüpfen. Julie war unschlüssig und schwieg.

Lassen Sie mich zu ihm! begann Monika von neuem, glauben Sie mir, ich habe ein Recht, es zu verlangen! O Julie, wenn er stirbt — ich muß, ich muß ihn sehen! Doktor Petri sagte gestern so schreckliche Dinge, daß ich kaum ertragen konnte, es anzuhören. Ich bin seitdem herumgelaufen wie eine Verrückte, bis ich es endlich möglich machen konnte, mich hierher zu schleichen! Der alte Josef, der mich begleitet hat, wartet draußen an der Mauer; er wird wohl eingeschlafen sein. Alles schläft jetzt; sehen Sie, auch die Lichter in Ihrem Hause sind erloschen! Lassen Sie mich doch nur einen kleinen Augenblick hinein!

Julie vermochte es nicht, diesem Flehen länger Widerstand zu leisten. Sie umfaßte Monika und sagte seufzend: So kommen Sie. Aber es war ihr unbehaglich zu Mute.

Die geknickte Gestalt der Weinenden richtete sich augenblicklich auf, und sie ging so rasch, daß Julie Mühe hatte, Schritt zu halten. Ohne auch nur einen Schatten von Angst oder Unruhe zu zeigen, eilte Monika die Treppenflucht hinan und durchschritt den Korridor. Da vernahm Julie Tante Cäciliens in der Nachtstille leicht erkennbare Schritte. Die würdige Dame hatte sich, von einer plötzlichen Eingebung getrieben, vom Lager erhoben und nach dem Krankenzimmer aufgemacht.

Zurück! rief Julie leise. Sie fühlte den Schreck in allen Gliedern. Allein Monika verschwand, wie eine Eidechse unter dem Steine, in der durch einen altertümlichen Schrank verdeckten Ecke. Im nächsten Augenblicke öffnete sich auch schon eine Thür und, das stark duftende Oellämpchen in der Hand, erschien geisterhaft die Tante.

Wo bist du denn gewesen, Julie? fragte sie scharf.

Ich ging einen Augenblick in den Garten, um — Luft zu schöpfen.

So? mitten in der Nacht? Das ist neu. Und unterdessen hat die Minna das Erneuern des Verbandes versäumt. Das fehlte auch noch gerade — was war denn das eben?

Fledermäuse, die im Gesims spuken, Tante.

Auf euch kann man sich eben immer noch nicht verlassen! Ich sehe, daß ich die Nachtwachen selbst übernehmen muß. Doktor Petri wird schön böse sein, wenn ich ihm diese Nachlässigkeit berichte!

Ein andermal, liebe Tante, werde ich dich bitten, mich zu vertreten, und nicht die Minna. Jetzt aber ist es spät. Gute Nacht.

Nun gut, lege dich schlafen. Ich werde zu dem armen Jungen gehen.

Tante Cäcilie wandte sich dem Krankenzimmer zu; da gab die Angst Julien einen glücklichen Gedanken ein.

Mir wird eine Nacht Schlaf sehr gut bekommen, sagte sie, und da du gerne wachst, so hast du sehr Recht, deiner Neigung zu folgen.

Gerne wachen? Neigung?

Tante Cäcilie setzte das Lämpchen auf die geschweifte Schublade und blickte Julie zerschmetternd an. Als diese jedoch sich anschickte, davonzugehen, ergriff die Tante wiederum das Grubenlicht und bewegte sich mit anerkennenswerter Energie nach ihren Gemächern hin, wobei sie nur sagte: Ich werde schlafen.

Tief aufatmend glitt Julie, ohne die Korridorthür hinter sich zu schließen, nach dem Zimmer des Bruders, und nahm ihren Platz an dessen Bett wieder ein.

Der Kranke fieberte stark und bewegte sich unruhig. Knochen und Adern traten unter der gelben Haut deutlich hervor; das dichte Haar war kurz verschnitten, die Stirn verbunden; was von dem Gesicht zu sehen war war ohne Ausdruck und Leben.

Julie konnte sich an diesen Anblick noch immer nicht gewöhnen. Da war auch kein Zug zu finden, der sie an den alten Valer erinnert hätte. Sie schüttelte trübe den Kopf in Gedanken an Monikas leidenschaftliches Verlangen.

Wie sie sich noch über den Bruder beugte, glitt ein Schatten über die Nachtlampe. Aufschauend gewahrte sie die junge Gräfin, die, neben dem Bette niedersinkend, die abgemagerte Hand des Kranken mit Küssen bedeckte. Sie vergoß dabei wahre Thränenströme und gab ihm die süßesten Namen, die Liebe und Kummer erfinden können. Julie glaubte zu sehen, daß er die Lippen öffnete und daß ein Schimmer von Bewußtsein in seinen Augen aufleuchtete. Sie wandte sich ab und verließ das Gemach.

Im Vorzimmer trat sie an das Fenster und faltete die Hände auf dem Sims. Sie fühlte eine große innerliche Ruhe, ohne zu wissen, warum. Die Erde erschien ihr, wie sie da im Mondlichte lag, traurig, aber doch schön So stand sie lange, ehe sie zu ihrem Kranken zurückkehrte.

Sie müssen gehen, Monika.

Diese wandte den schönen Kopf langsam der Eintretenden zu. Gehen? Ach nein, Julie, ich kann nicht. Er hat es gern, wenn ich hier bin.

Sie beugte sich wieder über den Kranken und lächelte ihm zu. Julie meinte, nie etwas annähernd so reizendes gesehen zu haben, wie den Ausdruck ihres Gesichts in diesem Augenblicke.

Was soll ich thun, flüsterte Monika, soll ich gehen, Valer?

Er öffnete wieder die Augen, als sie seinen Namen nannte, doch zeigte

ihr sein müder Blick, daß er sie nicht verstand. Ihre Augen füllten sich wieder mit Thränen. Er wird sterben, sagte sie tonlos. Dann erhob sie sich und ging.

Der Kranke verhielt sich die Nacht hindurch ruhiger als bisher, und doch war seine Pflegerin so müde, als der Morgen graute, daß der Schmidt, als er ins Zimmer trat, um sie abzulösen, über ihr übernächtiges Aussehen erschrak. Sie möchten doch einmal hinunter ins Eßzimmer kommen, raunte er ihr zu, es wäre jemand unten.

Julie folgte der Aufforderung halb schlafend. Aber auf der Schwelle des Eßzimmers blieb sie überrascht stehen. Die elegante schwarze Dame, die da saß, war niemand anders als Mathilde, und hinter ihr stand Richter. Obwohl die Augen der jungen Frau vom Weinen gerötet waren, sah sie so blühend und glücklich aus, wie Julie sie nie vorher gesehen hatte. Sie wandte sich, nachdem sie die Schwester umarmt hatte, mit besondrer Herzlichkeit dem Schwager zu. Er war ersichtlich in dieser schweren Zeit seiner Frau die Stütze gewesen, deren sie bedurfte.

Der alte Richter war zur Ruhe gegangen, und Tante Cäcilie ließ sich ausführlich seine letzten Tage und Stunden schildern. Was das jetzt für ein Sterben ist! seufzte sie. Man schwieg traurig. Ja, fuhr die Tante fort, es sind schlechte Zeiten und ganz anders, als in meiner Jugend! Damals hielten es die Leute noch für ihre Pflicht, sich anständig zu betragen.

Sie sah die Nichten strafend an. Es war Angewohnheit; aber heute machte es Julie befangen. Sollte sie doch etwas bemerkt haben? dachte sie betroffen; dann sah sie schnell nach dem Onkel. Der balancirte einen Theelöffel auf der Fingerspitze und schien für nichts andres Aufmerksamkeit zu haben. Wir sind an seinen Fenstern vorübergegangen, dachte Julie; er hat uns gesehen. Sie war zerstreut und müde. Nach dem Frühstück wanderte Mathilde nach dem Zimmer des kranken Bruders, wohin es sie mit Macht zog. Richter, dem Juliens Aussehen zu ernst und müde selbst für diese schwere Zeit erschien, forderte sie auf, mit ihm etwas durch den Garten zu gehen. Er sprach zu ihr von Anton. Mich dünkt es eine besondre Vergünstigung, abgerufen zu werden, wenn man noch nicht abgenutzt ist.

Nein, es ist hart! sagte Julie finster. Warum mußte gerade der Frohe und Glückliche sterben, während der andre —

Sie seufzte. Richter sah sie erstaunt an. Der andre? fragte er, die Fortführung ihres Satzes erwartend.

Er eben ist nicht glücklich. Der Tod wäre ihm erwünscht gekommen!

Er mag wieder glücklich werden. Für die Lebenden dürfen wir hoffen, Fräulein Julie.

Sie erwiederte nichts, sondern sah auf das welke Laub, das zu ihren Füßen raschelte, und die Sorgenfalten auf ihrer kurzen, geraden Stirn traten scharf hervor. Richter glaubte den Weg, den ihre Gedanken genommen hatten, zu erraten. Er und Mathilde hatten nach einer gewissen Richtung hin schärfer gesehen, als Julie meinte, und manch ernst beratendes Wort war zwischen den jungen Eheleuten gesprochen worden. Jetzt begann er von seiner Frau zu reden. Sie kennen Mathilde, wenn irgend jemand sie kennt. Aber Sie können nicht wissen, was sie uns in diesen Wochen gewesen ist! Ein Engel an Liebe und Güte, schien sie meinem armen Vater ersetzen zu wollen, was die Härte des Sohnes ihm Jahre hindurch vorenthalten hatte.

Julie sah auf in sein bewegtes Gesicht, ergriff seine Hand und drückte sie herzlich.

Sie nannten sich sonst gern einen Geschäftsmenschen, fuhr er fort, lassen Sie mich einmal „geschäftlich" reden. Mein Vater war ein reicher Mann, und ich bin der einzige Erbe. Mathilde und ich, wir sind heute im Besitze eines Vermögens, das weit anspruchsvolleren Menschen genügen würde. Mathilde hat infolge dessen Ihren Onkel gebeten, auf ihr väterliches Erbe zu Gunsten des Bruders verzichten zu dürfen, und dieser Wunsch soll berücksichtigt werden.

Julie sah den Schwager groß an und ging dann neben ihm weiter.

So könnte es sein, sagte sie endlich; aber sie wußte ersichtlich nicht recht, zu wem sie sprach. Richter führte sie nach dem Hause zurück und ermahnte sie dringend, sich jetzt zur Ruhe zu legen, da sie derselben sehr bedürftig scheine. Julie nickte zustimmend und begab sich auf ihr Zimmer. Aber eine Stunde später wanderte sie über die Wallbrücke und zum Thore hinaus.

Sie ging nach Moosdorf.

Die dicken Steinmauern des Moosdorfer Schlosses hatten der Sonne hartnäckig den Eingang verwehrt, und in den Zimmern herrschte Ende September eine Temperatur, die das Feuer in den Kaminen zur Annehmlichkeit machte.

In einem der hohen und reichen Gemächer befanden sich der Graf und seine Tochter. Sie stand in der tiefen Fensternische und lehnte den Kopf an die bunten Wappenscheiben. Der Graf saß im Reiseanzuge vor einem gut besetzten Frühstückstische.

Dies ewige Kopfhängen kleidet dich schlecht, Moni; man sieht dir die unglückliche Liebe auf Meilen an. Und nun gar diese Klosterabsichten! Wenn du endlich von diesen Phantastereien ließest und gingest die Verbindung ein, die ich dir vorgeschlagen habe, so könntest du erst sehen, was eigentlich leben ist. Einer schönen und reichen Frau liegt die Welt zu Füßen.

Du kannst mich nicht zwingen.

Und die Heiligen sollen mich davor behüten, Schatz! rief er ungeduldig, wenn du es durchaus nicht besser haben willst, meinetwegen gehe ins Kloster.

Sie blickte mit den großen traurigen Augen zu ihm hinüber und ging leise aus dem Zimmer.

Gleich darauf erschien der Kammerdiener auf der Schwelle.

Was giebt's, Franz? Du siehst ja aus, als hättest du der Welt Untergang zu verkünden.

Fräulein von Riffelshausen lassen sich bei dem Herrn Grafen melden.

Welche? rief Daïda und sprang auf.

Das junge gnädige Fräulein, sagte der Diener steif.

Das geht über mein Verständnis, bemerkte Daïda und begab sich eilig nach dem Empfangszimmer.

Dort saß Julie am Fenster. Der große Strohhut verbarg fast ihr Gesicht; die Hände hatte sie auf den Knieen gefaltet. Sie hielt ein herbstbuntes Brombeerblatt in den Fingern und betrachtete es gedankenvoll. Erst als der Graf vor ihr stand, sah sie langsam zu ihm auf und errötete leicht.

Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen, sagte sie. Mein Bruder liegt in Siebenhofen schwer krank. Seine Genesung hängt vielleicht davon ab, daß er wieder Hoffnung für das Leben faßt. Geben Sie jetzt Ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit Ihrer Tochter?

Er schwieg einige Sekunden, dann sagte er: Es geht nicht, da auf beiden Seiten kein Geld vorhanden ist.

Auch hier hat sich manches geändert, sagte sie. Mein ältester Bruder ist

tot; Mathilde und ich sind imstande, auf unsern Anteil am väterlichen Vermögen zu Valers Gunsten zu verzichten, und das Gut hat Aussicht, sich sehr zu heben, wenn wir jetzt Frieden bekommen.

Wie unverständig ist ein solcher Verzicht von Ihrer Seite! Glauben Sie, daß Ihr Bruder Ihnen das Opfer jemals danken wird? Was liegt Ihnen daran, daß zwei Menschen ihre Launen befriedigen, während es tausend andern in demselben Falle versagt bleibt? Monika paßt auch garnicht zu Ihrem Bruder! Er soll sich eine Frau suchen, die ihn in Ordnung hält, das thut uns Männern not! Eine Frau, die ihm das Haus rein hält und seine Kinder zu Ehrenmännern erzieht; eine Frau, die sich nicht sogleich den Tod wünscht, wenn er übellaunig nach Hause kommt, die nicht Zärtlichkeiten verlangt, sondern Achtung, kurzum, eine Frau wie Sie.

Er hatte mit Bitterkeit gesprochen. Julie hielt seinem finstern Blicke Stand mit einer eigentümlichen Mischung von Mut und Angst.

Ich kann Sie nicht überzeugen, Graf; ich will Sie bitten! Es liegt in Ihrer Hand, meinen einzigen Wunsch zu erfüllen.

Er sah sie an mit einem eigentümlichen Aufleuchten der Augen. O, Sie wußten, was Sie thaten, als Sie selbst hierherkamen! Sie wußten, daß Sie, und Sie allein, mich zwingen konnten. Ich gebe nach. Verheiraten Sie, wen Sie wollen; aber kommen Sie nicht wieder in die Höhle des Löwen — ich bin kein Riffelshausen!

Sie war sehr blaß geworden. Als er geendet hatte, stand sie auf, und er geleitete sie schweigend die breite Marmortreppe hinunter. In der dunkeln Halle befanden sich zu ihrer Erleichterung mehrere Diener. An der Thür verabschiedete er sich förmlich.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Noch an demselben Tage stattete Julie dem Onkel ausführlichen Bericht ab. Schweigend und mit gesenktem Kopfe hörte sie Georg bis zu Ende an.

Wie kommst du aber dazu, dein Erbteil dem Bruder zu überlassen? fragte er endlich.

Ich brauche nichts. Wenn Valerian meiner nicht mehr bedarf, gehe ich, mit deiner Erlaubnis, in ein Krankenhaus. Dort hoffe ich für meine Kräfte gute Verwendung zu finden.

Er sah ihr forschend in die Augen. Ist das dein Wunsch?

Ja, Onkel.

Gut. Wir wollen Petri fragen, ob er dir die körperliche Brauchbarkeit für diesen anstrengenden Beruf zuspricht.

Hiermit war die Sache erledigt. Wie weit der Onkel damit zufrieden war, vermochte Julie nicht herauszufinden.

Ein paar Tage später zog das junge Paar Richter nach Trübensee hinüber, wo unter freundschaftlicher Mitwirkung der Familie Schefflingen das alte Pfarrhaus von oben bis unten neu hergerichtet wurde. Schefflingens hatten gute Nachrichten von Emilchen, der es sich zur Zeit in einem französischen Schlosse recht wohl sein ließ.

Indessen ging es unter Petris Leitung und Juliens Pflege mit Valers

Genesung langsam vorwärts. Wenn er nur nicht so schlaff wäre, klagte Petri, man sollte meinen, Ihr Herr Bruder besäße gar keine Energie.

Julie aber beschloß, an die verlorene Energie einen kräftigen Appell zu machen.

Denkst du noch an die Monika Daïda? begann sie eines Morgens, als er stundenlang schweigend gelegen hatte, ohne zu schlafen. Bleib nur liegen, ich verstehe dich ganz gut!

Warum fragst du?

Weil mittlerweile verschiedne Leute nachgiebiger geworden sind.

Von wem sprichst du, Julie?

So bleib doch nur liegen, sonst bekommst du sicherlich kein Wort weiter zu hören.

Ich liege. Bitte, sprich!

Wenn du wieder gesund und arbeitsfähig wirst, kannst du deine Monika heiraten. Man gestattet es jetzt auf beiden Seiten.

Valer erwiederte nichts. Das Fieber verschlimmerte sich, und Julie begann zu fürchten, mit ihrem gewagten Mittel geschadet zu haben. Allein dem war nicht so. Nach ein paar bösen Tagen machte die Besserung des Kranken so rasche Fortschritte, daß alle in freudiges Erstaunen gerieten. Der Tag, an dem der Herr Referendar zum erstenmale in dem gut durchheizten Saale erschien, war ein solcher Freudentag, daß Valerian ganz beschämt sagte: Solchen Lärm habe ich Ungeratener wahrhaftig nicht verdient!

Einige Tage nach diesem wichtigen Ereignisse stattete Georg von Riffelshausen einen mehrstündigen Besuch in Moosdorf ab. Der Graf Daïda war im Begriffe, mit seiner Familie nach Wien überzusiedeln; als aber Georg vorschlug, Monika unter seiner und Cäciliens Obhut in Siebenhofen zurückzulassen, ging er bereitwillig darauf ein. Schon am nächsten Morgen holte der Baron die kleine Dame ab. Der Schmidt wurde vorausgeschickt, um den Genesenden auf den Besuch vorzubereiten, aber kaum hatte dieser mit seiner Einleitung begonnen, als Valerian aufsprang und zum größten Entsetzen Juliens und der Tante in den kalten Vorsaal stürzte. Dort schloß er eine kleine, schlanke, in Pelzwerk gehüllte Dame mit so ungestümer Heftigkeit in seine Arme, daß man zu der Annahme berechtigt war, seine Kräfte müßten in letzter Zeit um ein beträchtliches zugenommen haben.

Ihre schmiegsame Natur und das Zusammensein mit dem Geliebten machten es Monika leicht, sich in den ihr sehr fremden Verhältnissen des Siebenhofner Herrenhauses einzuleben, und ihr anmutiges, weiches Wesen wußte auch hier die Herzen im Sturme zu erobern. Sehen Sie, Fräulein Julie, sagte der Schmidt, eines Abends mit der Pfeife durch den Garten schreitend, wenn man so sieht, wie so gar lieb das gnädige Komteßchen unsern Baron Valerian haben und wie so herzig sie unsereinen mit den großen schwarzen Augen anschaut, da muß man ihr gut sein! Das ist nicht anders.

Von dem Plane der Schwestern zur Erledigung der Geldfrage wollte Valer anfangs freilich nichts wissen. Ich begreife wirklich nicht, wie du so etwas zugeben kannst, Onkel! rief er, nachdem er heftig Protest eingelegt hatte, ohne den Baron von seiner Ansicht zu überzeugen. Monika wird warten, und wenn ich bis jetzt wie ein Pferd gearbeitet habe, so thue ich es von nun an für zweie. Mit solch einem Ziele vor mir werde ich nicht zurückbleiben.

Der Onkel lächelte. Einstweilen, mein lieber Junge, bist du ein Invalide, und deine Energie muß einzig darauf gerichtet werden, wieder zu Kräften zu

kommen. Was aber Mathildens Beschluß anlangt, so hat ihn Richter gut geheißen, und somit kannst du es unbedenklich auch thun. Mathilde ist auch ohne das kleine Erbe, auf das sie zu deinen Gunsten verzichtet, eine reiche Frau. Das Vermögen deiner Tante sowie das meine stecken dergestalt im Gute, daß es unmöglich wäre, sie ganz herauszuziehen; dagegen habe ich das eure nach Möglichkeit freigehalten. Zudem beabsichtigt deine Tante Julien, als ihrer nicht verheirateten Nichte, das ihrige zu hinterlassen. Du siehst, für deine Schwestern ist gesorgt. Es scheint mir eine Pflicht zu sein, daß du um ihret- und deiner Braut willen an dich denkst.

Valer schwieg; der Baron sah in diesem Schweigen mit Befriedigung ein Nachgeben.

Der Winter 1870 war bekanntlich von grimmiger Strenge, und besonders wies unser Hügelland eine Temperatur auf, die den grönländischen Eisbergen Ehre gemacht hätte. Im Hause Siebenhofen wurde, wie Tante Cäcilie behauptete, einmal wieder der „ganze Thüringer Wald“ in die Oefen gesteckt; trotz dieses Aufwandes litt Valer unter der Kälte, sodaß Doktor Petri, als er es Morgens blau gefroren ins Eßzimmer trat, mit Nachdruck die schleunige Ueberführung des Genesenden in ein milderes Klima verlangte. In der That war der junge Held noch durchaus unfähig, sich ernstlich zu beschäftigen, und er verging fast vor Ungeduld über diesen Zustand. Von einer Reise wollte er jedoch nichts wissen. Glaubt ihr, mich loszuwerden, wenn die Moni hier ist? Er lachte in seiner alten Weise. Jetzt habe ich sie; glaubt nur nicht, daß ich so dumm bin, sie noch einmal fahren zu lasseu.

Es nimmt sie dir unterdessen wahrhaftig keiner! rief die Tante ärgerlich, aber Valer blieb eigensinnig bei seiner Meinung. Darauf wurde großer Familienrat gehalten, und Mathildens Vorschlag, die Trauung Valers und Monikas nicht hinauszuschieben, wurde einstimmig angenommen. Man könne ja auf diese Weise Erholungs- und Hochzeitsreise vereinigen, meinte Tante Cäcilie. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die Hauptbeteiligten dies Auskunftsmittel bedingungslos genehmigten.

Das Haus Siebenhofen zog denn wieder einmal sein Festkleid an, und Tante Cäcilie buk und braute, von den Nichten unterstützt, um die wenigen, zu der stillen Feier herbeieilenden Gäste würdig zu bewirten. Die Trübenseer Nachbarn hatten sich eingefunden, und sogar der in seinen Bergen halb eingeschneite alte Dusele mit seiner Schwester war gekommen. Die Traurede wurde zu Mathildens Bedauern nicht von „ihm“ gehalten, sondern auf des Onkels Wunsch von Goldner. Dieser faßte sich übrigens in Rücksicht auf den Gesundheitszustand des Bräutigams erstaunlich kurz, unterließ es sogar, auf das neunzehnte Jahrhundert zu schimpfen, und gedachte nur vorübergehend der tapfern Thaten des Bräutigams und seines edeln Bruders. Diese Erwähnung veranlaßte freilich Tante Cäcilie, Lieschen Schefflingen, Mathilde, die Pfarrerin Goldner und die junge Minna zu mehr oder minder heftigem Schluchzen. Auch dem Schmidt kam die Feier so rührend vor, daß er sich gern die Augen gewischt hätte; da jedoch der Baron ruhig blieb, unterdrückte auch er seine Gefühle.

Als am nächsten Morgen das junge Paar nach der Station abfuhr, kam die Reihe zu weinen an Julie. Es erschien ihr, als müsse sie den geliebten Bruder jetzt endgiltig an die kleine Schwägerin abtreten, und obgleich sie sich deswegen der Selbstsucht anklagte, wollte doch das wehmütige Gefühl nicht weichen. Trotz der strengen Kälte stand sie lange noch auf dem Platze an der

Parkmauer, sah dem Schlitten nach und lauschte den Glöckchen, als er um die Wegkrümmung verschwand. Dann hüllte sie sich fester in ihren Shawl und kehrte langsam nach dem Hause zurück. Da lag das alte Gebäude in seiner reinlichen Schneeumgebung, in dem die Spuren der Schlittenkufen und Hufe ersichtlich waren. Auf den Tannen am Hause krächzte ein Rabe, und der Rauch stieg dünn und grau zu dem farblosen Himmel auf. Es war bitter kalt; krystallartige Eisblumen überzogen die Fensterscheiben; von den Hofgebäuden her erscholl die Axt des Holzhauers, und weiter aus der Entfernung tönte das Summen der Dreschmaschine.

Es war Julien zu Mute, als sei das alte Haus traurig, daß es nun so gar einsam geworden sei, als höre sie es klagen. Sie setzte sich in den Hausflur auf einen alten Holzstuhl und sah mit auf den Knieen gefalteten Händen vor sich hin, bis sie irgendwo eine Thür gehen hörte. Da stand sie auf und ging langsam nach des Barons Zimmer.

Es rauchte drinnen, was öfters vorkam, auch sollte schon seit zehn Jahren „bei Gelegenheit“ ein neuer Ofen gesetzt werden.

Georg schrieb, oder er hatte doch wenigstens die Feder in der Hand.

Lieber Onkel, ich möchte mit dir sprechen.

Er streckte ihr freundlich die Hand entgegen. So feierlich?

Ja. Ich möchte dich bitten, nun die nötigen Schritte wegen meines Eintrittes in das Krankenhaus zu thun.

So willst du wirklich fort?

Ja, Onkel, ich brauche Arbeit.

Und doch siehst du mehr nach Resignation aus als nach einem freudigen Entschlusse.

Ich bin so müde von allem, Onkel!

Er zog sie neben sich auf das alte Ledersofa und nahm ihre beiden kalten Hände in die seinen.

Julie! Kind! Ist es möglich, daß du dich um jenen Mann grämst? Es war das alte Gespenst, das ihn ängstigte.

Sie erblaßte. Ich weiß, es ist eine Sünde, daß es ihm einmal gelang, meine Sinne zu verwirren! Ich entsetze mich, wenn ich daran denke, daß ich in Gefahr kam, die Begriffe von Recht und Unrecht in mir zu verschieben! Es ist eine Erinnerung, die mich beschämt und quält. Du aber hast uns gelehrt, daß wir Entsagung und Arbeit der Schwäche entgegensetzen müssen. Jetzt will ich deinen Lehren folgen.

Er sah sie traurig an. Trage eine Gedankenschuld nicht so schwer. Auch ich habe böse Gedanken gehabt, und habe mich bezwungen.

Ich weiß es! entfuhr es ihr. Er blickte sie betroffen an und schwieg.

Ich möchte mich selbst vergessen, fuhr sie fort; für andre arbeiten, wie du.

Für andre willst du arbeiten? Du meinst für Fremde, Kind? Es arbeitet sich besser für die Menschen, die man liebt. Doch geh, wenn es dich drängt. Ich darf dich nicht zurückhalten.

Er ließ ihre Hände los und senkte den Kopf. Ein paar scharfe Linien traten in sein Gesicht, wie nur der Kummer sie zeichnet. Sie sah ihn tief betroffen an. War es denn möglich, daß er noch wünschen konnte, noch entbehren? War es denn möglich, daß es ihr gegeben war, ihm das Leben lieber zu machen? Fast schien es unglaublich.

Ist es dir denn leid, mich gehen zu lassen? fragte sie fast zaghaft.

Er sah schnell auf. Das fragst du noch? sagten seine Augen.

Da legte sie beide Arme um seinen Hals und barg ihr glückstrahlendes Gesicht an seiner Schulter. Du Liebster, Liebster! Ich will dich nie verlassen, nein, niemals!



Notiz.

Die Italienische Gesellschaft in Berlin (Società Italiana di Berlino). Die Interessen, deren Gemeinschaft in unsrer Zeit die Menschen zu einander führt, pflegen mehr oder weniger einen realen Untergrund zu haben, auch wenn derselbe in der Förderung des Vergnügens besteht. Selten ist es, daß namentlich in den bewegenden Verhältnissen der Großstadt eine Gesellschaft sich zusammenfindet, welche ein ausschließlich ideales Ziel verfolgt. Eine solche ist die italienische Gesellschaft in Berlin, welche am 29. November d. J. ihr fünfzigjähriges Stiftungsfest beging. Aus diesem Anlaß ist von einem Mitgliede derselben, dem Lektor der italienischen Sprache an der Berliner Universität, Rossi, ein „Blick in die Chronik der Gesellschaft" (Occhiato nella cronaca) veröffentlicht worden, welcher geeignet ist, auch das Interesse weiterer Kreise in Anspruch zu nehmen. Die Gesellschaft ist im wesentlichen eine deutsche; sie ist im Jahre 1836 von dem bekannten Sprachforscher und Herausgeber des ersten nennenswerten Wörterbuchs (deutsch-italienisch und italienisch-deutsch) Francesco Valentini begründet worden. Das Ziel der Gesellschaft ist, die Liebe zu den italienischen Studien aufrecht zu erhalten und zu befördern. So groß war und ist noch heute die Sehnsucht der Deutschen nach dem klassischen Lande der Römer, daß sich gleich bei der Gründung der Gesellschaft eine Anzahl geistig hervorragender Personen fanden, welche an der Verwirklichung dieses Zieles arbeiteten, und daß noch jetzt nach fünfzig Jahren es in dem großen Berlin immer noch eine Reihe solcher Personen giebt, welche einmal im Monat die Sorgen des täglichen Lebens von sich abstreifen und sich an der Erinnerung italienischen Lebens erfreuen. Die Chronik der Gesellschaft vergißt nicht die Namen der früheren und gegenwärtigen Mitglieder, die im Jahre die Zahl von 40 niemals überschritten haben, aufzuzählen. Wir finden unter den ersteren den Prof. Schneckenberg, Passalaqua, den Direktor des ägyptischen Museums, Kopisch, Tieck, Schinkel, Rauch, Meyerbeer, Gräfe, Zumpt, Gans, Reumont, Gerhardt, v. Quast, Minutoli, Wiese, Abeken, Balan, Ranke u. a. m. Trotz der verschiedensten Lebensstellung und Parteirichtung ist der Geist ein einmütiger und von allen politischen Ereignissen ungetrübter geblieben. Selbstverständlich haben die hervorragenden Wandlungen in den Geschicken des deutschen und italienischen Volkes nicht ohne Einwirkung bleiben können; die Ereignisse der Jahre 1848, 1859, 1866 und 1870 spiegeln sich wohl hie und da in den Besprechungen der Gesellschaft wieder, zumal da hervorragende in Berlin anwesende Italiener nur allzusehr geneigt sind, auf die Verbrüderung der beiden Nationen hinzuweisen. Die Chronik erwähnt diese Einwirkungen, welche in der Erinnerung zurückliegen, denn heute herrscht das künstlerische und literarische Element in den monatlichen Reden vor; die Themata der letzteren halten sich von jeder Tagespolitik fern, und nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Gesellschaft sich so lange hat erhalten können und auch Aussicht auf ein weiteres Bestehen hat.

Es ist nur ein kleines Stück deutschen und besonders Berliner Kulturlebens, welches diese Chronik in sich schließt, aber es ist doch wohlthuend, zu sehen, wie

in dieser so schnell wechselnden Zeit mit ihren hastigen Bestrebungen gerade in den besseren Teilen der Gesellschaft der alte ideale Geist gepflegt wird, wie Männer, die in der Diplomatie und in der Justiz, in dem Lehr- und Wehrstand, in Kunst und Industrie ihr Tagewerk zu verrichten haben, sich die geistige Frische erhalten und in den Studien der italienischen Kunst und Literatur ihre Erholung finden.

An unsre Leser.

Mit dem vorliegenden Hefte beschließen die Grenzboten ihren fünfundvierzigsten Jahrgang. Wir benutzen diesen Haltepunkt zu einem offnen Wort und einer freundlichen Bitte an die Leser dieser Zeitschrift.

Zwei Ereignisse des abgelaufenen Jahres, der siebzigste Geburtstag Gustav Freytags und der Tod Julian Schmidts, haben Veranlassung gegeben, daß der Name der Grenzboten dies Jahr oft — öfter als gewöhnlich — in der Tagespresse erwähnt worden ist: Freytag und Schmidt waren eine Reihe von Jahren gemeinschaftlich die Herausgeber der Grenzboten. Auch die heutigen Führer des Blattes blicken mit Stolz auf jene Jahre zurück. Aber nicht wie auf eine vergangne goldne Zeit, als ob die Grenzboten heute nicht mehr auf der Höhe stünden wie in den Tagen Freytags und Schmidts. Andre sind sie geworden, gewiß, ganz andre, seitdem sie vor acht Jahren — mit der ersten Nummer des Jahres 1879 — zuerst und früher, als irgendein andres Blatt, den Mut faßten, für die damals allgemein befremdenden und angefeindeten, heute bewunderten und gepriesenen wirtschaftlichen Reformpläne unsers großen Kanzlers einzutreten und damit scheinbar mit ihrer „liberalen" Vergangenheit zu brechen. Mißverständnis, Mißtrauen und selbst Verleumdung verscheuchte damals binnen wenigen Tagen einen großen Teil ihres frühern Leserkreises, und sie haben ein paar schlimme Jahre durchmachen müssen. Heute stehen sie in jedem Betracht wieder auf der alten Höhe und genießen wieder das alte Ansehen und Vertrauen. Und wie könnte es auch anders sein! Unsre Leser wissen, was die Grenzboten wollen, und was sie leisten. Sie kennen ihren politischen und ihren kirchlichen Standpunkt, sie wissen, wie ehrlich sie unausgesetzt um die Lösung der schwersten Frage unsrer Zeit, der sozialen Frage, bemüht sind, wie sie in den vielumstrittenen wirtschaftlichen Fragen ohne einseitig festgehaltenen Parteistandpunkt jede verständige Meinung zu Worte kommen lassen, wie sie fort und fort auf verbesserungsbedürftige Zustände in unsrer

Rechtspflege, unserm Unterrichtswesen hinweisen, wie sie alle wirklich hervorragenden Erscheinungen auf den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der schönen Literatur, die ja anfangs oft nur von wenigen beachtet werden, zur Geltung zu bringen suchen, wie sie stets dem Echten, Wertvollen, Dauerverheißenden durch die erdrückende Masse des Gemachten, Schwindelhaften, auf den Modegeschmack des großen Haufens Spekulirenden den Weg zu bahnen suchen, wie sie nie den Leuten nach dem Munde reden, sondern nicht müde werden, zu belehren, zu mahnen, zu warnen, zu kämpfen — und dies alles, ohne mit „berühmten“ Namen zu prahlen, sondern lediglich durch den überzeugenden sachlichen Gehalt ihrer Aufsätze. Denn auch das wissen unsre Leser, daß die Grenzboten auf allen Gebieten von „Wissenden“ geschrieben werden, und nicht am wenigsten gerade dann, wenn die Artikel ohne Namen erscheinen. Wenn die Grenzboten heute aus dem Kreise der deutschen Zeitschriften verschwänden, es würde eine empfindliche, vielleicht in Jahren nicht wieder ganz auszufüllende Lücke entstehen, eine Lücke zunächst für unsre Leser, eine Lücke aber auch — für unsre Mitarbeiter. Denn durch ihre einzig dastehende Unabhängigkeit, die keine andre Rücksicht zu nehmen braucht, als die auf die gute Sitte, sind die Grenzboten in der Lage, so manchem Aufsatz Unterkunft gewähren zu können, der anderwärts wohl überall vergeblich anklopfen würde.

Leider ist der Leserkreis der Grenzboten, wenn auch nicht klein, so doch verhältnismäßig beschränkt; die meisten ihrer Aufsätze verdienen eine größere Verbreitung, als ihnen zu Teil wird, ja bei manchen Artikeln ist es geradezu ein Jammer, daß sie nicht vor mehr Augen kommen, nicht mehr in die Breite wirken. Die Tagespresse druckt wohl manchen Artikel der Grenzboten nach oder macht ihn zum Gegenstande einer Betrachtung, aber es geschieht dies nicht immer in der Absicht, einem guten Worte weitere Verbreitung zu geben, sondern viel öfter geben die Äußerungen der Grenzboten der gegnerischen Presse Anlaß zu Angriffen, und hiergegen wäre auch an und für sich nichts zu sagen. Aber wer es weiß, wie allmächtig diese gegnerische Presse eine Zeit lang war und in welcher Weise sie zu kämpfen pflegte, dem wird es erklärlich sein, wie schwer es die Grenzboten hatten, gegen diese Übermacht anzukämpfen, und wie ihnen Hohn und Gehässigkeit dabei den Weg verbauen konnte.

So ist auch jetzt, nachdem wir seit acht Jahren konsequent nach einer Richtung zu wirken gesucht haben, die Verbreitung der Grenzboten noch ganz ungleich. Nach manchen Städten, zumal Norddeutschlands, gehen sie in einer größern Anzahl von Exemplaren, und auch in mancher kleinern deutschen Stadt werden sie in mehreren Exemplaren gehalten — der beste Beweis, daß da, wo sie einmal Boden gewonnen haben, die gute, alte Art der Empfehlung von

Mund zu Mund, wie sie in dem gesammelteren Leben kleiner Städte noch üblich und wirksam ist, sehr bald für ihre Verbreitung sorgt. Aber es giebt auch größere Städte, wo sie in verschwindend wenig Exemplaren, und es giebt neben kleinen sehr große Städte, wo sie bis jetzt, dank der Gleichgiltigkeit oder gar Abneigung*) des dortigen Buchhandels nur in einzelnen oder selbst nicht in einem einzigen Exemplare unterzubringen gewesen sind.

Etwas mag der weitern Verbreitung der Grenzboten ihr nicht ganz niedriger Preis im Wege stehen; der Einzelne wird sich selten entschließen, sie zu halten, die meisten Exemplare werden wohl von Lesevereinen bezogen. Aber auch dieser Preis läßt sich nur durch die fortgesetzte Anspruchslosigkeit der Mitarbeiter, die sich im Vergleich zu manchen andern Zeitschriften, z. B. unsern verbreiteten Familienblättern, mit einem äußerst bescheidenen Honorar begnügen, aufrecht erhalten. Der Verleger hat nicht den geringsten Gewinn von der Zeitschrift, er begnügt sich mit der Ehre, sie verlegen und gelegentlich Opfer für sie bringen zu dürfen.

So bitten wir nun unsre Leser, selbst das zu thun, was von andrer Seite verabsäumt oder verweigert wird. Jeder, der unser Blatt lieb hat und zu ihm hält — und das thut jeder, der es regelmäßig liest und frisch liest, nicht ein halbes Jahr nach dem Erscheinen! — jeder lasse sich in seinem Kreise die oben erwähnte Empfehlung von Mund zu Mund angelegen sein, er sorge dafür, daß da, wo es fehlt, es angeschafft werde, dringe darauf, daß da, wo es in wenigen Exemplaren träge durch den Lesezirkel schleicht, durch Verdoppelung der Exemplare sein Gang beschleunigt werde. Alles, was auf diesem Wege erreicht werden wird, soll treulich dem Blatte selbst wieder zu gute kommen.

Mit dieser Bitte und mit der festen Zuversicht auf ihre Erfüllung schicken wir uns an, den neuen, sechsundvierzigsten Jahrgang dieser Zeitschrift hinauszusenden!

Leipzig, im Dezember 1886.

---

*) Wiederholt ist dem Verleger der Grenzboten auf seine Bitte, sich doch für die Zeitschrift zu verwenden, zur Antwort gegeben worden: „Wir werden uns doch nicht für ein Blatt verwenden, das unsre gangbarsten Sachen herunterreißt!“ Unsre Leser wissen, was das für „gangbare Sachen“ sind.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.


32101 064095076